This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STACKS
BR117
A66
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
MAR 1 1985

Annalen
der
gesammten Theologie
und
christlichen Kirche.

Herausgegeben
von
mehren Gelehrten,
unter Mitwirkung
von

Bauer, Böhme, Böttcher, Eisenschmid, Francke, Fritzsche, Genßler, Görwitz, Gruner, Hagenbach, Hauff, Henkel, Heydenreich, Hildebrand, Hoffmann, Holzhausen, Jakobi, Justi, Kaiser, Kraußold, Lehmus, Lomler, Lorberg, Meinel, Olshausen, Pertsch, Schott, Schreiber, Spieker, Süskind, Theile, Weber, Wohlfarth u. a. m.

Sechster Jahrgang.

Ersten Bandes erstes Heft.

Januar.

Bayreuth 1836.
Im Selbstverlage des Herausgebers und in Commission der Grau'schen Buchhandlung.

Inhalts-Anzeige.

Seite

I. Literatur.

D. J. F. T. Wohlfarth, Ueber den Einfluß der schönen Künste auf die Religion und den Cultus überhaupt ꝛc. 1
D. G. F. Illgen, Zeitschrift für die hist. Theologie. 5
H. J. Jäck, Gallerie der vorzügl. Klöster Teutschlands ꝛc. 12
Th. Mystikus, Der neueste Mysticismus ꝛc. . 16
K. Mann, Wie und wodurch ist Doctor Martin Luther der große Bibelübersetzer geworden? . 20
G. T. St., Weg der Wahrheit, die da ist nach der Gottseligkeit ꝛc. 21

II. Wissenschaftliche Abhandlungen und Aufsätze.

Zur Vermittelung der Extreme in den neuern Ansichten über das Evang. des Johannes. Von K. Stäter. 24
Ueber den Jesuitenorden, die Gründe seiner Aufhebung und seiner Wiederherstellung. . . 54
Einige Erinnerungen gegen die im März-Hefte der Annalen der gesammten Theologie von 1835 mitgetheilten Bemerkungen von T. M. zu des Hrn. Dr. Bretschneiders: Aphorismen über das Princip der Wissenschaftlichkeit in der christlichen Theologie. 71

III. Miscellen.

Beiträge zur praktischen Bibelerklärung. Von Dr. Hoffmann. (Fortsetzung.) 79
Dem Prediger ist das Studium der Schrift höchst nothwendig. Von G. 93
Die Seligkeiten. Von Neuffer. 103
Der lebendige Gott. Ein Psalm. Von Neuffer. 106
Erhebung. Von Dr. M. Müller. 107

I.

Literatur.

Praktiſche Theologie.

Ueber den Einfluß der ſchönen Künſte auf die Religion und den Cultus überhaupt, und auf das Chriſtenthum und den chriſtlichen Cultus insbeſondere, in Rückſicht auf die unſrem Cultus bevorſtehenden Reformen. Eine hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung von D. Joh. Friedr. Theod. Wohlfarth, evangel. Prediger in Kirchhaſel bei Rudolſtadt. Leipz., b. Jul. Klinkhart. 1836. gr. 8. S. VIII. u. 144. (18 gr.)

Dieſe dem Herrn Biſchofe D. Eylert in Potsdam zugeeignete Schrift bringt mit Recht einen Gegenſtand wieder zur Sprache, der im Intereſſe unſrer Zeit liegt, nicht als ob das neue Leben des chriſtlichen Cultus vorzugsweiſe von der Anwendung der äſthetiſchen Kunſt dem wiederer

Mittelding, und billigten ihn, wenn er nichts mit dem Aberglauben der römischen Kirche gemein hatte. Die reformirte Kirche aber entfernte alle Bilder aus ihren Gemeinden, und es ist die Frage, was die unirte Kirche in dieser Beziehung für recht erkläre? Die Frage ist aber in der vorliegenden gehaltvollen Schrift mit Recht ganz allgemein gefaßt, da zu einem ästhetischen Cultus auch die Liturgie, die Agende u. s. w., selbst die Predigt mit gerechnet werden muß, und hier überall die Rede nicht von einer absolut schönen Kunst ist, welche den Zweck hat, das Aesthetische um sein selbst willen darzustellen, sondern von einer relativ schönen Kunst, welche im Dienste der Religion darstellt.

Der Herr Verf. geht von dem Begriff der Schönheit und des Symbolischen aus, und zwar vom Standpunct der religiösen Weltansicht, und zeigt den Einfluß der schönen Kunst auf die Religion in einigen Hauptzügen. Es folgen S. 9. II. Blicke auf die ältesten civilisirten Völker, auf die Sinesen, Indier, Perser, Aegypter, Griechen, Römer, nordischen Völker ꝛc. S. 26. III. auf die Hebräer, S. 33. IV. auf Christus und die Apostel ꝛc. Dabei wird der künstlerische Stoff, welchen das Christenthum, besonders der Rede darbietet, anerkannt. S. 45. V. die christliche Kirche bis zur Reformation. S. 54. VI. Beurtheilung des Verhältnisses der schönen Künste zur Religion und dem Christenthum. Das übertriebene Bestreben zu Ende des vorigen Jahrhunderts, die Religion gänzlich zu entsinnlichen, wird stark getadelt, und darin eine Haupturſache des Verfalls der Religion und Gottesverehrung gesucht, ohne zu verkennen, daß im Mittelalter das Extrem vorherrschte und die Kunst den nachtheiligsten Einfluß auf die Religion geäußert hat. Von S. 70. an werden die einzelnen schönen Künste abgehandelt. A. Die Plastik und Malerei, einigermaßen auch die Baukunst und religiöse Putzkunst (Kosmetik) und die schöne Gartenkunst. „Das Frühlingsfest, sagt der Verf., mit Symbolen

der Freude über die Rückkehr des jungen Jahres zu schmücken, das Erntefest mit Aehrengewinden, wäre gewiß eine schöne, Geist und Gemüthe entsprechende Sitte. Warum hat man sie an so vielen Orten abkommen lassen? Wo es thunlich ist, würde es gewiß zur Belebung der Andacht viel beitragen, wenn zu den verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres entsprechende Gemälde, darstellend die heiligen Thatsachen, welchen die Zeit gilt, am Altarblatt aufgestellt, wenn der Altar, die Kanzel, der Taufstein anders an Sonn-, anders an den verschiedenen Festtagen, anders am Bußtage und Todtenfeste bekleidet würden ꝛc. Ohne in den Katholicismus zurückzufallen, vielmehr dies sorgsam vermeidend, vermöchte in der That auch in der Rücksicht, die wir hier nehmen, die Kirche sehr Vieles zur Belebung des Cultus zu thun. Wir haben seit einer Reihe von Jahren mehrere Jubelfeste begangen. Allein die dabei veranstalteten Feierlichkeiten haben ihrem Zwecke im Allgemeinen nicht immer entsprochen, zum Beweise, daß die evangelische Kirche in Hinsicht auf die äußere Repräsentation sehr zurück ist." Und S. 93: „Bei Gelegenheit des Reformationsfestes hat man an mehreren Orten auf öffentlichen, durch die Geschichte der Reformation denkwürdigen Plätzen religiöse Feierlichkeiten veranstaltet, und dieselben waren, wie noch jüngst die Gedächtnißfeier von Gustav Adolph's Tod bei Lützen, von mächtigen Wirkungen auf die Zuhörer begleitet, wenn schon das Locale nicht immer ästhetisch war. Hat man doch natürliche Theater angelegt, warum sollten sich nicht wenigstens gleich passend durch Hilfe der Gartenkunst natürliche Tempel bilden lassen?" S. 95: „Wie unverantwortlich sind unsre meisten Kirchhöfe vernachlässiget! Mit wie leichter Mühe, mit wie geringen Kosten ließe sich oft dem meist engen Raume ein seiner Bestimmung angemessener Schmuck geben, wenn nur die Gräber gehörig angelegt und mit Sinnblumen bepflanzt, Wege geebnet und reinlich erhalten, Steinhaufen

und Todtengebeine, die dem Friedhof das Aussehen eines Richtplatzes oder einer Mordstätte geben, weggeschafft, an passenden Plätzen Gruppen von Trauerweiden, Fichten und andern angemessenen Baumarten angepflanzt und gepflegt würden!" B. Die Musik. S. 105: „unserm Gottesdienste fehlen durchaus noch die Wechselgesänge, die schon die Israeliten kannten. Nichts kann mehr die lebendige Theilnahme aller Glieder der anbetenden Gemeinde wecken, als sie, nichts mehr die Andacht beleben. Die preußische Liturgie hat in dieser Hinsicht viele Vorzüge. C. Die Poesie. D. Die heilige Redekunst (mit Einschluß der Katechese des Dialogs). E. Die Action und Declamation. Dabei wird gezeigt, daß es keine eigentliche geistliche Schauspielkunst geben könne. Auf die Literatur ist überall zweckmäßig Rücksicht genommen, obgleich auch Selbstgedachtes und Eigenthümliches vorkommt, wie schon die angeführten Stellen über die religiöse Kosmetik und Gartenkunst beweisen. Möge nur auch, was hier gesagt, oder aufs neue zur Sprache gebracht ist, beherziget werden! Es war dem Verf. hier mehr um die praktische Richtung, als um die Aufstellung eines Systems zu thun, und wir glauben, daß dieser Zweck erreicht sey. Obgleich auch reichliche historische Bemerkungen über den Cultus vorkommen; so könnte doch in einer künftigen neuen Ausgabe, oder in einer ausführlichern Bearbeitung dieser Schrift, der Einfluß der schönen Kunst bei einzelnen Völkern auf Religion und Cultus, als wohlthätig, oder nachtheilig noch näher nachgewiesen werden, auch in Beziehung auf die Zeitperioden des Christenthums, woraus sich in praktischer Hinsicht bedeutende Resultate ziehen lassen, und wodurch die Theorie der Kirchengesetzgebung bereichert wird. So ließe sich z. B. ein eigenes Werk über den Einfluß der Kirchenlieder auf die christliche Andacht und Gesinnung seit der Zeit der Apostel, mit Angabe der wichtigsten

Kirchenlieder, schreiben, was freilich nur von einer Monographie verlangt werden könnte.

Historische Theologie.

1. Zeitschrift für die historische Theologie. In Verbindung mit der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von D. Christian Friedrich Illgen, ordentlichem Professor der Theologie zu Leipzig. Fünften Bandes zweites Stück. Leipzig 1835. Verlag von Johann Ambrosius Barth. 294. IV. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Dieses Heft enthält fünf Abhandlungen, wovon 2 in lateinischer Sprache abgefasset sind. Die erste Abhandlung ist die von dem Candidaten Eduard Stolle aus dem Holländischen übersetzte „Geschichte der Lehre des Christenthums, in ihrem Verhältnisse zur Kirchen- und Dogmengeschichte, als ein besonderer Theil der Theologie, dargestellt von D. Nicol Christian Kist, ordentlichem Prof. der Theologie zu Leiden," der uns schon als der Mitherausgeber eines historischen Archiv's der Theologie bekannt ist. Kist will durchaus die historia dogmatum, so wie historia doctrinae oder die allgemeine Geschichte der Lehre des Christenthums von der Kirchengeschichte getrennt und als selbstständige Theile der historischen Theologie behandelt wissen. Die Werke Neander's und Gieseler's würden dann nicht so voluminös und dadurch einfacher und nützlicher werden. Allein bei einem methodischen Vortrage der allgemeinen christlichen Kirchengeschichte, deren Verf. weiß, daß er nicht in eine monographische Weitschweifigkeit und zwecklose Detailkrämerei ausarten darf, scheint es doch gerathener und sachgemäßer zu seyn, die Geschichte der

einzelnen christlichen Lehren, wie der christlichen Lehre von der Kirchengeschichte nicht abzusondern und als einen ganz geschiedenen Theil vorzutragen. Kirchenthum und Christenthum, so wie Lehre und Lehrer lassen sich nicht, zweckmäßig, von einander abtrennen, und der Pragmatism würde ganz verloren gehen, wenn man eine so unnatürliche Scheidung vornehmen wollte. Eines greift in das Andere ein und erläutert das Andere. Wie kann man die politische Geschichte von der Kirchengeschichte gänzlich trennen? Eben so wenig die Historie der Dogmen und der Doctrin überhaupt. Hiermit ist, wie sich von selbst verstehet, nicht gesagt, daß die Geschichte der Dogmen und die allgemeine Geschichte der christlichen Lehre, wie die der wissenschaftlichen Darstellung der Dogmen, nicht besonders bearbeitet zu werden verdienen: nur soll die Geschichte der Dogmen, wie die allgemeine Geschichte der Lehre, und die der Dogmatik, nicht aus einer allgemeinen Kirchengeschichte und aus dem akademischen Vortrage verbannt werden. Als eines der ältesten und besten dogmengeschichtlichen Werke führt, mit Recht, Hr. Kist die Geschichte der Pelagianischen Streitigkeiten von dem Polyhistor Gerhard Johannis, oder, wie er sich selbst schrieb, Johannides*) Vossius † 1649, an. Den ganzen Umfang der christlichen Dogmengeschichte bearbeiteten zu gleicher Zeit der französische Jesuit, Freund des Huig de Groot † 1645, Denis Petau † 1652, und der Schotte**) Johann Forbesius † 1648, aus Old-Aberdeen, zuerst.

Kist will die Dogmengeschichte in zwei besondere Wissenschaften trennen, in die allgemeine Geschichte der Lehre des Christenthums und in die Geschichte der besondern Lehrsätze. Die erstere gehet von dem evangelischen Unterrichte aus, forscht nach den Schicksalen,

*) Nicht, wie S. 6, Johann, schrieb sich dieser Aristarchus, und Varro der Bataver, wie man ihn nannte.
**) Das Petavische Werk 1644, das v. Forbese, 1645.

welche die in diesem Unterrichte begriffene Lehre in ihrem ganzen Umfange und in allen ihren Verhältnissen erfahren hat. Die Geschichte der Lehre des Christenthums muß die Frage beantworten, wie es der christlichen Lehre ergangen sey, nachdem sie das Eigenthum der Menschen und der Gegenstand ihrer Theorie und Praxis geworden war. Selbst das Abscheiden der Glaubens- und Tugendlehre kommt bei ihr nicht in Betracht. Denn wie Beide, im evangelischen Unterrichte, auf's Genaueste verbunden waren, so sind sie es auch meistens in der Folge geblieben. Die Geschichte der christlichen Lehre soll uns eine Uebersicht über den ganzen Gang gewähren, den die Auffassung, Entwickelung und Anwendung des evangelischen Unterrichts durch alle Jahrhunderte hin unter den Menschen genommen hat. Die Geschichte der christlichen Dogmen ist dagegen von einem beschränkteren Umfange. Sie hat ihre genau abgemessene Gränzen. Vorbereitet durch die allgemeine Geschichte der Lehre des Christenthums, ziehet sie sich ganz auf die systematische Theologie zurück. Von den besondern Sätzen oder Wahrheiten der christlichen Glaubenslehre ausgehend, forscht sie dem Ursprunge, den Veränderungen und Schicksalen derselben bis in die geringsten Einzelheiten nach, mit dem ausschließlichen Zwecke, zum bessern Verständnisse der christlichen Dogmen, und auf die Weise der Dogmatik, als Eines Ganzen der christlichen Lehrstücke, hinzuleiten. Die Geschichte der Dogmen ist also eine durchaus theologische Wissenschaft (?), während die Geschichte der Lehre des Christenthums mehr noch eine allgemeine historische Richtung hat.

Die allgemeine Geschichte der Lehre des Christenthums und der besondern christlichen Dogmen will Hr. Kist gänzlich separirt haben, was bei dem akademischen Unterrichte die Disciplinen zu sehr vervielfältigen würde. Die Periodeneintheilung in der Dogmengeschichte des Prof. Hagenbach in Basel (in

den theol. Studien und Kritiken von Ullmann und Umbreit, 1. B. 1828. S. 783 ff.), nach der die Dogmengeſchichte vor der Kirchenverbeſſerung in drei Perioden zerfällt, in die apologetiſche, von den Zeiten der Apoſtel bis auf den Tod des Origenes 254; — von dieſem bis auf Johann von Damaskus 730 — die polemiſche, und von dieſem bis auf die Reformation — die ſyſtematiſche Periode, — verwirft Hr. Kiſt. Was derſelbe (S. 34 ff.) über die Behandlungsart der Geſchichte der Lehre des Chriſtenthums ſagt, iſt vortrefflich, wie auch das, was Hr. Kiſt über die Anſicht des Prof. Baur in Tübingen über das Manichäiſche Religionsſyſtem (1831. 8.) bemerkt. Das Werk des Johannes von Damaskus, † 760, heißt nicht ἐκδοσις (wie S. 43), ſondern ἐκθεσις ἀκριβης της ὀρθοδοξου πιστεως — wiſſenſchaftliche Erklärung, Entwickelung des katholiſchen Glaubens*). — Die zweite, lateiniſch geſchriebene Abhandlung iſt die Antrittsrede des außerordentlichen Profeſſor's der Theologie zu Jena, Johann Guſtav Stickel de prophetarum ebraeorum et ministrorum sacrorum in ecclesia evangelica similitudine (S. 55—68). Hr. D. Stickel bekämpft in der

*) Luther hat im dritten Artikel des apoſtoliſchen Symboli Statt: Ich glaube eine heilige, katholiſche Kirche, „chriſtliche" geſetzt. Auch er ſcheint das kirchliche Wort, welches nicht allgemein, ſondern rechtgläubig, orthodox in dem kirchlichen Sprachgebrauche bedeutet, nicht richtig verſtanden und daher dieſen Ausdruck mit dem „chriſtlich" vertauſcht zu haben. Hier entſcheiden die gewöhnlichen Lexica nicht, wo freilich καθολικος, universalis, ſtehet. Die πιστις καθολικη in dem ſogenannten Symbolo Athanasiano iſt ſo viel als πιστις ὀρθοδοξος. Nur iſt der Ausdruck ὀρθοδοξος ſpätern Urſprungs, als das wahrſcheinlich vom Biſchofe Vigilius, Fl. 484, von Thapſus in der Provinz der Africa propria, die Byzacium genannt wurde, herrührende Symbolum Athanasianum. Ich glaube an eine katholiſche Kirche, will alſo im Symbolo apostolico ſo viel ſagen: Ich glaube, daß die Religion Jeſu noch rein und unverfälſcht auf der Erde zu finden iſt.

....soh.

Einleitung den Irrthum Derer, die im Aeußern allein die Religion suchen, ohne deswegen dem Cultus als Mittel zur Beförderung der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit zu nahe zu treten. Er widerlegt die falschen Vorstellungen von einem hebräischen Propheten. Schon der Name נָבִיא, Dolmetscher des göttlichen Willens, weise auf die Bestimmung desselben hin: Dieß sey auch der Vorwurf des evangelischen Geistlichen. Das Reich Gottes auf Erden, nach Jesu Anleitung, zu fördern, sey das Streben des evangelischen Geistlichen. Auch in Rücksicht der Hülfsmittel, ihren Zweck zu erreichen, lasse sich die Aehnlichkeit zwischen den Propheten des alten Bundes und den protestantischen Religionslehrern — nicht dem römisch-katholischen Klerus — nicht verkennen. Die Früchte von der Aussaat beider, was ihre Personen betrifft, sey ziemlich gleich. Die Sprache der Rede ist nicht classisch und der Periodenbau zu künstlich und verschlungen.

Heinrich Brauer, Professor zu Marburg, beantwortet III. die Frage: Darf Gott selbst, gewöhnlich Gott Vater genannt, für den christlichen Künstler ein Gegenstand der bildenden Kunst seyn? (S. 69 — 183?) Der Herr Verf. fängt ab ovo von der Natur Gottes an, und häuft die Schriftstellen, so daß wohl die Geduld jedes Lesers ermüdet wird, die 114 Seiten, ohne zu überschlagen, zu Ende zu bringen. Hätte der Verf. sich auf das Artistische, bei welchem er sich als einen fleißigen Sammler zeigt, beschränkt, so würde er dem Leser dieses Journals mehr zu Dank gearbeitet haben. In einer Sammlung theologischer Dissertationen würde man die Abhandlung des Hrn. Friedrich Rudolf Hasse aus Dresden, um den Grad eines Licentiaten der Theologie in Berlin zu erlangen: Doctrina Anselmi Cantuariensis de imagine divina (S. 184 — 267), eher gesucht haben, als in dieser Zeitschrift. Anselmus, Erzbischof von Canterbury † 1109, ein geborner Piemontese, ist dem Theologen wegen seines, schon bei

dem Skeptiker, Sextus Empirikus, dem Arzte (190 p. Chr.)*), in seiner Schrift adversos Mathematicos, d. i. Dogmatiker, die in der Philosophie etwas Gewisses setzen oder annehmen, auf Das sie ihr Lehrgebäude errichten, IX. 88—91 befindlichen ontologischen Beweises für das Daseyn Gottes und um seiner Satisfactionstheorie willen, bekannt. Hr. Hasse sucht darzuthun, daß das dogma de imagine divina für die Anselmische Theologie von der größten Wichtigkeit sey. Einen Auszug aus dieser 83 Seiten füllenden Abhandlung zu liefern, würde die Gränzen überschreiten, die einem Rec. angewiesen sind, und dieser Auszug würde doch den wenigsten Lesern zusagen. Wer sich mit der Anselmischen Theologie näher befreunden will, muß diese Inauguralschrift, die wahrscheinlich 1833 zu Berlin, als eine Monographie, besonders gedruckt worden ist und großen Theils aus Stellen Anselmischer Schriften bestehet, selbst lesen.

Hr. Professor Maßmann in München liefert V. einen sehr interessanten Aufsatz (S. 269 — 293): Luther auf Hohenschwangau (im alten schwäbischen Allgau) und in Rom. Diese schöne Burg Hohenschwangau, an der Gränze Tirols bei Füessen, die von dem baierischen Kronprinzen besonders gepflegt wird, besitzt als Wandgemälde das Bildniß Luther's. Wie kommt aber das Bildniß Luther's nach Hohenschwangau? Die Sage erzählt, daß Luther nach dem Reichstage zu Worms 1521 hieher zur Obhut geflüchtet vor seinen römisch gesinnten Feinden. Der Kronprinz Maximilian von Bayern hat diese Sage benutzt und den Gegenstand auf seiner neuaufgebaueten Burg Hohenschwangau von Lindenschmidt aus

*) S. J. Chr. Gottl. Ackermann Institutiones hist. medicinae, 1792. 8. p. 105. sqq. Sextus, der zu der Sekte der empirischen Aerzte gehörte, ist der wichtigste Skeptiker oder Pyrrhonier der alten Zeit. Die Mathematiker oder Dogmatiker sind, nach der technischen Sprache der Philosophen, den Skeptikern oder Pyrrhoniern entgegengesetzt.

Mainz entwerfen und malen lassen. Der angestammte Kunstsinn des baierischen Kronprinzen hatte dieser Sage Farbe und Gestalt gegeben. Unwahrscheinlich ist es, daß Luther bei seiner Reise nach Worms und von Worms nach Hause, Hohenschwangau berührt habe, da er am 26. April 1521 Worms verließ und am 4. Mai schon auf der Wartburg angelangt war. Wahrscheinlich kam Luther auf seiner Romfahrt 1510 in diese Gegend, auf welcher weltentscheidenden Reise noch ein tiefes Dunkel liegt. Mit vieler Belesenheit in Luther's Werken spricht hier Hr. Prof. Maßmann von dieser so merkwürdigen Romfahrt, und die Leser dieser Zeitschrift werden ihm für diese interessante Mittheilung Dank wissen. Luther reisete in Aufträgen seines Ordens, als dessen Untervicar er 1516 40 Augustinerklöster in Meissen und Thüringen zu visitiren hatte, nach Rom. Der zu Fuß wandernde Mendicantenmönch sprach Abends in den bemittelten Klöstern Schwabens und Baierns zu und nahm Herberge, wie er später in Italien auch die Hochschulen besuchte. Luther war in seinem Leben über 2764 Meilen gereiset. Berührte Luther auf seiner Reise nach Rom die Burg Hohenschwangau, so war er damals noch nicht volle 27 Jahre alt. Das Lutherbild auf Hohenschwangau zeigt, in wolkiger Mondscheinnacht, links oben die Burg, zu der von Rechts her, um eine Felswand der schmale Weg hinaufführt. An jener Felsecke erscheint, in Mitten des Bildes der Augsburger Ritter Christoph Langenmantel, ein späterer Anhänger Luthers 1518, vollgerüstet, zu dem ihm nachfolgenden Mendicantenmönche umschauend, dem ein zweiter, gleichfalls gerüsteter Rittersmann mit der wehrbereiten Armbrust nachsteigt. Der junge Mönch aber, im schwarzen Augustinergewande, blickt vom Monde beim Umwenden um jene Felswand angeleuchtet, zur nahen Freistätte auf, und hält unter dem linken Arme fest an das Herz gedrückt die heil. Schr.

Rec. wiederholt den Wunsch an den würdigen Herausgeber dieser Zeitschrift für die historische Theologie, zu voluminöse Aufsätze, wie Nr. 4., wenn sie auch innern Gehalt haben sollten, zum Besten der Fortsetzung dieser Sammlung, zurückzuweisen. Als Inauguralschrift gehört Nr. 4. nicht in dieses Journal, und als gelehrte Abhandlung möchte sie sich wohl besser in eine Sammlung passen, die einstens der Generalsuperintendent Velthusen † 1814, Kuinöl, Ruperti 1793 ff. gr. 8., später der letztere und Abt Pott, 1800 ff. 8. herausgaben. Die Illgen'sche Zeitschrift soll doch wohl nicht die Stelle jener Sylloge commentationum theol. vertreten! Der Druck ist scharf, der Druckfehler, die großen Theils Jeder selbst verbessern kann und unbedeutend, sind 31 angegeben; das Papier ist gutes Druckpapier.

....sch.

2. Gallerie (Galerie) der vorzüglichsten Klöster Teutschlands, historisch, statistisch und topographisch von Vielen beschrieben und herausgegeben von Heinrich Joachim Jäck, k. baierischem Bibliothekar (e) zu Bamberg. Ersten Bandes erste Abtheilung. Mit der Abbildung der Abtei Ebrach. Nürnberg, Verlag von Ferdinand v. Ebner. kl. 8. XII. 156.

Der um die Literatur, besonders seines Vaterlandes, vielfach verdiente, thätige Herausgeber dieser Galerie, Hr. Bibliothekar Jäck, liefert in diesem Bändchen in der Einleitung eine ganz kurze freisinnige, nur etwas zu dürftige — auf 5 Seiten — Geschichte der Möncherei, und dann die Geschichte der Klöster 1) Tegernsee im Isarkreise, S. 1—30., Benedictinerordens; 2) Ebrach im k. baierischen Obermainkreise, S. 30—60., Cistercienserordens; 3) S. Urban im Cantone Lucern, S.

61—72., Cistercienserordens; 4) D. Luther's Kloster zu Erfurt, S. 73—76., Augustinerordens; 5) Antoniterkloster zu Höchst bei Mainz, S. 77—84.; 6) Fürstenfeld im baierischen Isarkreise, S. 85—112, Cistercienserordens; 7) Kloster Neuburg bei Wien, S. 113—156., Stift der regulirten lateranensischen Chorherrn des h. Augustinus. Für die Cultur und Literatur des Mittelalters ist die Geschichte der Klosterwelt von der größten Wichtigkeit, da beinahe die einzigen Lehrinstitute in den Klöstern und bei den Metropolitankirchen zu finden waren. Hr. Bibliothekar Jäck wird sich daher ein namhaftes Verdienst um Literatur- und Culturgeschichte des Mittelalters erwerben, wenn er in den folgenden Bändchen besonders die in dieser Hinsicht merkwürdigsten Klöster teutscher Zunge berücksichtiget, wodurch das schätzbare Werk auch ein größeres Publicum findet. Referent macht den thätigen Hrn. Bibliothekar Jäck auf einige Klöster, die literarisch-historische Celebrität in der Geschichte des Mittelalters erlangt haben, aufmerksam, auf das an der Nagold, in einem der lieblichsten Thäler des Schwarzwaldes, 837 gegründete Hirsau, wo immer 12 librarii mit dem Copiiren von Codd. beschäftiget waren, auf Corvey in Westphalen, welches die 5 ersten Bücher der Annalen des Tacitus vor dem Untergange bewahrte, auf die Abtei Prüm im Ardennerwalde, die Insel Reichenau, wohin die Fürsten ihre Söhne schickten, auf S. Gallen, wo der Humanist Poggius Bracciolini † 1459, die Institutionen des Quintilianus in einem dunkeln und scheußlichen Kerker vollständig fand*), auf Spanheim bei Kreuznach, wo Johann Tritheim † 1516, eine bedeutende Bibliothek sammelte**). Unter die im Mittelalter literarisch merkwürdigen Klöster gehört auch das von Joseph

*) Poggi epp. V. 8.
**) S. Stork's Darstellungen aus dem preuß. Rhein- und Moselande, I. 1818. S. 223 ff.

Deißböck, Rechnungscommiſſär zu München, beſchriebene Tegernſee, das jetzt ein Beſitzthum der königlichen Wittwe des verewigten Maximilian Joſeph iſt. Zwei Brüder aus fürſtlichem Geblüte, Adalbert und Ottokar, gründeten ohngefähr 200 Jahre nach dem Tode des Stifters des Ordens Benedictus † 543, das Benedictinerkloſter Tegernſee. Unter dem Abte Ellinger † 1041, findet man daſelbſt eine Stiftung für Lehrer (?). Fromund, Dichter und Chronikograph des Kloſters, machte ſich um das Schulweſen verdient. Die Aebte Gosbert † 1018, und Ellinger † 1041, gelten als Stifter der Kloſterbibliothek. Da auch ein ordo scriptorius im Kloſter Tegernſee hergeſtellt war, ſo fand man daſelbſt ausgezeichnete Kalligraphen, und Ellinger verſah die Naturgeſchichte des ältern Plinius mit Figuren der Thiere. Ausgezeichnet als Vorſteher der Kloſterſchule, die auch von Ausländern beſucht wurde, verdient Werinher, der vom Abte Rupert † 1186, von Salzburg nach Tegernſee gezogen worden war, zu werden, deſſen Gedicht zur Ehre Mariä gedruckt iſt. Hr. Deißböck hätte bemerken ſollen, daß in Weſtenrieder's Beiträgen zur vaterländiſchen Hiſtorie IX. S. 156., Seb. Günther dieſen Schulvorſteher Werinher oder Wernher für den Verfaſſer der in der Geographie des Mittelalters merkwürdigen Abſchrift der Poſtkarte für römiſche Magiſtrate, die unter dem Namen der Peutingeriſchen Tafel bekannt iſt, ausgiebt. Auch hätte nicht übergangen werden ſollen, daß zu gleicher Zeit ein anderer vornehmer Wernher v. Aufhofen Oekonom des Kloſters war, der mit dem Schulvorſteher verwechſelt wird. Das 2. beſchriebene Kloſter Ebrach war wohl bei ſeinen Revenüen von 146900 Gulden das reichſte Kloſter in Franken (eingeweihet 1134). Unter den merkwürdigen Aebten wird (S. 53.) Johann III. Wolf † 1540, als der bezeichnet, der eine Erläuterung der Sprüche des Petri Lombardi geſchrieben

habe. Allein die Sententiae dieses Scholastikers † 1164, dürfen wohl nicht durch Sprüche, sondern durch Glaubenslehren oder Dogmen gegeben werden. Der letzte der Aebte von Ebrach, Eugen Montag † 1811, der bei der Säcularisation 8000 Gulden Pension erhielt, war der talentvollste und kenntnißreichste unter allen. Seine Geschichte der teutschen staatsbürgerlichen Freiheit in 3 Bänden wird von allen Kennern geschätzt. Die Abtei S. Urban, 1148 gegründet, hat wenig Merkwürdiges. Luther's Augustinerkloster zu Erfurt wurde 1223 gestiftet, und hat nur durch diesen Heroen Bedeutsamkeit erlangt. Das Antoniterkloster zu Höchst 1441, wie das Kloster Fürstenfeld (beschrieben von Deißböck) haben locales Interesse. In der Nähe des letztern Klosters starb Kaiser Ludwig der Bayer 1347 plötzlich in den Armen eines Bauers. Maximilian Joseph ließ seinem großen Ahnherrn 1808 ein Monument hier setzen. Kloster Neuburg, 2 Stunden von Wien, ist von Maximilian Fischer, Pfarrer der obern Stadt, Kloster-Neuburg beschrieben, und Jäck hat diese Nachricht bevorwortet. Der unschuldige Aufsatz hat das Wiener Imprimatur (S. 156.). Napoleon und die hohen Herrschaften auf dem Wiener Congresse beehrten dieses Stift mit ihrem Besuche. Wie Hr. Jäck bei der 1095 gestifteten Hospitalbrüderschaft des h. Antonius (S. 77.) historische Notizen vorausgeschickt hat, so hätte man Dieß noch mehr (S. 113.) von den lataranensischen (?) Chorherrn des h. Augustinus erwartet. Möge uns Hr. J., nach den vorhin angedeuteten Bemerkungen, recht bald mit einer Fortsetzung beschenken, und die Beiträge, wenn es nöthig ist, in Rücksicht der stilistischen Form, überarbeiten! Das paradiesisch gelegene Benedictinerkloster Banz kennen wir durch Baptist Schad in Schlagschatten gestellt; möchten wir es durch den Hrn. Bibl. J. von der Lichtseite kennen lernen! ...sch.

Polemik.

Der neueste Mysticismus. Ein Sendschreiben an meine Brüder unter den Mystikern, von Theodulus Mysticus. Leipzig, Verlag von Vetter und Rostosky. 1835. (4 gr.)

In der evangelischen Kirche hat sich seit neuerer Zeit das Positive nach und nach wieder mehr Anerkennung erworben, so daß sowohl das gegebene Bibelwort in größere Achtung gekommen ist, als auch die göttliche Würde Jesu von Vielen in einem tieferen Sinne, als bisher, zugestanden wird. Gegen diese Richtung der Zeit hat man mit vorher nie gewagter Consequenz neuerlich erst eine mythische Ansicht der Geschichte Jesu geltend gemacht, und dadurch die bisherigen Bestrebungen, die nur einzelne Theile des Neuen Testaments trafen, auf das Ganze ausgedehnt, um so die wieder gewonnene Auctorität der Schrift sicherer zu vernichten. Eine ähnliche Tendenz hat obengenannte kleine Schrift, nur daß sie gegen das System und die Dogmatik der Bibelgläubigen gerichtet ist.

Zuerst wird gerügt, daß die neuern Mystiker so oft das Gebot der Liebe in ihrem Urtheile vergessen; dann wird dargethan, wie in der sittlichen Würde Christi, nicht in seinem Blut, der Mittelpunct des Göttlichen in ihm geschaut werden müsse. Die Geburt, die menschliche Erscheinung des Heilandes, erklärt der Verfasser, ist für unsern Glauben ganz gleichgültig; nur seine Wahrhaftigkeit darf nicht bezweifelt werden, indem wir seinem Worte Zutrauen schenken müssen. Er stellt sich selbst nämlich überall nur als den Weg, Gott aber als das Ziel dar. Gott nun ist die Liebe, weil wir seine Kinder sind, und der Mensch wird zum Thiere erniedrigt, wenn man ihm das göttliche Ebenbild in Vernunft und Willen abspricht. Es giebt ein natürliches Gottesbewußtseyn, und auch ein göttliches

Vermögen, heilig zu seyn, wie Gott, in der Liebe. Doch findet Jeder an sich noch Sünde. Kein Anderer, nur der Sündigende selbst, kann für diese büßen; denn die Lehre von einer wirklichen thatsächlichen Versöhnung mit Gott widerspricht der Heiligkeit, Gerechtigkeit und Allwissenheit Gottes, so wie der menschlichen Freiheit. Vielmehr muß die Schuld der Sünde getilgt werden bei einem Jeden durch eine erneuerte Unschuld, und um diese Wahrheit zu bestätigen, starb Christus. Jede Sünde müßte eine Beleidigung der Majestät Gottes seyn, der höchste Gesetzgeber müßte durch seine Strenge nur seinen eigenen Vortheil, nicht das Wohl der Geschöpfe suchen, und Gott müßte zwischen Liebe und Haß hin und her bewegt werden, wenn die Ansicht der gewöhnlichen Mystiker Wahrheit wäre. Jede Sünde zieht Strafe nach sich, äußere und innere, z. B. die klagende Stimme des Gewissens und den Betrug durch Scheinheiligkeit und Lüge das innere Gottes-Wort zu unterdrücken. Dieser findet sich besonders bei den Mystikern, die ihr Gewissen mit Christi Blut stillen wollen. Die Freuden des Himmels dagegen werden nicht durch späte Reue, sondern durch ein thatenreiches Leben erworben.

Wir sehen, daß in dieser kleinen Schrift die gewöhnlichen Gründe gegen die Dogmatik der symbolischen Bücher und gegen den Glauben der Reformatoren gesammelt sind, und wir haben die Verdächtigung dieser Lehre, als gründe sie sich auf Betrug, Lüge und Scheinheiligkeit, nur mit Widerwillen aus dem Munde eines Mannes vernommen, der als Mitglied der protestantischen Kirche Achtung vor den Gründern derselben und Anerkennung ihres Geistes und und Sinnes haben sollte. Fragen wir dagegen, was von dem Verfasser als positive Lehre seines neuesten Mysticismus angeführt wird, so bekennt er sich zu dem alten Rationalismus, wirft demselben aber ein neues Gewand um, indem seine Sprache viel biblischer lautet, als man es

sonst gewohnt ist. Man hat dieses als Curialstyl zu betrachten, den man bei Verhandlungen mit Mystikern gebrauchen muß. Die biblische Einkleidung dient seit neuerer Zeit theologischen Gedanken nicht nur bei den Mystikern, sondern überhaupt bei Religiösgesinnten zur Empfehlung.

Auf welchem wankenden Fundamente die Ueberzeugungen des Verfassers beruhen, zeigt sich deutlich dadurch, daß er von der historisch überlieferten Geschichte Christi nur die Aussprüche desselben als glaubwürdig will gelten lassen; was offenbar auf halbem Wege stehen bleiben heißt. Bei einem Profanscribenten könnte man es nur lächerlich finden, wenn Jemand die Geschichte für mythisch, die Reden aber für historisch angesehen wissen wollte. Wenn der Verfasser consequent seyn will, so muß er zu der von Strauß in dem Leben Jesu behaupteten Ansicht fortschreiten. Auf der andern Seite weiß der Verfasser sein wahres Princip, die Vernunft, so gut zu verstecken, daß sie nur selten genannt wird. Dieses möchte man billigen, da durch Hegels Bemühung dargethan worden ist, daß die gewöhnlich sogenannte Vernunft etwas Subjectives, durch die allgemeine Zeitbildung Bestimmtes ist. Es leiden daher die einzelnen Behauptungen dieser Schrift an Einseitigkeit. Während der Verfasser von dem subjectiven Gottes-Bewußtseyn ausgeht und als ursprüngliche Aeußerung desselben die Ueberzeugung anführt, daß Gott die Liebe ist, bedenkt er nicht, daß der historische Entwicklungsgang der Religion ganz etwas Anderes lehrt, und daß das Gewissen jederzeit als Ankündigung eines göttlichen Gesetzes sich kund thut. Noch unbegreiflicher ist es, wie bei dem göttlichen Vermögen zu allem Guten die Sünde als eine solche gewaltige Macht unter die Menschen treten konnte, und man fragt umsonst nach einem objectiven Grunde dieser Erscheinung. Um ferner Christum als Versöhner überflüssig zu machen, soll der Mensch im Vertrauen auf seine erneuerte Un-

schuld vor Gott treten können. Wie das möglich ist, wenn bei der wachsenden Tugend auch die Erkenntniß unserer Mangelhaftigkeit und der Schmerz über unsere noch übrigen Fehler wächst, sieht Ref. nicht, und ein Gemüth, das zart und fein fühlt in Sachen der Religion, würde bei dieser Ansicht verzweifeln müssen. Wo aber keine Anerkennung der Sünde ist, ist auch kein Bewußtseyn der Gnade; daher weiß der Verfasser auch nichts von der Thatsache, daß eine objective Gewalt des Guten in die Mitte der sündigen Menschheit getreten ist, welche trotz aller Hindernisse und aller Uebel, die sich ihr entgegen stellten, sich behauptete, und als weltüberwindend bewies. Dieß kann nicht dadurch widerlegt werden, daß man die Anselmische Satisfactionstheorie verwirft; denn diese ist nur ein Erklärungsversuch jener Thatsache, der dem wissenschaftlichen Standpuncte vergangener Jahrhunderte genügte. Erst in dieser Thatsache zeigt sich ganz die göttliche Liebe, die sich selbst als das absolut Gute der Menschheit mittheilte, die göttliche Heiligkeit, die stets ohne die historische Erscheinung eines Sündlosen ein leerer Gedanke geblieben wäre, die göttliche Gerechtigkeit, die dem Reiche des Geistes Bestand und Fortdauer verleiht, und es scheint uns gerathener, hier schon in dieses Reich zu treten, als in einer andern Welt, gleichsam, wie der Verfasser meint, uns dazu nöthigen zu lassen.

Der Verfasser wird also weder die Mystiker unter dem Volk, noch die Theologen, die dieser Richtung huldigen, auf andere Ansichten bringen, da sein Versuch über das Fundament der abweichenden Ansichten zu schnell hinweggegangen ist, und dann keineswegs den Standpunkt irgend einer neuern theologischen Schule, sondern nur den der alten rationalistischen eingenommen hat.

B....r.

Bibelüberſetzung.

Wie und wodurch iſt Doctor Martin Luther der große Bibel-Ueberſetzer geworden? Ein Nachruf zum dritten Jubeljahre der Lutheriſchen Bibel-Verdeutſchung an alles Volk und beſonders die ſtudierende Jugend, von Karl Mann, Pfarrer in Wilhelmsdorf. Stuttgardt 1835, bei Johann Friedr. Steinkopf. (6 gr.)

Unter den durch das Jahr 1834 über die lutheriſche Bibelüberſetzung veranlaßten Schriften behauptet gewiß die Arbeit des Verfaſſers ihre Stelle. Sie iſt vorzüglich für diejenigen Mitglieder der proteſtantiſchen Kirche berechnet, die aus der Mitte des Volkes über die hiſtoriſche Entſtehung der deutſchen Bibel, aus der ſie die Erkenntniß des chriſtlichen Glaubens und Lebens ſchöpfen, ſich belehren wollen. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Bibelverachtung und über den Stand der Wiſſenſchaften im 15ten Jahrhundert geht der Verfaſſer von dem Puncte aus, wo Luther ſich der erſten Anfänge ſeines pauliniſchen Glaubens unter ſchweren Kämpfen durch eigene Erfahrung bewußt wurde; dann weiſt er nach, wie die Befeſtigung und Erweiterung der religiöſen Ueberzeugungen Luthers und ſein Verſtändniß der heiligen Schrift mit einander Hand in Hand ging und gleichmäßig wuchs. Während die Zeit noch nicht ganz verſchwunden iſt, wo man die Güte der Bibel-Ueberſetzung Luthers allein durch ſeine Gelehrſamkeit und ſeine mit vieler Mühe erworbene Kenntniß der hebräiſchen und griechiſchen Sprache begreiflich machen wollte, zeigt der Verfaſſer, wie die Einheit des Geiſtes, der in Luther herrſchte, und aus dem die Schrift ſtammt, vorzüglich es war, was ihm oft ſchwere und dunkle Schriftſtellen aufhellte, und was ihn vor der Flachheit mancher jetzigen Ueberſetzer und

Exegeten bewahrte. Er verkennt aber auch durchaus nicht, wie zu dieser innern Bedingung auch die Erwerbung der hinlänglichen Sprach- und Geschichtkunde kommen mußte, um das zu leisten, was Luther wirklich geleistet hat. Da bei denjenigen Laien, die nach solchen Schriften sich umsehen, gewöhnlich ein tieferes religiöses Interesse herrscht, so ist auch der Ton nicht ganz zu mißbilligen, obgleich er besonders im Anfange allzusehr ins Erbauliche fällt. Einzelne Begebenheiten sind hier nur obenhin erwähnt, die dem Volke wenigstens unbekannt seyn werden, was wohl daher kommt, daß der Verfasser zugleich für Studierende schrieb. Manches, was auf die Bibelübersetzung Luthers nur einen höchst entfernten mittelbaren Einfluß hatte, wird hier angeführt, weil der Verfasser uns ein Bild des gesammten Wirkens und besonders der literarischen Thätigkeit Luthers, deren Mittelpunkt stets „seine allerliebste Bibel" war, entwerfen will. Gewiß wird keiner diese Schrift ohne eine anschauliche Kenntniß der Art und Weise, wie Luther die große Meisterschaft in Verdeutschung der heiligen Schrift erlangt hat, aus der Hand legen.

V....r.

Asketik.

1. Weg der Wahrheit, die da ist nach der Gottseligkeit; bestehend aus zwölf bei verschiedenen Gelegenheiten aufgesetzten Stücken und Traktätlein, nebst zwei Zugaben. Vormals einzeln gedruckt, jetzt aber zusammen herausgegeben von G. T. St. Siebente verbesserte Aufl. Essen, bei L. D. Bädeker. 1834.

Daß der Inhalt dieses Büchleins überaus anziehend für Viele seyn müsse, davon ist schon die 7te

Auflage, die es erlebte, Beweises genug. In dem Seidenweber Terſtegen, der der Verfaſſer iſt, lag eine tiefe Weisheit und eine Schriftkenntniß, die ihm die hohe Achtung aller Schriftfreunde ſichern wird, wenn gleich die dogmatiſche Richtung Einzelner eine andere ſeyn mag. Vorzüglich hat uns angeſprochen, daß er mit ungeheucheltem Ernſt auf Heiligung des Herzens und des Lebens dringt, und doch die Rechtfertigung durch den Glauben mit allem Eifer feſt hält. Wir ſind überzeugt, daß das Buch manchem ein Wegweiſer zum Leben, das verborgen iſt in Chriſto, werden kann. Geübte Sinne werden Menſchliches und Göttliches unterſcheiden, aber ernſte Forſcher werden auch finden, daß dem theuern Verfaſſer des Buchs bei aller Wärme eine große nüchterne Beſonnenheit keineswegs abzuſprechen, und er mit Unrecht als ein myſtiſcher Schwärmer verrufen iſt.

2. Die ewige Ruhe der Heiligen, dargeſtellt von Richard Baxter. Aus dem Engliſchen. Zweite verbeſſerte Auflage. 390 S. Berlin, Verlag von G. Eichler. 1835. (20 gr.)

Es kann Ref. nicht in den Sinn kommen, vorſtehendes Werk, welches nunmehr vor bald 200 Jahren zum erſten Mal ans Licht getreten und auch in ſeiner deutſchen Ueberſetzung vielfach verbreitet iſt, einer Kritik oder auch nur einer ausführlichen Anzeige unterwerfen zu wollen. Dieſes Buch gehört zu jenen, welche Gott befreundete Seelen ſo ſehr anziehen, daß ſie kaum ſatt werden können, darinnen zu leſen, um daraus Glaubensſtärkung und Troſt in den Wirren des irdiſchen Lebens zu holen. Daß bereits eine zweite Auflage der, wie uns däucht, ſehr gelungenen Ueberſetzung erſchienen iſt, iſt ein erfreuliches Zeichen von einem unter dem deutſchen Volk immer mehr überhandnehmenden chriſtli-

chen Ernſt. Hier ſoll nur noch bemerkt werden, daß dieſes Buch für Geiſtliche von beſonderer Wichtigkeit iſt, weil ſie über viele Lehren der Schrift in Abſicht auf die letzten Dinge Aufklärung finden, wie ſonſt nirgends leicht in ſolcher Deutlichkeit, und weil ſie auch manche Abſchnitte deſſelben ſehr wohl zu Betrachtungen für ſogenannte Leſeleichen gebrauchen können.

II.

Wiſſenſchaftliche Abhandlungen und Aufſätze.

Zur Vermittelung der Extreme in den neuern Anſichten über das Evangelium des Johannes.

Von

Karl Stöter,

Pfarrer zu Kirchberg im Braunſchweigiſchen.

Wenn das Evangelium des Johannes um ſeines Verfaſſers, ſeines Inhaltes und ſeines vielfachen, ſowohl kirchlichen als religiöſen, Einfluſſes willen unſere Aufmerkſamkeit in einem ganz vorzüglichen Grade in Anſpruch nimmt: ſo wird ſich uns die genauere Betrachtung der Eigenthümlichkeit dieſer neuteſtamentlichen Schrift wegen mancher befremdenden oft ſich ſelbſt ganz entgegengeſetzten Ergebniſſe der neueſten Forſchungen als eine eben ſo ſchwierige, als unerläßliche Pflicht darſtellen müſſen. Hat eine frühere Zeit nicht ſelten eine ungemeſſene Vorliebe für dieſes Evangelium ausgeſprochen, und daſſelbe ſogar auf Koſten der andern gleichartigen Schriften zu erheben kein Bedenken getragen: ſo iſt in neuerer Zeit nicht bloß ſeine Uebereinſtimmung

mit den übrigen Evangelien, sondern seine Glaubwürdigkeit überhaupt, ja selbst sein apostolischer Ursprung nicht selten in entschiedene Zweifel gezogen worden. Es sind dergleichen Bedenklichkeiten zu wiederholten Malen, auf so dringende Weise und zum Theil von so ausgezeichneten Theologen ausgesprochen worden, daß in ihrer Nichtbeachtung sich nicht weniger, als die größte Gleichgültigkeit, gegen den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft, und ein sehr anmaßliches Vertrauen auf die eigene Meinung darlegen würde. Alle diejenigen, welche eine möglichst sichere und gründliche Erkenntniß der heiligen Schrift für das Hauptziel ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen erachten, haben sich zu der strengsten Prüfung ihrer Ansichten über das von Manchen vielfach verdächtigte und von Anderen sehr ernstlich vertheidigte Evangelium berufen gefühlt. Mehrere zur Förderung der Wissenschaft (oder wenn man will, zur Erhaltung des alten Kirchenglaubens) gestiftete Gesellschaften*), wie auch einige der freisinnigsten theologischen Facultäten**) haben den Streitpunkt

*) Die Harlemer Gesellschaft zur Vertheidigung des Christenthums hat im Jahre 1824 eine Schutzschrift für das Evangel. Joh. als Preisaufgabe gestellt, die Gesellschaft im Haag im Jahre 1831. Jene hat dem, im Buchhandel jetzt nicht mehr käuflichen, Werke von Krome: „Probabilia haud probabilia, oder Widerlegung der von Bretschneider gegen Johannes erhobenen Zweifel," die letztern der populären Verhandlung von Hauff: „die Authentie und der hohe Werth des Ev. Joh., mit Rücksicht auf die neueren Einwendungen ꝛc." den Preis zuerkannt.

**) Die Facultät zu Göttingen erließ 1825 die Preisfrage: „utrum Jesus Christus, qualis in evangelio Joannis describitur, indole et ingenio plane diversus sit ab eo, quem reliqua evangelia exhibeant, an quicquid hi diversi scriptores de eo referunt, optime conciliari possit." Die Facultät zu Jena wollte im J. 1831 einen Vergleich zwischen Johanneischer und Pauliniſcher Christologie angestellt wissen. Die Aufgabe der ersteren haben Rettberg „an Joannes in exhibenda Jesu natura reliquis can. script. repugnet." Goett. 1826. und Reinecke „de constanti et aequabili Jesu indole et ingenio etc." Hannov. 1827, die der letzteren Grimm „de Joanneae Christologiae indole Paulinae comparata." Lips. 1833 gelöst.

für wichtig genug erachtet, um ihn zum Gegenstande ihrer Preisaufgaben zu erheben, und jüngere und ältere Gelehrte haben fortwährend, sowohl gelegentlich, als in besonderen Schriften, zum Theil mit keinem geringen Aufwande von Gelehrsamkeit ihre besonderen Ansichten ausgesprochen und geltend zu machen gesucht. Nur mit Mühe vermag man sich eine klare Uebersicht der verschiedenartigen Meinungen, welche sich bis jetzt herausgestellt haben, anzueignen, und mit noch größerer Mühe jene Unbefangenheit zu bewahren, womit diejenige Beurtheilung nothwendig geleitet werden muß, welche uns aus dem Streite der Meinungen zu der Ruhe der eigenen festen und probehaltigen Ueberzeugung hinführen kann. Mag man nun auch, theils wegen der Schwierigkeit der Sache selbst, theils weil der Streit der Meinungen noch keineswegs als geendet angesehen werden darf, darauf Verzicht leisten müssen, sich in jeder Beziehung zu einer völlig zweifelsfreien Ueberzeugung erheben zu können; mag man vielmehr selbst bei der gründlichsten Forschung manche Frage, welche den Werth und die Glaubwürdigkeit der Johanneischen Hauptschrift im Besonderen anbetrifft, nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu beantworten vermögen: so ist doch die erfreuliche Thatsache keineswegs zu verkennen, daß der Zeitpunct, wenn nicht völliger Ausgleichung, so doch gegenseitiger Annäherung der entgegenstehenden Ansichten schon gegenwärtig einzutreten beginnt. Die Stimmen des neuerungssüchtigen Zweifels, so wie der befangenen Vorliebe scheinen allmälig zu verstimmen. Niemand will fortan das Evangelium des Johannes aus unserm Kanon verwiesen wissen; aber auch nur Wenige wagen es, jenen Zweifeln, welche sich gegen seine Glaubwürdigkeit erhoben haben, allen Schein der Wahrheit abzusprechen. Man räumt vielmehr der strengen Kritik um so williger ihre Rechte ein, da eben sie uns in ei-

nem theuern Besitzthume erhalten und dasselbe gegen mögliche Formen-Angriffe sicher gestellt hat.

Eine beurtheilende Zusammenstellung der verschiedenen und beachtenswerthesten neuern Ansichten über unser viertes Evangelium wird hiernach als eine zeitgemäße Aufgabe betrachtet werden können, und vielleicht gerade für diese Blätter, welche eine Verständigung der streitenden Parteien sich zu einer vorzüglichen Aufgabe stellen, kein ganz ungeeigneter Beitrag seyn! Möge sich der Verf. von Seiten beurtheilender Leser einer Nachsicht, welche der Schwierigkeit dieser Verhandlung gleich kommt, versichert halten dürfen!

Fassen wir nun um der Uebersichtlichkeit der Darstellung willen die hier zu beleuchtenden vermittelnden Ansichten unter gewisse Hauptgesichtspuncte zusammen, so möchte zunächst zu bemerken seyn:

1) Das vierte Evangelium ist Johanneischen Ursprungs, jedoch läßt sich in den mitgetheilten Reden Jesu eine Beimischung der Subjectivität des Referenten nicht verkennen.

Bekanntlich ist die Authentie unsers Evangeliums erst seit dem Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts von deutschen Gelehrten, und zwar vornehmlich von Vogel, Horst, Kludius und Ballenstädt in entschiedene Zweifel oder offene Abrede gestellt worden; indem bis dahin nur Einige der englischen Deisten die Meinung der Aloger zu der ihrigen gemacht hatten. Ihre meistens aus dogmatischen Gründen entnommenen Zweifel, welchen besonders Schleier, Nöldeke und Süßkind entgegentraten, wurden jedoch für so wenig begründet erachtet, daß selbst Eichhorn (Einleit. 2ter Thl. S. 240) eine ausführliche Widerlegung derselben für etwas Ueberflüssiges erklärte.

Inzwischen hatte selbst Herder auf die buchstäbliche Treue der von Johannes aufgezeichneten Reden

Jesu Verzicht geleistet*), und der Verf. der Briefe über den Rationalismus erklärte (S. 326) unumwunden, daß der Jesus des Johannes offenbar ein ganz anderer, als der der Synoptiker sey. Wegscheider (institut. theol. dogm. §. 43. not. 1.) de Wette (Relig. u. Theol. 1. Aufl. S. 150. 2. Aufl. S. 178) u. A. trugen eben so wenig Bedenken, eine wesentliche Verschiedenheit unseres Evangeliums von den übrigen zuzugestehen. Je weniger aber selbst die freisinnigsten Theologen daran dachten, die apostolische Originalität in Abrede zu stellen, um so befremdender war der ernste Angriff, welcher unserm Evangelium durch Bretschneider in seinen berühmten Probabilien**) widerfuhr. Der Verf., welcher hier alte und neue Zweifel zusammen, und, um zu weiterer Forschung zu reizen, recht geflissentlich auf die Spitze stellt, hat sich auf jeden Fall das nicht geringe Verdienst erworben, das Augenmerk der Kritiker auf einen sehr wichtigen Punct, dessen Schwierigkeit bis dahin Wenigen recht klar geworden seyn mochte, hingelenkt zu haben. Wenn es gleich Manchen befremden mochte, daß gerade diejenigen, deren Entgegnung man am liebsten vernommen hätte, die gestellte Herausforderung nicht annahmen, und wenn auch in einigen Gegenschriften

*) „Daß der Evangelist dieser Belehrung seine eigene Schreibart gegeben, ist außer Zweifel; denn sein Christus spricht, wie er Johannes, schreibt. — Die Kunst aktisch zu dialogiren, war sein Studium nicht, und da er nach so vielen Jahren aus der Erinnerung schrieb, so konnte er, wenn er der Sache und sich treu seyn wollte, nicht anders als nach seiner ihm eigenen Weise schreiben. Wollet ihr also nicht glauben, daß Christus hie und da so entwickelt, gedacht und gesprochen habe, wie ihn Johannes für das Bedürfniß seiner Zeit sprechen läßt; so denkt, daß Johannes die Gedanken und Reden Christi für sich und die Seinigen so entwickelt habe, und hört den liebsten Jünger Christi seinen Herrn und Meister erklären. Ihr habt im eigentlichen Wortverstande sodann im Evangelium nach Johannes (κατὰ Ἰωάννην). „Herder's christl. Schriften, herausgegeben von Müller. Stuttg. 1830. Bd. II. S. 102.

**) Probabilia de evangelii et epistol. Joannis indole et origine. Lips. 1820.

fast nur die schwächeren Partien der Bretschneiderschen Schrift mit Gründlichkeit bestritten, die hauptsächlicheren aber, welche auf die innere Verschiedenheit der Evangelien hinweisen, zum Theil nur mit Declamationen, hier und da auch nicht ohne ungeziemende Ausfälle auf den würdigen Verf. der Probabilien abgewiesen wurden*): so konnte man doch aus den erschienenen Streitschriften (namentlich von Hemsen, Krome und Kallenberg) die beruhigende Ueberzeugung entnehmen, daß die Gründe für die Aechtheit bei weitem überwiegend seyen, und daß mindestens aus dem Schweigen der ältesten Väter kein haltbarer Einwurf gegen dieselbe entnommen werden können. Lücke hat in der Einleitung vor dem ersten Bande seines Commentaes zum Johannes (2. Aufl. Bonn 1833.) die Gründe für die Aechtheit unseres Evangeliums mit einer solchen Beweiskraft dargelegt, daß eine fernere ernste Bestreitung desselben zu den größten Unwahrscheinlichkeiten gerechnet werden darf; und wer die apokryphischen Evangelien, wie sie uns durch die höchst verdienstvolle Ausgabe von Thilo (Tom. I. Lips. 1832) wiederum zugänglich geworden sind, auch nur einer flüchtigen Durchsicht gewürdigt hat, wird den himmelweiten Abstand zwischen der ursprünglichen und der mythisch ausgeschmückten Evangelientradition so deutlich erkannt haben, daß es ihm durchaus unmöglich seyn wird, das Evangelium des Johannes unter die Kategorie der letzteren zu stellen. Manche Bedenklichkeiten, welche durch das Schweigen der ältesten Kirchen-

*) Hemsen bemerkt in seiner Schrift die Authentie der Schriften des Evangel. Joh. Schlesw. 1803 sogleich S. 1.: „Wenn auch eine gewisse Originalitätssucht nicht selten ohne Antheil an den Zweifeln bleibt; so dürfen wir doch nicht annehmen, daß nicht aufrichtige und unparteiische Wahrheitsliebe wenigstens eben so großen Einfluß gehabt habe." S. 3 heißt es sogar: „Dies (die Unbestimmtheit der ältesten Zeugnisse) und eine gewisse unverkennbare Abneigung gegen den Inhalt des Evang. Joh. haben den Dr. Bretschneider veranlaßt, die Aechtheit desselben aufs neue zu bestreiten."

Bibelüberſetzung.

Wie und wodurch iſt Doctor Martin Luther der große Bibel-Ueberſetzer geworden? Ein Nachruf zum dritten Jubeljahre der Lutheriſchen Bibel-Verdeutſchung an alles Volk und beſonders die ſtudierende Jugend, von Karl Mann, Pfarrer in Wilhelmsdorf. Stuttgardt 1835, bei Johann Friedr. Steinkopf. (6 gr.)

Unter den durch das Jahr 1834 über die lutheriſche Bibelüberſetzung veranlaßten Schriften behauptet gewiß die Arbeit des Verfaſſers ihre Stelle. Sie iſt vorzüglich für diejenigen Mitglieder der proteſtantiſchen Kirche berechnet, die aus der Mitte des Volkes über die hiſtoriſche Entſtehung der deutſchen Bibel, aus der ſie die Erkenntniß des chriſtlichen Glaubens und Lebens ſchöpfen, ſich belehren wollen. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Bibelverachtung und über den Stand der Wiſſenſchaften im 15ten Jahrhundert geht der Verfaſſer von dem Puncte aus, wo Luther ſich der erſten Anfänge ſeines pauliniſchen Glaubens unter ſchweren Kämpfen durch eigene Erfahrung bewußt wurde; dann weiſt er nach, wie die Befeſtigung und Erweiterung der religiöſen Ueberzeugungen Luthers und ſein Verſtändniß der heiligen Schrift mit einander Hand in Hand ging und gleichmäßig wuchs. Während die Zeit noch nicht ganz verſchwunden iſt, wo man die Güte der Bibel-Ueberſetzung Luthers allein durch ſeine Gelehrſamkeit und ſeine mit vieler Mühe erworbene Kenntniß der hebräiſchen und griechiſchen Sprache begreiflich machen wollte, zeigt der Verfaſſer, wie die Einheit des Geiſtes, der in Luther herrſchte, und aus dem die Schrift ſtammt, vorzüglich es war, was ihm oft ſchwere und dunkle Schriftſtellen aufhellte, und was ihn vor der Flachheit mancher jetzigen Ueberſetzer und

Exegeten bewahrte. Er verkennt aber auch durchaus nicht, wie zu dieser innern Bedingung auch die Erwerbung der hinlänglichen Sprach- und Geschichtkunde kommen mußte, um das zu leisten, was Luther wirklich geleistet hat. Da bei denjenigen Laien, die nach solchen Schriften sich umsehen, gewöhnlich ein tieferes religiöses Interesse herrscht, so ist auch der Ton nicht ganz zu mißbilligen, obgleich er besonders im Anfange allzusehr ins Erbauliche fällt. Einzelne Begebenheiten sind hier nur obenhin erwähnt, die dem Volke wenigstens unbekannt seyn werden, was wohl daher kommt, daß der Verfasser zugleich für Studierende schrieb. Manches, was auf die Bibelübersetzung Luthers nur einen höchst entfernten mittelbaren Einfluß hatte, wird hier angeführt, weil der Verfasser uns ein Bild des gesammten Wirkens und besonders der literarischen Thätigkeit Luthers, deren Mittelpunkt stets „seine allerliebste Bibel" war, entwerfen will. Gewiß wird keiner diese Schrift ohne eine anschauliche Kenntniß der Art und Weise, wie Luther die große Meisterschaft in Verdeutschung der heiligen Schrift erlangt hat, aus der Hand legen.

V....r.

Asketik.

1. Weg der Wahrheit, die da ist nach der Gottseligkeit; bestehend aus zwölf bei verschiedenen Gelegenheiten aufgesetzten Stücken und Traktätlein, nebst zwei Zugaben. Vormals einzeln gedruckt, jetzt aber zusammen herausgegeben von G. T. St. Siebente verbesserte Aufl. Essen, bei L. D. Bädeker. 1834.

Daß der Inhalt dieses Büchleins überaus anziehend für Viele seyn müsse, davon ist schon die 7te

So leicht man ſich im Glauben an die Johanneität des in Frage ſtehenden Evangeliums zu erhalten und zu ſtärken vermag, ſo ſchwierig iſt's nun aber auch, den ſpecifiſchen Character deſſelben feſtzuſtellen, und noch ſchwieriger, den zureichenden Grund dieſer Specialität aufzufinden.

Schon die alte Kirche hat die Eigenthümlichkeit unſers Evangeliums, wie ſie bei einem Vergleiche deſſelben mit den Evangelien der Harmonie ſich kund giebt, keineswegs verkannt, vielmehr dieſelbe durch Hypotheſen, welche, ſo ſchwach ſie auch begründet ſind, bis in die neuere Zeit hinab faſt allgemeinen Beifall gefunden haben, zu erklären geſucht. Bald glaubte man nemlich, in einer beabſichtigten Ergänzung, auch wohl Beſtätigung der früheren Evangelien, bald auch in einer Beſtreitung der älteſten Irrlehrer, zum Theil auch durch Annahme beider Vermuthungen (z. B. Storr a. a. O. §. 52. 70.) den hauptſächlichen Grund der Verſchiedenartigkeit unſers Evangeliums entdeckt zu haben. Neuere Kritiker haben jedoch, mit Ausnahme von Hug (Einleit. Thl. 2. S. 183 ff.) die zuerſt von Euſebius*), nicht aus hiſtoriſchen Grün-

und Paulus (Comment. Bd. IV. S. 394 ff.), zumal da der Verdacht auch durch ſprachliche Gründe ſehr verſtärkt wird (ſ. Schott isagoge, p. 159—161), mit wenigen Ausnahmen (z. B. Kuinöl und Schultheß), ſo entſchieden gegen die Aechtheit dieſer Stelle, daß Lachmann kein Bedenken getragen hat, ſie ganz aus dem Texte zu verweiſen, obgleich Lücke (a. a. O. S. 240. 241.) die Erzählung als zur ächt apoſtoliſchen Evangelientradition gehörig angeſehen wiſſen will. — Das letzte Capitel des Johannes wird, weil das Evang. mit 20, 30. 31. offenbar ſchließt, von Allen für einen ſpäteren Nachtrag (vielleicht des Presbyteriums zu Epheſus, daher „testimonium Ephesinum") und wegen der ſprachlichen Verſchiedenheit von dem übrigen Vortrage des Johannes und der Andeutung ſpäterer Sage von de Wette (Einleit. §. 112.) Schott (Isag. §. 43.), Lücke (Comm. II. S. 710) u. A. für fremdhändigen Zuſatz gehalten, obgleich noch Hemſen (a. a. O. S. 9. 10.) ſehr zuverſichtlich behauptete, daß jetzt über die Aechtheit des ganzen Capitels wohl entſchieden ſey, derſelbe Kritiker freilich, der auch den Glauben an die Johanneität der Apokalypſe nicht aufopfern konnte (ſ. S. 340 ff.).

*) Euſebius führt histor. eccles. III, 24. einen ſuppletori-

den, ſondern als Privatmeinung, aufgeſtellte Behauptung einer ſuppletoriſchen Tendenz als ganz unbegründet verworfen, indem ſie auch nicht die leiſeſte Andeutung des Johannes für ſich, vielmehr, da derſelbe in der Anordnung ſeines Evangeliums von den Synoptikern gänzlich abweicht, Mehreres mit ihnen ganz gemein hat (z. B. 6, 1. ff. 12, 1. ff.) und in manchen Rückſichten, wäre es auch nur ſcheinbar, ihnen zu widerſprechen kein Bedenken trägt (z. B. 1, 38—52. 2, 13—22. 18, 28 ꝛc.) die entſchiedenſten Gründe gegen ſich hat*); während die Annahme einer polemiſchen Abſicht ſich aus der zweifachen Rückſicht als unhaltbar darſtellt, weil nicht die ganze Oekonomie des Evangeliums, ſondern nur ſehr wenige Stellen im Anfange und gegen das Ende deſſelben einer ſolchen Tendenz zu entſprechen ſcheinen, diejenigen aber, welche ſich in der Annahme eines polemiſchen Zwecks vereinigen, ſo ſehr wiederum von einander ſelbſt abweichen, daß Einige unſer Evangelium gegen die Gnoſtiker überhaupt, Andere gegen einzelne Häupter derſelben, namentlich Kerinth, Andere gegen die Doketen, noch Andere ge-

---

ſchen Zweck des Johannes als eine Anſicht Anderer an, welcher er aus dem Grunde beipflichte, weil nur Johannes auf die frühere öffentliche Wirkſamkeit Jeſu ausführliche Rückſicht nehme. Was aber das meiſtens für gleichlautend erachtete, ebenfalls von Euſebius (a. a. O. VI, 14.) berichtete, Urtheil des Clemens von Alexandr. anbetrifft, ſo bemerkt Schott a. a. O. p. 136. mit Recht: minus recte plures de eadem sententia (Joannem scil. alios evang. supplere et confirmare voluisse interpretati sunt; denn wenn Clemens unſer Evangelium im Vergleiche mit den übrigen ein πνευματικὸν nennt, ſo ſcheint er demſelben einen höheren dogmatiſchen Zweck beizumeſſen, und in ſeiner Anſicht mit Luther zuſammenzutreffen, welcher die Behauptung aufſtellt: „weil Johannes gar wenig Werke von Chriſto, aber viel ſeiner Predigten ſchreibt; wiederum die andern drei Evangeliſten viel ſeiner Werke (σωματικὰ. Clemens), wenig ſeiner Worte beſchrieben: iſt Johannis Evangelium das einzige zarte, rechte Hauptevangelium und den andern dreien weit vorzuziehen und höher zu heben.“ Hall. Ausg. Bd. XIV. S. 105.

*) Kuinöl p. 57—59. Schott p. 136. 37. Lücke S. 152. 58.

gen die Johannisjünger, oder mehrere Irrlehrer zugleich, Andere sogar (z. B. Philastrius haer. 45.) gegen Häretiker, welche, wie Valentin und Marcion, in das nachjohanneische Zeitalter fallen, das Evangelium gerichtet wissen wollen. Sehr wahr bemerkt daher dieserhalb Lücke (Comm. I. S. 142.): nur die polemische Brauchbarkeit habe die Ansicht von einem speciellen polemischen Zwecke begünstigt, und ein solcher sey von den Alten nur nach äußerem exegetischen Augenscheine ohne historische Tradition, und ohne kritische Prüfung angenommen, weshalb sie in dieser Beziehung für uns keine Auctorität seyn können*).

Fassen wir nun die Resultate der bisherigen Bemerkungen in der Kürze zusammen, so vereinigen sich unsere neueren Theologen nicht bloß in der Ansicht, daß das vierte Evangelium Johanneischen Ursprungs, sondern auch daß der Grund der Eigenthümlichkeit desselben in einer polemischen oder supplettorischen Tendenz, welche dem Verf. durchaus fern gewesen, nicht zu finden sey. Wie jedoch die Urtheile über die historische Treue oder Glaubwürdigkeit unseres Johannes, wenn wir auch nur auf die von mitgetheilten Reden Jesu, als den größten und wichtigsten Theil des Evangeliums, Rücksicht nehmen, sehr verschieden sind, indem Manche den Johanneischen Reden Jesu die vollste Authentie beimessen, Andere in ihnen nur einen Christus, wie ihn Johannes sich denken mochte, zu hören glauben; eben so verschieden werden

*) Wie sehr noch heutiges Tages katholische Gelehrte an den patristischen Ansichten festhalten, hat zuletzt der Commentar von Wirth (2 Theile. Dillingen 1829) bewiesen, in welchem der Meinung des Irenäus (Joannes voluit auferre errorem, qui a Cerintho inseminatus est hominibus et multo prius ab his, qui dicuntur Nicolaitae. Iren. adv. haer. III, 9.) durchaus das Wort geredet wird, und zwar ohne alle Rücksicht auf die Forschungen von Heumann, Mosheim u. A., welche bekanntlich die ältere Meinung, daß die Nikolaiten (= Bileamiten = Volksverderber) eine besondere Secte ausgemacht haben, in dringendste Zweifel ziehen.

ſich auch die Erklärungsverſuche der Beſonderheit unſers Evangeliums darſtellen müſſen, und eben ſo ſehr drängt ſich im voraus die Vermuthung auf, daß an der einen wie an der andern Anſicht eine gewiſſe dogmatiſche Befangenheit oder Prädisposition keinen geringen Antheil genommen haben, und die Wahrheit auch hier zwiſchen den extremen Urtheilen in der Mitte liegen möge. Unter den beſonderen, unſere Frage betreffenden Meinungen möchten nun vornehmlich die folgenden genauer zu erwägen ſeyn.

Kuinöl leitet die Verſchiedenheit der Reden Jeſu bei Johannes von denen bei den anderen Evangeliſten nur aus der vom Erſteren getroffenen Auswahl her, indem ihn nemlich die allegoriſchen Reden Jeſu und ſeine sublimius dicta beſonders angeſprochen hätten. (S. Comment. p. 41.) Bertholdt dagegen, der ſeine entſchiedene Vorliebe für unſer Evangelium eben ſo offen ausſpricht, als er in den andern Evangelien meiſtens nur den gemeinen, trocknen Lehrton jüdiſcher Rabbinen gefunden zu haben bekennt, ſucht die ſtrenge Authentie der von jenem referirten Belehrungen Jeſu durch die willkührliche Vorausſetzung zu rechtfertigen, Johannes habe ſchon während des Lebens Jeſu deſſen wichtigere Reden in ihrer Urſprache aufgezeichnet und nachmals aus ſolchen Notizen ſeines Tagebuchs ſein griechiſches Evangelium zuſammengeſetzt (Einleit. Bd. 3. S. 1302 ff.). Eine ähnliche Meinung hat Planck in ſeiner Schrift: Ueber den hiſtoriſchen Beweis für die Göttlichkeit des Chriſtenthums. Gött. 1821 ausgeſprochen; indem S. 69. bemerkt wird: „man ſey beinahe gezwungen, anzunehmen, daß es ſich Matthäus und Johannes zu einem regelmäßigen Geſchäfte gemacht haben, die für ſie merkwürdigen Reden und Handlungen ihres Meiſters ſogleich aufzuzeichnen, und ſich eine Art von Tagebuch darüber zu halten, aus dem ſie hernach dasjenige, was ſie davon

unter ihrem Namen der Welt und der Nachwelt mittheilen wollten, nur herausnehmen durften."

Den unbefangenen Beurtheiler wird weder die eine, noch die andere dieser Vermuthungen befriedigen können; denn die erstere bietet gar keinen Erklärungsgrund des specifischen Characters der Johanneischen Reden Jesu dar, sondern, indem sie von einer zu allgemeinen und daher ungenügenden Beziehung der Eigenthümlichkeit jener Reden ausgeht, versucht sie die Schwierigkeit, die sich hier darlegt, durch eine eben so willkührliche, als ganz unerwiesene Annahme zu entfernen. Die Tagebuchshypothese aber fällt aus dem Character der alterthümlichen Zeit gänzlich hinaus, steht mit den messianischen Erwartungen der Jünger Jesu, welche den Gedanken einer baldigen Trennung von ihm ganz ausschlossen, im offenen Widerspruche, und läßt zugleich die beiden Fragen ganz unbeantwortet, warum Matthäus fast ausschließlich die eine und Johannes fast nur die andere Art der Reden Jesu aufgezeichnet habe, und wie bei einer sofortigen Aufzeichnung dieser Reden kein Werk von ungleich bedeutenderem Umfange habe zu Stande kommen müssen.

Je schwächer nun die Beweise, oder vielmehr Vermuthungen sind, wodurch man die strenge Authentie der Johanneischen Reden Jesu sicher zu stellen glaubte, um so offener treten die Behauptungen derer hervor, welche mit Böhme (Relig. Jesu, S. 45—66.) dem Verf. der Briefe über den Rationalismus (S. 325 ff.) u. A. im Johannes, bei welchem überall das Gefühlselement vorherrsche, nur ein apostolisches Christenthum, einen johanneisirenden Jesus finden zu können erklärten. Die unverkennbare Verwandtschaft einiger besonderen Lehren des Johanneischen Evangeliums mit Philonisch-alexandrinischer Religionsphilosophie, so wie die eigenthümliche Sprache und Darstellung des Evangeliums mußten einer Ansicht, welche dem vorherrschenden dogmatischen Systeme unserer Zeit un-

gemein förderlich schien, keinen geringen Vorschub leisten. Gleichwohl konnte solche extreme Ansicht um so weniger allgemeinen Eingang finden, da es doch immer sehr gewagt blieb, die Auctorität des Jesu am engsten verbunden gewesenen Jünger gänzlich zu verwerfen, und da bei genauerer Betrachtung manche der von ihm aufgezeichneten Worte Jesu die Bürgschaft der Ursprünglichkeit in sich selbst tragen dürften.

Wenn nun weder jene Ansicht, welche, auf unerwiesene Vermuthungen begründet, die Treue des Johannes aufs höchste erhebt, noch auch diejenige, welche ihm fast alle Glaubwürdigkeit abspricht, eine allgemeine Billigung finden konnte, so möchte jetzt der Zeitpunct nicht mehr fern seyn, wo die entschiedene Mehrzahl unserer Theologen in der die Differenz der Meinungen vermittelnden Ansicht zusammentreffen wird: daß Johannes die Reden Jesu so getreu, als ihm möglich war, aufgezeichnet habe, daß jedoch seine subjective Auffassung keineswegs zu verkennen sey.

Schon durch seine manchen dunkleren Aussprüchen Jesu beigefügten Erklärungsversuche (z. B. 2, 19 ff. 7, 37 ff. 12, 32—34.) giebt der Evangelist deutlich zu erkennen, wie sehr es ihm um eine wörtlich treue Ueberlieferung der Worte Jesu zu thun gewesen, und wie entfernt er gewesen sey, dieselben absichtlich mit seinen eigenen zu vertauschen*). Andere kürzere Aussprüche Jesu stehen mit der äußeren, von Johannes genau bezeichneten, Veranlassung derselben, in so enger Beziehung, daß sie gleich manchen andern accentuirten Aussprüchen dem Jünger unvergeßlich seyn mochten. Erwägt man endlich die vertraute Gemeinschaft, worin der μαθητὴς ἐπιστήθιος zu Jesu stand, sein längeres Beisammenbleiben mit andern Ohrenzeugen der Reden Jesu, und nimmt man endlich auch auf solche Aussprüche Rücksicht, welche, wie z. B.

*) Vgl. Henke Joannes nonnullorum Jesu apophthegmatum ipse interpres. Helmst. 1798. 4.

4, 24. und 17, 3., in ihrer energischen Kürze und unerschöpflichen Tiefe den Character der Ursprünglichkeit am sichersten verbürgen: so wird man weder die Befähigung des Johannes, manche Aussprüche Jesu rein zu überliefern, noch weniger aber sein Bestreben, sie möglichst treu wiederzugeben, in Abrede stellen mögen.

Daß man gleichwohl auf eine strenge Authentie der von Johannes aufbewahrten Reden Jesu verzichten müsse, davon wird sich der unbefangene Beurtheiler, abgesehen von den Schwierigkeiten, welche sich besonders bei den unten weiter zu erörternden christologischen Ideen darlegen, besonders aus folgenden Gründen hinlänglich überzeugt halten müssen.

1) Mehrere der mitgetheilten Reden sind von zu großem Umfange, als daß eine Voraussetzung, Johannes möge dieselben wörtlich aufgefaßt haben, sich irgend rechtfertigen ließe, zumal da die Behaltlichkeit jener Reden meistens auch durch ihre dialogische Form nicht wenig erschwert wird. Vgl. de Wette. Einleit. §. 105.

2) Der ganze Vortrag Jesu bei Johannes weicht von der unnachahmlichen prägnanten Kürze, worin die Harmonisten Jesum reden lassen, zu sehr ab, und ist der eigenen Vortragsweise des Johannes, wie sie in seinen Briefen sich darstellt, zu conform, als daß sich in demselben die Subjectivität des Referenten verkennen ließe. Wir glauben in den mitgetheilten Reden Jesu ein ächtes Thema in eigenthümlicher Ausführung des Referenten zu erkennen. „Johannes — sagt auch dieserhalb Lücke (Studien und Krit. 1833. II. S. 504) — ist in einer besonderen subjectiven Auffassung begriffen. Würde sonst zwischen den Reden Christi im Evangelio und den Briefen eine so auffallende Aehnlichkeit des Gedankens und des Ausdrucks Statt finden?“

3) Endlich schrieb Johannes nach einstimmiger, auch durch innere Gründe verbürgter Sage später

als die übrigen Evangeliſten *). Je größer aber der Zeitraum iſt, der zwiſchen dem Leben Jeſu und der Auffaſſung unſers Evangeliums in der Mitte liegt, deſto natürlicher iſt die Vermuthung, daß im Geiſte des Johannes die Erinnerung an Jeſu Worte und deren Deutung allmälig, ihm ſelbſt unbewußt, in Eins zuſammengefloſſen ſey. Auch Schott ſtellt nicht in Abrede: fieri utique potuisse, ut Joannes, quum

*) Daß Johannes ſpäter ſchrieb, als die übrigen Evang., wird von den Alten, namentlich Euseb. (hist. eccl. 6, 14.). Hieron. (de virr. illustr. c. 9.) und Epiph. (haer. LI.) einſtimmig bezeugt. Der Vermuthung von de Wette (Einleit. §. 111.), daß dieſe Behauptung in der Anordnung im Kanon und in der falſchen Vorausſetzung, daß Johannes auf die andern Evang. Rückſicht genommen habe, ihren Grund habe, können wir um ſo weniger beipflichten, da die ſpätere Veröffentlichung des Evangeliums, von dem ſich bekanntlich bei den apoſtoliſchen VV. nirgends eine ganz ſichere Spur findet, auf jene Anſicht hinleiten muß. Freilich mögen diejenigen wohl zu weit gehen, welche mit Kuinöl (Proleg. p. 62. 63.) behaupten, Johannes habe nicht früher, als gegen Ende des erſten Jahrhunderts geſchrieben, denn der vorzüglichſte Grund dieſer Behauptung, der Vorzug der Schreibart im Evangel. vor der, welche in der Apokalypſe ſich darſtellt, fällt darum ganz in ſich ſelbſt zuſammen, weil die neueſte Kritik, wie aus den betreffenden Werken von Lücke und Ewald zu erſehen, zu der Anſicht, welche ſchon dem Luther nicht fern lag (Walch. Ausg. XIV. 151.), zurückgekehrt, die Johanneität der Apokalypſe nicht anerkennen kann. Wir geben freilich zu, daß, nach inneren Gründen zu urtheilen, das Evangel. des Joh. noch vor Jeruſalems Zerſtörung geſchrieben ſeyn möge, wie wir nicht blos aus Stellen, wie Joh. 5, 2. (ἐστι ἐν Ἱερ.), ſondern vorzüglich daraus abnehmen, daß der Evangel. den Untergang Jeruſalems, welcher als Erfüllung der Weiſſagungen Jeſu und als Beweis der Göttlichkeit des neuen Glaubens hätte erſcheinen müſſen, auch nicht auf das leiſeſte andeutet. Dürfen wir jedoch mit Rückſicht auf die Stellen 18, 10. und 21, 18. annehmen, daß Joh. nach Petrus Tode ſchrieb, ſo würde die Zeit der Abfaſſung des Evang. zwiſchen dem Tode des Petr. und der Zerſtörung Jeruſ. in der Mitte liegen, alſo in die Jahre 67—70 fallen müſſen. Immer aber bleibt das Reſultat, daß das Evang. des Joh. als das jüngſte der kanon. Evang. anzuſehen ſey. Selbſt die neueren Vermuthungen über die ſpätere Bearbeitung oder Anordnung des Evangel. nach Matthäus heben dieſe Anſicht nicht auf, da ſich der eigentliche Urſprung des Evangel. von jener Zeit datirt, wo Matthäus ἑβραΐδι διαλέκτῳ τὰ λόγια συνεγράψατο. Papias bei Euseb. hist. eccl. III, 39.

serius scriberet, sermones Servatoris, quos enarrare constituisset, non omnes verbotenus referret, ut modo contraheret, modo amplificaret, modo leviter immutaret, quae Jesus dixisset. cet. Isagog p. 119.

Nach dieſem Allen erachten wir die Authentie unſers Evangeliums für hinlänglich verbürgt, glauben jedoch im Beſondern deſſelben die Perſönlichkeit des Verfaſſers nicht außer Acht laſſen zu dürfen. Obwohl nun eine genaue Hinweiſung auf dieſe Subjectivität des Johannes der Auslegung der einzelnen Stellen vorbehalten bleiben muß, ſo werden wir hier doch auf eine gewiſſe Klaſſe derſelben, in welchen die Eigenthümlichkeit des Johannes am ſtärkſten hervortritt, und welche bereits zu mancherlei ſtreitigen Verhandlungen Veranlaſſung gab, eine beſondere Rückſicht zu nehmen haben, zumal da wir auch in dieſer Beziehung erwarten dürfen, daß ſich die abweichenden Anſichten allmälig einander nähern, und in einem gewiſſen Hauptpuncte immer mehr zuſammentreffen werden. Wir bemerken daher:

2. Alle Evangeliſten meſſen Jeſu eine wunderbar beglaubigte meſſianiſche Würde bei; jedoch hat Johannes ſeiner Chriſtologie ein nur ihm eigenthümliches Philoſophem beigemiſcht.

Daß auch die drei erſten Evangelien Jeſu eine ganz ungewöhnliche Würde beimeſſen, wird hier nur im Allgemeinen angedeutet werden dürfen. Auch ſie ſind weit entfernt, ihn in der rein menſchlichen Geſtalt, worin ihn der Rationalismus unſerer Zeit darſtellt, uns erſcheinen zu laſſen. Sie wollen vielmehr alle meſſianiſche Orakel an ihm und durch ihn in Erfüllung gegangen wiſſen, ſtellen ihn als einen Gottgeſandten im eigentlichſten Sinne dar, und wollen ihn um der an ihm und durch ihn geſchehenen Wunderthaten willen, als einen υἱὸς τοῦ θεοῦ im phyſiſchen und theokratiſchen

Sinne des Worts angesehen wissen. Daß jedoch in Jesu ein höherer, vorweltlicher, weltschöpferischer Geist Mensch geworden sey, davon besagen die Synoptiker Nichts; sie betrachten ihn vielmehr nur als ein menschliches Wesen, das zur Gottheit emporsteigt, nicht aber als Geist, der aus höheren Welten zur Menschheit herabgestiegen wäre. Hier weicht nun die Johanneische Christologie sichtbar von der der ersteren Evangelien ab. Wir haben die Eigenthümlichkeit derselben hier kürzlich anzudeuten, und die Gründe beizufügen, warum wir die sublimere Ansicht von Jesu Natur und Würde als Zuthat des Evangelisten anzusehen uns berechtigt halten dürfen.

Nur im Evangelio des Johannes wird Jesu ein vorweltliches Seyn, ein Antheil an der Weltschöpfung und ein Anspruch auf göttliche Verehrung (καθὼς τιμῶσι τὸν πατέρα. Joh. 5, 22.) beigelegt. Was nun vornehmlich den ersten, und weil die übrigen sich erst hieran knüpfen, wichtigsten Punct, die Präexistenz Jesu anbetrifft, so sind die Hauptstellen, in welchen eine solche von ihm prädicirt wird, sehr bekannt. Außer dem Prologe sind besonders 8, 58. (πρὶν Ἀβραὰμ γενέσθαι, ἐγὼ εἰμι.) und 17, 5. (δόξα ἣν εἶχον πρὸ τοῦ τὸν κόσμον εἶναι) vergl. mit 17, 24. hieher zu rechnen, indem sie das am ausführlichsten besagen, was anderwärts durch das καταβαίνειν ἐκ τοῦ οὐρανοῦ 3, 13. 6, 38. 38. ꝛc., ὁ ὤν (= ὃς ἦν) ἐν τῷ οὐρανῷ 6, 13. ἔμπροσθέν μου γέγονεν 1, 15. 27. 30. u. s. w. angedeutet wird. Es lassen sich die hieher gehörigen dicta bei Johannes also classificiren, daß ein vorweltliches Daseyn Jesu 1) von ihm selbst (8, 58. 17, 5. 25.), 2) vom Apostel Johannes (1, 1.) und 3) vom Täufer Johannes (1, 15. 27. 30.)*) prädicirt wird.

*) Ob das in Joh. 1, 27. angezweifelte ἔμπροσθεν κ. τ. λ. für ächt zu nehmen sey oder nicht, ist wegen der unbestrittenen Parallelstellen dogmatisch ganz gleichgültig.

Dieſes bei Johannes oft angedeutete und mehrmals nachdrucksvoll behauptete vorweltliche Daſeyn Chriſti iſt den ſynoptiſchen Evangelien ganz fremd, und nur aus dogmatiſcher Befangenheit hat die Meinung, daß in den letzteren implicite daſſelbe gelehrt werde, herfließen können. Stellt gleich Matthäus, oder wenn man will, der Hermeneut des Matthäus (1, 20.) und beſonders Lukas (1, 35.) Chriſtum als einen παρθενογενής dar*), ſo iſt doch Chriſtus den Synoptikern ein Menſch, der, mit dem πνεῦμα ausgerüſtet, ſich zur Gottheit erhebt, dem Johannes aber ein göttliches Weſen, das ſich zur Menſchheit herabgelaſſen hat, ob wohl der letztere Evangeliſt, wie ſich unten weiter herausſtellen wird, die Inconſequenz, beide Anſichten verſchmolzen zu haben, nicht durchgängig gemieden hat. Man nehme nur aus Johannes die ſchon angeführten Worte: ἵνα πάντες τιμῶσι τὸν υἱὸν, καθὼς τιμῶσι τὸν πατέρα 5, 23. und vergleiche damit die Demuth des ſynoptiſchen Jeſus (Matth. 11, 19. und 19, 17.) und man muß ſich im voraus über das Beſtreben wundern, auch in dieſer Beziehung eine Harmonie der Evangelien erweiſen zu wollen. Einige der neueſten Apologeten des vierten Evangeliums, welche es überhaupt nicht ſelten darin verſehen haben, zu viel erweiſen und in keiner Beziehung eine weſentliche Abweichung, geſchweige einen Widerſpruch mit den übrigen Evangelien zugeſtehen zu wollen, haben es freilich verſucht, ſelbſt in Bezug auf die Johanneiſche Lehre vom vorweltlichen Daſeyn Chriſti die Conformität der übrigen Evangelien nachweiſen zu wollen. Hemſen behauptet in ſeiner „Authentie der Schriften des Johannes" Schleswig 1823. S. 134: daß die übrigen Evan-

*) Die Tradition der Hebräer liebte die mythiſche Ausſchmükkung der Nativität der Heroen (vergl. über Moſes Exod. 2., über Simſon Jud. 13., über Samuel 1 Sam. 1.) und die typiſche Deutung des Orakels vom Immanuel Jeſ. 7, 10—16. bot in dieſer Beziehung eine angemeſſene Steigerung dar.

gelisten, wenn auch nicht ausdrücklich davon die Rede sey, dennoch über die Erhabenheit Christi Lehren vorgetragen und Vorstellungen mitgetheilt haben, die ganz (!!) mit den Johanneischen übereinstimmen, und beruft sich dabei im Besondern auf Luk. 2, 49. οὐκ ἤδειτε, ὅτι ἐν τοῖς τοῦ πατρός μου δεῖ εἶναι με*); Matth. 12, 41. πλεῖον Ἰωνᾶ ὧδε κ. τ. λ., wie auf Matth. 5, 17. 19, 7. u. a. St. Reinecke giebt in seiner bereits gedachten comment. de constanti cet. p. 59. ff. eine tabellarische Uebersicht übereinstimmender Aussprüche im Johannes und den übrigen Evangelien, wobei jedoch die angeführten Hauptstellen, welche eine Präexistenz Christi ausdrücken, bis auf die einzige Stelle Joh. 1, 27., welche sich allerdings, falls das ἔμπροσθεν κ. τ. λ. interpolirt seyn sollte, mit Matth. 3, 11. parallelisiren läßt, ganz übergangen wird, obgleich p. 40. die Behauptung aufgestellt war, daß Matth. 26, 64., Mark. 16, 62., 16, 19. und Luk. 24, 51. in Uebereinstimmung mit Joh. 3, 13. 6, 38. 7, 33. 16, 5. 10. 28. eine Rückkehr Christi in den Himmel gelehrt werde, und daß bei Matth. 16, 27. 19, 28. 24, 30. ff. an eine recuperatia pristinae gloriae zu denken sey. Auch Schott stellt in seiner Isagoge cet. p. 124. die Behauptung auf: in allen Evangelien werde gelehrt: Jesum in mundum invisibilem, ex quo venerit, rediturum et pristinam majestatem et gloriam recuperaturum, wobei auf Matth. 16, 27., 19, 28., 24, 30. ꝛc. hingewiesen wird, obwohl sich in allen diesen Stellen von einem vorweltlichen Seyn Jesu auch nicht die leiseste An-

*) Was würde Hemsen gesagt haben, hätte ihm der in diesen Annalen Jan. 1834. S. 99—106. befindliche Aufsatz von Körner, wonach Jesu Verbleiben in Jerusalem ein unabsichtliches war, zu Gesicht kommen oder hätte er gar in Röhr's christolog. Predigten (Weim. 1831.) S. 25. lesen können: daß die kindliche Unbedachtsamkeit, durch welche Jesus seinen Eltern ein Paar sorgenvolle Tage machte, mehr liebens- als tadelnswürdig erscheine?

deutung findet. Wohl ist in den ersteren Evangelien mehrmals von einer künftigen Herrlichkeit Jesu die Rede, wohl wird ihm auch in jenen eine an die Macht der Gottheit gränzende Auctorität beigemessen, allein von einem präexistirenden Messiasgeiste und dessen vorweltlicher δόξα geschweige von einem weltschöpferischen λόγος, ist hier so wenig die Rede, daß in dieser Beziehung die socinianische Dogmatik den Geist der ersteren Evangelien ziemlich richtig aufgefaßt, eine nicäisch-athanasianische Christologie aber nur dem Evangelio des Johannes genügend entsprechen möchte.

An mancherlei Versuchen, die eigenthümlichen Züge der Christologie bei Johannes auszutilgen, hat es freilich nicht gefehlt, vielmehr hat man häufig, um nur keinen verschiedenen Lehrtypus der Evangelien zugestehen zu müssen, zu einer gewaltthätigen Hermeneutik seine Zuflucht genommen. Manche neuere Theologen haben in den hier in Frage stehenden Stellen bei Johannes bald nur einen moralischen Sinn, bald nur metaphorische Bedeutung, zum Theil nur ein Paradoxon erkennen wollen. Bald sollte λόγος und πνεῦμα nur als verschiedene Bezeichnung ein und desselben Subjects angesehen werden; bald entschied man sich dafür, Christo sey nur im Sinne einer socinianischen Exegese die Weltschöpfung beigelegt; bald glaubte man das vorweltliche Seyn Jesu auf die Präscienz Gottes zurückführen und als rein ideell nehmen zu können, so daß man der Erklärung des Grotius: fuerat ante Abrahamum Jesus divina constitutione, vollen Beifall gab.

Während man bei der zuerst gedachten Behauptung vergaß, daß schon der eine Umstand, daß Christus (= λόγος ἔνσαρκος, oder nach den Vätern προφορικός) seine Jünger versichert, für sie vom Vater das πνεῦμα erbitten zu wollen, einen Unterschied zwischen dem λόγος und πνεῦμα (von welchem letztern ohnehin niemals, daß es σὰρξ geworden sey, behauptet wird) deutlich

erkennen läßt, und während die Idee einer durch Chriſtus verwirklichten neuen moraliſchen Schöpfung wegen des πάντα δι' αὐτοῦ ἐγένετο (Joh. 4, 3. vgl. Kol. 1, 16.), welchem noch eine beſtimmtere Periphraſe des κόσμος (καὶ χωρὶς αὐτοῦ ἐγένετο οὐδὲ ἓν ὃ γέγονεν Joh. 1, 2.), ja ſogar V. 10. die offene Behauptung ὁ κόσμος δι' αὐτοῦ ἐγένετο nachfolgt, nur von der größten dogmatiſchen Willkühr in unſer Evangelium hineingetragen werden kann, erheben ſich gegen die erwähnte Deutung der mehrfach behaupteten Präexiſtenz Jeſu beſonders folgende Schwierigkeiten.

Würde die Präexiſtenz Jeſu etwa nur in einer einzigen Stelle gelehrt, wäre namentlich Joh. 8, 58. der einzige Ausſpruch Jeſu, worin er ſich ſelbſt ein vorirdiſches Daſeyn beimißt, ſo würden vermuthlich alle Interpreten in der Anſicht übereinſtimmen, Jeſus habe, um mit D. Paulus zu reden, überkluge Beurtheiler durch Räthſel und Paradoxien zum Schweigen bringen wollen. Aber wir hören Jeſum mit hohem Ernſte, im feierlichſten Gebete (Joh. 17, 5. 24.) daſſelbe ausſprechen, und nun bleibt uns nur die eine Wahl übrig, entweder die Verſicherung Jeſu für authentiſch zu nehmen und in ihrem wörtlichen Sinne aufzufaſſen, oder aber ein Mißverſtändniß des Referenten, dem ſeinem Prologe nach daran gelegen war, Jeſum als vorweltliches Weſen anerkannt zu wiſſen, anzunehmen. Daß nemlich Johannes im Eingange ſeines Evangeliums den Chriſtus als einen Geiſt aus höhern Welten zu uns herabgeſandt darſtellen wolle, darüber iſt bei den Auslegern, die ſich von jedem Beſtreben durch künſtliche Deuteleien den biblichen Schriftſtellern ihre eigenen Ideen unterzuſchieben fern gehalten haben, gegenwärtig nur Eine Stimme. Nach mancherlei fruchtloſen exegetiſchen Operationen iſt man zu der Anſicht, die 1788 ſchon Joh. Fr. Flatt in ſeiner berühmten commentatio de Deitate Christi p. 25. ausſpricht, daß, wenn der λόγος nicht als ein concretum anzuſehen ſey, dem

Johannes eine inepta loquacitas et molesta in tautologiis cumulandis sedulitas ſchuld gegeben werden müſſe, zurückgekehrt. Dem Apoſtel iſt ſein Glaube, daß Chriſtus im eigentlichen Sinne ein Geiſt aus höheren Welten ſey, ſo wichtig, daß er ſein Evangelium mit keiner andern, als dieſer Bemerkung eröffnen will, und, um von ſeinen nächſten Leſern wohl verſtanden zu werden, ſich eines terminus bedient, unter welchem man bereits gewohnt war, ſich eine beſondere göttliche Hypoſtaſe zu denken. Ein nicht geringeres Gewicht legt nach ihm der Täufer dieſem Glauben bei; denn warum hebt er in ſeiner kurzen Hinweiſung auf Jeſum gerade dieſen Punct, und zwar zu wiederholten Malen, hervor? — In dem, was Chriſtus oft andeutet, und mit hohem Ernſte, ſelbſt im feierlichen Gebete, offen ausſpricht, in dem, was dem Jünger ſo wichtig iſt, daß er ſein Evangelium gerade hiermit eröffnet, und was auch der Täufer, freilich in änigmatiſcher Kürze, aber zu wiederholten Malen behauptet, wird eine unbefangene Exegeſe keinen bildlichen Sinn, am wenigſten aber bloße Accommodation finden wollen, zumal da unſere Archäologen einen Beweis, daß ein vorweltlicher Meſſias jüdiſche Volksidee geweſen ſey, noch ſchuldig verblieben ſind.

Daß aber dieſer beſondere Zug der Johanneiſchen Chriſtologie dogmatiſch von hoher Bedeutſamkeit iſt, iſt auch ohne unſere Erinnerung klar. Nach den ſynoptiſchen Evangelien ſteht ja Jeſus nur als der erſte unter den Propheten da, als Menſch, über den der Geiſt Gottes im ausgezeichnetſten Maaße herabgekommen war. Nach Johannes iſt er ein göttliches Weſen, der ſogar ſelbſt göttliche Ehre in Anſpruch nimmt. 5, 23. Der ſynoptiſche Jeſus ſchwingt ſich von der Menſchheit zur Gottheit empor, der Johanneiſche ſteigt von der Gottheit zur Menſchheit herab. Jener ſteht nur auf der erſten Stufe menſchlicher Weſen, dieſer gehört der höchſten Ordnung der Geiſter zu, iſt ewig,

und hat selbst an der Weltschöpfung Theil. — Folgende Gründe bestimmen uns, das, was über die Lehre der ersten Evangelien hinausgeht, als eigenthümliche Idee des Johannes anzusehen!

1) Während die Synoptiker sich in den engen Schranken der Relation bewegen, ohne irgendwo, es sey denn, daß sie auf die Erfüllung alttestamentlicher Orakel und Typen aufmerksam machen, ein eigenes Urtheil beizufügen, beginnt Johannes sein Evangelium mit der Induction eines Begeisterten, und läßt den Leser von vorn herein erkennen, daß ihm der besondere Zweck einer apologetisch-dogmatischen Darstellung vorgeschwebt sey. Warum soll nun nicht auch hier der Grundsatz, daß bei abweichenden Relationen die Befangenheit oder Unbefangenheit der Referenten die größere oder geringere Glaubwürdigkeit bestimme, als die richtige, und die einfachste Darstellung als die treueste angesehen werden?

2) Bei ähnlichen Differenzen würden wir den Umstand nicht ganz aus den Augen verlieren, daß die von der Mehrzahl der Zeugen vertretene Ansicht im Allgemeinen das Präjudiz vollerer Wahrheit für sich habe. Wie man nun auch über das Abhängigkeitsverhältniß, worin die ersteren Evangelien zu sich selbst oder zu einer älteren Relation gestanden seyn mögen, denken mag, immerhin dürfen jene als die Repräsentanten der ursprünglichen und vorherrschende Ansicht über die Lehre und Person des Erlösers angesehen werden.

3) Johannes Evangelium ist constanter Tradition gemäß später geschrieben, als die übrigen Evangelien (s. oben). Je länger aber der Zeitraum ist, der zwischen dem Leben Jesu und der Aufzeichnung des Evangeliums des Johannes in der Mitte liegt, um so näher liegt auch die Vermuthung, daß im Geiste des Referenten eigene Ansicht und Deutung sich mit der Erinnerung gemischt haben möge. Bei abweichenden Zeug-

niſſen fühlt man ſich leicht verſucht, dem ſpäteſten Berichte den minderen Grad der Glaubwürdigkeit beizulegen.

4) Mag dieſe letztere Bemerkung auch auf das Thatſächliche, was das Evangelium des Johannes berichtet, keine Anwendung leiden, indem die ſicheren Spuren der Autopſie die Objectivität der Erzählung verbürgen, ſo wird doch unſere Vermuthung in Abſicht auf die Jeſu beigemeſſenen Reden durch die eigenthümliche Johanneiſche Diction nicht wenig verſtärkt. Daß dieſer die ſententiöſe Kürze der Synoptiker fehlt, und daß die Sprache des Johannes in ſeinen Briefen der im Evangelio ſo ungemein ähnelt, daß man auf ſtrengſte Authentie der Reden Jeſu bei Johannes verzichten muß, iſt ſchon oben bemerkt worden. Wie wird man daher gerade bei denjenigen Stellen im Johannes, welche mit dem Lehrtypus der übrigen Evangelien nicht im Einklange ſtehen, eine ſolche Authenticität annehmen mögen?

5) Hätten die Bemerkungen bei Johannes über Chriſti vorweltliche δόξα wirklich in des Letzteren eigenen Aeußerungen ihren Grund, ſo würden die andern Evangeliſten, die hievon Nichts beſagen, dem Vorwurfe erliegen, in ihren Relationen dem Erlöſer weniger Glanz beigemeſſen zu haben, als er ſich ſelbſt zugeſchrieben hat. Müſſen wir nun aber entweder annehmen, der Eine der Evangeliſten habe dem Erlöſer höhere Würde beigemeſſen, als er ſelbſt in Anſpruch nahm, oder die drei andern Evangeliſten hätten Jeſum niedriger, als er ſich ſelbſt, geſtellt: ſo begreift man leicht, daß das Erſtere ſehr wohl möglich, das Letztere aber bei der gleichmäßigen Verehrung, womit unſere heiligen Geſchichtſchreiber gegen Jeſum erfüllt waren, im höchſten Grade wahrſcheinlich ſey.

6) Die dem Johannes eigenthümlichen chriſtologiſchen Ideen entſprechen endlich, um auch noch dieſen allbekannten Punct in größter Kürze zu berühren, den

Theologumenen des in dem Kreise, für den Johannes schrieb, wohl bekannten Philo auf die überraschendste Weise. Obgleich man nun Bedenken tragen mag, zu behaupten, daß Johannes die bezeichneten Ideen gänzlich vom Philo erborgt habe, so ist es doch nicht blos höchst wahrscheinlich, daß er aus Rücksicht auf Philo sich der durch diesen besonders bekannt gewordenen Terminen λόγος und μονογενὴς (3, 16.) bediente, sondern daß Johannes zugleich durch die Philonische Hypostasirung des höchsten Logos in seiner eigenen Ansicht von Christi hoher Würde im metaphysischen Sinne des Worts bestärkt und dieselbe in sein Evangelium überzutragen veranlaßt seyn möge.

Der letztere Punct wird noch im Folgenden einer kurzen Erörterung bedürfen. Genug, daß uns die angegebenen Gründe zu der Ansicht bestimmen, daß die Lehre von Jesu als präexistirendem und weltschöpferischen Machtwesen als eine eigenthümliche Vorstellung des Johannes anzusehen sey.

Fassen wir nun aber endlich diese Johanneischen Ideen an und für sich genommen näher ins Auge, so bietet sich uns noch Folgendes als letzter Punct unserer Betrachtung dar.

3. In der Christologie des Johannes läßt sich eine gewisse Inconsequenz nicht verkennen, jedoch berechtigt uns dieselbe nicht, eine Interpolation seines Evangeliums anzunehmen.

Wie sich aus dem Bisherigen mit Bestimmtheit ergeben hat, daß uns Christus im Prologe und in einigen anderen Stellen unsers Evangeliums als eine höhere, übermenschliche Hypostase dargestellt wird, so gewiß ist es zugleich, daß diese Idee durch das ganze Evangelium keineswegs folgerichtig durchgeführt wird. War Christus eine göttliche Hypostase, welche selbst an der Weltschöpfung Theil genommen, so begreift man

es wahrlich nicht, wie es für ihn, sey es zu seiner Beglaubigung, oder gar zu seiner messianischen Befähigung der Mittheilung des πνεῦμα (Joh. 1, 32.) bedurft haben könne. Man begreift nicht, wie ein weltschöpferischer Geist die Kraft Wunder zu thun nicht sich selbst, sondern der Gottheit beimesse (Joh. 10, 32. 11, 41. 14, 10.) und den Vater den alleinigen wahren Gott habe nennen können (Joh. 17, 3.). Nur durch die Annahme, daß Johannes aus seiner alexandrinischen Gnosis in den palästinensischen Messianismus zurückfällt, können diese Widersprüche genügend aufgelöst werden, und wir freuen uns um so mehr, statt aller künstlichen, häufig nur aus dogmatischer Befangenheit hervorgegangenen Deuteleien jene Selbstwidersprüche auf diese Weise lösen zu können, da dieselbe nur bei erster oberflächlicher Betrachtung die Autorität des Johannes herabzudrücken scheint, während bei genauerer Erwägung gerade hierdurch seine Glaubwürdigkeit in ein erfreuliches Licht gestellt wird. Wird es nemlich aus dem Prologe sogleich klar, daß unser Evangelist mit vorgefaßten dogmatischen Ideen, wozu ihm die Philonische Philosophie, sey es unmittelbar, oder durch den zu Ephesus vielleicht schon bekannten und vorherrschenden Paulinismus hauptsächlich Veranlassung geben mochte, die Aufzeichnung seines Evangeliums begann: so ersehen wir aus dem Fortgange desselben, indem es mit Ausnahme weniger Stellen dem Lehrtypus der Synoptiker wohl entspricht, daß bei unserm Verf. die Treue der Erinnerung größer war, als sein Bestreben, dem ganzen Evangelio das Gepräge seiner dogmatischen Individualität aufzudrücken. Wir stimmen hiernach dem ganz bei, was Fleck in seinem otium theologicum. Lips. 1831. p. 7. bemerkt: habes Evangelistam quartum consentientem cum Synopticis, sed sibi non satis constantem, und dem, was Grimm in seiner obengedachten Preisschrift §. 17. mit den Worten ausdrückt: Joannes apostolus, quum non e phi-

losophorum scholis prodiisset, nec, ut jam saepius diximus, id ageret, ut de J. Chr. natura philosophemata proponeret: non mirandum est, quod illi τοῦ λογου notioni non omnia strictius ad aequaret, nec prorsus sibi constaret. — Ne opus quidem est, ut de differentiis Joanneae Christologiae conciliandis cogitemus, quum evangelista summum pietatis et reverentiae, quo in Jesum Christum ferebatur, sensum sequeretur, quem pietatis sensum philosophicis finibus ac dogmaticis notionibus minime includeret.

Vor Allen hat neuerdings Paulus in seiner Recension der 2. Aufl. des Commentars von Lücke im theol. Lit.-Blatte der A. K.-Z. 1834. Nr. 18—21. auf den Mangel an Folgerichtigkeit in der Johanneischen Christologie aufmerksam gemacht. Wenn jedoch derselbe einer solchen Inconsequenz wegen, zumal da im Prologe und den dem Inhalte von diesem am genauesten entsprechenden Stellen, besonders 3, 16—21., eine eigenthümliche Terminologie und Demiurgoslehre zu erkennen, von Johannes aber nicht anzunehmen sey, daß er Jesu einen höhern Hauptnamen, als dieser sich selbst, beigelegt, oder mindestens keine Erklärung über die Quelle seiner besonderen Erkenntniß beigefügt habe, die Vermuthung aufstellt: der Prolog und die ihm am nächsten verwandten Stellen des Evangeliums möchten von der redigirenden Hand eines Zeitgenossen des Johannes beigefügt seyn: so tragen wir dennoch Bedenken, dieser eben so scharfsinnigen, als freisinnigen Hypothese beizupflichten. — Was kann uns berechtigen, an einen fromm begeisterten, aber der gelehrten Bildung ermangelnden Jünger unsers Herrn die Forderung einer streng methodischen und sich durchaus consequenten Darstellung zu erheben? Würden wir nicht, wenn wir lediglich um innere Gründe willen den Eingang und einige andere Stellen des Evangeliums von Johannes einem von diesem verschiedenen Prologisten

und Redactor zuschreiben wollten, aus gleichen Rücksichten in den Briefen des Paulus ähnliche Zusätze einer fremden Hand annehmen müssen? Ist's nicht bei dem in der Dialectik nicht ungeübtem Paulus noch mehr zu befremden, daß der κύριος ἐξ οὐρανοῦ (1 Kor. 15, 47.) und πρωτότοκος πάσης κτίσεως, ἐν ᾧ ἐκτίσθη τὰ πάντα (Kol. 1, 15. 16.) belohnungsweise zu seiner δόξα, oder dem ὄνομα τὸ ὑπὲρ πᾶν ὄνομα (Philipp. 2, 9.) erhoben wird? Mag nun die in den ersteren Stellen und auch anderweitig ausgesprochene Ansicht von Christo entweder aus einem nur von innigster Verehrung geleiteten Bestreben, Christum hoch über alle menschlichen und übermenschlichen Wesen zu erheben hervorgegangen seyn, oder mag dem Paulus der platonisirende Philonismus, welcher den Gebildeteren unter seinen helleniſtischen Convertiten nicht fremd, ihm selbst vielleicht schon aus seiner vorchristlichen Bildungsperiode bekannt seyn mochte, zu seinem eigenthümlichen christologischen Philosopheme nächste Veranlassung gegeben haben: immer bleibt es nicht unwahrscheinlich, daß die Ansicht des Paulus auf die Ideen des Johannes einigen Einfluß ausgeübt haben möge. Johannes lebte und wirkte ja in seinem spätern Alter in denselben Gegenden, in welchen die Christianisirung zunächst und vornehmlich durch Paulus bewirkt worden war. Wenn nun Johannes bei seinen nächsten Lesern jene Eigenthümlichkeit des Paulinisch transcendirten Messiasbegriffs bereits vorfand, wie nahe lag ihm dann nicht die Veranlassung, denselben in den Kreis seiner eigenen Vorstellungen, hierauf auch in seine schriftliche Unterweisung aufzunehmen? — Daß aber Johannes die Quelle seiner eigenthümlichen Ansicht von Christi höherer Würde anzuführen unterließ, erklärt sich leicht, wenn wir erwägen, daß jene Ansicht seinen nächsten Lesern durchaus nicht befremdlich dem Verf. selbst nicht mehr neu, vielmehr längst bei ihm zu einer zweifelsfreien Gewiß-

heit gelangt seyn mochte. Wären die in Frage stehenden Stellen des Evangeliums von der Hand eines Herausgebers beigefügt, so würde einem Solchen, bevor irgend Abschriften des Evangeliums vorhanden waren, das Autographon selbst haben zu Gebote stehen müssen. Wann aber hätten solche Zusätze gemacht werden mögen? Während Johannes lebte, wird keinem Dritten die Idee einer Ergänzung seines Evangeliums haben beikommen können; nach seinem Leben aber wird seine evangelische Schrift unter seinen nächsten Freunden so schnell und vielfach verbreitet worden seyn, daß es bei Annahme jener Hypothese nicht wenig befremden muß, daß in der ältesten Kirche durchaus kein Zweifel gegen die Johanneität des Prologs laut geworden ist. Der Nachtrag des letzten Kapitels kann, da dasselbe rein historischen Inhalts ist, hier so wenig in Parallele gezogen werden, als es mindestens nicht an Bezweiflung und Bestreitung der im Prologe ausgedrückten eigenthümlichen Ansichten gefehlt haben würde, wenn nicht auch die mündliche Lehre des Apostels jener schriftlichen Apotheose conform gewesen wäre. Bedürfte es aber einer besonderen Hypothese, um unsern Johannes von der höchst verzeihlichen Schuld dogmatischer Inconsequenz freizusprechen, oder vielmehr diese Schuld möglichst zu mindern, so möchte sich am leichtesten annehmen lassen, Johannes habe Evangelium und Prolog zu verschiedenen Zeiten abgefaßt und sey sich daher, als er den letzteren nachgetragen, des Mangels an völliger Uebereinstimmung seiner Ideen nicht hinlänglich bewußt geworden. Wie dem aber auch seyn mag, uns bleibt es höchst erfreulich, aus unserem Evangelio zugleich die besondere Ansicht, durch welche der μαθητὴς ἐπιστηθιος seinen erhabenen Lehrer am höchsten zu ehren glaubte, ersehen zu können. Müssen wir es freilich beklagen, daß man den Ausdruck des innigsten Gefühls und der frommsten Begeisterung zu einem buchstäblichen Regulativ für Forschung und Glauben erhob, und daß

die besonderen Meinungen unsers Johannes nicht wenig dazu beigetragen haben, daß die Lehre Christi lange Zeit hindurch in eine Lehre von Christo ausartete und daß dessen göttliche Wesensgleichheit im metaphysischen Wortsinne zu einem Hauptpuncte kirchlicher Rechtgläubigkeit erhoben und dieser mit unchristlicher Strenge gegen alle Zweifler behauptet und geltend erhalten wurde: so haben wir doch dieserhalb die Befangenheit und den Unverstand derer, die den wahren Geist des Evangeliums nicht zu fassen vermochten, allein anzuklagen.

Fromme Einfalt und kühne Zweifelsucht, warme Mystik und kalter Rationalismus haben sich zu verschiedenenen Zeiten und auf verschiedene Weise gegen unser Evangelium gleichmäßig verschuldet. Nur durch eine Forschung, welche weder von Vorliebe, noch von Abneigung ausgeht, und der jedes dogmatische Parteiinteresse gleich fern liegt, wird die Verirrung der Einen und der Andern gemieden, und die Wahrheit, die zwischen beiden in der Mitte liegt, gefördert werden können.

Ueber den Jesuitenorden, die Gründe seiner Aufhebung und seiner Wiederherstellung.

Nicht leicht greift eine Geschichte so tief in die Geschichte der Menschheit ein, als diejenige, welche ich hier in gedrungener Kürze darzustellen versuchen will. Genügend nämlich läßt sich diese Aufgabe nicht wohl lösen, ohne ein Uebersichtsgemälde zu entwerfen von den manchfaltigen Entwickelungen und Wirkungen des Geistes, der den Jesuitenorden als solchen beseelt, wie sie sich im Laufe der Zeiten kund gethan. Was aber der Stifter dieses Ordens war, muß auch wenigstens in den wesentlichsten Zügen an unserm betrachtenden Blicke vorübergehen.

Der glühend-schwärmerische, hinkende Ritter der

h. Jungfrau, Ignatius von Lojola (geb. 1491), durch Einbildungskraft und ein verhängnißvolles Lebensereigniß hiezu bestimmt, ein Mann, welcher sich in ungemeinen, abenteuerlichen Selbstverläugnungen gefiel, deren Grund eine stolze Demuth war, wurde durch das, was aus seiner Persönlichkeit, im Bunde mit dem Schicksal, hervorging, einer der merkwürdigsten Menschen in dem großen Drama der Weltgeschichte. — Unscheinbar im Anfange gewann sein Unternehmen einen stets weitern Umfang; die Quelle ward zum Strome, der Strom zum Meere, dessen Fluthen gewaltig rauschten, und die Zuschauer am Gestade mit dumpfem Staunen erfüllten.

Im Jahre 1540 bestätigte der Papst Paul III. die von Ignaz begründete Gesellschaft Jesu, (mißbräuchliche Benennung, aus Mißverstand und Scheinheiligkeit entsprungen!) welche Anfangs nur aus einigen Mitgliedern bestand. Das Christenthum durch Predigten und Katechisationen dem Volke, zumeist jugendlichen Gemüthern, einzuprägen, und Liebeswerke zu vollbringen, gab der Stifter als Hauptzweck vor. Ein Oberhaupt sollte das Ganze leiten und Gesetze geben (doch noch mit Berathung und nach Stimmenmehrheit), dem Papste unbedingter Gehorsam geleistet werden, vor Allem in Missionsangelegenheiten. Das Gelübde ewiger Armuth und Keuschheit durfte natürlich nicht fehlen. Doch gewann das erstere sogleich dadurch eine schlaffere Bedeutung, daß den Mitgliedern des Ordens der Besitz eines oder mehrerer Collegien auf Universitäten erlaubt seyn sollte, mit Einkünften und Gütern zum Frommen der Studirenden. Wie es später umgangen wurde, ist weltbekannt aus der Gesellschaft ungeheuren Reichthümern.

Nichts konnte Paul III. willkommener seyn, als die Stiftung eines Ordens, welcher ihm vorzüglich geeignet scheinen mußte, der unseligen! Kirchenverbesserung, von Luther mit göttlichem Muthe begründet,

fühlbaren Abbruch zu thun, und dem dadurch so sehr erschütterten Gebäude des Vatikan's zur kräftigen Stütze zu dienen. Die nur auf 60 festgesetzte Zahl der Professen ward schon 1543 vom Papste ins Unbestimmte erweitert, überhaupt selbstmächtige Anordnungen und Einrichtungen verwilligt. Welch ein bedeutender Fortschritt innerhalb eines so kurzen Zeitraums! Wie waren die im Beginne entgegenstehenden Schwierigkeiten und Hindernisse so glücklich überwunden!

Schon hebt der Orden an, in mehreren Ländern Europa's nicht nur, z. B. in Portugal, Spanien, Frankreich, Teutschland, zu wirken, sondern selbst in Asien durch den allbekannten Xaver, den seine Brüder als einen heiligen Märtyrer mit begeistertem Lobe preisen.

Auf der Kirchenversammlung zu Trient, wo die römisch-katholische Kirche unverkennbar zu fühlen gab, in welche Verstockung*) sie versunken sey, waren es vornehmlich Jesuiten, die jedes Eindringen des Lichtes mit Erfolg hinderten, und von der Gewalt des römischen Stuhles die ungemessensten Behauptungen aufstellten. Ein ungemein erwünschtes Feld zur Thätigkeit für die Todfeinde der Reformation.

Ignazens Nachfolger im Generalat, der listige, thatkräftige Spanier Lainez, spielte eine Hauptrolle in Hinsicht der noch festern Begründung und Erweiterung der Ordensgesetze. Absolutismus der Herrschaft ist der nicht zu verbergende Grundsatz, von welchem der Jesuitenverein durchdrungen, mit gebieterischem Arme die Welt zu umspannen strebte. — Blinde Unterwürfigkeit der Einzelnen unter Anordnungen und Zwecke des Ganzen machte es allein möglich, daß so erstaunliche Wirkungen dieses Vereins in den Annalen der Menschheit verzeichnet stehen. Constitutionen, wie er sie hatte, sind einzig in ihrer Art, und durch den

*) Wie de Wette in s. christlichen Sittenlehre eben so wahr als stark sich ausdrückt.

strengsten Zusammenhang der Einheit verbunden, nöthigen sie auch demjenigen, welcher ihren innern Geist verabscheut, eine gewisse Bewunderung ab. Treffend ist Aquaviva's Geständniß (Institut. II. S. 360. col. b.): „gebe man nach und nach dem menschlichen Urtheilen und Untersuchen sich hin, so gehe verloren alle Einfalt, Fertigkeit und Vollkommenheit des Gehorsams. Davor müsse man sich wie vor einem tödtlichen Gifte bewahren." Selbst eine Todsünde konnte der Generalis gebieten; eine Vollmacht, bei welcher das sittliche Gefühl in heiligem Schauer sich empört. Was bedürfen wir weiter Zeugniß, um den unbedingtesten Subordinationsgeist als Grundzug des Ordens zu bezeichnen? — Um diesen Geist zu erhalten, war das System der Delationen und unzähligen Berichte an die Obern aufs klügste ausgedacht. Diese wurden dadurch gleichsam allgegenwärtig, und umfaßten wie mit Einem Blicke die manchfaltigsten Bewegungen und Lebensäußerungen des ganzen Körpers.

Zudem statteten mehrere Päpste den Orden mit ungeheuren Privilegien aus, worauf die andern nur mit Neid und in dem Gefühle tiefer Zurücksetzung hinschauen konnten. Die Namen eines Julius III., eines Pius V., und anderer sind deßhalb für die Jesuiten ein Gegenstand unauslöschlicher Dankbarkeit.

In stolzer Sicherheit walteten die Jesuiten, ein höllischer Nachtbund gegen die Macht der Wahrheit und Sittlichkeit. — Sie, die sich nach dem nannten, welcher das Licht der Welt war und himmlische Klarheit in das Dunkel des Erdenlebens sandte, der immer für die Einführung der reinsten Tugend in die Gemüther der Sterblichen wirkte, und dafür sich selbst aufopferte, umgeben das Haupt von einer Dornenkrone, die in überirdischem Glanze auf alle Jahrtausende unsers Geschlechtes hinunterstrahlt. Daß aber die fälschlich so genannten Jesusfreunde in langen Zeiträumen

und unter vielen Nationen der Wahrheit und ächten Sittlichkeit höchst verderblich entgegenwirkten, wird der unparteiische Forscher zu beweisen leicht finden. Wohin sie kamen, waren sie bemüht, römisch-katholischen Erbglauben zu predigen, mit all' den trüben Irrthümern und Menschensatzungen, die der gesunden Vernunft ein Gräuel sind. Aberglauben unter dem Volke zu verbreiten, war ihr angelegentliches Geschäft. Zeugt nicht dafür mit lauter, unüberhörbarer Stimme besonders auch die Geschichte Oestreichs und Bayerns? Oestreichs Volk war für das gesegnete Werk der Reformation und das reine Evangelium sehr empfänglich, und dasselbe hätte unter ihm einen erfreulichen Fortgang gewonnen, wenn nicht jesuitische Betriebsamkeit mit Macht und List ihn gehemmt, und die Menge wieder in die traurige Düsterniß zurückverlockt hätte, worin sie allein konnte wie am Gängelbande geleitet werden. Bayern erfuhr diese Betriebsamkeit in nicht geringerem Grade; und schwachsinnige Fürsten, getäuscht von übelverstandener Frömmigkeit, deren einer sogar als Jesuite selbst sein Leben beschloß, unterstützten noch das dunkle Treiben. — In Portugal und Spanien, in Frankreich und andern Ländern Europa's hielten sie die Geister in ehernen Fesseln, so lang ihnen hiezu der Unerforschliche droben Frist vergönnte. In Asien vermischten sie selbst sinnloses Heidenthum und Gebräuche der Abgötterei mit dem römischen Katholicismus, der freilich dafür Berührungspunkte darbot.

Aber — leisteten sie nicht im Gebiete der Wissenschaften Vieles, was den Dank der Mit- und Nachwelt verdiente? Alles Verdienst in dieser Beziehung ihnen abzusprechen, wäre ungerecht. Einzelne talentvolle Männer, ausgezeichnete Kanzelredner, wie Ludwig Bourdaloue; vorzügliche Dichter, wie ein Balde, ein Sarbievius; feinere Kenner des classischen Alterthums, die dem Jesuitenorden angehörten, haben sich

einen unvergänglichen Ruhm erworben. Was Wunder, wenn unter so viel tausend dunklen Körpern einige Sterne hervorglänzen! Im Ganzen haben die Jesuiten vornehmlich als Jugendbildner in Schulen und auf Akademien wenig gethan für das eigentliche höhere Wissen und Erkennen, und stets die ihnen anvertrauten Knaben und Jünglinge in einem umwölkten Kreise mechanisch sich bewegen lassen. Die meisten von ihnen waren unerträgliche Pedanten. Pedantismus aber und ächte Wissenschaftlichkeit, welche nur unter der Aegide geistiger Freiheit gedeihen mag, sind einander ganz entgegengesetzte Dinge. So muß über diesen Punkt die strenge, unbestochene Richterin Wahrheit urtheilen, die dem unbegrenzten Selbstlobe der Jesuiten und den preisenden Stimmen ihrer einseitigen Bewunderer ein angemessenes Ziel setzt.

In wieferne aber dieser Orden der Sittlichkeit Eintrag gethan und geschadet, ist nicht schwer darzuthun. Der Probabilismus, zu dem sich viele von Mitgliedern der Gesellschaft verfaßte Lehrbücher unverhohlen bekennen, ist der Tod aller Moral. Er hebt die sichere und feste Beurtheilung sittlicher Handlungen auf, und setzt an die Stelle solcher Beurtheilung ein ungewisses Schwanken, das dem Laster Thür und Thor öffnet und das Herz dem Verderben preis giebt. Mit vollkommenem Rechte wird daher der Probabilismus von Allen verdammt, die rein-menschlich fühlen; er ist ein giftiges Erzeugniß der Selbstsucht, welche überall gerne Schlupfwinkel für ihre unlautern Bestrebungen aufsucht. Wie verwerflich ist der berüchtigte Grundsatz: der Zweck heiliget die Mittel. Er widerlegt sich selber, sobald er nur ausgesprochen wird. — Ferner die Lehre von der Intention und der reservatio mentalis ist auch längst gebührend gewürdigt und in ihrer Schändlichkeit enthüllt.

Daß mehrere Jesuiten den Fürstenmord als erlaubt und in gewissen Fällen nothwendig darstellten,

läßt sich vielfach beurkunden. Mariana's Buch de rege et regis institutione ist ein unwidersprechliches Denkmal dieser blutigen Theorie, und ich darf es wohl für überflüssig halten, einzelne Stellen wörtlich anzuführen. Zwar ist nicht zu läugnen, daß die Lehre vom Tyrannenmorde schon vorher nichts Unerhörtes war, aber dieselbe ward doch vorzüglich durch Jesuiten weiter verbreitet, und trug die traurigsten Früchte. — Heinrichs III. Mörder, Jakob Clement, war ohne Zweifel in ihren Augen ein Held, der eine große That vollbrachte, und wohl nicht ohne Einverständniß mit seinen Geistesverwandten. — Ravaillac, unter dessen Dolchstichen der edle Heinrich IV. starb, stand mit Jesuiten im Bunde. Die berüchtigte Pulververschwörung in England unter Jakob I. war ein Werk jesuitischer Kabale, und Heinrich Garnet starb mit Recht den Tod eines Missethäters. Damiens freilich grausam bestrafter Mordversuch an Ludwig dem Fünfzehnten wirft auch einigen Schatten auf die Lojoliten.

Unsittlich in hohem Grade war die Wirksamkeit der Jesuiten als Beichtväter an Höfen und bei Privatpersonen. Mit trüglicher Schlangenkunst wußten sie sich in die Gemüther der Großen einzuschleichen, sie zu umstricken, und wo es zu ihrem hierarchisch-politischen Zwecke diente, sie noch mehr zum Despotismus anzuregen, die schändliche Flamme der Wollust in ihnen zu unterhalten, und die unlauterſten Gesinnungen ihnen einzuflößen. De Linières, welcher Ludwig dem Fünfzehnten jenes schauerliche Höllengemälde vorhielt, um ihn von der Wollust abzumahnen, war, möchte man sagen, ein inconsequenter, ausgearteter Sohn seines Ordens. Tausende desselben hätten anders gehandelt. Der vor 100 Jahren in Frankreich geführte Prozeß, den Jesuiten Girard und die Cadière betreffend, bestätigt es auffallend stark, was manchmal diese scheinheiligen, lüsternen Ignatianer für Gräuel an ihren guten Beichttöchtern ausübten.

Ferner wurde die Jugenderziehung auch durch Jesuiten von unläugbaren groben Unsittlichkeiten befleckt, die eben gar nicht selten waren, und das Herz so manches blühenden, schuldlosen, unbefangnen Jünglings auf immer vergifteten.

Man kann mit Grunde behaupten: wenn der Jesuitenorden immerhin gleich schädlich in seinem Geiste hätte so fortwirken können, so wäre ein traun! unermeßliches Verderben besonders auch der Sittlichkeit die unvermeidliche Folge davon gewesen.

Allein die göttliche Vorsehung, welche, in ihrem langmüthigen Walten, uns öfters zu schlummern dünkt, — bereitete allmählich einen Sturz vor, dessen Kunde von allen Lichtfreunden mit freudigstem Danke gegen den Himmel vernommen ward. Aus dem Lande, wo die Jesuiten zuerst sich angesiedelt und so manches Jahr hindurch König und Volk mißleitet hatten, aus Portugal, wurden sie zuerst (1759) verkrieben unter Joseph I., höchst wahrscheinlich in ein Komplott verwickelt, das dem Könige beinahe das Leben gekostet. Sonderbar! Der aufgeklärte, energische Minister Pombal, dessen Namen die Geschichte stets mit Hochachtung nennen wird, der Mann, welcher von Jesuiten empfohlen ans Ruder des portugiesischen Staates kam, war es, der ihre völlige Verbannung aus diesen Staaten herbeiführte. Ihre Apologeten scheuen sich zwar nicht, Pombal in einem höchst nachtheiligen Lichte zu schildern, ihm Gewaltthätigkeit, Ehr- und Geldgeiz, gänzlichen Mangel an Religion vorzuwerfen; aber wir wundern uns darüber nicht, erkennen, davon unberührt, die ausgezeichneten Verdienste desselben um den Staat und die Aufklärung seiner Bürger gern an, und zählen Ihn zu den großen Männern des vorigen Jahrhunderts. — In Frankreich, woraus die J. schon als ein Gegenstand des allgemeinen Abscheues unter Heinrich IV. verjagt, aber von diesem Fürsten, aus Besorgniß, nicht ohne Gefahr so

bedeutende Gegner haben zu können, wieder aufgenommen worden waren, hatten sie einen sehr schädlichen Einfluß geäußert. Zumal der pfäffisch-andächtelnde Ludwig der Vierzehnte war in seinen letzten Lebensjahren ganz den Einflüsterungen seiner jesuitischen Beichtväter, le Tellier und de la Chaise, hingegeben; und die blutige Bekehrungsweise, womit er die Hugonotten in den Schoos der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen strebte, bezeichnet seine Regierung als eine eigentliche Pfaffenregierung. — Damiens schon oben erwähnter Mordversuch an Ludwig XV. ward ein Hauptgrund zu der Verbannung des Ordens aus Frankreich, welche im Jahr 1764 erfolgte, völlig zwar erst 1767. Der helldenkende Choiseul trug unstreitig das Seinige dazu bei, — Dasselbe Jahr 1767 war für die Jesuiten in Spanien verhängnißvoll. Der ausgezeichnete Minister Aranda bewirkte vornehmlich ihre Entfernung, und Karl III. bot dazu die Hände nicht ungern, als ein Fürst, der für jene Zeit zumal auf dem spanischen Throne sich hervorthat und viele erleuchtete Einsichten besaß. Hierauf folgte die Vertreibung der Gesellschaft Lojola's aus Neapel und Sicilien u. s. w.

Kein Papst hatte mit so väterlicher Zuneigung und schwachmüthiger Milde den Jesuiten sich zugewandt, als der verstandarme Clemens XIII., Ganganelli's unmittelbarer Vorfahrer. Ganganelli, der Geisthelle, durch Wissen und Großartigkeit der Gesinnungen wohl der Erste unter allen, die auf dem römischen Stuhle saßen, ward 1769 unter dem Namen Clemens XIV. das Oberhaupt der katholischen Christenheit. Schon als Cardinal harte er gegen Clemens XIII. hie und da geäußert, es würde am Ende doch mehr frommen, die Jesuiten preis zu geben, als mit den betheiligten katholischen Höfen immerdar im Streite zu liegen. Da er nun selbst zur Papstwürde erhoben war, verschloß er seine Ansichten und Plane in Bezug auf diesen Orden tief in der Brust. Nach-

dem Er vergeblich versucht hatte, die Höfe von Versailles, Madrid und Neapel zu begütigen (durch ein Schreiben, worin er aussprach, „er könne einen Orden nicht wohl aufheben, welchen 19 Päpste vor ihm bestätiget hätten, und die allgemeine Kirchenversammlnng von Trient); entschloß er sich endlich im Jahre 1773 zu dem kühnen Schritte, der ihm unvergänglichen Ruhm erwarb. Das Breve, wodurch der Jesuitenorden aufgehoben wurde, mit den Worten beginnend: „Dominus ac redemptor noster" trat am 16ten August an das Licht. Sein wesentlicher Inhalt ist hier mitzutheilen.

Im Eingange sprach Clemens davon, wie sehr er es als seinen Beruf anerkenne, das Amt des Friedens und der Versöhnung treu zu verwalten; wie er aber, wenn Liebe und Frieden nicht wohl anders erhalten werden könne, auch zur Ausrottung des ihm Liebsten bereit wäre. Er läugnet nicht, daß die Regularorden von jeher zumeist die christliche Kirche emporgebracht und ihr gefrommt hätten, — und deßhalb besonders von dem römischen Stuhle unterstützt, mit Wohlthaten und Vorrechten begabt worden seyen, um dadurch einen desto glücklichern Erfolg ihrer christlichen Thätigkeit zu vermitteln. Hätte aber ein solcher Orden den ursprünglich bezweckten höheren Gewinn nicht mehr gebracht, oder selbst Unheil gestiftet, und die Ruhe der Nationen gestört; so hätte derselbe apostolische Stuhl auch unbedenklich ihm neue Satzungen vorgezeichnet, oder denselben ganz vertilgt. Clemens beruft sich auf Clemens V., der 1312 den Ritterorden der Tempelherrn aufgehoben, weil derselbe überall übel berüchtigt war. Der heilige Pius V. habe den Orden der Humiliatenbrüder zerstört wegen seines Ungehorsams gegen den päpstlichen Stuhl und ob seiner Uneinigkeit. Von Urban VIII. sey die Congregation der reformirten Konventualbrüder unterdrückt worden, desgleichen der Orden des h. Ambrosius; von

Innocentius X. der des h. Basilius, und die Regularcongregation der Priester des guten Jesu; von Clemens IX. nach zwei andern Orden endlich der der Jesuiten, aus Ueberzeugung von seiner Unnützlichkeit. — — Auch seine Vorfahrer im Papstthume hätten solche Aufhebungen verhängt, aus Machtvollkommenheit, ohne jenen Orden Rechtfertigung zu vergönnen. Im Hinblick auf solche Vorgänge von zweifelloser Geltung habe er nichts versäumt zu erkunden, was sich auf dem Ursprung, Fortgang und nunmehrigen Zustand der sogenannten (vulgo sic dictae) Gesellschaft Jesu beziehe. Wovon denn geschichtlich treue Rechenschaft im Breve abgelegt wird. Aus dem Inhalte mehrerer päpstlicher Verordnungen in Betreff der Jesuiten von Julius III., Paul IV. und V., Gregor XIII., Sixtus V. u. A. gehe, obgleich diese Päpste den Orden begünstigten, unverkennbar hervor, wie dieser Verein gleich Anfangs mancherlei Keime verrieth von Uneinigkeit und Eifersucht, nicht nur in seinem eigenen Schooße, auch gegen andere Orden, die Weltpriester, Hochschulen, selbst gegen Fürsten, in deren Länder sie aufgenommen worden u. s. w. Man hätte gegen die Jesuiten die schwersten Anschuldigungen vorgebracht, welche den ruhigen Frieden der Christenheit nicht nur unbedeutend getrübt. Sixtus V. habe, aufgefordert durch Philipp II. von Spanien, eine apostolische Visitation der Gesellschaft Jesu veranstaltet, aber sein Tod die wirkliche Ausführung unmöglich gemacht. Hingegen Gregor XIII. sey den Jesuiten wieder durchaus günstig gewesen. Uebrigens seyen alle Versuche, den Grund zu Klagen über sie hinweg zu räumen, beinahe ganz erfolglos geblieben, und die Ruhe in die Kirche nicht zurückgekehrt. Selbst endlich der apostolische Brief Clemens XIII. habe der Gesellschaft keine Hülfe, und der Christenheit keinen Vortheil gewährt. Vorher spricht Clemens XIV. von apostolischen Verordnungen, welche

sich auf Irrthümer in der Lehre, unsittliche, dem römischen Stuhle ärgerliche Behauptungen der Jesuiten, Empörungen in einigen katholischen Ländern u. dergl. bezogen. Da keine Beschwichtigung so mancher Stürme eingetreten, im Gegentheil stets heftigere Ausbrüche entstanden, so hätten die Könige von Frankreich, Spanien, Portugal und Neapel nothgedrungen die Jesuiten aus ihren Reichen verwiesen, aber die Unzulänglichkeit dieser Maßregel für eine daurende Beruhigung der Christenheit anerkennend, bei Clemens XIII. auf eine völlige Ausrottung des Ordens hingewirkt. Durch dessen unerwartet eingetretenen Tod sey der Sache Fortgang unterbrochen worden. Alsbald nach dem Regierungsantritte Clemens XIV. seyen auch die nämlichen Gesuche an ihn gelangt, unterstützt von mehreren Bischöfen und andern gelehrten und frommen Männern. Er habe sodann unter Gebet zu Gott Alles aufs gewissenhafteste längere Zeit hindurch erwogen. Und so hebe er denn, im Vertrauen auf des göttlichen Geistes Beistand, zur Erhaltung des Friedens in der Christenwelt, und in der Ueberzeugung, die Gesellschaft der Jesuiten könne die heilsamen Endzwecke ihrer Stiftung nicht mehr erreichen, auch aus andern Gründen der Klugheit und hierarchischen Politik, die er nicht ausspreche, kraft apostolischer Machtvollkommenheit dieselbe gänzlich auf.

Ewiger Dank dir, lichtfroher Ganganelli, daß du einen Verein zerstörtest, der unter dem Vorwande der größern Verherrlichung Gottes (omnia ad majorem Dei gloriam) die Wahrheit geschändet, der Sache des reinen, himmelvollen Evangeliums den Untergang zu bereiten gestrebt, so manche Unthaten im Stillen und auf der Bühne des öffentlichen Völkerlebens verübt hat. Wie konntest du solchen Finsterlingen hold seyn, großer Mann, der du dich in den Strahlen einer gesunden Philosophie so gerne sonntest, und aussprachst, in jeder

Bücherſammlung ſollte die h. Schrift voranſtehen; der du innig bedauerteſt, der teutſchen Sprache nicht mächtig zu ſeyn, weil dir der hohe Genuß nicht ward, die ſalbungsreichen Reden eines Mosheim, eines Spalding und Jeruſalem leſen zu können. —

Bekannt iſt, daß Clemens nach Unterzeichnung des Aufhebungsbreves die Worte vernehmen ließ: ich habe mein Todesurtheil unterſchrieben, und ſpäter: ich gehe bald in die Ewigkeit, und weiß warum. Zu hoher Wahrſcheinlichkeit läßt ſich die ſehr verbreitete Meinung erheben, er ſey als ein Opfer jeſuitiſcher Mordſucht gefallen, wie Sokrates ſeinen Feinden erlag. Er ſtarb im Herbſte 1774.

Der Clemens XIV. angedichtete Widerruf: confiteor tibi, domine rex coeli et terrae etc. verdient keine Beachtung. Könnte eine Seele von ſolcher Größe ſo tief herabgeſunken ſeyn in entehrende Schwäche? Nimmermehr.

Johannes von Müllers Wort über die Aufhebung der Jeſuiten: weiſen Männern ward bald bemerklich, daß eine gemeinſchaftliche Vormauer aller Autoritäten gefallen war*); eine Aeußerung, womit ſich die Vertheidiger des Ordens ſo gerne waffnen, iſt des unſterblichen Geſchichtſchreibers günſtigen Anſichten über das Weſen der Hierarchie verwandt, und nichts als ein Beweis, wie auch ein Geiſt von ſeiner Tiefe, dem Irrthume unterworfen, befangen urtheilen könne.

Wollte Gott, ein Verein, wie dieſer, wäre mit der Wurzel ausgerottet worden, um nie mehr ins Gebiet der Wirklichkeit zurückkehren zu können. Aber es war im Rathe der Alles bedingenden und lenkenden Vorſehung anders beſchloſſen; oder weichen wir mit dem an ſich todten Begriffe einer bloßen Zulaſſung von Seiten der Gottheit aus? — —

*) Vgl. Allgem. Geſchichten.

Friedrich II., ohne Widerſpruch der aufgeklärteſte Fürſt ſeines Jahrhunderts, aber ohne lebendiges Gefühl für wahre Religion, behielt die Jeſuiten in Schleſien bei, doch zuletzt mit Verminderung und unter andern Formen, für Schulzwecke. — In Rußland that ſich ihnen ein Aſyl auf unter Katharina der Zweiten, die wenigſtens in dieſer Beziehung mehr eigenſinnig als groß erſcheint. Pius VI. und VII. wurden von der ruſſiſchen Regierung um mehrere Indulte für den Orden erſucht. Hätte man doch lieber Peters des Großen weiſes Geſetz, das die Jeſuiten vom Reiche ausgeſchloſſen, in voller Kraft aufrecht erhalten! Allein ſo war eine entſchiedene Grundlage zu dereinſtiger Wiederherſtellung der Geſellſchaft Lojola's gegeben, zu Wiedererweckung des furchtbaren Todten, von welchem man den Himmel zu fragen ſich verſucht fühlt: warum blieb er nicht auf ewig begraben? Und wahrlich, die Weiſſagung ihres Generals, F. Borgia, vor dritthalb Jahrhunderten ausgeſprochen: man wird uns wie Hunde vertreiben, aber wir werden uns wieder verjüngen, wie die Adler; ging in Erfüllung. Ingeheim und in Schriften hatten auch in Teutſchland, wo vornehmlich Augsburg ihr Sammelpunkt war, Glieder des aufgelöſten Ordens ihre Lebensfähigkeit beurkundet. Unter Pius VII. ward verwirklicht, was wohl Manche ſchon von Pius VI. gehofft hatten. Durch eine Bulle vom 7. März 1801 ſtellte Er die Geſellſchaft der Jeſuiten im ruſſiſchen Reiche wieder her, welcher Paul I. beſonders huldreich ſich bewies, ein Herrſcher von kräftiger Gemüthsart, aber wenig erleuchtetem, durch die Gewalt der Leidenſchaften verdunkeltem Verſtande. Der Papſt verſtattete ihnen, ſich unter der Regel Ignazens zu vereinigen, Seminarien und Collegien zu errichten, die Jugend zu bilden, und Seelſorgergeſchäfte zu verwalten. Welch ein Jubel und Triumph bei den Gliedern der Geſellſchaft! welche hoffnungsvolle Ausſichten auf eine um-

fassende vollkommene Erneuerung derselben! Wirklich war es auch der durch manche Vorzüge ausgezeichnete Pius VII., der im J. 1814 [10 Jahre, nachdem er die Wünsche des Königes von Neapel, sich der Geistlichen von der Gesellschaft Jesu bedienen zu dürfen zur Unterweisung der Jugend, in christlicher Frömmigkeit, feierlich genehmigt hatte;] die denkwürdige Repristinationsbulle „Sollicitudo omnium" erließ, welche als eine höchst seltsame Erscheinung im 19ten Jahrhunderte dasteht. — Im Eingange spricht Pius davon, wie er durch seine Stellung als Oberhaupt der Kirche sich gedrungen fühle, durch alle ihm zu Gebote stehenden Hilfsmittel den geistlichen Bedürfnissen der Christenheit zu entsprechen. Nach Erwähnung seiner auf die Jesuiten sich beziehenden Anordnungen für Rußland und Neapel fährt er fort: Täglich, mit fast allgemeiner Uebereinstimmung der ganzen Christenheit, gelangen dringende Gesuche um die Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu an uns; von Erzbischöfen und Bischöfen und sonst den vorzüglichsten Männern. „Nachdem selbst die Bausteine des Heiligthums durch die neuerlichen Unfälle und Umwälzungen, die wir lieber beweinen, als ihr Andenken zurückrufen wollen, zerstreuet sind, und die strenge Zucht der regulären Orden, welche die eigentliche Stütze des katholischen Glaubens ausmachen, zu wanken begonnen, können wir unmöglich einem so gerechten und allgemeinen Verlangen unsere Zustimmung vorenthalten. Denn wir würden uns eines Verbrechens vor Gott schuldig machen, wenn wir, hingestellt auf das Schiff des h. Petrus, das von Stürmen stets umhergeworfen und erschüttert wird, die erfahrenen und muthigen Arbeiter verschmäheten, welche sich uns darbieten, um die Wogen zu bewältigen, die Schiffbruch und Verderben drohen." Diese Stellen konnt' ich mir nicht versagen, wörtlich anzuziehen, wegen ihrer Eigenthümlichkeit. — Hierauf werden die Jesuiten wieder ganz in ihre alten

Rechte, Befugniſſe und Wirkungsweiſe vermöge päpſtlicher Vollmacht eingeſetzt. Schließlich empfiehlt ſie Pius den erhabenen Fürſten und zeitlichen Herrn, ſo wie den Erzbiſchöfen, Biſchöfen und allen Uebrigen zu liebevoller Behandlung.

Derſelbe Monat Auguſt, in welchem 41 Jahre zuvor ihre völlige Auflöſung von Clemens XIV. erklärt worden war, brachte den Söhnen Lojola's neues Leben und Heil. Werden nicht Tauſende ihrer dumpfandächtigen Verehrer dieſen chronologiſchen Umſtand höchſt bedeutungsvoll gefunden haben?

In Rußland jedoch brach bald ein Ungewitter über den Häuptern der frommen Väter aus. Durch einen Ukas Alexanders I. vom 20. Dec. 1815 wurden ſie „als undankbare, hochmüthige Menſchen gebrandmarkt, welche Jünglinge und etliche Weibsperſonen vom griechiſch-katholiſchen Cultus abgewandt und zu dem römiſchen verlockt hätten;" — aus Petersburg und Moskau verwieſen, und im März 1820 auf ewige Zeiten aus ganz Rußland.

Am 11. November 1814, einem Tage, der an Martin Luther ſo unabweislich erinnert, wurde das Noviziat zu Rom eröffnet. Im Mai 1815 ſetzte Spaniens geiſt- und treuloſer König Ferdinand VII. die Jeſuiten wieder in den Beſitz aller Güter und Rechte ein, und ihre Wirkſamkeit hat in jenem Lande, wie ſie denn mußte, unheilſame Früchte getragen. Doch dauerte ſie zum Glücke kaum ein Luſtrum, als der Orden ſchon im Frühlinge 1820 in Folge der in Spanien ausgebrochenen Revolution verbannt ward. Allein nach 3 Jahren kehrte er wieder zurück. — — Portugal war Anfangs der Aufnahme der Jeſuiten ganz abgeneigt, und Johann VI. bewährte hier einen geſunden Menſchenverſtand, auf geſchichtliche Thatſachen geſtützt. — Aber auch in dieſem Lande ſchlichen ſie doch ſpäter ſich wieder ein, ohne jedoch ihre Wünſche und Beſtrebungen ganz mit dem erwünſchten Erfolge gekrönt zu

ſehen. — Zu Freiburg in der Schweiz zählt das Collegium der Jeſuiten viele Zöglinge. — In England haben die Lojoliten gleichfalls unter den duldſamen Geſetzen dieſes Reichs eine erwünſchte Zuflucht gefunden, und werden von manchen Katholiken ſehr hochgeſchätzt. Unter den glorreichen Folgen der Juliustage 1830, die in Frankreichs Jahrbüchern eine ewig unvergeßliche Stelle behaupten, iſt auch der Auszug einer Jeſuitenſchaar aus dieſem ſchönen Segenslande nicht zu überſehen. Die Zerſtörung von Mont Rouge und Aehnliches konnte dem denkenden Menſchenfreund nur zu frohen Gemüthsbewegungen erheben. Kräftige Stimmen, wie die eines Montloſier, hatten ſich zuvor ſchon gegen ihre dunkelnden Umtriebe vernehmen laſſen. Wohl den Franken, daß eine Regierung, wie die Karls X., geſtürzt ward. Sie hätten dem Pfaffenthume noch manchen Vorſchub geleiſtet.

Im Jahre 1840 wird es vielleicht keine Jeſuiten mehr geben. Des gewaltig fortſchreitenden Zeitgeiſtes unwiderſtehliche Macht ſteigert unſre Vermuthung faſt zur Ahnung mit prophetiſchem Gepräge. Sollte es nicht genug ſeyn, daß dem Orden drei Jahrhunderte, mit nicht langer Unterbrechung, zu wirken für Ungöttliches eingeräumt wären?

Es ſey mir vergönnt, dieſen Umriß, der das Weſentlichſte bündig vergegenwärtigen ſoll, mit einigen Strophen zu ſchließen, worin ich meine Empfindungen und Ausſichten niederlege:

Licht und Recht ſoll fröhlich walten,
Und die Menſchheit neu geſtalten,
Die in trübem Wahn verſiecht;
Himmelsluft ſie friſch durchwehen,
Daß ſie kühn zu Gottes Höhen,
Zum Vollendungsziele fliegt.

Pfaffentrug und finſter Treiben
Und ein ſtarr andächtelnd Gläuben

Fesselt manche Seelen noch.
Daß sie Christus umgebäre,
Und des Wortes helle Lehre
Breche jedes Sklavenjoch.

Freiheit will Er Allen bringen,
Jede Nacht sein Licht durchdringen
Mit der Wahrheit Sonnenschein:
Und Er wird sein Werk vollenden,
Wird der Völker Schicksal wenden,
Wird Erlöser Aller seyn.

Einige Erinnerungen gegen die im März-Hefte der Annalen der gesammten Theologie von 1835 mitgetheilten Bemerkungen von T. M. zu des Herrn Dr. Bretschneiders: Aphorismen über das Princip der Wissenschaftlichkeit in der christlichen Theologie.

Dem Herrn Verfasser der genannten Bemerkungen, der es (S. 318) deutlich ausspricht, daß es ihm nur um Wahrheit zu thun sey, wird es nur willkommen seyn müssen, wenn wir ihm in seinen mitgetheilten, von vielen Scharfsinne zeugenden Bemerkungen, Einzelnes nachzuweisen versuchen, was uns mit der Wahrheit nicht übereinzustimmen scheint. Wir sind uns übrigens bei diesem Versuche keinesweges einer Partheilichkeit bewußt, wenn wir den Herrn Dr. Bretschneider gegen den Herrn T. M. in Schutz nehmen. Auch uns ist es vielmehr nur um die Wahrheit zu thun.

Ohne uns nun auf das Ganze der vom Herrn T. M. mitgetheilten Bemerkungen einzulassen, soll es eben nur Einzelnes seyn, was wir hier herauszuheben uns erlauben, und wodurch wir zu einigen Gegenerin-

nerungen veranlaßt worden sind. Es beziehen sich diese aber ausschließlich auf das, was Herr T. M. gegen die vom Herrn Dr. Bretschneider gemachte Anwendung des Princips der Wissenschaftlichkeit auf einzelne theologische Lehrsätze erinnert hat. Wir sind nämlich nicht im Stande, aus dem, was Herr T. M. in dieser Rücksicht aus den Aphorismen des Herrn Dr. Bretschneider mittheilt, zu ersehen, daß dieß die partie-honteuse dieser Aphorismen sey. Ja, es will uns sogar scheinen, als könne man dieß mit größerem Rechte von dem letztern Theile der Bemerkungen des Herrn T. M. sagen. Wir erlauben uns, dieß Urtheil durch Folgendes zu erhärten:

S. 310 und 311 behauptet Herr T. M., die Verdammniß der Heiden sey nie anders behauptet, als nur in dem Sinne: „wenn der Heide das ist, was dieser Name bezeichnet, und heidnisch lebt, so kann er nicht selig werden." Die Wahrheit dieser Behauptung können wir aber keineswegs zugeben. Wir bitten den Herrn Verfasser der Bemerkungen, nachzusehen, was in unsern symbolischen Büchern steht. In dem großen Katechismus Luthers (ad articul. III.) heißt es ausdrücklich: Quicunque extra Christianitatem sunt, sive Gentiles, sive Judaei aut falsi etiam Christiani in perpetua manent ira et damnatione, neque enim habent Christum Dominum neque ullis Spiritus sancti donis et dotibus illustrati et donati sunt. Hier werden offenbar Heiden, Juden und Lasterhafte (mögen sie auch Christen seyn) unterschieden. Es läßt sich gar nicht anderes denken, als daß Luther den Heiden (gentiles) als Heiden d. h. als solcher, die Christum noch nicht haben und Götzendiener sind, die ewige Verdammniß zuschrieb. Und wie sehr dieß in der ältern Kirche allgemeiner Grundsatz gewesen sey, kann gewiß dem Herrn T. M. nicht unbekannt seyn. Hat man doch, um diesen Grundsatz geltend zu machen, sogar behauptet, die Tugenden der

Heiden, eines Socrates und Anderer, seyen nur glänzende Laster gewesen. Daraus geht es gewiß am deutlichsten hervor, daß man eine Verdammniß aller Heiden, sie mochten „heidnisch leben" oder nicht, annahm. Uebrigens hat nicht blos der Herr Dr. Bretschneider, sondern schon der selige Leß in seinem Werke „Beweis der Wahrheit der christlichen Religion Bd. II. S. 984." den Kirchenvater Augustinus so verstanden. Leß sagt nämlich am angeführten Orte: „Und wenn Augustinus nebst den sogenannten Kirchenvätern die schönsten Thaten tugendhafter Heiden glänzende Laster nennet, so ist das wahre Verleumdung." Nennt aber Augustin die edelsten Thaten der Heiden glänzende Laster, so kann es ja wohl nach seiner Erklärung keinen Heiden geben, der nicht „heidnisch lebte" und somit kann es auch nach Augustinus Erklärung keinen Heiden geben, der selig werden könnte. Wie konnte nun wohl Herr T. M. den Augustin so sehr in Schutz nehmen? Und wie konnte sich Herr T. M. so äußern, als ob Herr Dr. Bretschneider solchen Heiden die Seligkeit zuschreiben wolle, die heidnisch d. h. lasterhaft leben? Wäre nur in dem Sinne jener Satz behauptet, wie ihn Herr T. M. faßt; so würde man damit nichts weiter gesagt haben, als: die Lasterhaften werden verdammt werden, sie mögen Juden, Heiden oder Christen seyn. Allein dieß wollte man mit jenem Grundsatze gewiß nicht bloß sagen. Vielmehr finden sich in den Kirchenvätern Stellen, welche ein Anderes beweisen. So sagt z. B. Lactantius (instit. christ. lib. VI.): Cum agnitio Dei deest, jam illa bona omnia (die hirnischen Vorzüge) supervacua sunt et inania. Non est dubium, quin impius sit, quisquis Deum non agnoverit, omnes virtutes ejus in mortifera via repariuntur. Hier ist es gewiß nicht undeutlich gesagt, daß es mit den Tugenden der Heiden nichts sey, und daß kein Heide d. h. kein solcher, dem die Erkenntniß des wahren Gottes fehlt, selig

werden könne; denn die sittlichen Vorzüge rechtschaffener Heiden (omnia bona) sollen ja nach dieses Kirchenvaters Erklärung nutzlos seyn (inania). Aus dem Bishergesagten mag es nun aber gewiß deutlich genug hervorgehen, daß des Herrn T. M. Behauptung unwahr sey, die Verdammniß der Heiden habe man immer nur in dem von ihm S. 311 angegebenen Sinne gemeint.

Wir kommen jetzt zu einer andern Erinnerung, zu welcher uns Herr T. M. in seinem Aufsatz S. 311 Veranlassung giebt. Er geht nämlich so weit, sich auf eine Weise zu äußern, als gäbe er dem Herrn Dr. Bretschneider Schuld, die Erlösungsbedürftigkeit der Menschen geläugnet zu haben. Wie nun dieß sicherlich dem Herrn Dr. Bretschneider niemals in den Sinn gekommen ist, so können wir eine solche Behauptung auch in seinen Aphorismen keinesweges finden. Wie wäre es auch nur gedenkbar, daß ein so erleuchteter, hochgeachteter Theologe, wie wir in Herrn D. Bretschneider verehren, die Erlösungsbedürftigkeit der Menschen läugnen, und somit die Erscheinung Jesu Christi als etwas Ueberflüssiges betrachten könnte? Wir finden in des Herrn Dr. Bretschneiders Aeußerungen vielmehr nur Folgendes: „Die Lehre von der Vollkommenheit des Urzustandes der ersten Menschen und von der gänzlichen Verderbniß der Menschen-Natur so wie von der angebornen Bosheit der Menschen ist unbiblisch.“ Wie in aller Welt kann man denn daraus folgern, daß der Herr Dr. Bretschneider die Lehre von der Erlösungsbedürftigkeit unbiblisch nenne, oder die tiefe Wahrheit der von Hrn. T. M. angeführten biblischen Aussprüche verkenne? Uns scheint es demnach unnöthig, den Herrn Dr. Bretschneider in die Schule eines Usteri, Winer und Rückert zu verweisen, daß er die Erlösungsbedürftigkeit der Menschen erkennen lerne. Die Werke dieser Männer sind dem Herrn Dr. Bretschneider sicherlich nicht unbekannt.

Uebrigens scheint Herr T. M. fast gar nicht zu

wiſſen, daß man allerdings früherhin eine gänzliche Verderbniß der Menſchen-Natur gelehrt habe; wenigſtens äußert derſelbe geradezu, „von einer angebornen Bosheit" ſey nie die Rede geweſen. Hier ſehen wir uns aber genöthigt, den Herrn T. M. nachzuweiſen, daß er ſich ſicherlich im Irrthume befinde. Wir bitten ihn daher zuvörderſt, die Augsburg'ſche Confeſſion zur Hand zu nehmen, und die Stelle zu leſen: Item docent, quod post lapsum Adae omnes homines secundum naturam propagati nascantur cum peccato, hoc est, sine metu Dei, sine fiducia erga Deum et cum concupiscentia, quodque hic morbus seu vitium originis vere sit peccatum, damnans et afferens nunc quoque aeternam mortem, his etc. Was aber aeternam mortem zur Folge haben ſoll, können wir nicht anders, als Bosheit nennen. Ferner heißt es in den ſymboliſchen Büchern (Edit. Rechenberg. pag. 574): „Docemus, peccatum originis tam profundam humanae naturae corruptionem esse, quae nihil sanum, nihil incorruptum et in corpore et in anima hominis atque adeo in interioribus et exterioribus viribus ejus reliquit. Das iſt doch wohl eine gänzliche Verderbniß der Menſchennatur, die hier gelehrt wird. Ja, es heißt in den ſymboliſchen Büchern (edit. Rechenberg. pag. 576 und 577) ausdrücklich: Rejicimus, hominis naturam et essentiam non prorsus esse corruptam. Peccatum originis est scaturigo omnium aliorum actualium peccatorum, ut sunt pravae cogitationes, prava colloquia, prave et scelerate facta. In dieſer letztern Stelle wird zum Beweiſe der Ausſpruch Matth. 15. angeführt: ex corde oriuntur cogitationes malae. Iſt das nicht eine angeborne innere Bosheit? Wie kann denn nun Herr T. M. behaupten, von einer angebornen Bosheit ſey nie die Rede geweſen?

Wenn ferner Hr. T. M. sich (S. 311.) äußert, als halte Herr Dr. Bretschneider die biblische Erklärung: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde" — für einen unbiblischen Traum; so wissen wir in der That nicht, wie derselbe dazu kommen konnte; denn so viel wir sehen, findet sich in des Herrn Dr. Bretschneiders Behauptung nichts, was den Herrn Verfasser der Bemerkungen zu einer solchen Beschuldigung veranlassen konnte. Herr Dr. Bretschneider nennt nur die Lehre von der Vollkommenheit des Urzustandes der erstern Menschen unbiblisch. Damit meint er die in den symbolischen Büchern und ältern Dogmatiken sich findende Lehre von einer den ersten Menschen gleich, mit anerschaffenen vollkommenen veritas, sanctitas und justitia (cf. symbol. Bücher S. 642.). Das Unbiblische dieser Lehre hat gewiß auch Döderlein in seiner Dogmatik andeuten wollen, wenn er S. 482 sagt: Multa cautione opus est, ne nimis magnam sententiam informemus de rectitudine primitiva: nam perfecta virtus, sine exercitiis ac fere sine praestructis notitis habitualis in ipsa hominum infantia contra naturam quaeritur etc.

Wir kommen jetzt zu einer ganz eignen Ansicht des Herrn T. M. (S. 312.), mit welcher wir uns keineswegs befreunden können. Er meint nämlich, man könne Hagel, Pest, Erdbeben und dergleichen auch wohl vom Teufel ableiten, wenn man die Sache recht verstehe. Unter diesem Teufel versteht nämlich Herr T. M. das Sündliche und Böse im Menschen, den bösen Geist in ihm. In einer Parenthese deutet er jedoch an, daß man darunter wohl keinen persönlichen bösen Geist sich zu denken habe, — wahrscheinlich, weil dann im Menschen zwei Geister statuirt werden müßten. Nach dieser Erklärung des Herrn T. M. ist nun die Lehre der symbolischen Bücher (Catech. major petit. IV.) so zu verstehen: Erdbeben,

Pest, Viehseuchen schickt der böse Geist im Menschen; sie sind also Wirkungen der bösen menschlichen Geister (personificirt gedacht).

Wir geben uns nicht die Mühe, das Unhaltbare dieser Ansicht besonders nachzuweisen, da es jedem Unbefangenen sogleich in die Augen springt. Wir wollen nur den Herrn T. M. daran erinnern, daß die symbolischen Bücher, aus denen er seine Ansicht herausklären will, den äußeren, persönlichen Teufel von den Bösen im Menschen (oder dem bösen Geiste, wie es Herr T. M. nennt) genau unterscheiden und keineswegs aus Beiden Eins machen. Man vergleiche nur Catech. minor. petitio III., wo die voluntas nostrae carnis von der voluntas diaboli wohl unterschieden wird. Man sehe ferner einen noch genauern Unterschied in dem größern Katechismus Luthers (petitio VI.). Hier beschreibt Luther recht genau erstens den bösen Geist in uns, den er veterem Adamum nennt, und dann den diabolum. Soll unter dem diabolus das Sündliche und Böse im Menschen verstanden werden, wie Herr T. M. will; so wissen wir nicht, was wir bei Luthers Worten denken sollen: Diabolus insuper tempestates et grandines emittit e nubibus aut corrupto coeli tractu aërem reddit pestilentum et tabificium. Wahrlich, das muß ein wunderbarer Geist im Menschen seyn, der das Alles bewirkt! Wir sind überzeugt, Luther selbst würde gegen eine solche Erklärung seiner Worte protestiren.

Wir müssen freimüthig bekennen, daß bei einer solchen Erklärungsweise sich Allerlei aus den symbolischen Büchern herausbringen läßt. So wie Herr T. M. erklärt: „Ja, man verstehe es nur recht, was das heißt, wenn sie vom Teufel abgeleitet werden! — so kann dann jeder Andere mit den unhaltbarsten Ansichten sich hinter die symbolischen Bücher verstecken, wenn er nur bei der Behauptung bleibt, sein Sinn sey der wahre. Eine ganz andere

Frage bleibt aber die, ob denn die Verfaſſer der ſymboliſchen Bücher dieſen Sinn damit verbunden haben. Wenn es aber hermeneutiſcher Grundſatz iſt, jeden Schriftſteller aus ſich heraus zu erklären; ſo ziemt es dem Theologen doch wohl, dieſen Grundſatz auch bei den ſymboliſchen Büchern anzuwenden. Sobald man aber dieſen anwendet, ſo zeigt ſich gewiß jedem Unbefangenen das Unhaltbare der Erklärung des Herrn T. M., welche er über petitio IV. Catech. maj. Luth. mitgetheilt hat.

Alethophilus.

III.

Miscellen.

Beiträge zur praktischen Bibelerklärung

von

Dr. Hoffmann,
Superintendent in Waldheim.

(Fortsetzung zum November-Heft v. J.)

Luc. 13, 22—35.

Jesus versucht abermals, dem Volke die Augen über seinen Zustand zu öffnen, und zeigt seinen Feinden, wie wenig er ihre Drohungen fürchte.

Und er ging durch Städte und Marktflecken, und lehrete, und nahm seinen Weg nach Jerusalem. Aus der Vergleichung der übrigen Evangelisten geht hervor, daß sich Jesus auf der letzten Reise nach Jerusalem befand, und der verhängnißvollen Erfüllung seines Schicksals entgegen ging. Immer war er bereit, Belehrung, Rath und Unterricht zu ertheilen. Niemanden wies er zurück, der sich ihm lernbegierig nahete, keinen, in welcher Absicht er ihn auch angesprochen hatte, ließ er ohne einen nützlichen, seinem Gemüthszustande angepaßten Wink, eine gute Lehre von sich. Eine solche Veranlassung fand sich auch hier.

Es sprach aber Einer zu ihm: Herr, meinest du, daß nur wenige der Glückseligkeit des göttlichen Reiches theilhaftig werden? Wie oft auch der Herr angedeutet hatte, daß das von ihm zu erwartende Reich Gottes oder Messiasreich nur geistiger und himmlischer Natur seyn werde, so konnten sich doch seine Zeitgenossen nicht von der Vorstellung trennen, daß es mit äußeren Zeichen und Gebehrden kommen, und sich mit einer glücklichen Umgestaltung der bürgerlichen Verhältnisse des jüdischen Volkes ankündigen werde. Ein irdisches Messiasreich, wie sie sich dasselbe nach den bildlichen Darstellungen der Propheten dachten, war und blieb ihre Lieblingsidee. Es war die herrschende Meinung, daß die Israeliten schon um ihrer Abstammung von Abraham als geborne Kinder des Reiches, und die Glückseligkeit, die von dem Messias zu erwarten stehe, als ein den Nachkommen Abrahams verheißenes Erbtheil zu betrachten sey. Daß Jesus andere Begriffe habe, und weit strengere Anforderungen an die Theilnehmer seines Reiches mache, das konnte schon nach seinen Aeußerungen in der Bergpredigt niemanden mehr unbekannt seyn. Demnach schien es, als werde sich am Ende die Glückseligkeit des Messiasreiches auf eine kleine Zahl Auserwählter beschränken. Begierig, die Sache von ihm selbst entschieden und alle Zweifel gelöst zu sehen, naht sich ihm ein Wißbegieriger mit der vorliegenden Frage. Mehrmals sahe sich Jesus auf ähnliche Weise befragt, Matth. 19, 25. Marc. 10, 26. Immer aber wich er, wenn es darauf ankam, die Seligkeit zu- oder abzusprechen, einer bestimmten Erklärung aus, und wies den menschlichen Vorwitz in die Schranken ehrerbietiger Unterwerfung unter die Rathschlüsse Gottes zurück. Er aber sprach zu ihnen: Ringet darnach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet, denn viele werden, das sage ich euch, darnach trachten, wie sie hinein kommen, und werden ihn

ren Wunsch nicht erreichen. Als etwas, das man also nicht ohne sein Zuthun ererben und gewinnen könne, das man erringen und erkämpfen müsse, stellt der Herr die Seligkeit seiner Verehrer dar. Vergl. Matth. 7, 13. 14. Die enge Pforte bezeichnet die mancherlei Hindernisse und Schwierigkeiten, die es dabei zu bekämpfen, die Opfer, die es zu bringen, die Entbehrungen und Mühseligkeiten, die es zu tragen giebt. Auch unter uns giebt es viele, die sichs mit dem Streben nach dem Reiche Gottes gern bequem machen möchten, die Seligkeit des Himmels umsonst verlangen, einen Glauben ohne Tugend, ein Evangelium ohne Gesetz, ein Herr Herr sagen ohne den Willen Gottes thun, einen Heiland, dessen Blut sie von Sünden rein macht, aber keinen Anfänger und Vollender des Glaubens wollen, der ihnen zuruft: So jemand wird den Willen thun meines Vaters im Himmel, derselbige ist meine Mutter, mein Bruder und meine Schwester. Sie möchten gern die enge Pforte erweitern, daß ihnen der Eingang in das Reich Gottes bequem würde, möchten sichs mit dem Christenthum leicht machen, und sich die Anstrengungen der Tugend ersparen. Solchen kann man nicht nachdrücklich genug das inhaltsschwere: „Ringet darnach" ans Herz legen, nicht oft genug wiederholen, daß der wahre Christensinn kein bloßes Meinen, Wissen, Fürwahrhalten, Empfinden, Kniebeugen und Herr Herr sagen, sondern ein Ringen, Kämpfen und Sieg gewinnen ist. Der Herr bedient sich eines Gleichnisses, um diese Wahrheit seinen Zeitgenossen zu versinnlichen. Das Gleichniß ist aus dem gemeinen Leben, und von den Sitten der damaligen Zeit entlehnt. Von da an, wenn der Hausvater sich erhoben haben wird, um die Thüre zu verschließen, da werdet ihr anfangen, an die Thüre zu treten, und mit den Worten anzuklopfen: Herr, Herr, mache uns auf! aber er wird antworten und zu euch sagen: Ich kenne euch

nicht, wo ihr her seyd. Der Sinn dieses Gleichnisses ist: Es ist zu diesem Streben nach dem Reich Gottes eine gewisse Zeit gesetzt, wer diese Frist unbenutzt läßt, für den ist dann die Gelegenheit verloren, nicht anders, wie ein Hausvater, wenn er Gäste erwartet, eine Zeitlang die Thür offen stehen läßt, wenn er aber lange genug gewartet hat, und niemand mehr kommen will, sie zuschließt. Seyd ihr dann so unglücklich, erst nach dem Thürschluß zu kommen, dann habt ihr euch selbst anzuklagen, wenn euch die Thüre verschlossen bleibt. Vergebens werdet ihr dann anklopfen, und dem Herrn des Hauses zurufen, daß er euch aufmachen solle, er wird nichts von euch wissen wollen. Er selbst stellte sich hier als den Hauswirth dar, der zum Gastmahle, oder, ohne Bild gesprochen, zu der Theilnahme an der von ihm begründeten Heilsanstalt einladet. Noch stand der jüdischen Nation, an welche die erste Ladung ergangen war, in deren Mitte er selbst gelebt und gewirkt, und Zeichen und Wunder gethan hatte, die Pforte offen. Noch wars Zeit. Aber bald war diese Frist abgelaufen, ließ sie diese vorüber, dann stand der Beschluß der Gottheit fest, das Himmelreich, auf welches sie thörichter Weise ein verjährtes ausschließendes Recht zu haben vermeinte, von ihr zu nehmen und den Heiden zu geben. Vergl. Matth. 25, 1—13. Jesus spricht hier zunächst von dem sichtbaren Reiche Gottes, das er auf Erden gleichsam als Sinnbild des ewigen Gottesreiches im Himmel gründen wollte. Nicht ohne Absicht bedient er sich übrigens, wenn er von der Bewegung des Hausvaters nach der Thüre, um sie abzuschließen, spricht, in der Grundsprache eines Wortes, welches aufstehen, sich erheben bedeutet. Denn mit seiner Auferstehung und Erhebung aus dem Zustande der Erniedrigung endete die Frist, binnen welcher er sich bei seinem Werke auf die jüdische Nation beschränkte. Nun empfingen seine Apostel den *entscheidenden* Befehl: „Gehet hin in alle Welt, und

lehret alle Völker.“ Denselben Sinn, wie dieses, hatte oben V. 6—9. das Gleichniß vom Feigenbaume im Weinberge gehabt, nur mit dem Unterschiede, daß dort mehr die Langmuth und Nachsicht des Herrn in Verlängerung der Gnadenfrist, hier dagegen zunächst der unersetzliche Schade, der aus Vernachlässigung dieser Frist entspringe, ins Licht gesetzt wird. Zwar werdet ihr dann anfangen zu sagen: Wir haben mit dir gegessen und getrunken, und auf den Straßen hast du uns gelehret. Vergebens werden sich nun die Ausgeschlossenen als Freunde des Hauses zu erkennen geben, vergebens sich auf ihre nähere Bekanntschaft berufen, und den Hausherrn erinnern, auf welchem vertraulichen Fuße sie mit ihm bei andern Gelegenheiten umgegangen wären. Dieß war Anspielung auf das Vorurtheil der Israeliten, als ob sie, als Nachkommen Abrahams, den die Gottheit einer besondern Vertraulichkeit gewürdiget, als Glieder des auserwählten Lieblingsvolkes Gottes, als Besitzer einer bessern Gotteserkenntniß dem Ewigen näher ständen, und vor allen andern Völkern besondere Nationalvorzüge voraus hätten, so daß der schlechteste von ihnen immer noch besser daran wäre, und gegründetere Ansprüche auf die künftige Seligkeit machen könnte, als der tugendhafteste Heide. Das Essen und Trinken kann hier übrigens entweder auf die wunderbare Speisung und Erhaltung der Israeliten, oder auf die Bundesmahlzeit des Osterlammes, das Lehren auf den Straßen aber auf die mosaische Gesetzgebung und die Sendung der Propheten hindeuten. Es kann indessen auch mit Beziehung auf das öffentliche Leben und Wirken Jesu verstanden werden, der mehr als einmal im Hause der Pharisäer und Obersten der Juden mit seinen Feinden gegessen und getrunken, und auf den Straßen und öffentlichen Plätzen Lehrvorträge an das versammelte Volk gehalten hatte. Allein er wird erwidern: „Ich sage euch, ich kenne euch nicht

wo ihr her seyd; weichet alle von mir, ihr Uebelthäter.“ Es giebt keine Verwandtschaft mit Gott, die ein näheres Recht zu seinem Reiche begründete, als Tugend und Rechtschaffenheit, dieß ist die Lehre, welche der Herr hier giebt. Kein Weg führt in das geträumte Paradies, als die enge Pforte, wo man sich durchkämpfen muß. Vor Gott kann kein Ansehn der Person gelten, sondern unter allerlei Volke, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. Apostelg. 10, 34. Auch für uns liegt eine dreifache richtige Lehre in diesem Gleichnisse, nemlich:

1) Wie jedem Volke, so hat Gott auch jedem Menschen zur Besserung und Tugend, zur Vorbereitung auf ein künftiges besseres Daseyn eine gewisse Zeit eine Heils- und Gnadenfrist bestimmt, binnen welcher er es ihm an Mitteln und Gelegenheiten zur Erkenntniß und Wahrnehmung seines wahren Heiles nicht fehlen läßt, eine Zeit, wo ihn Gottes Güte zur Buße leitet.

2) Eine bloß äußere Gemeinschaft mit Jesu, bloße Theilnahme an dem öffentlichen Bekenntniß seines Namens, Beten, Kirchen- und Abendmahlsgehen öffnet uns die Pforte des Heils nicht, wenn uns der Herr nicht dem Geiste und Sinne nach für die Seinigen erkennt.

3) Jeder hat sichs allein selbst zuzuschreiben, wenn er von dem Genusse der wahren Christenseligkeit ausgeschlossen, wenn er in die Zahl der Auserwählten nicht aufgenommen wird. Wer gerichtet wird, der hat sich selbst durch ungläubige Verachtung oder leichtsinnige Vernachlässigung der ihm dargebotenen Gnadenmittel gerichtet.

Da wird seyn Heulen und Zähnklappen, wenn ihr Abraham, Isaak und Jacob und alle Propheten im Reiche Gottes, euch aber hinausgestoßen sehen werdet. Weit gefehlt, will der Herr sagen, daß die Verwandtschaft mit Abraham, die Abstammung von den frommen Erzvätern euere

Nation euch bei beharrlichem Ungehorsam etwas helfen sollte, wird es dann nur euern Schmerz, eure Verzweiflung vermehren, wenn ihr inne werdet, und zur Erkenntniß gelangt, wie glücklich ihr hättet werden können, und damit euern trostlosen Zustand vergleicht. Zähnklappen oder Zähnknirschen deutet den höchsten Grad von Schreck und verbissene Wuth an. Bei beiden Gemüthsbewegungen gerathen die Kinnladen in eine convulsivische Bewegung. Beide können hier zusammen gedacht werden.

Ja es werden von Morgen und von Abend, von Mitternacht und von Mittag Leute kommen, die zu Tische sitzen werden im Reiche Gottes. Am meisten, dieß ist der Sinn, wird es euch empfindlich und schmerzlich seyn, diejenigen beneidenswerth finden zu müssen, die ihn zuvor kaum eines verächtlichen Seitenblicks gewürdiget, die Heiden, Bewohner der entferntesten Länder, an welche ihr niemals gedacht, die Gott weit ferner standen, als ihr, ihn weder so genau kannten, noch solcher Wohlthaten gewürdigt wurden. Empfindlicher konnte das jüdische Volk nicht bestraft, tiefer der Nationalstolz desselben nicht gedemüthigt werden, als wenn sie, die sich für die Lieblinge der Gottheit gehalten und auf ihr vermeintliches Vorrecht an dem Messiasreiche getrotzt hatten, erfahren mußten, wie ihnen selbst heidnische Nationen vorgezogen wurden. Und siehe es sind Letzte, die werden die Ersten seyn, und sind Erste, die werden die Letzten seyn. Diese Worte, die wir auch an mehreren andern Orten, als Matth. 19, 30. 20, 16. 22, 14. Marc. 10, 31. lesen, haben den Auslegern ohne Noth viele Mühe gemacht und viele Streitigkeiten über die sogenannte Gnadenwahl, ja sogar unselige Spaltungen und Trennungen unter den Bekennern des christlichen Glaubens herbeigeführt. Es giebt Wahrheiten, die so einfach sind,

daß ſie dem ſchlichteſten Menſchenverſtande in dem rechten Lichte betrachtet einleuchten, die aber, wenn man den Geſichtspunct der Betrachtung verrückt, ſelbſt die größten Forſcher entzweien können. So iſt der ſchlichte Sinn der vorliegenden Worte. Gott verfährt nach andern Grundſätzen in ſeinem Reiche, als Menſchen hier im irdiſchen Leben. Viele, die hier zu kurz gekommen ſind, werden dort vorgehen, andere, die hier die Begünſtigteren waren, werden ihnen nachgeſetzt werden. Solche, die Gott hier fern ſtanden, und denen die Vorzüge einer beſondern Offenbarungsanſtalt abgingen, wird er in die beglückte Schaar der Auserwählten aufnehmen, andere, die ſich hier als ſeine Lieblinge betrachteten, wird er nicht anerkennen. Ganz leitet der Herr mit dieſer Wendung die Aufmerkſamkeit des V. 23. ſprechenden Fragens auf ſich ſelbſt und den ſittlichen Zuſtand ſeines eigenen Herzens zurück. Statt die Neugier zu befriedigen, giebt er eine Warnung. Wir dürfen übrigens auch dieſes Gleichniß nicht über ſeine Gränzen ausdehnen. Jeſus redet hier von der jüdiſchen Nation in der allgemeinen Mehrzahl, nicht von einzelnen Perſonen, unter denen es allerdings auch Ausnahmen gab. Er will keinesweges allen Juden die Theilnahme an ſeinem Reiche und die Seligkeit ſeiner Verehrer abſprechen. Wie hätte er ſonſt ſeinen Jüngern auftragen können, zu predigen in ſeinem Namen Buße und Vergebung der Sünde, und anzuheben zu Jeruſalem Luc. 24, 47. Wohl aber liegt auch für unſere Zeiten in den Worten: es ſind Letzte, die werden die Erſten ſeyn, und Erſte, die die Letzten ſeyn werden, eine nicht genug zu beherzigende Warnung. Nicht was wir von Religion, von Gott und göttlichen Dingen wiſſen und gelernt haben, nicht welchen Platz wir hienieden in ſeiner großen Haushaltung einnahmen, welche Geſchäfte uns übertragen waren, ſondern welche Geſinnung uns beſeelte, das gieng einſt den

Ausschlag: Und wären wir Meister gewesen in Israel, könnten weissagen und wüßten alle Geheimnisse und alle Erkenntniß, und hätten allen Glauben, also daß wir Berge versetzten, und hätten den Sinn wahrer Christusjünger, die Liebe nicht, die gesinnet wie Jesus Christus auch war, selbst das Leben für die Brüder läßt, so wären wir nichts.

Aus allen Völkern kommen sie — mühselig und beladen, — und suchen Ruh und finden sie — und sind des Jochs entladen, — weih'n freudig sich dir, Gottes-Sohn, — und werden Deiner Arbeit Lohn. — O daß, Beseliger, daß wir, — nie Deine Huld verkennen, — Dich unsern Heiland niemals hier — mit kalten Herzen nennen! — Ach keiner von uns allen sey — Dir, seinem Retter, ungetreu.

Jesus hatte jetzt auf seiner Reise nach Jerusalem das Gebiet des Königs Herodes durchzogen, und schien sich auch noch länger in demselben verweilen zu wollen. Da traf ihn unerwartet eine Warnung, sich aus der Gegend fort zu machen, weil seine Sicherheit gefährdet sey. An demselben Tage kamen einige Pharisäer, und sprachen zu ihm: „Mache dich fort und entferne dich; denn Herodes trachtet dir nach dem Leben.“ Obgleich die Warnung unter dem Schein wohlwollender Theilnahme ertheilt wurde, so war sie dem Herrn doch schon darum auffallend und verdächtig, weil sie von Pharisäern kam, mithin von einer Parthei, die es unmöglich ehrlich mit ihm meinen, und an seiner Erhaltung ein wahres Interesse nehmen konnte. Noch bedenklicher ward sie durch die Umstände, unter denen sie gegeben wurde, und die Jesus sehr genau durchschaute. Längst schon war der Ruf von seinen Lehren und Thaten zu den Ohren Herodes gedrungen. Es war dieselbe freimüthige Sprache, die Johannes der Täufer, dessen schmähliche Hinrichtung das Gewissen des schwachen Fürsten belastete, geführt,

dieſelbe Strenge ſittlicher Grundſätze, derſelbe Ernſt und Nachdruck, der jedem die Wahrheit ſagte, und nicht das Anſehen der Perſon achtete, nur daß der neue Lehrer noch entſchloſſener auftrat, noch tiefer die herrſchenden Mängel der religiöſen und kirchlichen Verfaſſung angriff, und nicht, wie Johannes, auf einen andern, der da kommen ſollte, hinwies, ſondern in ſeinem eigenen Namen und in göttlicher Machtvollkommenheit ſprach und handelte, auch ein höheres Maaß von Einſichten und Kräften zeigte. Kein Wunder, wenn Herodes bei der erſten Nachricht, es ſey ein neuer Prophet im Geiſte Johannis des Täufers auferſtanden, heftig erſchüttert ward, und im erſten Schrecken nicht anders vermeinte, als Johannes ſelbſt ſey ins Leben zurückgekehrt, Matth. 14, 1. 2. Mochte er auch ſpäter von dieſem Wahne zurückgekommen ſeyn, ſo ſah er doch das wachſende Anſehn des neuen Lehrers unter dem Volke höchſt ungern. Sind Tyrannen ohnehin von Natur argwöhniſch, und haſſen die Wahrheit, ſo befürchtete Herodes um ſo mehr, daß der Einfluß, den Jeſus allenthalben, wohin er kam, auf das Volk gewann, ihm nachtheilig werden möchte, als er ſelbſt die Gunſt deſſelben beſonders ſeit der Hinrichtung des Täufers, den man als einen Heiligen verehrte, verloren hatte. Gern hätte er längſt ſich ſelbſt genauer unterrichtet, weſſen er ſich von Jeſu zu verſehen und was er von ihm zu fürchten habe; aber gefliſſentlich vermied dieſer den Hof und ſeine Hauptſtadt, und ſchien es vielmehr darauf anzulegen, auf das Volk zu wirken. Es war daher nicht zu verwundern, wenn das Mißtrauen des Königs ſtieg. Doch wollte er nicht zum zweitenmale Gewalt brauchen, aus Furcht, die ohnehin mit ſeiner Regierung unzufriedenen und wegen Johannis des Täufers Hinrichtung aufgebrachten Galiläer noch mehr zu reizen. Ja, er wollte nicht einmal gern ſeinen Namen zu einem öffentlichen Schritte gegen Je-

sinn hergeben. Auf gute Weise wollte man sich seiner entledigen; pharisäische Schlauheit sollte aus der Verlegenheit helfen; in ihrem eigenen Namen sollten Leute dieser Parthei dem Gefürchteten einen Wink geben, ihm eine Gefahr vorspiegeln, wenn es gleich damit kein fester Ernst war. Die Pharisäer ließen sich aber um so bereitwilliger finden, in die Absichten des Königs Herodes einzugehen, je mehr ihnen selbst daran gelegen war, den gehaßten Gegner aus den Provinzen des jüdischen Landes, wo er überall leicht einen Zufluchtsort fand, nach der Hauptstadt, dem Sitz des hohen Rathes und der Priesterschaft, zu locken, wo man, wie sie wußten, bereits seinen Tod um jeden Preis beschlossen hatte, Joh. 11, 53., und wo man sich seiner um so leichter zu bemächtigen hoffte, als bereits ein Befehl, ihn auszuliefern, wo er sich blicken ließe, ergangen war. Joh. 11, 57. Er aber sprach zu ihnen: Gehet hin, und saget diesem Fuchse: „Ich vertreibe noch heute und morgen Plagegeister und mache gesund, am dritten Tage aber wird es ein Ende nehmen.“ Jesus durchschauete das Gewebe des angelegten Plans. Er kannte den Character des Herodes, er wußte aber auch, wie die Warnung gemeint war. Daher machte er es auch hier, wie Joh. 2, 24. 25., wo es heißt: Aber Jesus vertrauete sich ihnen nicht, denn er kannte sie alle, und bedurfte nicht, daß jemand Zeugniß gäbe von einem Menschen; denn er wußte wohl, was im Menschen war. Er war hinlänglich überzeugt, daß Bleiben weit weniger für ihn Gefahr habe, als Gehen, und es war ihm kein Geheimniß, warum man ihn gern aus dem Lande nach Jerusalem haben wollte, wo man ohne Rückhalt gegen ihn feindlich zu verfahren beschlossen hatte. Da es indessen ohnehin in seinem Plane lag, seine letzte Reise nach Jerusalem nicht länger zu verschieben, so begnügt er sich, seinen Feinden zu zeigen,

daß er bei der Reinheit seiner Absichten Hinterlist und Nachstellung, sie komme, woher sie wolle, nicht fürchte, sondern ruhig und würdevoll der Erfüllung seines Berufes lebe, so lange es Gottes Wille sey, und mit Fassung und Unerschrockenheit der Entscheidung seines endlichen Verhängnisses entgegen gehe. Der Sinn der Worte ist daher: Ich bleibe nach Zeit und Umständen noch einige Tage in dieser Gegend, obgleich mein Aufenthalt nicht lange mehr dauern wird. Aber mein Aufenthalt giebt weder dem König Herodes Anlaß zu Besorgnissen, noch hat jemand ein Recht, mir denselben zu verkümmern. Mein Reich und meine Geschäfte sind nicht von dieser Welt. Der Fuchs ist in allen Sprachen ein Bild der Schlauheit und Arglist, welche, ohne doch Muth genug zu haben, offene Gewalt zu gebrauchen, durch Verstellung und Ränke zu ihrem Ziele zu gelangen sucht. Wenn der Herr daher dem Herodes diesen Namen beilegt, so will er damit zu erkennen geben, daß er ihn ganz durchschaue. Es könnte hier scheinen, als ob Jesus sich eines unehrerbietigen Ausfalls gegen einen Fürsten, in welchem er doch die höchste Obrigkeit des Landes ehren mußte, erlaubt habe. Aber wohl muß man bemerken, es war dieß eine bloße Privatäußerung, es war nicht von einem an ihn wirklich ergangenen obrigkeitlichen Befehl die Rede, die Pharisäer waren in ihrem eigenen Namen gekommen, als Abgeordnete des Landesherrn waren sie keinesweges aufgetreten, daher äußert er auch gegen sie bloß seine Privatmeinung über einen schlechten Fürsten, die dessen persönlichen Character, nicht die von ihm bekleidete Würde betraf. Willig fügte er sich später in das Schicksal, als Gefangener an Herodes, als Richter, abgeführt zu werden, ob es gleich auch hier bemerkenswerth bleibt, daß er ihn weniger als den heidnischen Pilatus einer Antwort würdigte, Luc. 23, 9. Doch muß ich heute oder morgen oder

am Tage nachher aufbrechen, da es ja nicht möglich ist, daß ein Prophet außer Jerusalem umkomme. Mit diesen Worten lenkt Jesus die Rede von der vorgespiegelten auf die wirkliche Gefahr. Nicht in Cäsarea, sondern in Jerusalem, wartete seiner Schmach und Tod, nicht dort, sondern in der Stadt, wo schon so viele Märtyrer gefallen waren, sollte auch er das letzte große Opfer werden. Mit der letzten Wendung steigert der Herr nun den bisherigen Lehrton zum strafenden und drohenden Ton der nachdrücklichsten Warnung. Jerusalem, Jerusalem, die du tödtest die Propheten, und steinigest die zu dir Gesandten. Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Brut unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt. Matth. 23, 37—39. wird dieser Ausspruch Jesu in einem andern Zusammenhange angeführt. Was der Herr im vorhergehenden Abschnitte und in vielen andern Stellen in Bildern und Gleichnissen ausgedrückt, das spricht er hier unverholen mit eigentlichen Worten in Beziehung auf die jüdische Nation aus. Eine Henne mit ihrer Brut gilt als das Bild besorgter mütterlicher Zärtlichkeit. Gern erläutert er die Grundsätze, welche sein und seines himmlischen Vaters Verhalten leiteten, mit Beispielen aus der Natur und dem gemeinen Leben. So vergleicht er die Langmuth Gottes gegen die Sünder mit der Sorge eines Hirten um ein verirrtes Schaaf, Luc. 15, 4—7. Er hatte alles gethan, um dem verblendeten jüdischen Volke die Augen zu öffnen über das, was zu seinem Frieden diene, aber alle Versuche waren fruchtlos geblieben. Alle seine Liebe hatte man mit Undank, alle seine Fürsorge mit Haß und Verfolgung vergolten. Nun war die göttliche Langmuth erschöpft, das Gericht nahe. Sehet! Euer Haus soll euch wüste gelassen werden. Und ich sage euch: ihr werdet mich

nicht wieder sehen, bis der Zeitpunkt kommt, wo ihr sagen werdet: Gelobet sey, der da kommt im Namen des Herrn. Die Zerstörung des jüdischen Staates wird hier als eine unmittelbare Folge von der Verwerfung Jesu als Messias dargestellt. Sie stand auch damit in einem genauen Zusammenhange; denn hörte die jüdische Nation auf Christum, so entsagte sie ihren Vorurtheilen, ihrem falschen Dünkel auf eingebildete Vorzüge, ihrem blinden Hasse gegen alle fremde Völker, ihren schwärmerischen Hoffnungen auf ein irdisches glanzvolles Messiasreich, und Jerusalem wäre nicht das Opfer eines verunglückten Versuchs, das Joch der römischen Oberherrschaft abzuwerfen, geworden. Die letzten Worte sind einer doppelten Deutung fähig. Sie lassen sich ganz eigentlich auf den aus Ps. 118, 26. entlehnten Jubelruf, womit man ihn bei seinem letzten Einzuge in Jerusalem begrüßte, beziehen, da es wahrscheinlich ist, daß sich Jesus von jetzt an aus dem Gedränge des öffentlichen Lebens zurück zog, und die letzten ihm noch übrigen Tage auf der Reise nach Jerusalem vorzugsweise dem Umgange mit seinen Jüngern widmete, so daß man ihn nicht eher wieder, als bei seinem Einzuge in Jerusalem, öffentlich erscheinen sah. Man kann aber auch an eine entferntere Zukunft denken, und in den Worten des Herrn den Sinn finden: Die traurigen Folgen dieser Zerstörung werden die Nation so lange treffen, bis sie ihre Gesinnung ändern, und den, den sie jetzt verwirft, freudig entgegen kommen wird.

Aeußerst lehrreiche Betrachtungen knüpfen sich an diese Geschichte. Warnend steht das traurige Ende des jüdischen Staates da in der Vergangenheit als ein unläugbarer Beleg für die Wahrheit: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben. Auch spiegelt sich darinnen Gottes unendliche Langmuth gegen die Sünder, und seine strafende Ge-

rechtigkeit. Wir finden in der Geschichte des vor allen Völkern einst gesegneten und beglückten, nun aber aus dem ersten zum letzten gewordenen jüdischen Volks die Antwort auf manche Zweifel in dunkeln Stunden, wenn wir wie Assaph im 73ten Psalm nicht begreifen können, warum Gott in seiner Welt so vieles duldet und geschehen läßt, was wir, lägen die Zügel des Weltregimentes in unserer Hand, nicht einen Augenblick dulden würden. Endlich bekräftigt sich an dem Verfall des jüdischen Staats auch das große Wort des Erlösers: Wer an mich glaubet, der wird nicht gerichtet, wer aber nicht glaubet, der ist schon gerichtet. Außer Jesu ist kein Heil, kein anderer Weg führt zum ewigen Glücke, als der, den er uns gewiesen.

Wer von dir weicht und wer die Welt — mehr liebt, als dich, nicht Glauben hält, — der stürzt sich ins Verderben. — Weil er der Erde Lust und Pracht — zu seinem Himmelreiche macht, — kann er dein Reich nicht erben. — Ohn' dich, kann mich — nichts von Schätzen — recht ergötzen und beglücken. — Du nur kannst das Herz erquicken.

Dem Prediger ist das Studium der Schrift höchst nothwendig.

Der Prediger ist dazu berufen, die Lehre Jesu der Gemeinde vorzutragen. Er muß daher auch die h. Schrift gut und gründlich verstehen, in welcher die Lehrgrundsätze Jesu enthalten sind. Das ist aber ohne Kenntniß der alten Sprachen nicht möglich. Zwei Fragen muß man bei jedem Buche, also auch bei der Bibel, sich zur Beantwortung vorlegen. Die eine Frage ist: Ist die Schrift ächt? und die zweite: Wel-

ches ist der wahre Sinn der Schrift? Die genaue und sorgfältige Untersuchung der Aechtheit der Schrift nennen wir die Kritik. Die Auslegungskunst aber beschäftigt sich mit dem eigentlichen wahren Sinn der Worte. Wer in dem heiligen Gebiete der Religion Jesu sicher gehen und den hohen Werth derselben klar und deutlich erkennen will, der kann durchaus weder die Kritik, noch die Auslegungskunst entbehren. Für den Ausleger der christlichen Religionsschriften ist daher die Kenntniß der griechischen Sprache höchst nöthig. Weil aber die erwähnten christlichen Religionsschriften ohne Kenntniß der hebräischen Sprache nicht gehörig verstanden werden können, so ist auch die hebräische Sprache dem Religionslehrer höchst nothwendig. Man wird hier weitere Beweise nicht erwarten, in jeder Einleitung in das theologische Studium findet man dieselben.

Mit der erforderlichen Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprache müssen aber auch nothwendig diejenigen Kenntnisse innigst verbunden werden, welche die Geschichte der verschiedenen biblischen Schriften betreffen. Der christliche Religionslehrer muß sich in das Zeitalter versetzen können, in welchem der oder jener Schriftsteller lebte. Er muß bekannt seyn mit den Sitten, Gebräuchen und der politischen Verfassung der Vorzeit, des Alterthums. Fehlt ihm diese Kenntniß: so kann er die heil. Schriften nicht erklären. Kein anderes Buch erheischt, um gehörig verstanden zu werden, so viele gründliche und ausgebreitete Kenntniß des Alterthums, als die Bibel. Sie enthält ja nicht eine Schrift, die in einer bestimmten Zeit verfaßt worden wäre, sondern viele Schriften, die einen Zeitraum von 16 Jahrhunderten umfassen. Es darf und kann aber diese Kenntniß der Kritik und des Alterthums durchaus nicht oberflächlich, sondern sie muß genau und gegründet seyn. Ohne sie wird der rechte und eigentliche

Sinn, den der Verfasser mit den niedergeschriebenen Worten dachte, nicht gefaßt, und Irrthümer sind dann unvermeidlich. Und da die Schriften der Bibel ein göttliches Ansehen erlangt haben: so ist Alles daran gelegen, ob eine Stelle, ob ein Wort ächt ist, oder nicht. Im letztern Falle würden Lehren, Vorschriften und Gesetze für göttliche ausgegeben, die es doch keineswegs sind, und wo bliebe dann die Gewissenhaftigkeit, die auf dem heiligen Gebiete des Glaubens besonders heilig und streng beobachtet werden muß. Da die Bibel der Grundstein unsers christlichen Religionsgebäudes ist, oder die Quelle, aus welcher die Prediger die Lehren des Glaubens und die Gesetze der Sittlichkeit und Tugend nehmen, gehörig ordnen und zur religiösen Bildung der Gemeinde anwenden soll: so kann ihm die genaueste Kenntniß der Bibel und die Fähigkeit, sie gehörig auszulegen, durchaus nicht erlassen werden. Mögen auch Viele behaupten: „die Erforschung des wahren Sinnes der h. Schrift kann man dem überlassen, der z. B. als akademischer Lehrer dazu berufen ist, die Schrift gründlich auszulegen. Diesem liegt es ob, die Aechtheit und den Sinn einzelner Stellen genau zu ergründen und zu prüfen, und diesem fehlt es auch nicht an allen den Hülfsmitteln, die er in den öffentlichen Bibliotheken leicht findet. Mit dem Prediger, sagt man, ist es ganz anders. Dieser soll die von jenem aufgefundenen Körner der Wahrheit benutzen, in seinen Vorträgen gehörig bearbeiten und zur religiösen Erbauung anwenden. Der eigentliche Zweck des Religionslehrers ist nicht in den Sinn der biblischen Stellen aufzusuchen, sondern die geistige und sittliche Vervollkommnung der Menschen. Es ist zu viel gefordert, wenn man dem Prediger die Kritik und Auslegung der Schrift zum Geschäfte macht.“ Durch diese Behauptung kann man indessen den Prediger von dem Geschäfte der Kritik und Auslegung nicht entbin-

den. Wir geben recht gern zu, daß der Prediger keineswegs auf die dunkeln und zweideutigen Stellen der Bibel die Mühe und den Fleiß wenden kann, welche der dazu berufene academiſche Lehrer darauf verwendet. Leicht könnte der Prediger dahin kommen, den Zweck bei dem Mittel zu vergeſſen, und alſo manches zu verſäumen, was zur Führung ſeines Amtes nothwendig iſt. Ueberdies kann er ſolche Stellen, die noch dunkel ſind, leicht entbehren, da er andere Stellen, die ihm ganz deutlich ſind, zu ſeinem Zweck brauchen und anwenden kann. Dem Prediger ſind auch nicht alle Schriften der Bibel, ſelbſt wenn ihr Inhalt klar aufgefunden worden iſt, gleich wichtig. Er braucht alſo nur denen ſeinen Fleiß zu widmen, welche er beſonders benutzen und anwenden kann in der practiſchen Führung ſeines Amts. Das Geſchäft der Kritik aller Schriften, ohne Ausnahme, mag er immer dem Ausleger überlaſſen. Man ſollte überhaupt glauben, daß der Prediger, wenn er eine Stelle der Schrift zu einem öffentlichen Vortrage anwenden will, auch von der Aechtheit der Stelle und von ihrem wahren Sinn vollkommen überzeugt, und daß er, wenn er das Amt übernimmt, vollkommen mit dem Sinne der Schrift und mit dem Geiſte des Chriſtenthums vertraut und bekannt ſey. Allein es iſt doch wahr, daß die Wiſſenſchaft nie beendigt wird, und der Prediger wird ganz gewiß, ſeine Kenntniſſe zu erweitern, auch gern Antheil nehmen an den neuen Entdeckungen in der Kritik und Auslegungskunſt. Dies iſt aber um ſo nöthiger, weil die neuen Erläuterungen, die von denkenden und vom rechten Geiſte beſeelten Bibelforſchern gemacht werden, nicht ſelten den Dogmen unſrer Kirche eine ganz andere Geſtalt geben. Daraus folgt: Der practiſche Religionslehrer muß bei der Uebernahme ſeines Amts im Stande ſeyn, den Sinn der Schrift zu erforſchen und die Auslegung Anderer gehörig zu beur-

theilen, und er muß ſich bei ſeiner Amtsführung durch ſtete Uebung in dieſer Geſchicklichkeit zu erhalten ſuchen. Hiedurch unterſcheidet ſich ſein Geſchäft vom Geſchäft des Auslegers, und der Prediger wird keineswegs in einen Alterthumsforſcher verwandelt.

Der chriſtliche Religionslehrer hat aber außer den erwähnten Kenntniſſen auch noch eine Andere ſich zu verſchaffen, die mit jener ſehr enge verbunden iſt, das iſt nemlich die Geſchichte der aus der h. Schrift abgeleiteten Dogmen und zugleich aller der Veränderungen, welche dieſe erfahren haben. Ueberhaupt iſt die chriſtliche Kirchengeſchichte einem Prediger eine unerſchöpfliche Quelle für ſeine eigene Bildung, ſo wie für ſein ganzes Wirken. Er iſt nicht blos Lehrer der chriſtlichen Religion, ſondern Lehrer der Kirche, und als ſolcher iſt er von der Staatsgewalt abhängig, ſo wie von der Gemeinde, deren Lehrer er iſt. Lehrformen, Auslegungs- und Vorſtellungsarten, mögen ſie immerhin nicht richtig ſeyn, ſie dürfen, ſie können nur allmählig geändert werden. Der Prediger muß neben der Kenntniß der Wiſſenſchaften, die auf die Auslegung der Schrift Beziehung haben, die Geſchichte der Dogmen, der Kirchengebräuche und der Lehrform kennen, und er muß wiſſen, welche Freiheit oder Einſchränkung, welche Vorſicht überhaupt ihm die Kirche und ihre Obern zur Pflicht machen. Zu den Kenntniſſen der Kirchengeſchichte kommen nun aber noch diejenigen Kenntniſſe, welche auf die Verwaltung des Amtes ſelbſt die nächſte Beziehung haben, ich meine die Katechetik, die Homiletik, die Paſtoraltheologie, die Liturgik und Caſuiſtik. Dieſe erlangt der Prediger durch eigene Uebung. Daß dieſe letztern Kenntniſſe dem Prediger unentbehrlich ſind, wird Niemand bezweifeln. In dieſem Fache finden wir auch ſehr viele Schriftſteller unter den Predigern. Weil nemlich der Prediger Predigten ausarbeiten, Katechiſationen halten,

Trauungen, Taufen und ähnliche kirchliche Handlungen zu verrichten hat: so ist es begreiflich, daß weit mehr Prediger in diesen Fächern, als in andern, mit ihren Arbeiten im Publikum erscheinen. Das ist auch keinesweges zu tadeln, es ist vielmehr eine Bemühung und ein Streben, das alle Ermunterung verdient. Der Prediger wendet ganz gewiß auf diese Arbeiten, welche er durch den Druck dem Publikum vorlegen will, mehr Fleiß und Sorgfalt, als es sonst geschehen wäre. Welch ein großer Gewinn, der nicht berechnet werden kann! Man kann auch nicht begreifen, warum so Viele über den Druck solcher Schriften Klage führen wollen. Niemanden geschieht ja Unrecht damit, es steht ja Jedem frei, sie zu kaufen und zu lesen, oder nicht. Außerdem bleibt es ja der Kritik überlassen, dergleichen Schriften der strengsten Prüfung zu unterwerfen.

Durch diese Bemühungen, die der Prediger auf die Kenntniß der heiligen Schrift, wie auf seine ganze wissenschaftliche Bildung verwendet, wird er auch in den Stand gesetzt, sich über manche ihm vorkommende wichtige Fragen die nöthigen Aufschlüsse zu verschaffen und sich vor beunruhigenden Zweifeln zu sichern. Zu solchen wichtigen Fragen, welche die ganze Aufmerksamkeit des evangelischen Geistlichen verdienen, gehört gewiß vor allen die: Wird die Sünde dem Menschen um Jesu willen und besonders um seines Todes willen vergeben? diese Frage ist in der neuen Zeit eine berühmte Streitfrage geworden. Je nachdem diese Frage beantwortet wird, sie verändert den Inhalt der Glaubenslehren, und bedeutend ist der Einfluß derselben auf die öffentlichen Vorträge der Prediger. Die ältern Theologen, Augustin und

nach ihm Luther und ſo viele Andere ſuchten den Sünder mit dem Verdienſte Jeſu und ſeines Verſöhnungstodes zu tröſten und aufzurichten. In dem Glauben an dieſen Tod lag der ſichere Grund der Vergebung bei Gott und der Seligkeit. Der Laſterhafte, der bis an ſein Ende ruchlos gelebt hatte, aber nun Reue zeigte und ſich in das blutige Gewand des Erlöſers hüllte, wurde doch ſelig geprieſen. In der folgenden Zeit erkannten einſichtsvolle Theologen jene Darſtellungs- und Verſöhnungslehre für unrichtig und für die Tugend höchſt gefährlich, ſie bewieſen das ſelbſt aus der Schrift, und zeigten deutlich, daß man bildliche Darſtellungen der Apoſtel, für ihre Zeitgenoſſen höchſt zweckmäßig, durchaus nicht zu Glaubenslehren ſtempeln dürfe. In der neueſten Zeit iſt man auf jene alten Vorſtellungen und kirchliche Glaubenslehren wieder zurückgekommen, man hat ſie vom Katheder und von der Kanzel herab wieder vorgetragen und als die Hauptlehre des Chriſtenthums erklärt, und alle diejenigen, welche nicht in demſelben Sinne ihr huldigten, in Predigten und Schriften, ſogar in ſolchen, die in die Hände der Laien kommen, für unwürdige Lehrer der Kirche, für Irrgläubige erklärt und verdammt. Dadurch iſt ein Streit entſtanden, der hie und da, beſonders von den Verehrern der alten Darſtellung, mit Heftigkeit geführet wird.

Sollte nun aber nicht jeder Prediger den Wunſch hegen, ein eignes feſtes und beſtimmtes Urtheil über dieſen höchſt wichtigen Gegenſtand zu haben? Wird aber wohl ein ſolcher gerechter Wunſch erfüllt werden, wenn der Prediger nicht im Stande iſt, die Stellen der Schrift, welche die verſchiedenen Darſtellungen enthalten, gründlich auszulegen? Wenn einige ſich auf

das göttliche Anſehen Jeſu und auf die Autorität ſeiner Apoſtel berufen: ſo behaupten Andere, die Apoſtel hätten ſich nach den religiöſen Vorſtellungen ihrer Zeit bequemt und den Glauben an Verſöhnungsopfer und an die Nothwendigkeit benutzt, um deſto leichter zur willigen Annahme des Chriſtenthums zu bewegen. Sie behaupten: die Apoſtel wären von der Lehrweiſe des göttlichen Meiſters abgewichen, der in ſeinen öffentlichen Belehrungen auf kindlichen Gehorſam gegen Gott und ſein Geſetz gedrungen und Reinigkeit des Herzens und Heiligkeit des Wandels von denen gefordert hätte, welche das Bürgerrecht im Reiche Gottes haben wollten. Von Verſöhnung und Stellvertretung fände ſich in den Lehren Jeſu gar kein Wort. Wer an Stellvertretung und Verſöhnung glaube, ſagt man, wäre nicht in den Geiſt der jüdiſchen Theologie eingedrungen, er wäre keinesweges ein hiſtoriſcher, ſondern ein dogmatiſcher Ausleger. Alle ſcholaſtiſche Theologen wären ſchlechte Sprachgelehrte geweſen, und wer die Begriffe derſelben zur Auslegung der Schrift, beſonders zur Auslegung des neuen Teſtaments, anwenden wollte, verfehlte den rechten Weg. Noch Andere behaupten: alle die Stellen, in welchen von Jeſu, als einem Opfer für die Sünden der Welt, von der Reinigung und Erlöſung durch ſein Blut die Rede iſt, beziehen ſich auf den neuen Bund, den Gott durch Jeſum, ſeinen Sohn, mit den Menſchen errichtete und ſtiftete. Jeſus war hier das heilige Bundesopfer. Alle die Menſchen, die nun, nach jüdiſchen Vorſtellungen und Begriffen, Antheil nehmen an dieſem neuen Gottesbunde, werden mit dem heiligen Blute des unbefleckten Lammes, gleichſam beſprengt und gereinigt von Vorurtheilen, vom Aberglauben und von der Sünde. Wer nun ein Verehrer und

gläubiger Bekenner des Chriſtenthums wird, der iſt als ein Gereinigter durchaus nicht ſtrafwürdig vor Gott, die vorhin begangenen Sünden und Uebertretungen ſind ihm vergeben. Die Reinigung durch das Blut Jeſu auch auf andere Glaubensgenoſſen zu beziehen, iſt daher irrig und falſch, nur diejenigen können ſich der Reinigung und Heiligung durch Jeſu Tod erfreuen, welche von ganzem Herzen Theilnehmer und Glieder des Chriſtenbundes ſind. Miſſethäter und Verbrecher mit jener Lehre zu tröſten, iſt ebenfalls irrig und falſch, denn dieſe ſind, ſtanden ſie auch vorher in dem Chriſtenbunde, durch ihre ſtrafbaren Vergehungen, durch ihre ſchändlichen Frevelthaten aus dem heiligen Bunde herausgetreten, ſie haben an der Erlöſung Jeſu, wie die Schrift ſagt, keinen Theil.

Dieſes lehren, dieſes behaupten viele Theologen, und viele Andere behaupten: dieſe Lehrart, dieſe Vorſtellung wäre den richtigen Begriffen von Gott ganz entgegen, ſie wäre nicht übereinſtimmend mit der h. Schrift. Ohne daß wir hier auf die Beurtheilung obiger Behauptungen und Lehrſätze uns einlaſſen, wollen wir nur bemerken, daß gewiß ein jeder gewiſſenhafte Prediger zu ſeiner eigenen Ueberzeugung und Beruhigung mit allem Ernſt ſuchen werde, ein richtiges Urtheil in dieſer wichtigen Angelegenheit zu fällen und die Beweiſe für und wider mit allen Gründen führen zu können. Iſt aber der Prediger nicht ein hiſtoriſcher Ausleger der Schrift, hat er keine genaue Kenntniß derſelben, beſitzt er nicht eine Kenntniß der Dogmengeſchichte, der Lehren der Scholaſtiker, der Reformatoren, der ſpätern Theologen, der Rationaliſten und Supranaturaliſten, dann wird er nie mit ſich ſelbſt einig, er wird auf dem ungeſtümen Meere der Hypo-

theen und Meinungen sich herumtreiben und nie den sichern Hafen der festen innern Ueberzeugung finden.

Eben so wie mit der Stellvertretungslehre verhält es sich auch mit der Lehre von Jesu. Diese Lehre umfaßt gleichsam alle Theile der kirchlichen Dogmatik, und hat also auch bedeutenden Einfluß auf die Vorträge des Predigers. Der Eine wird behaupten, der Artikel von der göttlichen Natur in Christo steht im Katechismus, und dieser ist doch einmal das Lehrbuch des Christenthums beim Jugendunterricht in der Kirche, wie in der Schule. Ein Anderer behauptet: Da, wo die Meinungen der gelehrtesten Theologen so verschieden sind, kann ich mich für Keine bestimmt entscheiden, ich bleibe bei den Worten, und lasse mich weiter nicht auf besondere Erklärungen ein. Ein Dritter ist ungewiß, ob er seine Zuhörer lehren soll, das zu glauben und zu thun, weil es Christus, der Sohn Gottes, so gelehrt hat; oder weil es so recht ist und mit der gebildeten Vernunft des Menschen übereinstimmend, was Christus gelehrt hat. Nothwendig muß man hier die Frage beantworten können: Welches ist der wahre Inhalt der Lehre Jesu? Sowohl derjenige, der etwas für wahr hält und zu befolgen gebietet, weil es Jesus gelehrt hat, als auch der, der die Glaubenslehren und Sittenvorschriften vernunftmäßig darstellt und durch die Uebereinstimmung mit den Grundsätzen Jesu bestätigt. Beide müssen, besonders aber der Erste, obige Frage sorgfältig untersuchen und beantworten. Diese Untersuchung trifft alle die Stellen, welche von der Person Jesu handeln, und welche in dem kirchlichen Dogma von der Trinität vorkommen. Durch die verschiedenen Ansichten und Erklärungen jener Stellen des neuen Testaments wird denn auch

natürlich der Unterricht, sowohl in den Predigten, als in den Katechisationen, sehr verschieden. Dem gewissenhaften Prediger muß alles daran liegen, damit er eine solche Gewißheit erlange, die in diesen christlich-kirchlichen Dogmen zu erreichen möglich ist. Das ist nicht möglich, wenn der Prediger in dem Felde der Wissenschaften fremd ist, die unentbehrlich sind zur Erklärung des neuen Testaments.

Man sieht also leicht ein, daß dem Prediger das Studium der heil. Schrift nicht zu erlassen ist, und daß er die Sprachen und Wissenschaften wohl kenne, die zur Bibelauslegung so unentbehrlich sind. Der im Amte stehende Prediger ist es wahrlich sich selbst schuldig und dem Amte, das er führet, das Studium der heil. Schrift nie aufzugeben, sondern mit allem Ernst fortzusetzen. Deßhalb wird er an der fortschreitenden Auslegungskunst der Bibel thätigen Antheil nehmen, und die verschiedenen Ansichten der Theologen zu prüfen suchen, eingedenk der Worte des Paulus: Prüfet Alles, und das Gute behaltet!

G.

Die Seligkeiten.

Mit des Lebens Müh'n beladen,
Suchen wir auf tausend Pfaden
Glück und Ehre, Ruhm und Licht,
Ach, und finden sie doch nicht!
Wahn und Täuschung ist hienieden
Jedem Erdensohn beschieden.

Aber von dem Sternenthrone
Sandte Gott mit seinem Sohne
Licht in dieses Lebens Nacht,
Und der Tag ist hell erwacht.
Oeffnet euer Herz und höret,
Was der Gottgesandte lehret.

Selig, die mit Gottvertrauen
Geistesarm gen Himmel schauen,
Wo der Born des Lichtes quillt,
Der den Durst nach Weisheit stillt.
Ihrem Suchen wird gewähret,
Das das Himmelreich beschceret.

Selig, die in trüben Tagen
Schwerer Prüfung nicht verzagen,
Und mit gläubigem Vertrau'n
Auf die Hülfe Gottes bau'n.
Unter Leiden und Beschwerden
Sollen sie getröstet werden.

Selig, die mit sanfter Seele
Rügen ihres Bruders Fehle,
Die, in Wort und That gelind,
Nur zu bessern eifrig sind.
Gott wird ihrer Milde lohnen,
Daß sie gut im Lande wohnen.

Selig, die im ird'schen Leben
Nur nach Seelenadel streben,
Der, wenn alles untergeht,
Ewig, wie der Geist, besteht.
Nicht vergebens ist ihr Trachten,
Gott verleiht, wonach sie schmachten.

Selig, die bei fremden Schmerzen
Mit erbarmungsvollen Herzen

Trösten, wo der Kummer weint,
Retten, wo Gefahr erscheint.
Sie auch werden Hülf' empfahen,
Wenn des Lebens Stürme nahen.

Selig, die sich vor Gefahren
Roher Sinnenlust bewahren,
Und, an Herz und Sitte rein,
Strenger Heiligung sich weih'n.
Einst in Paradiesesauen
Werden sie den Höchsten schauen.

Selig, die den Frieden lieben,
Sich in stiller Duldung üben,
Und, wenn Hader sich entspinnt;
Eifrig in Vermittlung sind.
Gottes Kinder werden heißen,
Die des Friedens sich befleißen.

Selig, die vom Recht nicht scheiden,
Ob sie wohl Verfolgung leiden,
Und mit unerschrocknem Muth
Trotzen blinder Feindeswuth.
Ihnen wird zu Lohn und Ehren
Gott, der Herr, das Reich bescheeren.

Selig, die selbst Gut und Leben
Für die Sache Gottes geben,
Und, bei aller Schmach der Welt,
Freudig thun, was ihm gefällt.
Ihnen wird ihr Thun auf Erden.
Reich belohnt im Himmel werden.

Neuffer.

Der lebendige Gott.

Ein Pſalm.

Wohlauf, mein Geiſt, und ſinge dem Herrn ein Lied!
Ihn preiſt der Seraph, der vor dem Throne ſteht,
Ihn preiſt die Harmonie der Sphären,
Du auch bereite zum Lob des Herrn dich!

Der Herr iſt ewig. Ehe die Zeit noch war,
Noch ehe Sonn' und Mond und der Sterne Heer
Des Raums Unendlichkeit durchflogen,
Warſt du, lebendig in eigner Urkraft.

Der Herr iſt machtvoll. Wenn er gebeut, ſo ſteh'n
Vor ſeinem Antlitz werdende Welten da,
Und wenn er will, ſo ſtürzen wieder
Alle zurück in des Abgrunds Nächte.

Der Herr iſt nah und fern. Sein Athem weht
Allgegenwärtig. Flög' ich auf Fittigen
Des Lichts bis zum Rand der Schöpfung,
Würde mich dort auch ſein Arm umfaſſen.

Der Herr iſt wiſſend. Was der Aeonen Flug
Entführte, was die kommende Zeit noch birgt,
Selbſt den geheimſten Wunſch des Herzens,
Alles durchſchaut er zugleich und endlos.

Der Herr iſt weiſe. Rath und Verſtand iſt ſein,
Er ordnet Maaß und Zeiten, er wog die Laſt
Der Sonnen ab und ſchlang der Eintracht
Ewiges Band durch die Weltenkreiſe.

Der Herr iſt gütig. Heil und Gedeihen ſtrömt
Aus ſeiner Hand, er ſpeiſet die Sperlinge
Und giebt den Menſchen Freud', und ſättigt
Alles mit Luſt und mit Wohlgefallen.

Gott ist die Liebe. Väterlich träget er
Uns all' im Herzen, hilft dem Verlassenen
In Noth und Tod, erquickt den Dulder,
Sucht den Verlornen und stärkt den Schwachen.

Doch zürnend schaut er auf den verkehrten Pfad
Des Sünders, der in Frevel und Schuld beharrt,
Denn hehr und heilig ist sein Name,
Ernst und gerecht, was er thut auf Erden.

Er macht der Falschheit Rotte zu Schanden, stößt
Vom Thron den Wüthrich, tränkt mit dem Taumelkelch
Des Zorns den Spötter und erschüttert
Stolze Verächter mit Angst und Schrecken.

Einst, wenn der große Tag des Gerichts erscheint,
Und alle Welt erwartend vor ihn sich stellt,
Wenn auch die alten Gräber wieder
Ihren verschlungenen Raub erstatten:

Dann wird Entscheidung sprechen des Richters Mund,
Dann öffnen sich die Pforten der Herrlichkeit
Dem frommen und getreuen Knechte,
Doch dem Verworfnen die Nacht der Hölle.

Drum scheue sich der Frevler vor seinem Zorn,
Und wende sich vom Wege des Fluchs hinweg.
Doch freudig und gekrönt mit Ehren
Wandle der Fromme den Pfad des Lebens!

Neuffer.

Erhebung.

Wohl, wohl vergeht, was irdisch ist gesäet,
Die Keime welken der Vergänglichkeit,
Die Blüthe sinkt, vom Lebenssturm verwehet,
Und alles fällt ein Opfer dieser Zeit.

Nur Du, vom Glanze ew'gen Licht's umfloſſen,
Herr alles Lebens, biſt in Ewigkeit, —
Und unſ're Thaten, die der Lieb' entſproſſen,
Sie bleiben der Erinnerung geweiht.
Und unſer Geiſt, vom Ahnungsdrang gehoben,
Von heh'rem Glaubensodem mild umweht,
Er richtet freudig hoffend ſich nach Oben,
Und ſucht das Land, wo er zum Vater geht,
Und dringt empor nach jenen lichten Räumen:
Wir wachen auf nach dieſer Erde Träumen! —

Bucha bei Jena.

Dr. Moritz Müller.

Die theologischen Annalen, als eine wissenschaftliche Zeitschrift, umfassen nach ihrer Tendenz das ganze Gebiet der Theologie und Kirche mit Rücksichtnahme auf das Erziehungswesen, in so weit es mit Religion und Kirche in Verbindung steht. Der Geist des reinen biblischen Christenthums, dem der aufgeklärte Katholik wie der von Extremen freie Protestant huldigt, wird immer das leitende Princip seyn. Es liegt daher auch in dem Plane des Journals, die streitenden Parteien möglichst zu versöhnen und sich als Organ der sich bildenden allgemeinen christlichen Kirche — nach dem Ausspruche Christi Joh. 10, 16. — darzustellen. Dazu mitzuwirken, werden Alle, die diesem Geiste hold sind, eingeladen. Nur Tüchtiges und dem Zwecke Angemessenes wird aufgenommen und anständig honorirt. Die Zusendung der Beiträge, so wie der Schriften, die hier besprochen werden sollen, geschieht (im Wege des Buchhandels) durch die Grau'sche Buchhandlung an

Die Redaction.

Von diesen Annalen erscheinen jährlich 12 Hefte in monatlichen Lieferungen à 7 Bogen. Der Jahrgang kostet 5 Thlr. 8 gr. oder 9 fl. 36 kr. Literarische Anzeigen werden in dem Intelligenzblatte, das den Heften beigegeben wird, die Zeile für 1 gr. sächs. aufgenommen.

Grau'sche Buchhandlung.

Druck von Hörath in Bayreuth.

Theologisch-pädagogische Lehrgesellschaft
STACKS
BR117
A66

Annalen
der
gesammten Theologie
und
christlichen Kirche.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
MAR 11 1985

Herausgegeben
von
mehren Gelehrten,
unter Mitwirkung
von
Bauer, Böhme, Böttcher, Eisenschmid, Francke, Fritzsche, Genßler, Görwitz, Gruner, Hagenbach, Hauff, Henkel, Heydenreich, Hildebrand, Hoffmann, Holzhausen, Jakobi, Justi, Kaiser, Kraußold, Lehmus, Lomler, Lorberg, Meinel, Olshausen, Pertsch, Schreiber, Spieker, Süskind, Theile, Weber, Wohlfarth u. a. m.

Sechster Jahrgang.

Ersten Bandes zweites Heft.

Februar.

Bayreuth 1836.
Im Selbstverlage des Herausgebers und in Commission der Grau'schen Buchhandlung.

Inhalts-Anzeige.

Seite

I. Literatur.

J. Calvini in novum testamentum commentarios accuratissime excribi curavit, et praefatus est A. Tholuck. Pars I. et II. . . . 109

Dr. E. F. Dobel, Kurze Geschichte der Auswanderung der evang. Salzburger. 114

Dr. Großmann, Dr. Krehl, Dr. Meißner, Fünf Predigten. 117

Dr. G. L. Seubert, Christl. Ermunterungen in schwieriger Zeit ꝛc. 128

Magazin von Leichenreden. Herausgeg. v. einer Gesellsch. evang. Prediger. 134

M. J. S. Grobe, Gebetbuch für fromme und christl. Bürger u. Landleute. 139

Dr. Ch. G. Neudecker, Allgem. Lexicon der Religion u. christl. Kirchengeschichte für alle Confessionen. 142

II. Wissenschaftliche Abhandlungen und Aufsätze.

Ueber Matth. 5, 3. Μακαριοι οι πτωχοι τῳ πνευματι, von K. Pischon. . . . 144

Ο ΜΕΣΙΤΗΣ Gal. 3, 19. 20. An Joh. Gerh. Tiarks, von M. G. Hölemann. . . 163

Das neue Reich Israels in Europa. Von Dr. Wohlfart. 179

III. Miscellen.

Morrison. Von Prediger Frege in Berlin. . 201

Der ungerechte Haushalter. Luc. 16, 1—13. (Erklärt für die Schule.) Von Pastor Ballauf. 205

Die Erziehung der Menschheit findet ihren höchsten Gipfel im Christenthum. 212

Bericht über die neueste Gesetzgebung im K. Sachsen, so weit solche die Kirche und deren Diener speciell berühret. 216

I.

Literatur.

Exegeſe.

J. Calvini in novum testamentum commentarii ad editionem Amstelodamensem accuratissime exscribi curavit et praefatus est A. Tholuck. Pars I. et II. Commentarii in harmoniam ex Matthaeo, Marco et Luca compositam exscripti. Pars III. Commentarii in evangelium Joannis exscripti. Berolini, apud Gust. Eichler. 1833. 1834. (Preis dieſer 3 Bände zu 50 Bogen: 2 Thlr.)

Die Commentare über die heilige Schrift aus der kräftigen Zeit der Reformation, wo es wieder zu tagen anfing in der theologiſchen Welt, wo die lange vernachläſſigte bibliſche Exegeſe zu neuem Leben erwacht und man das wahre reine Chriſtenthum aus einer Menge hergebrachter, durch Menſchenanſehen beglaubigter, Dogmen vermittelſt des Bibelwortes wieder auszuſcheiden mit Eifer bemüht war, verdienen gewiß die Beachtung der Theologen in allen, auch den ſpäteſten Zeiten. Man lernt aus ihnen nicht nur den Standpunct der theologiſchen Wiſſenſchaft in jener Zeit, die beſchränkten Hilfsmittel, deren ſich die Freunde der

Wahrheit damals bedienen konnten, und die Vorurtheile kennen, von denen sie sich nicht auf einmal ganz loszureißen vermochten, aufs genaueste kennen, sondern wird auch nicht selten durch ihre begeisterte Sprache, durch das sich in ihnen kund gebende religiöse Gefühl und durch ihre ehrfurchtsvolle Behandlung des göttlichen Wortes aufs lebendigste angeregt. In dieser Hinsicht ist es allerdings verdienstlich, jene Werke, die nicht mehr leicht und in gehöriger Anzahl zu haben sind, durch neue und auf mäßigen Preis gestellte Ausgaben allgemein zugänglicher zu machen. Wenn man aber in unserer, an Sprachkenntniß, historischer und theologischer Forschung unläugbar weit vorgeschrittenen Zeit noch das größte Heil für gründlich exegetisches Studium in jenen Schriften finden will, und namentlich die studierende Jugend zu dem Glauben verleitet, als könne nur aus ihnen eine ächt theologische Bildung gewonnen werden, so können wir damit nicht übereinstimmen. Einen ausgezeichneten Werth für ihre Zeit wollen wir den Calvinischen Commentaren gar nicht absprechen, wir glauben vielmehr, daß sie noch immer mit Nutzen verglichen werden können mit dem, was die bessern Hilfsmittel in unsern Tagen zur gründlichen Bibelforschung darbieten; allein sich einzig oder doch vorzugsweise an sie zu halten, wie es jetzt von manchen Seiten empfohlen wird, zeugt doch nur von dem unheilvollen Bestreben, die Dogmatik des 16. Jahrhunderts zurückzubringen und geltend zu machen. Indessen hat Hrn. D. Tholucks Unternehmen, die Commentare Calvins über die apostolischen Briefe mit Hilfe eines reichen Engländers, Esquire Long, in wohlfeilem Abdrucke zur leichtern Anschaffung herzustellen, großen Anklang gefunden; denn nach dem kurzen, in schwerfälligem Latein geschriebenen Vorberichte zu dem vorliegenden Werke sind binnen 2 Jahren 1500 Exemplare von jenem abgesetzt worden. Ohne Zweifel werden auch die jetzt anzuzeigenden Commentare über die Evangelien einer gleich günstigen Aufnahme

sich erfreuen. Herr Buchhändler Eichler in Berlin, welcher den Abdruck besorgte, hat sie wenigstens auch auf mäßigen Preis gestellt. Nach seinem Wunsche sollte Hr. D. Tholuck über die großen Verdienste Calvins um die Schrifterklärung, den Geist seiner Commentare und die Brauchbarkeit derselben für unsere Zeit in einem ausführlicheren Vorworte sich verbreiten; dieser aber entschuldigt sich mit dem Mangel an Muße, und verweiset blos auf seinen literarischen Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft. 1831. N. 41—43.

Nach dem ein einziges Blatt füllenden Vorberichte des Herausgebers folgt das Leben Calvins, von einem Zeitgenossen und Freunde desselben, Theodor Beza, beschrieben. In demselben ist aus D. Bretschneiders Schrift: J. Calvini, Th. Bezae, Henrici IV. regis aliorumque illius aevi hominum literae quaedam nondum editae. Lips. 1835. der Irrthum zu berichtigen, daß Calvin das Bürgerrecht von den Straßburgern geschenkt erhalten habe, denn die Briefe beweisen, daß er sich das Bürgerrecht in Straßburg erkaufte und sich dabei in die Innung der Schneider einschreiben ließ.

Im Commentare ist die Einrichtung getroffen, daß die drei ersten Evangelien in harmonische Verbindung gebracht, das Evangelium Johannis aber besonders behandelt wird. Sehr häufig polemisirt Calvin im Geiste seiner Zeit und Denkart gegen die Papisten, und besonders gegen den ihm überaus verhaßten Michael Servet, welchen er bei jeder Gelegenheit mit dem schimpflichsten Beinamen: foedus canis u. s. w. belegt. Seine Art zu polemisiren ist oft sonderbar und überraschend. So verleitet ihn z. B. Luc. 1, 23. Zacharias ging, nachdem er seinen Tempeldienst verrichtet hatte, wieder heim in sein Haus, und nach einiger Zeit ward sein Weib schwanger, zu einer Bemerkung über das Cölibatgesetz. Die Papisten, sagt er, nehmen diese Stelle zum Vorwand, um das Verbot der Verehelichung der Priester zu vertheidigen,

Sie ſchließen nämlich ſo: Da die jüdiſchen Prieſter ſich ihrer Frauen enthalten mußten, ſo lange ſie den Tempeldienſt verſahen; ſo fordert man mit Recht von den chriſtlichen Prieſtern eine immerwährende Enthaltſamkeit, indem ſie nicht nur zu gewiſſen Zeiten, ſondern täglich Opferprieſter ſind, und ihr Amt noch heiliger iſt, als das Amt derer, die unter dem moſaiſchen Geſetze dienten. Da möchte ich doch wiſſen, wendet Calvin ein, warum ſie nicht ihr Leben lang ſich auch des Weines enthalten, da dem jüdiſchen Prieſter auch in den Tagen ſeiner Amtsverrichtungen der Genuß des Weines und anderer berauſchenden Getränke ausdrücklich verboten war. Darf man Gottes Gebote trennen, nur das Eine beobachten, das Andere nicht? Und warum ſperrt man die Prieſter, wenn ſie durch ihr ganzes Leben allen ehelichen Umgang entbehren ſollen, nicht lieber in kirchliche Nebengebäude (aliquos templorum recessus) ein, wo ſie fortwährend ihr Leben abgeſondert von den Frauen und von allem Volke zubringen müßten? Ueberdieß, bemerkt er, iſt auch ein Unterſchied zwiſchen den jüdiſchen Prieſtern und den chriſtlichen. Jene galten als Mittelsperſonen zwiſchen Gott und den Menſchen, darum mußten ſie etwas haben, was ſie von dem gemeinen Volke abſonderte und ihnen eine höhere Würde verlieh. Die chriſtlichen Prieſter ſind das nicht, ſondern blos Hirten ihrer Gemeinden. — Zu nichts anderem hat Chriſtus ſie verordnet, und nur der Papſt macht, indem er ihnen täglich Chriſtum zu opfern befiehlt, ſie mehr zu Scharfrichtern (carnifices) als zu Prieſtern. Darum wollen wir blos an den Ausſpruch des Geiſtes Ebr. 13, 4. uns halten, der die Ehe als ehrenvoll für alle Menſchen bezeichnet. —: Der ſogenannte engliſche Gruß, der von den Katholiken als Gebetsformel ſo ſehr gemißbraucht wird, giebt ihm zu der Bemerkung Veranlaſſung, daß es höchſt thöricht ſey, die Maria täglich mit Worten anzureden, wie ſie einſt ein Engel in beſonderem Auftrage Gottes anre-

dete, und doppelt thöricht, eine abwesende Person zu grüssen.

Aehnliche Seitenblicke und bündige Abfertigungen der papistischen Lehrsätze kommen häufig vor, eben so häufig aber auch mystische oder doch gänzlich ungeeignete Abschweifungen, die die zu erklärende Stelle mehr verdunkeln, als klar machen. Zum Belege mag Matth. 2, 15. dienen, wo das prophetische Wort: Aus Aegypten habe ich meinen Sohn gerufen, auf Christum angewendet wird, weil er als Kind zur Sicherheit vor den Nachstellungen Herodis sich einige Zeit in Aegypten aufhalten mußte. Calvin giebt zu, daß der Prophet zunächst nicht von Christo rede, sondern von den Juden, denen sich Gott von jeher als Vater, besonders durch ihre Ausführung aus Aegypten, bewiesen habe. Allein um der Accommodation einen tiefern Sinn zu geben, schiebt er eine Menge ungehöriger Ideen ein. Israel, spricht er, war einem Todten gleich gewesen, und Aegypten zur Zeit seines Aufenthalts daselbst sein Begräbniß. Aus demselben hat es Gott wie aus Mutterleibe hervorgezogen und ans Licht gebracht. Daher kann man seine Befreiung aus jenem Sclavenjoche seine Geburtsstunde nennen, denn jetzt hat ihm Gott gleichsam seinen Adoptionsbrief durch die Gesetzgebung ausgefertigt, als wodurch es zu einem Eigenthume Gottes, hohenpriesterlichem Reiche und heiligem Volke aufgenommen wurde u. s. w. Was ist nun, fährt Calvin fort, die Erlösung durch Christum anders, als eine Auferweckung vom Tode und eines neuen Lebens Anfang? Das Licht des Heils war ja beinahe ausgegangen, als Gott sich in Christo eine neue Kirche zeugte, und diese Kirche ging in ihrem Haupte Jesus aus Aegypten hervor. — Sollte das wohl erklären heißen? Läßt sich denken, daß Matthäus bei Anführung der prophetischen Stelle alle diese Vorstellungen gehabt, oder daß er sie in seinen Lesern habe hervorbringen wollen?

Daß bei denen, die an solchen Erklärungen Geschmack finden und sie für hohe theologische Weisheit halten, Calvin ungemein hoch steht, und als das Muster exegetischer Tiefe und Gründlichkeit von ihnen empfohlen wird, befremdet uns nicht; aber mit vollem Rechte glauben wir, behaupten zu können, daß seinen Commentaren für unsere Zeit nur ein sehr eingeschränkter Werth beigemessen werden kann, und daß sie wenig dazu geeignet sind, wahren Glauben und ächtes biblisches Christenthum zu befördern.

Reformationsgeschichte.

Kurze Geschichte der Auswanderung der evangelischen Salzburger. Von Dr. Carl Friedrich Dobel, evangel. Stadtpfarrer und Schulcommissär zu Kempten. Zweite Ausgabe. Kempten, in Commission bei Tobias Dannheimer 1835. gr. 8. broch. 126 S.

Von der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit dieser kleinen Schrift zeugt schon der Umstand, daß seit 1832 die zweite Ausgabe nöthig geworden ist, welche jedoch nur wenige Veränderungen erfahren hat. Es ließ sich auch schon voraussehen, daß die kurze, gedrängte Geschichte einer so wichtigen Begebenheit, welche auf der einen Seite den falschen Religionseifer und den Fanatismus in seiner Verderblichkeit, auf der andern den wahren evangelischen Glauben in seiner Kraft und Würde zeigt, die beste Aufnahme finden werde, so wie sie es auch durchaus verdient.

Im ersten Abschnitte werden die ersten Schicksale der evangelischen Lehre im Salzburgischen, und im zweiten die Umstände, unter welchen die Austreibung

der Evangelischen erfolgte, auf eine allgemein faßliche und für jeden Protestanten lesenswerthe Weise geschildert.

Schon vor der Reformation zeigten sich in dem ehemaligen Erzbisthume Salzburg Spuren des evangelischen Glaubens; denn bereits im Jahre 1420 erließ (S. 2.) der Erzbischof Eberhard III. eine strenge Verordnung zur Unterdrückung der Lehre der Hussiten, so daß mit dem Auftreten Luthers in Wittenberg gegen den Papst auch im Salzburgischen der noch glimmende Funke des evangelischen Geistes von Neuem erwachte und bald zur heiligen Flamme angefacht ward. Johann von Staupitz, Prof. der Theologie in Wittenberg und Luthers Freund, den der Erzbischof Matthäus Lange von Wellenburg unter dem Scheine der Begünstigung der neuen Lehre zu seinem Hofprediger nach Salzburg berief, in der Absicht, ihn dadurch auf seine Seite zu bringen, hat zur Verbreitung des evangelischen Glaubens im Salzburger Lande viel beigetragen, und wurde nach seinem Tode (1524) von dem Papste in das Verzeichniß der Ketzer ersten Ranges gesetzt. Außer diesem haben in jener Zeit zur Beförderung der Reformation im Salzburgischen noch mehrere, in der vorliegenden Schrift näher charakterisirte, edle Männer mitgewirkt, unter diesen M. Arsacius Seehofer, starb als Prediger im Würtembergischen; Paulus Speratus, Domprediger in Salzburg, starb, nach langen Verfolgungen, als evangelischer Bischof von Pomesan in Preußen am 17. Sept. 1554; Dr. Stephan Agricola, eigentlich Kastenbauer, aus Bayern gebürtig, ward von dem Erzbischof Matth. Lange nach Salzburg berufen, wo er bald als Bekämpfer der Irrthümer in der Kirche auftrat, und deshalb hingerichtet werden sollte, nach 3jähriger Einkerkerung ward er wieder frei gelassen, und starb 1547 als Prediger zu Eisleben; Wolfgang Ruß, Agricola's Freund, aus Ulm gebürtig, Geistlicher zu Alt-Oetting, wurde 1523 nach Salzburg zur Verantwortung vorge-

toten, ſetzte ſich aber in Sicherheit; Urbanus Regius, Karmelitermönch zu Augsburg, ſpäter in Tirol; Matthäus, ein Prieſter; Georg Schärer, ſtarb als Märtyrer der evangeliſchen Wahrheit; Simon Scheich wurde 1530 in Salzburg verbrannt. — Dies waren die Anfänge zur Verfolgung der Evangeliſchen in Salzburg unter dem Erzbiſchof Matthäus Lange, welcher von 1519 bis 1540 regierte. Unter ſeinen Nachfolgern folgten ſeinem Beiſpiele Ernſt (1540—1554), Michael von Khienburg (1554—1560), Johann Jacob von Kuon (1560—1586), der jedoch gelinder verfuhr, Georg von Künburg (1586), Wolfgang Theodorich von Reitenau, der unterm 3. Septbr. 1588 den Befehl erließ, daß Alle, welche nicht zur römiſchen Kirche zurücktreten wollten, binnen einem Monate das Land räumen müßten. Dies war der Anfang zur Auswanderung der Evangeliſchen theils in die öſtreichiſchen Länder, theils in die freien Städte. Noch ſchlimmer erging es ihnen unter dem nachfolgenden Erzbiſchof Marcus Sittich, Grafen von Hohenems (1612—1619). Aber die Zahl der Evangeliſchen hatte ſich trotz der bisherigen Bedrückungen bedeutend vermehrt, mußten jedoch aus Furcht vor ihren Bedrückern ihren Gottesdienſt in entlegenen Höhlen halten. So gingen die Verfolgungen und Auswanderungen bis zur Mitte des 18ten Jahrhunderts fort. Die Vertriebenen flüchteten meiſtens nach Schwaben, wo ſie theils im Herzogthum Würtemberg, theils in mehreren Reichsſtädten, z. B. Augsburg, Ulm, Eßlingen, Memmingen, Lindau, Kempten, Iſny, Leutkirch freundliche Aufnahme fanden. Andere begaben ſich ins Hohenloheſche, nach Frankfurt am Main und nach Nürnberg. Viele auch nach Litthauen ꝛc., wo man ihnen ebenfalls Aufenthalt und Unterkunft geſtattete. Das Detaillirte dieſer merkwürdigen Geſchichte, in welcher einzelne Scenen ziemlich ausführlich gegeben ſind,

muß man in dem Büchlein selbst nachlesen, das man dazu der protestantischen Jugend besonders empfehlen kann.

λ.

Homiletik.

1. Fünf Predigten von Dr. Großmann, Dr. Krehl und Dr. Meißner. Leipzig 1835, bei Ludwig Schreck. gr. 8. 4 Bogen. (Der Ertrag ist für den Fond des Armenschüler-Festes im Johannisthale bestimmt.)

Diese 5 Kanzelreden, über welche im Nachstehenden referirt werden soll, sind auf die Bitten vieler Einwohner Leipzigs zum Drucke abgegeben, und von einem Freunde und Beförderer des Kinderfestes mit einem kurzen Vorworte begleitet worden. Die Herausgeber derselben rechnen auf den Dank jedes Lesers, „sobald er aus dieser erwünschten Sammlung jetzt die Stimme christlicher Weisheit und tiefer Besonnenheit, jetzt die Stimme feuriger Begeisterung und rücksichtsloser Offenheit, jetzt die Stimme eindringlicher Milde und wohlgefälliger Anmuth vernommen haben wird;" und es läßt sich erwarten, daß sie sich in dieser Hoffnung nicht täuschen.

1.

Predigt zur vierten Jahresfeier der Constitution (des Königreichs Sachsen) gehalten am 4ten Septbr. 1835 in der Kirche St. Thomä zu Leipzig, von Dr. Chr. Gottlob Lebr. Großmann, ordentl. Professor der Theologie, des Stifts Zeitz Canonikus, Beisitzer des Königlichen Appellationsgerichts und der Kreisdirection, Pastor an der Thomaskirche, der Leipziger Diöces Superintendent, Präses der Leipziger

[redacted] und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Die im Königreiche Sachsen angeordnete Jahrsfeier der Constitution ist ein Vaterlandsfest, wie es dem deutschen Character zusagt. Solche Feste sind, wie anderwärts die öffentlich gefeierten Geburts- und Namenstage des Landesfürsten und seiner Gemahlin, in unseren Zeiten um so mehr Bedürfniß, je mehr die Vaterlandsliebe in manchen anderen Ländern als bloßer Egoismus und Uebermuth und ohne wirkliche Theilnahme an dem wahren Interesse der Gesammtheit des Volkes und der Ehre des Thrones, als offenbare Zügellosigkeit, die den edlen Namen „bürgerliche Freiheit" sich beilegen zu dürfen wähnt, hervortritt, und je einleuchtender es dem nüchternen deutschen Geiste wird, daß jener National-Schwindel, jene Unverschämtheit und Undankbarkeit Vieler gegen Regenten und Staatsdiener, jene ungezähmte Partheiwuth die Grundpfeiler der Staaten untergräbt und den armen Völkern großes Unheil bereitet. Diesem bösen Geiste bei uns zu wehren, dazu sind in Weisheit und Vorsicht geregelte Vaterlandsfeste, dazu sind kirchliche Feierlichkeiten an ihren Tagen gewiß sehr treffliche Mittel. Dem Geistlichen können aus zwei wichtigen Gründen diese Gelegenheiten willkommen seyn, einmal, weil er überhaupt eine bedeutende Pflicht erfüllt, wenn er an solchen Tagen mit Ernst und Kraft, mit Freudigkeit und Begeisterung der Bürgertreue, dem Glücke des Friedens, den deutlich hervortretenden Bemühungen einer das Beste des Landes befördernden Regierung das Wort redet; sodann, weil diese Einrichtungen Kirche und Staat einander näher rücken, ihre Interessen vor den Augen der Völker vereinigen und zum Beweise dienen, daß kein Staat die Kirche entbehren, keiner wohl daran seyn kann, wo die Kirche gegen ihn nur in dem Verhältnisse einer untergeordneten und verachteten Magd steht.

Hätte doch mancher unkirchlich gesinnte weltliche

Beamte die treffliche Predigt Herrn Dr. Großmanns gehört, gewiß seine hinreißende Beredsamkeit hätte in ihm die Ueberzeugung hervorgebracht: daß Constitutionen, Gesetze, Verordnungen, Feste und dergleichen dem Volke immerhin noch kein volles Zutrauen zur Landesregierung einflößen, keinen Gehorsam aus Ueberzeugung und keine haltbare Vaterlandsliebe hervorbringen, wenn nicht die Diener der Religion mit Hülfe dieser Herz und Sinn der Unterthanen dazu bereiten; er hätte zugestehen müssen, es liege in einer durch den Geist christlicher Kanzelberedsamkeit in das Innere des Menschen eindringenden Rede doch eine höhere Weihe, eine ergreifendere Würde, als in den glänzendsten Declamationen weltlicher Redner.

Hr. Dr. Großmann wählte zum Texte: Joh. 6, 63., „der Geist ist's, der da lebendig macht; das Fleisch ist kein nütze," und veranlaßt, von diesen Worten geleitet, die Frage: welches ist der Geist unserer Verfassung? Das eigentliche Thema giebt die Antwort: „der Geist unserer Verfassung ist ein christlicher Geist," und die Theile: „1) er ist ein Geist der Oeffentlichkeit; 2) ein Geist der Gemeinschaft; 3) ein Geist der Ordnung, und 4) ein Geist der fortschreitenden Verbesserung," liefern den Beweis. Der Hr. Verf. zeigt in der ersten Unterabtheilung des ersten Theiles diesen Geist der Oeffentlichkeit in der neuen Verfassung des K. Sächsischen Staates, stützt dann in der 2ten Unterabtheilung seinen Beweis, daß dieser Geist mit dem des Christenthumes übereinstimme, auf die Worte, die der Herr vor seinen Richtern sprach: „ich habe frei und öffentlich geredt vor dem Volk und habe nichts im Verborgenen geredt," wie auf die seinen Jüngern gegebene Instruction: „was ich euch sage in Finsterniß u. s. w." und schließt unter anderen die treffende Ermahnung an: „Soll demnach die Verfassung unseres Volkes zum Heile gedeihen, so huldigt dem Geiste der Oeffentlich-

keit, so weit nicht das Gesetz es verbietet, in Wort und That, Ihr Alle, meine Brüder, die Ihr als Lehrer und Prediger, als Richter und Beamte, als Verwalter öffentlicher Kassen mit den öffentlichen Angelegenheiten auf irgend eine Weise beschäftigt seyd; Euer Verfassungseid legt Euch diese Pflicht auf, und es ist keine andere, als die Pflicht des Christen: wandelt im Licht!"

In gleicher Weise sind die übrigen Theile gehalten.

Im 4ten Theile findet der Hr. Verf. die Uebereinstimmung des in der Constitution liegenden Geistes fortschreitender Verbesserung mit dem Geiste des Evangeliums hauptsächlich darin: „daß die ewige evangelische Wahrheit zwar nicht in Ansehung ihres Inhaltes, wohl aber in Ansehung der Formen der Auffassung, der Beweise, der Darstellung ihrer Lehren sich von Anfang an vielfältig erneut und verjüngt und mit dem Wechsel der Zeit und der Bildung der Völker gleichen Schritt gehalten habe."

Ein aus der allgemeinen Richtung und Forderung des Christenthums, nemlich der fortschreitenden Besserung und Beglückung, herzuleitender Beweis liegt ohnstreitig näher. Im Anfange des 4ten Theiles spricht nun zwar Hr. Dr. Gr. von der fortschreitenden Besserung als der Bestimmung des Menschen und der Staaten; aber nicht an der Stelle, wo es darauf ankam, nachzuweisen, daß Christenthum und Constitution im Geiste hierin übereinstimmen. Es scheint, daß den Hrn. Verf. das Festhalten strenger Consequenz, die er in Anlage und Ausführung dieser homiletischen Meisterarbeit bewies, veranlaßte, den aus dem Zwecke der Religion Jesu sich darbietenden Vergleichungspunct nur zu berühren, und dagegen den, oben angeführten, aus der fortschreitenden Verbesserung des Formellen hergenommenen hauptsächlich bei seiner Beweisführung festzuhalten. Er lehrt nemlich: „die Abzweckung beider (der Verfassung und des Evangeliums) ist unstreitig

verschieden." Die Verfassung hat den äußeren Menschen im Auge, das Evangelium den inneren Menschen; jene ist auf die Beförderung zeitlichen Glückes, dieses auf die Theilnahme Aller an dem ewigen Heile gerichtet; allein im Geiste berühren sich beide." Darauf folgt dann: „Christi Wort und Christi Geist ist ewig sich gleich und unwandelbar, und keinem Wechsel der Zeit unterworfen;" und nun die Nachweisung — wie oben angeführt — daß in den Formen der Auffassung u. s. w. in der Lehr- und Anbetungsweise Wechsel und Fortschritt in der Zeit sich gezeigt habe. Wie? sollte der Geist der Sächsischen Verfassung hauptsächlich nur darum ein christlicher seyn, weil sie Fortschreiten der Staatseinrichtungen hinsichtlich des zeitlichen Glücks beweist, und in der christlichen Kirche eine Bemühung um Besserung der Lehr- und Cultusform von jeher sich zeigte?

Hätte die Verfassung nur den äußeren Menschen berücksichtigt, fürwahr! die Gemeinschaft ihres Geistes mit dem des Christenthums wäre eine sehr entfernte. Referent findet in dem, was Hr. Verf. in der ersten Unterabtheilung im Vorbeigehen berührt, das wichtigere tertium comparationis, nemlich: „sie (die Gesetze und Einrichtungen des Staates) gehen insgesammt von innerer Nothwendigkeit aus, und treffen in dem Zwecke zusammen, dem ewigen Rechte seine Geltung in der Zeit zu verschaffen," und in dem 1sten, oben angeführten, Gedanken des 4ten Theiles, daß fortschreitende Verbesserung die Bestimmung des Menschengeschlechts und der Staaten ist. —

2.

Unsere Relation muß nun füglich zu der 3ten Nummer dieser Sammlung, nemlich der Rede des Herrn Dr. Krehl, übergehen, da sie am nemlichen Tage und in gleicher Veranlassung, wie die erste, gehalten wurde.

Rede zur vierten Jahresfeier der Constitution, ge-

halten am 4ten September 1835 in der Universitäts-kirche St. Pauli zu Leipzig von Dr. Aug. Ludw. Gottl. Krehl, ordentl. Professor der Theologie, Universitätsprediger, Director des homiletischen Seminars und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Herr Dr. Krehl beginnt seine Rede mit dem Bekenntnisse: „daß ihm die Constitution, da sie unläugbar in das Gebiet der Politik gehört, sich minder für eine Besprechung in der Kirche zu eignen scheint. Denn beider Gebiete sind so völlig verschieden, daß, so wenig die Kirche wünschen wird, ihre Angelegenheiten nach den Grundsätzen der Politik beurtheilt und behandelt zu sehen, eben so wenig die Staatskunst ihre Handlungen dem Urtheile der Kirche unterwirft, vielmehr an den Dienern derselben es mißbilligt und sogar ahndet, wenn sie in den kirchlichen Versammlungen über die Entschließungen der Staatsgewalt sich ein Richteramt anmassen.

Der Hr. Verf. führt dieses weiter aus, weiset auf die Stelle, Jac. 3, 10. 11., aus einem Munde gehet loben und fluchen, es soll nicht, liebe Brüder, also seyn! Quillet auch ein Brunnen aus einem Loche süß und bitter? und fährt dann fort: „Werden nun wohl die Prediger Freude an politischen Festen haben? Ich glaube nicht. Können sie dadurch nicht leicht in die Gefahr kommen, dasselbe loben und tadeln zu müssen, je nachdem die Verhältnisse der menschlichen Dinge wechseln und die Willkühr der obsiegenden Macht gebietet? Unstreitig war dieß Grund, weshalb der Herr über die öffentlichen Angelegenheiten seines Volkes und seiner Zeit nie, auch nur mit einem Winke, sich erklärte; warum er die heimtückischen Pharisäer, die ihn durch eine verfängliche Frage in das dornenvolle Gebiet der Politik hinein zu ziehen suchten, mit der kurzen Antwort abfertigte: Gebet dem Kaiser u. s. w." (Liegt darin nicht mehr, wie ein deutlicher Wink?) „weshalb Petrus und

Paulus darin vollkommen eins waren, daß sie in Beziehung auf die bürgerlichen Verhältnisse nichts weiter lehrten, als die heilsame Wahrheit: Jedermann sey unterthan der Obrigkeit.“ (Ist darin und in den Gründen, welche die Apostel angeben, nicht Weisung genug? Röm. 13, 1—6. 1 Tim. 2, 1. 2. Tit. 3, 1. 1 Petr. 2, 13. 14. 16. 17.) „Prediger des Evangeliums also, welche ihren Beruf nach dem Geiste des Herrn zu würdigen verstehen, können nicht wünschen, daß sie zu öffentlichen Erklärungen über politische Angelegenheiten genöthigt werden, gesetzt auch, daß der dermalige Stand der Dinge ihrer Ansicht vollkommen entspräche; denn der entgegengesetzte Fall ist ja eben so leicht möglich! wozu sollen sie sich dann entschließen? Sollen sie ihre Zuflucht zur Heuchelei, oder zu nichtssagenden Redewendungen nehmen? Welche Herabwürdigung des Ortes und des Amtes; welche schmachvolle Pein für den Gewissenhaften und Wahrheitsfreund!“ —

Wir müßten die in unserer bisherigen Relation ausgesprochenen Bemerkungen widerrufen, wollten wir uns mit diesen Meinungen ganz einverstanden erklären, und können uns nimmermehr überzeugt halten, daß die freimüthigen Aeußerungen Hrn. Dr. Krehl's im Leipziger Publikum bei Vielen Anerkennung und Zustimmung gefunden und im Allgemeinen einen guten Eindruck gemacht haben.

Wenn der deutsche Prediger — wie in den Zeiten des Napoleonischen Intermezzos — zu Gunsten einer fremden Zwingherrschaft seiner Kanzelredekunst Gewalt anthun muß, dann befindet er sich in der vom Hrn. Dr. Krehl geschilderten Lage; aber mit Freuden wird er seinen Mund öffnen, wo es der Ehre, der Befestigung und dem Schutze des Thrones seines angestammten Regentenhauses, wie der beglückenden Ordnung im Staate, den natürlichen Rechten des Unterthans und der Harmonie des religiösen und bürgerlichen Lebens gilt. Wenn der deutsche Prediger aufgefordert wäre,

bei ſolchen Gelegenheiten über eigentliche politiſche Angelegenheiten ein Urtheil zu fällen, und ſich erlauben wollte, die ſcheinbaren oder wirklichen Mängel, die jeder Conſtitution, als einem menſchlichen Werke, ankleben, auf der Kanzel zu beleuchten, dann hätte Hr. Dr. Krehl recht; aber ſeine Sache ſoll es ſeyn, auf das Gottes- und Menſchenwürdige ſolcher Anſtalten, auf die unverkennbare Abſicht der Regierung, das Wohl des Landes dadurch zu erheben, aufmerkſam zu machen; auf die Untüchtigkeit und Unſicherheit im Urtheilen über Staatseinrichtungen, welche ſich Uneingeweihte öfters anmaſſen, wie auf das Heil hinzuweiſen, das aus dem allgemeinen Vertrauen zur Landesregierung dem Volke zu Gute kömmt; durch Hülfe des göttlichen Wortes und der Kanzelberedſamkeit das ausländiſche Gift der Volkszwietracht, der Widerſetzlichkeit und des Egoismus, wovon ja auch Deutſchland angeſteckt wurde, unterdrücken zu helfen, und zugleich in und mit ſolchen, als Diener der Kirche, dem Staate geleiſteten Dienſten den Fürſten und Beamten die Treue, Milde und Gerechtigkeit, überhaupt alle Pflichten, deren Uebung das Glück der Unterthanen fördert, in hellerem Lichte und erhöhter Wichtigkeit vor Augen treten zu laſſen. —

Und gerade im Bewußtſeyn dieſer ehrwürdigen Aufgabe für den Prediger am Volksfeſte ſpricht der Hr. Verf. im Folgenden ſeiner Rede, welcher kein bibliſcher Text und kein beſtimmter Hauptſatz zu Grunde gelegt iſt, in welchem ſich das Vorgetragene concentrirt. Wie ſehr wird es daher von den Vaterlandsfreunden Leipzigs bedauert worden ſeyn, daß derſelbe in ſeinen, mindeſtens überflüſſigen, Aeußerungen der Mißbilligung den Verdacht rege gemacht hat, er habe all das Gute über die neue Landesverfaſſung, das er berührte, all die richtigen Bemerkungen über das, was von Seiten der Landesregierung, der Beamten und der Unterthanen geſchehen müſſe, damit ſie dem Staats- und Volksleben Segen ſpenden könne, doch nur im

Zwange der Pflicht ausgesprochen, und das Publikum über seine wirklichen Ansichten in Ungewißheit gesetzt! —

3.

Die 2te Nummer der vorliegenden Predigt-Sammlung enthält eine, zwei Tage nach dem Constitutionsfeste gehaltene, Erndtefest-Predigt des Herrn Dr. Großmann, über Ps. 36, 6 — 11.

Die in diesen Textesworten enthaltene Schilderung der segnenden Güte Gottes bezeichnet solche als allumfassend in Ansehung ihres Umfanges, als unwandelbar in Hinsicht ihrer Dauer, als reich und überschwenglich in Ansehung des Maaßes ihrer Erweisungen, und das führt den Herrn Verf. zu dem Thema:

die Ernt' ist reicher, als die Saat,

einmal in Ansehung der Vorbereitungen, die ihr vorausgehen, dann in Ansehung ihrer Bestimmung, ihres Maaßes, ihres Schauplatzes, ja ihrer Zeit und Dauer selbst.

Refer. nährte, veranlaßt durch den schönen transitus, beim Lesen dieses anziehenden Kanzelvortrages den Wunsch: es hätte dem Herrn Verf. gefallen mögen, lieber die durch den Text dargebotene, oben angeführte Anlage der Predigt zu benützen, und sie, unter einem passenden Thema, so kunstreich, in so edler, salbungsvoller und eindringlicher Sprache, in solcher christlicher Begeisterung, wie sie hier von Anfang bis zu Ende herrscht, auszuführen; und erlaubt sich ferner, zu behaupten: es sey als ein Mangel dieser schönen Festpredigt anzusehen, daß ihr ein Anfangsgebet fehlt.

Am Erndte-Dankfeste erst seinen Blick nach Oben zu richten, ehe die Gemeinde die Worte der Belehrung vernimmt, welche Erbauung, Begeisterung, Dank, Liebe, Gehorsam erzeugen sollen, steht dem Prediger wohl an. Spricht er sein kurzes Anfangsgebet in frommer Begeisterung, wie leicht geht diese sodann auf die Gemeinde über und bringt erwünschte Frucht! —

Die 4te Kanzelrede ist:

Predigt zur Jahresfeier des Missions-Vereines zu Leipzig, am 24sten Juni 1835 in der Universitätskirche St. Pauli gehalten von Dr. A. L. G. Krehl.

Sie richtet die Betrachtung auf das evangelische Missionswerk, und zeigt, daß es 1) ein ächt christliches, 2) das Heil der Menschheit bezweckendes, 3) Gott wohlgefälliges, 4) mit unerschütterlicher Beharrlichkeit fortzusetzendes, 5) von allen wahren Christen nach ihren Verhältnissen zu förderndes Werk ist.

Eine flüchtige Uebersicht dieser Partition überzeugt, daß die drei ersten Theile sich gegenseitig zu nahe liegen, als daß sie in Haupttheilen geschieden werden durften, und die Ausführung zeigt, daß im 2ten fast das Nemliche gesagt ist, was der 1ste vortrug, und die Sätze des 3ten recht wohl auch mit denen der ersten Theile hätten verbunden werden können. Daß aber der fromme, klare und herzliche, das bekräftigende Bibelwort fast zu fleißig benützende, Vortrag auch in der vorliegenden Form ansprechend, erweckend und eindringlich ist, wird durch diese Bemerkung nicht in Zweifel gestellt. Möchten die frommen Ermunterungen der beiden letzten Theile den vollsten Anklang gefunden haben; dieß wünschen wir dem ehrwürdigen Missions-Verein in Leipzig. Möchte aber nie ein Missionär mit der Blendlaterne überspannter Glaubens-Grundsätze und superheiliger Frömmelei die Finsterniß der Heiden erhellen wollen, sondern vor Allem mit dem natürlichen Lichte seines gebildeten Geistes ihre natürlichen Geister erleuchten, damit sie das höhere Licht im Evangelio zu finden fähig werden; dieß ist sehnlicher Wunsch für das Reich Jesu Christi, dessen Theilnehmer Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten. —

5.

Predigt am 13ten Sonnt. nach Trinitatis 1835, in der Kirche zu St. Thomä in Leipzig gehalten

von Dr. Conrad Benjamin Meißner, Königl. Sächs. Kirchen- und Schulrathe.

Hr. Dr. Meißner tritt mit dieser Kanzelrede zum erstenmale vor dem Leipziger Publikum als Prediger auf. In dem Eingange macht der Redner seine Zuhörer zuerst darauf aufmerksam: „wo das Wort des Herrn verkündigt worden war, an der Stelle erhob sich bald genug ein Haus des Herrn, u. s. w. Und so ist durch das Haus des Herrn der Raum der Erde (?) im eigentlichen Sinne geweiht. So ist in ihm der Stätte, die wir bewohnen, eine Verklärung geworden, die durch nichts außerdem erreicht, durch nichts überboten werden kann! Aber wie somit dem Raume, eben so, m. Z., hat auch der Zeit das Evangelium, das Wort vom geistigen Leben, ihre höchste Weihe gegeben. Giebt es ein Haus des Herrn, m. L.! wie? kennen wir nicht auch einen Tag des Herrn? u. s. w." So kömmt der Herr Verf. auf den Text Offenb. Joh. 1, 9. 10., dessen Worte: „Ich war im Geiste an des Herrn Tage," ihm das Thema leihen:

Der Tag des Herrn,

welches in den Hauptheilen abgehandelt wird: 1) Am Tage des Herrn gilt es dem geistigen Leben des Menschen vorzugsweise. 2) Im Lichte desselben entfaltet dieses seine schönsten Blüthen in dieser Zeitlichkeit. 3) Mit seiner Verdunkelung wird dem Bösen eine höchst verhängnißvolle Macht auf Erden gegeben.

In phantasiereicher, poetischer, in Ideen und Worten hie und da zu sehr schwelgender Diction, welche dem Geiste des Zuhörers öfters gewiß nicht die zum Auffassen erforderliche Zeit gestattete, wird im ersten Theile das Seyn im Geiste am Tage des Herrn dargestellt. Z. B. „Ja, Alles, Alles, m. Br. u. Schw., an dem heiligen Tage, wie ihn schon die alte Welt noch in der ernsten ungewissen Dämmerung des frühesten Morgens schaute, wie er uns im Lichte des Evangeliums in seinem vollen Mittagsglanze leuchtet, Alles an ihm weiß

uns hin auf das Geistige, auf das zweite höhere und bessere Theil unseres Wesens, von dem eigentlich alle wahre Lebenskraft und Freude ausgeht; läßt uns in ihm denjenigen Abschnitt unserer Erdenzeit erblicken, in welchem das Gestirn unseres höheren und allein wahren Seyns, das wohl in jedem Augenblicke wirksam, aber doch bei weitem die meiste Zeit hindurch unter unserem Gesichtskreise ist, in welchem dies höhere Gestirn, wenn ich so sagen darf, (?) eben durch diesen unseren Gesichtskreis seine Bahn beschreiben soll."

Das ist, nach dem Erachten des Referenten, eine Sprache, die selbst für eine Leipziger Kanzel unpassend ist. Auch vor einem fein gebildeten Publikum kann der christliche Prediger mit Bildern und poetischen Phrasen nicht vorsichtig genug umgehen; und solche, wie in dem angeführten Satze, oder im 3ten Theile, wo es von der Stadt Leipzig heißt: „vereinigt sich doch Alles in Deiner Mitte, um Dich zu einem Garten Gottes zu machen, den er wie den Apfel seines Auges liebend schützt und bewahrt," sind ohnstreitig ganz zu vermeiden.

Unter den Kleinigkeiten, welche den guten Eindruck dieser Predigt bei einem Theile der Leser stören können und der Critik unterliegen, ist ein oft wiederkehrendes Wort zu bemerken, nemlich „Werkeltage" (wo „Werke" im abgekürzten Diminutiv steht) anstatt: Werk- oder Werketage.

Dem Werthe dieses gemüthlichen und glänzenden Vortrags, der in der herzlichen Zusprache besonders des 3ten Theils seinen Eindruck hoffentlich nicht verfehlt haben wird, sollen übrigens diese Bemerkungen keinen Eintrag thun. —

..r.

2. Christliche Ermunterungen in schwieriger Zeit. Eine Auswahl aus den in den Jahren 1830 bis 1832 gehaltenen kirchlichen Vorträgen von

von G. L. Seubert, Dr. der Philoſophie, Garniſons-Pfarrer in Stuttgart. Stuttgart, bei F. C. Löflund und Sohn, 1834. XII. u. 664 S. 8. (2 Thlr. 4 gr.)

„Wenn das Hereinziehen der Weltereigniſſe in den Kreis der öffentlichen Religionsvorträge — heißt es in der Vorrede — je eine zweifelhafte Befugniß oder Verpflichtung des Predigers war: ſo wurde es in der neueſten Zeit ihm und der Gemeinde gebieteriſche Nothwendigkeit. Die Verwirrung der Begriffe, die Aufregung der Leidenſchaften und die Angſt vor drohenden Kataſtrophen war ſo allgemein und gefährlich und die gewöhnlichen Mittel zur Beſänftigung der Gemüther waren ſo unwirkſam geworden, daß die Kirche wohl daran denken mußte, ſolcher Noth mit allen ihr zu Gebot ſtehenden Mitteln zu begegnen. — Zwar haben ſich, beſonders von einer gewiſſen Seite her, mehrmals tadelnde und ſtrafende Stimmen erhoben, welche die Religionslehrer von dem Schauplatze der Weltbegebenheiten weg- und auf das Evangelium verweiſen wollten, als ob dieſes irgend menſchlichem Thun oder Leiden fremd ſeyn könnte: aber das geſchahe immer nur, wenn jene Parthei durch das Wirken der Religionslehrer in ihren Planen ſich gehindert ſahe, oder wenn dieſe die Gränze ihres Wirkungskreiſes überſchritten hatten. Denn allerdings iſt es für den Geiſtlichen keine leichte Aufgabe, erfordert nicht nur Klugheit und Takt, ſondern ein Durchdrungenſeyn von der Heiligkeit und Wichtigkeit ſeines Amtes, ein Gehobenſeyn durch die Kraft der Religion über die Herrſchaft des Irdiſchen und der Leidenſchaften, ein Verzichten auf jede eigene Meinung und Neigung, einen klaren Blick in den Geiſt der Zeit und des Evangeliums, und eine reine, uneigennützige, muthige Liebe zur Wahrheit, wenn der großen Pflicht, befangene, gereizte, erſchütterte Gemü-

ther in Zeiten allgemeiner Gährung durch Religion zu leiten, Genüge geschehen soll."

Es war zu erwarten, daß in so bewegter Zeit Manche der Diener des göttlichen Worts das Gleichgewicht verlieren würden; aber betrübend war es, selbst talentvolle und wackere Männer den heiligen und festen Grund, auf dem sie stehen mußten (sollten), verlassen, — sich und das ihnen anvertraute höchste Gut in den Dienst der Factionen, — Jesum und sein Wort als Bürgen für specielle politische Zeitfragen, Preßfreiheit, Verfassungsnormen u. dgl. stellen zu sehen. Wir werden dem Beispiele ungetreu, daß Jesus selbst uns gegeben, wir fördern die Lösung politischer Wirren nicht, geben aber die Religion Preis und unsern Vortheil aus der Hand, wenn wir mit den Waffen der Religion irgend einer Parthei dienen wollten. Die Lehre Christi ist über alle Partheien erhaben, und ihre Verkündiger müssen es auch seyn."

Was hier der Verf. sagt, ist dem Ref., der gleichfalls über die neuesten Weltbegebenheiten sich in gedruckten Predigten ausgesprochen hat, aus der Seele genommen.

Der Predigten, die Hr. Seubert hier mittheilt, sind 47, die alle mehr oder minder auf die gegenwärtige schwierige Zeit hinzielen. Um aber von dem Ganzen sich einen Begriff zu bilden, wird es genügen, wenn Ref. einige dieser Predigten kurz darlegt.

1ste Predigt, am 23. S. nach Tr., Ev. Matth. 20, 15—21. Wie betrachtet der Christ das Streben nach Verbesserung im bürgerlichen Leben? 1) Die Einrichtungen und Formen des bürgerlichen Lebens, so bedeutend sie auch ohne allen Zweifel sind, haben doch nicht die große Wichtigkeit, die man ihnen beilegt. 2) Die Einrichtungen im bürgerlichen Leben sind als Menschenwerk einer Verbesserung fähig und bedürftig. 3) Man muß dankbar anerkennen, was man der bürgerlichen Einrichtung auch in

ihrem mangelhaften Zustande schuldig ist. 4) Das Bessere müssen wir geduldig erwarten. 5) Ohne Fortschreiten in geistiger und sittlicher Bildung haben bürgerliche Verbesserungen kein Gedeihen. 6) Ein wohl überlegtes und freimüthiges Urtheil über die bürgerlichen Angelegenheiten darf aber der Christ weder sich noch Andern versagen. 7) Der Christ wird das Streben nach bürgerlichen Verbesserungen, das sich gewaltsam Bahn macht, verabscheuen.

Der Verf. hat das Aufsuchen seiner Hauptheile für seine Leser dadurch höchst schwierig gemacht, daß nicht nur diese Theile, sondern auch andere Abschnitte, auf die der Verf. ein Gewicht legte, mit gesperrter Schrift gedruckt sind, wo man zum öftern versucht wird, letztere gleichfalls für Partitionen anzusehen. Was nun den vorliegenden Entwurf betrifft, so ist in ihm zwar Alles, was sich über das Thema sagen ließ, zur Sprache gebracht, jedoch nicht in der gehörigen Ordnung. So ist Nr. 7 in 4 enthalten; denn wenn der Christ das Bessere geduldig erwartet, so ist dadurch von selbst jeder Aufruhr ausgeschlossen. Auch kann man das Bessere nur dann geduldig erwarten, wenn zuvor Jeder für Verbesserungen des bürgerlichen Lebens in seinem Berufskreise thätig gewesen ist; hievon ist aber erst unter Nr. 5 zum Theil die Rede.

4te Predigt. Am 3. S. nach Epiph. Ev. Joh. 2, 1—11. Daß wir um so offener für die Freude seyn sollen, je unerfreulicher die Zeit ist. Diese Freuden sind Freude an der Natur, am Familienleben, am Gutesthun und an der Religion. Der Verf. rechtfertigt sich auf mehreren Seiten: warum er in dieser unerfreulichen Zeit zum Genusse der Freuden einlade, wobei er unter Anderem sehr schön sagt: „Wann haben die Propheten des A. Testamentes mit allen Donnern ihrer Rede auf das Volk Israel eingestürmt? — Dann, wenn Glück und Wohlstand es leichtsinnig und muthwillig gemacht hatten: aber in Zeiten der

Bauer und des Unglücks sprachen sie sanft und tröstlich zu ihm, wie eine Mutter. Und zu wem hatte der Herr ernste und drohende Worte geredet, — zu den Mühseligen und Beladenen? oder zu den Stolzen und Verstockten? Nein, wer ihm nachfolgen will, der muß das zerstoßene Rohr nicht vollends zerbrechen, und das glimmende Docht nicht gar auslöschen." Die ganze Abschweifung hätte sich aber der Verf. ersparen können, wenn er sein Thema so gestellt hätte: „daß wir um so offener für edle Freuden seyn sollen ꝛc.;" auch hat er zu zeigen vergessen, warum dieß von uns geschehen müsse; denn daß diese Freuden, wie mehrmals gesagt wird, die süßesten sind, ist nicht der einzige Grund, der uns zur Aufmerksamkeit auf sie verbindet.

Die 5te Predigt, am S. Septuagesimä, Ev. Matth. 19, 27—30. 20, 1—16., stellt ein nicht minder interessantes Thema auf: wie der Vernünftige und der Christ (der Vernünftige steht überflüssig da) die Entrüstung der niedern Stände gegen die höheren beurtheilt. Vieles Wahre und Treffliche bringt auch hier der Verf. zur Sprache, nur sollte die Disposition geregelter seyn. Ueberhaupt kann es Ref. nicht billigen, daß der Verf. gewöhnlich, wenn er sein Thema bereits angezeigt hat, seinen Text auf mehreren Seiten verarbeitet, und dann erst zur eigentlichen Abhandlung kommt, denn hiedurch entzieht er sich vielen Raum. Allein, wie gesagt, wenn Ref. gleich mit der Ordnung der Gedanken meist nicht einverstanden ist, so ist er es doch mit den Gedanken selbst. Denn so heißt es z. B. S. 73: „Woher diese gereizte und feindselige Stimmung? Das seyen die leidigen Früchte der Aufklärung, sagen Manche; in seiner ehemaligen Unwissenheit habe das Volk blindlings gehorcht, und unter die höheren Stände mit Demuth sich geschmiegt; seit man ihm aber so manche Kenntnisse beizubringen sich bemühe, sey es vorlaut und unbändig geworden.

Ich sehe wohl, daß es Manchem unbequem seyn kann, wenn Augen sich aufthun und um sich schauen, die sonst geschlossen waren: aber so wie das Licht der Sonne dem Untersten im Volke scheinet, also hat auch ein Jeder sein Recht an das Licht der Wahrheit; wehe dem, der seinem Bruder es vorenthält! Laßt es scheinen, dieses heilsame Licht in jede dunkle Ecke; laßt sie alle an den Tag kommen die Mißbräuche, die in den Höhen und Tiefen sich verbargen, denn sie sollen abgethan werden, das ist Forderung des Rechts und Wille Gottes. Aber der blinde und trotzige Ungestüm, der das unterste zu oberst kehren will, ist nicht ein Kind des Lichtes, sondern der Nacht. Nicht die Aufklärung ist es, die den Frieden der Welt stört, sondern die Abwendung von Gott."

11te Predigt, am S. Jubilate, Ev. Joh. 16, 5 bis 15. Daß die Keime einer besseren Zukunft in den Trübsalen der Gegenwart liegen. Auch in dieser Predigt sind über 5 Seiten angefüllt, bis der Verf. zur Entwickelung seines Themas kommt. In dieser Sitte, die sich bei keinem vorzüglichen Homileten findet, scheint sich der Verf. zu gefallen. Als fruchtbare Eindrücke der Trübsal werden der Ernst und die Mahnung an unsre Sünde angeführt. In dem übrigen Theile dieser Predigt konnte Ref. keinen Zusammenhang entdecken.

18te Predigt, am 12. S. nach Tr., Ev. Marc. 7, 31—37. Die von Gott durch die Natur uns bereiteten Uebel.

21te Predigt, am 16. S. n. Tr., Ev. Luc. 7, 11—17. Es ist — heißt es im Eingang, eine ganz eigenthümliche Gestalt, in der uns dießmal der Tod sich zeigt; er sichtet das Menschengeschlecht nicht auf seine gewöhnliche Weise, sondern schlägt seine Opfer in Massen nieder, und nicht nur an gewählten (gewissen) Orten, sondern er hält, wie es scheint, seinen verheerenden Umzug über die ganze Erde. Und diese besondern

Umstände sind es, die sein ohnehin ernstes Bild zum Grauenhaften erhoben. „Wie der Christ mit dem Tode in jeder, auch der erschütterndsten Gestalt sich befreunden kann. Als Hauptmittel wird mit vieler Wärme der Glaube empfohlen.

24te Predigt, am 21. S. n. Tr., Ev. Joh. 4, 47—54. Die Wiederherstellung und Heiligung des Familienlebens als ein dringendes Zeitbedürfniß. Diese Predigt hat den Ref. am meisten angesprochen.

31te Predigt, am Erscheinungsfeste, Ev. Matth. 2, 1—12. Wie der Hinblick auf unsre Kinder — unsre Besorgnisse, unsre Anstrengungen und Hoffnungen in dieser trüben Zeit erhöht.

42te Predigt, am 5. S. n. Tr., Ev. Luc. 10, 38—42. Eins ist Noth!

Ref. kann der Wahrheit gemäß versichern, daß die nicht genannten Themen den angeführten an Interesse nicht nachstehen. Auch hat er bloß die Form, nicht aber den Inhalt dieser Predigten in Anspruch genommen; und würde der Verf. jene mehr regeln, würde er an eine strenge logische Ordnung sich binden: gewiß seine Religionsvorträge würden einen zwiefachen Werth behaupten.

3. Magazin von Leichenreden. Herausgegeben von einer Gesellschaft evangelischer Prediger. Zugleich auch zum Gebrauche bei Leseleichen bestimmt. Erster Band. Bayreuth 1835, bei Grau. VIII. 352 SS. 8. (1 Thlr.)

Ein sehr brauchbares Werk, welches nicht blos Dispositionen und Entwürfe, sondern auch ausführliche Reden und Predigten enthält, die sich hauptsächlich zum Gebrauche bei Lese-Leichengottesdiensten eignen. Können auch, wie der Herausgeber selbst in der Vorrede

[redacted] gesteht, nicht alle hier gelieferten Materialien als Musterarbeiten angesehen werden, so haben wir doch unter ihnen der guten bei weitem eine größere Anzahl gefunden, welche durch ihre praktische Tendenz, so wie überhaupt zur Anregung und Weckung neuer Ideen als zweckmäßig und nützlich erscheinen.

Indem wir den reichen Inhalt dieses ersten Bandes angeben, müssen wir, da der Raum dieser Blätter nicht erlaubt, jede einzelne Rede zu beurtheilen, uns darauf beschränken, bloß da und dort einige kurze Bemerkungen beizufügen.

Das Werk eröffnet Dekan Meinel mit einer Rede bei der Einweihung eines neuen Kirchhofes, und zugleich bei der Einsegnung einer damit verbundenen Leiche. Diese Rede füllt nur 1½ Seiten, und die angehängte Rede bei der Beerdigung einer Mutter „tiefbekümmerter, verlassener Waisen" nur eine Seite. Bei einem solchen Anlasse hätte sich denn doch etwas mehr sagen lassen.

Hierauf folgen Leichenpredigten, Reden und Entwürfe. I. In Rücksicht auf das Alter. a) Bei Kindern. Recht gut hebt Pfarrer Wirth in Nr. 1. das christliche Moment hervor, was sehr zu loben ist, da noch immer gar manche Reden gehalten werden, welche mit allerlei Trostgründen, nur gerade nicht mit denen, welche wahren Trost verschaffen, die Zuhörer beruhigen wollen. Nach 1 Thess. 4, 13. zeigt der Verfasser, „wie Christen von den Gräbern ihrer frommen Lieben scheiden, 1) mit sanftem Frieden" (dieß hätten wir etwas anders ausgedrückt gewünscht), „2) mit gläubiger Hoffnung, 3) mit frommen Entschlüssen." Nr. 2. hat zum Hauptsatze: „Woher uns Trost komme, wenn im Erdenleben oft schnell die schönsten Hoffnungen entschwinden." „Jenes soll denn in helles Licht gestellt werden, wenn wir zuvor in Kürze gezeigt haben, daß dieses die tägliche Erfahrung beweise." Hier macht eigentlich der zweite Theil das

Thema aus. Beſſer hätte der Verfaſſer den Inhalt des erſten Theils zum Eingange genommen, in welchem er ohnedieß ſchon andeutet, daß wir uns ſo oft in unſern Hoffnungen getäuſcht ſehen. Nr. 3. „Schweigen geziemt dem Menſchen, wenn er dem Allgütigen gegenüber ſteht.“ Enthält einige Härten und läßt etwas kalt; auch ſollten Ausdrücke, wie brav, in heiliger Rede vermieden werden. Etwas ſonderbar lautet in Nr. 4. die Bitte, daß die hingeſchiedenen unſchuldigen und guten Kinder unſre Schutzengel auf dem Wege der Weisheit und Tugend und der Gnade bei Gott leiten möchten. Recht befriedigend haben uns die Reden Nr. 5, 6 und 7. angeſprochen. Nr. 8. ein Entwurf über 1 Kor. 13, 12 f., recht gut disponirt und textgemäß. Nicht ſo Nr. 9. über Hiob 1, 21. In Nr. 10. hat Pfarrer Meinel Buch der Weish. 4, 10—14. zum Texte gewählt: wir möchten jedoch Texte aus Apokryphen nur als ſeltene Ausnahmen gelten laſſen. b) Bei Jünglingen und Jungfrauen. Nr. 11. „Daß wir uns als wahre Chriſten nicht nur über den Abſchied von unſern vollendeten Freunden zu tröſten, ſondern uns ſelbſt ihres Hinganges zum Vater zu erfreuen haben,“ eine recht gute, ausführliche Predigt über Joh. 14, 28. von Superint. Dr. Hoffmann. Desgleichen Nr. 12. von Weber, „wie wir den frühen Tod geliebter Kinder als Chriſten anzuſehen haben,“ welche jedoch in die Abtheilung a. gehört. Nr. 13. von Hauff, ebenfalls gut. Nr. 14. bei der Beerdigung eines 8jährigen Kindes, gehört unter a. Nr. 15. hat Baruch 4, 23. zum Texte. Nr. 16. gehört, wie auch ſpäterhin angezeigt wird, in die Abtheilung II. a. Die Rede Nr. 17. enthält in der Mitte drei große Liederverſe, was bekanntlich mit den Regeln der Homiletik nicht übereinſtimmt. Nr. 20. hat zum Texte B. d. Weish. 4, 14. — c) Bei alten Perſonen. Nr. 23. Rede am Grabe einer Ehegattin, die mit ihrem hinterbliebenen Ehegatten die goldene Hochzeit gefeiert, von Dekan

[redacted]

Lehrens (zu Gräfenberg). „Blickt" heißt es „unser ehrwürdiger Jubelgreis im Geiste rückwärts, zurück auf die lange, lange Reihe von Jahren, auf die mehr als dritthalbtausend Wochen, mehr als achtzehntausend Tage, die er mit seiner treuen Lebens-Gefährtin durchlebt" u. s. w. Wozu diese Berechnung der Wochen und Tage? —

II. In Rücksicht auf den Charakter der Verstorbenen. a) Bei Personen von christlicher Denk- und Lebensweise. Nr. 27. eine ausführliche Rede über die Worte: „der Gerechte ist auch in seinem Tode getrost," mit eingeflochtenen Liederpersen, an welchen jedoch der dritte durch „Sterben ist mein Gewinn" gegen die Prosodie verstößt. Auch ist der Ausdruck „im Glauben an Jesu Tod die Schuld abzuthun" etwas bedenklich. Der Verfasser von Nr. 28. sagt im Eingange: Ich will euch, Gattin und Kinder des Verstorbenen, hinweisen auf die allgemeine Theilnahme, die aus dieser zahlreichen Versammlung unverkennbar spricht" u. s. w., und stellt dann den Satz auf: „daß Mangel an Theilnahme bei dem Verluste unserer Theuern uns verletze, Theilnahme aber ein großer Trost für die Hinterbliebenen sey." Hier möchte doch der erste Theil überflüssig scheinen. Nr. 35. eine sehr gute, textgemäße Disposition über Joh. 16, 5 ff. b) Bei Personen, von denen sich wenig Gutes sagen läßt. Nr. 37. bei dem Begräbnisse einer ledigen Weibsperson, welche zwei uneheliche Kinder in größter Dürftigkeit hinterließ. Der Verfasser (Pfr. Wirth) zeigt, fern von Verdammungssucht, wie schwer sich oft die Verirrungen des Menschen an ihm selber rächen, ermahnt dann zu fleißiger Erforschung unsers Herzens und unsrer Wege, und nimmt zuletzt die Barmherzigkeit der Versammlung für die armen Waisen in Anspruch. Nr. 38. „von der Vergeltung in einer andern Welt" über Gal. 6, 7 f., am Grabe eines Mannes, welcher, wie gegen das Ende der Rede er-

wähnt ist, sein Leben in Trunk und Ausschweifung hingebracht und in diesem Laster seinen Tod gefunden, welcher sich von der Kirche losgesagt, und sogar den ihn zur Besserung auffordernden Geistlichen ohne Scheu erklärt hatte, daß er ein Gelübde gethan hätte, nicht mehr zum h. Abendmahle zu gehen!!! Bei so auffallenden Veranlassungen finden wir die Schärfe der Rede am rechten Orte.

III. In Rücksicht auf die besondern Umstände, unter welchen der Tod erfolgte. a) Nach langwierigen Krankheiten. Der Verfasser von Nr. 42. (Dekan Lehmus) scheint sich in seinen arithmetischen Angaben von Wochen, Tagen und Nächten zu gefallen. Wie er oben unter Nr. 33. die „mehr als dritthalbtausend Wochen" und „mehr als achtzehntausend Tage" berechnet hatte, so heißt es hier: „O! wenn wir es bedenken, so viele Wochen (mehr als 700), so viele, viele Tage und Nächte (mehr als 1400) immerfort zu Bette zu liegen" u. s. w. Warum nicht auch noch die Stunden? Wäre es nicht genug gewesen, blos überhaupt zu sagen: über 3 Jahre, oder fast 4 Jahre hindurch ꝛc.? b) Bei Wöchnerinnen. In Nr. 31. werden die Schmerzen der Wöchnerin als Strafen der Uebertretung vorgestellt, welche das Weib (Eva) eingeführt hat. Weit mehr sprechen die folgenden Reden Nr. 52 und 53. das fühlende Herz an. c) Bei plötzlichen Todesfällen ꝛc. Unter den Reden dieser Abtheilung zeichnen wir besonders Nr. 55. aus, bei der Beerdigung eines vom Blitze getödteten jungen Menschen, und Nr. 50. „Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben!"

IV. Nach Stand und Verhältniß der Verstorbenen. a) Bei Ehegatten und Aeltern. Recht gut stellt Dekan Lehmus in Nr. 59. bei Beantwortung der Frage: „womit soll ich euch trösten?" die unzureichenden Trostgründe als solche dar, und weiset auf den wahren Trost hin. b) Bei Wittwen

und Waisen. c) Bei Standespersonen, Bedienſteten u. ſ. w. In der übrigens recht guten Predigt Nr. 75. heißt es im Auftrittsgebet: „Ich bete um Troſt für einen hochverehrten Schwiegervater“ u. ſ. w. Solche Ausdrücke möchten doch in einem Gebete nicht am rechten Orte ſeyn.

V. In Rückſicht auf die Zeit, in welche die Leichenbetrachtungen fallen. a) Am Neujahrsfeſte. b) Zur Oſterzeit. c) Zur Erntezeit. d) Beim Eintritt in ein neues Kirchenjahr. e) Am vierten Sonntage des Advents (am Todtenfeſte). f) Beim Jahresſchluß.

VI. In Rückſicht auf die Nützlichkeit der Leichenbetrachtungen und der Todeserinnerung überhaupt.

Dieſe wenigen Bemerkungen mögen zum Beweiſe dienen, daß wir dieſes Werk mit Aufmerkſamkeit und Theilnahme geleſen haben. Druck und Papier ſind gut. Wir wünſchen dieſem Magazine, welches, wie ſchon oben bemerkt, größtentheils Gutes enthält, weite Verbreitung und baldige Fortſetzung.

δ.

Aſketik.

Gebetbuch für fromme und chriſtliche Bürger und Landleute von M. J. S. Grobe, k. b. Oberpfarrer u. Diſtrictsſchulen-Inſpector in Tann. Hildburghauſen bei Keſſelring 1833. 8. 154 S.

So groß auch der Reichthum an Gebetbüchern ſeyn mag, ſo iſt doch ein Gebetbuch für Bürger- und Landleute, wenn es nur einigermaßen ſeinem Zwecke entſpricht, noch lange kein vergebliches und unnützes Unternehmen. Hier iſt das größte Publikum zu befriedigen, für welches nur auf dem literariſchen Markte ge-

sorgt werden kann und wahrlich! es fehlt noch viel, daß jede christliche Familie ihr christliches Andachtsbuch hätte, aus welchem sie sich nach den verschiedenen Verhältnissen des Lebens erbauen, trösten und stärken könnte. Viel mag die Schuld an den Gebetbüchern selbst liegen, wenn sie sich in die Wohnungen des Landmanns keinen Eingang verschaffen können. Der Landmann liebt die Kürze und will bei den Gebeten, die er zum Leitfaden seiner täglichen religiösen Gefühle sich erwählt, keine weitläuftige Durchführung, keine lange Betrachtung — für eine solche hält er den Sonntag bestimmt — sondern einige körnige Sätze in Spruchform, mit welchen er an die Arbeit geht, die gewöhnlich keinen Aufschub leidet, und zu welchen er ermüdet von des Tages Hitze zurückkehrt. Neben der Kürze wünscht er aber auch, daß Gebete, die man ihm bietet, deutlich und verständlich und zugleich das Gefühl ergreifend seyen, da niemand so sehr leere Worte haßt, als der Landmann. Dieses Bedürfniß des gemeinen Mannes hat der Verf., vertraut mit dessen Art und Weise, gekannt, und denselben durch vorliegende Gebete, welche sich durch Kürze und Klarheit, so wie durch eine herzerwärmende, von den falschen Richtungen unsers Zeitalters sich fern haltende, ächte Religiosität auszeichnen, abgeholfen. Möchte der Verf. recht bald, wie er den erhaltenen Aufforderungen zu Folge versprochen hat, ein zweites Bändchen folgen lassen! Unstreitig würde es eben so zahlreiche Theilnehmer finden, als das erste, dessen Subscribentenverzeichniß durch XL angedruckte Seiten geht, und welches eine noch viel größere Verbreitung verdient, als es schon gefunden hat.

Als Beleg unseres Urtheils mag hier das „Abendgebet am Montage" (S. 7.) folgen.

„Sie ist hinabgesunken, die liebe Gottes Sonne! Am weiten Himmelsraum tritt aus der Dunkelheit Stern an Stern und leuchtet hell und klar. O welch' ein herrliches Schauspiel! Welch ein unzählbares Heer

von Welten! Wer kann sie nennen alle die Wunder, die in der Sterne Himmelsglanz geheimnißvoll sich bergen? Kein Sterblicher kann sie schauen. Aber gläubig achten wir Christen das Wort des Erlösers, das er beim Scheiden sprach zu des Herzens Vertrauten: in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Dort sind die Wohnungen, wo wir uns alle sammeln, wo wir als Himmelsbürger einst begrüßen werden alle die Theuern, die wir hier beweinen. O Herr und Schöpfer aller Welten, aller Wesen, wie dank' ich dir, daß du die Nacht geschaffen, die mir die Größe deiner Welt enthüllt. Das Licht der Erde muß untergehen, du hast es so weise geordnet, die Schatten der Nächte müssen sich über der Erde Gefilde verbreiten, damit unser Auge das große Heer der Sterne erblicken kann. So muß auch kommen am Ende unserer Tage des Todes finstre Nacht, damit uns erscheine das große Reich der Ewigkeit. Gott, Vater! Ja, ich bin dein, ich wache oder schlafe, ich lebe oder sterbe. Dein schöner und herrlich glänzender Sternenhimmel ruft mir tröstend zu: droben ist dein Vaterland! Du hast auf Erden keine bleibende Stätte, darum suche mit Sorgfalt und Fleiß die zukünftige! Ruhig will ich nun mein Auge schließen und mich den Schlaf überlassen. Ob' ich wieder erwache? Ob ich das Licht des neuen Morgens schaue? Ich sorge nicht. Sollt' ich auch sterben. Eine andre Sonne geht dort auf für den Geist und leuchtet ihm im seligen Lande der Ruhe und des Friedens.

„Tod und Leben stehn im Bunde;
Zum Erwachen führt die Nacht.
Leben ist nicht ohne Tod,
Ohne Nacht kein Morgenroth."

—r.

Lexicographie.

Allgemeines Lexicon der Religion und christlichen Kirchengeschichte für alle Confessionen, von Dr. Ch. G. Neudecker. 2r Band. F—K. 3r Band. L—Q. Weimar und Ilmenau. 1834. 1835. (Preis der 3 ersten Bände: 12 Thlr. 16 gr.)

Das vorliegende lehrreiche Werk, dessen erster Band bereits im Augusthefte des vorigen Jahres angezeigt wurde, entfaltet sich immer mehr zu einem ausführlichen Repertorium aller auf Religions- und Kirchengeschichte Bezug habenden Gegenstände. Der ungemeine Sammlerfleiß, verbunden mit richtiger Ausscheidung alles Wissenswürdigen von dem minder Wichtigen und Interessanten und mit klarer Darstellung dessen, was historisch gewiß und was zweifelhaft und legendenartig ist, verdient die ehrenvollste Anerkennung. Selten wird man einen Gegenstand suchen, der nicht irgendwo berührt und in nähere Betrachtung gezogen wäre; nur muß man sich bei speciellen Artikeln, welche in der alphabetischen Ordnung nicht vorkommen, die Mühe nicht verdrießen lassen, entweder unter einer allgemeinen Rubrik, oder in einem verwandten Artikel nachzusuchen. Dieß war wenigstens der Fall bei mehren Artikeln, die Ref. bei Anzeige des ersten Bandes vermißte, dann aber in den folgenden Bänden an einer andern Stelle gefunden hat. Vollständigkeit in allen Dingen ist bei einem Werk dieser Art freilich nicht zu erreichen, besonders dann nicht, wenn ein einzelner Gelehrter die Bearbeitung des Ganzen übernommen hat. Auffallend ist es indessen doch, daß manchmal ein Artikel nicht vorkommt, den man sicher zu finden glaubt, während ein anderer ähnlicher, vielleicht kaum so wichtiger, seine Erklärung findet. So ist von Jerusalem

gar nichts gesagt, aber Mecca ist angeführt und dabei auf den Artikel hingewiesen, wo darüber Belehrung gegeben wird. Ferner vermißte Ref. die Namen: Galatien, Ganganelli, Golgatha, Gottesgericht, Jerobeam, Immanuel, Hamansfest, Henoch, Hercules, Hiskias, Magier, Magnificat, Maimonides u. a., welche wenigstens mit Hinweisung auf dem sie erläuternden Artikel in die alphabetische Reihenfolge hätten aufgenommen werden sollen. Fast unangemessen ausführlich ist der Artikel: Kirchenversammlungen behandelt, denn er nimmt mehr als den vierten Theil des 2. Bandes, über 230 Seiten ein und trägt nicht nur die Veranlassung und Geschichte aller Concilien, sondern auch alle auf denselben gefaßten Beschlüsse in extenso vor. Manche der letzten hätten wenigstens mehr zusammengezogen und Viele als ganz unwichtig übergangen werden können.

Daß das übrigens schätzbare Werk bei seinem großen Umfange im Preise hoch gestellt werden mußte (jeder Band zu 4⅔ Thlr.), ist sehr zu bedauern, weil dadurch die Anschaffung desselben für Viele allzu sehr erschwert ist.

II.

Wiſſenſchaftliche
Abhandlungen und Aufsätze.

Ueber Matth. 5, 3.
Μακαριοι οι πτωχοι τῳ πνευματι,

von

K. Piſchon,

Prediger zu Burg und ordentl. Mitglied der hiſtoriſch-theol. Geſellſchaft zu Leipzig.

Dieſer Ausſpruch des Erlöſers, in einfacher Satzbildung und mit ſolchen Worten gegeben, welche einzeln für ſich verſtändlich und durch häufigen Gebrauch im N. T. geläufig erſcheinen, verurſachte dennoch den Exegeten manche Schwierigkeiten, deren Beſeitigung durch die bisherigen Verſuche einer richtigen Erklärung nicht ſattſam gelungen iſt. Es kam hier hauptſächlich darauf an, mit Sicherheit zu beſtimmen, ob τῳ πνευματι auf μακαριοι, oder auf οι πτωχοι bezogen werden müßte. Je nachdem man dieſe oder jene Verbindung annahm, entſtand auch eine abweichende Erklärungsweiſe, welche, wenn ſie auch nicht dem Geiſte des Evangelii und dem allernächſten Zuſammenhange, worin dieſe Stelle vorkommt, gradezu widerſtreitet, doch erhebliche ſprachliche Zweifel übrig läßt. — Die älteſten Interpreten, ſo viel bekannt iſt, haben τῳ πνευματι mit οι πτωχοι ver-

knüpft, die Worte also in derselben Reihefolge aufgefaßt, welche der Evangelist, vielleicht mit großem Bedacht, gewählt hatte. Diese natürliche Verbindungsweise verließ man erst dann, als man: οἱ πτωχοι τῳ πνευματι zu anstößig fand, und nun: τῳ πνευματι — damit es nicht müssig dastehen möchte — nothgedrungen zu μακαριοι hinzog, ohne jedoch dieses Verfahren genügend rechtfertigen zu können. Dieser Uebelstand eben führte die Mehrheit der neusten Exegeten zu jener alten Verbindungsweise zurück.

Je inniger man zuerst: τῳ πνευματι mit οἱ πτωχοι verknüpft, desto weniger kann das letztere Wort in der Bedeutung: leiblich-Arme, genommen werden, weshalb Luther gradeweg übersetzt: Selig sind, die da geistlich arm sind. Die mehrsten Interpreten denken hierbei an Demüthige, Bescheidene, Anspruchlose, und zwar theils mehr, theils weniger mit dem Nebenbegriff eines lebhaften Gefühls der Armuth an geistigen Gütern, nach welcher eben ein sehnliches Verlangen sich zu regen beginnt. Andere wiederum wollen grade diese geistliche Armuth hier als Hauptsache herausgehoben wissen, und finden jene Demuth, wiewohl sie gedacht werden solle, nicht ausgedrückt mit den Worten: οἱ πτωχοι τῳ πνευματι.

Wolf (Curae philol. et crit. in S. S. Evang. etc., Edit. III. Hamb. 1739. pag. 82.) läßt sich über vorliegende Stelle also vernehmen:

„Alii innui humilitatem existimant eam, quae sensu spiritualis paupertatis oriatur, quo sensu iidem sint, qui alias (Matth. 11, 28.) κοπιωντες και πεφορτισμενοι vocantur. Ita post patres, cum Spanhemio (in Dubiis evangelicis) plerique nostratium Theologorum, et inter eos Calovius. — Coccejus confert phrasin cum דלי רוח, qua denotentur homines animo non elato, sed qui spiritualiter egenos se sentiant.“

Wolf fügt hierauf seine eigene Ansicht hinzu:

„In sequentibus semper de ejusmodi rebus sermo est, quae vel virtutis nomen tuentur, vel eam exercendi occasionem per se suppeditant. Ita non de paupertate externa, sed interna animi seu spirituali sermo est. Si vero hoc, necesse quoque erat, ut describeretur amplius per τῷ πνευματι, ne errandi esset occasio. — Persistamus itaque in communi interpretatione, quae per πτωχους τῷ πνευματι homines animo demissos et humiles intelligi suadet.“ —

Bei dieser damals üblichen Erklärung verharrte auch bis jetzt ein beträchtlicher Theil der angesehensten Theologen.

Schleußner (Lexicon in N. T.) giebt als dritte Bedeutung des Wortes πτωχος folgende an:

„Homo, qui agnoscit et sentit, quam rudis sit doctrinae divinae, nihilque boni et probi sibi insit; qui modeste de se judicat et sentit, imbecillitatis suae bene conscius.“

Nun folgt die Anwendung:

„Matth. 5, 3. οἱ πτωχοι τῷ πνευματι (pro quo Luc. 6, 20. legitur eodem sensu; οἱ πτωχοι, sine addito πνευματι) sunt homines submissi, sibique non placentes, qui, tenuitatis et imperfectionis animi sui bene intelligentes et conscii, non solum nihil sibi arrogant, sed etiam ad veram et idoneam religionis verae cognitionem animique emendationem adspirant. Sic etiam apud Hebraeos עני modestus dicitur 2. Sam. 22, 28. Ps. 18, 28.“

Hiermit stimmt überein Rosenmüller (Scholia in N. T. Edit. VI.):

„μακαριοι οἱ πτωχοι τῷ πν. — beati, qui animum humilem et submissum habent. — — — Mihi nunc placet Vorstii sententia (Philos. sacrae Cap. IV. pag. 134. Ed. 5.) qui πτωχος cum πν. conjungit, et πτωχους πν. eosdem esse putat cum

ταπεινοις seu ταπεινοις τη καρδια, Jac. 4, 6. — Nam hebr. עני, quod LXX interdum exprimunt πτωχος, significat non tantum pauperem, sed et afflictum, humilis et contemtae sortis hominem: ταπεινον, ut Jes. 26, 6. — — τω πν. est casus sextus, quo sane Graeci non carent. Quaemadmodum igitur latine dicitur: quietus animo, pede brevis, is, qui animum quietum, pedem brevem habet: sic etiam πτωχος τω πν. dicitur, qui habet πνευμα πτωχον = animum humilem et submissum, qui abjecte coram Deo de se sentit et normam sibi a Deo datam non spernit, cf. Jac. 4, 6. Luc. 4, 18. 7, 22. Matth. 11, 5. — Illi submisso animo praediti, beati sunt quoad animum; nam de externa fortuna hie non est sermo."

Auch Hezel (Bibelwerk) hält die πτωχοι τω πν. für Bescheidene, in sofern sie nicht große Talente sich beimessen, und demnach nicht große Ehrenstellen im Messiasreiche zu bekleiden hoffen. Desgleichen versteht Teller (Wörterbuch des N. T.) unter Geistlich-Armen solche, die sich selbst für gering halten, Menschen von demuthsvoller Bescheidenheit, und findet diese Erklärung dem Sprachgebrauche, so wie der ihnen zugesicherten Vergeltung (ὁτι αυτων ἐστι ἡ βασιλεια etc.) angemessen.

Wie oft und nachdrücklich empfiehlt Jesus seinen Jüngern die Tugend der Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit! Wie kräftig arbeitet er ihrem Streben nach irdischer Hoheit im Messiasreiche entgegen! (Matth. 20, 20 sqq. 23, 11. 12. Luc. 22, 24—26. Joh. 13, 4 sqq.) Wie häufig wird den Demuthsvollen im N. T. große Belohnung zugesagt! (Matth. 13, 12. 1. Petr. 5, 5.) Wenn nun zudem Wolf zuversichtlich behauptet: „πτωχος idem quod πραος, humiliter de se sentiens = ταπεινος;" wenn andere Interpreten von Gewicht ihm hierin beistimmen; wenn man voraussetzen darf, daß πνευματι in dieser Stelle eben sowohl, wie etwa Luc.

10, 21. (was gewiß nicht überflüssig steht, obgleich Schleußner es vermeint) auf das Innerste der Seele (cf. V. 8. τῃ καρδιᾳ) hinziele: so dürfte man freilich verleitet werden, πτωχοι τῳ πνευματι im uneigentlichen, bildlichen Sinne durch: Demüthige zu erklären, in sofern die Armen nicht leicht sich beherrschen lassen von der Hoffahrt, welche den Reichen und Gewaltigen in der h. Schrift so oft zum Vorwurf gemacht wird (z. B. Luc. 1, 51. 52.).

Dessenungeachtet stimmen gegen diese Erklärung nicht nur alle, welche τῳ πνευματι auf μακαριοι beziehen, sondern auch diejenigen, welche es zwar mit οἱ πτωχοι verbinden, dieses Wort jedoch in der Bedeutung: arm, Mangel an etwas habend, auffassen.

Zuvörderst kann der, dem Ausdrucke: πτωχος τῳ πν., von Schleußner und anderen beigemessene vielumfassende Sinn nicht grammatisch gerechtfertigt werden, zumal das einfache πτωχος Luc. 6, 20. eben dieselbe volle Kraft haben soll. Es bleibt einmal auffallend, daß Lucas τῳ πν., wodurch Matthäus οἱ πτωχοι schärfer bestimmen zu müssen glaubte, wegläßt, also, ungeachtet der, in dieser Stelle außergewöhnlichen Bedeutung des Wortes πτωχοι, kein Mißverständniß desselben befürchtete. Oder, will man den Lucas selbst beschuldigen, die Worte Jesu falsch verstanden zu haben?

Wolf, wie vorhin erwähnt worden, behauptet allerdings:

„necesse quoque erat, ut (πτωχοι) describeretur amplius per τῳ πνευματι, ne errandi esset occasio," —

und bequemt sich nachher zu der anstößigen Bemerkung:

„Mihi quidem Matthaeus addita voce τῳ πνευματι indicasse videtur, quomodo apud Lucam οἱ πτωχοι sint intelligendi."

Demnach setzt Wolf voraus, (wie manche andere Theologen) Matthäus habe sein Evangelium später

verfaßt, als Lucas, und nöthig gefunden, deſſen Unbeſtimmtheit im Ausdrucke durch einen Zuſatz zu verbeſſern. Wenigſtens bleibt es ausgemacht, daß, wenn Matthäus den Ausſpruch Jeſu: μακαριοι οι πτωχοι τῳ πνευματι gar nicht aufgeſchrieben hätte, ſchwerlich auf den Gedanken gekommen ſeyn würde Luc. 6, 29.: μακαριοι οι πτωχοι zu überſetzen: Selig ſind die Demüthigen, oder: die geiſtlich-Armen. — H. Grotius, (Annot. in N. T.) nachdem er die beiden gewöhnlichen Erklärungen:

„quorum altera ad tenuitatem facultatum, altera ad demissionem pertineat“ —

angegeben hatte, fügt hinzu:

„cur priorem praeferendam existimem, has habeo causas, primum, quod Lucas simpliciter scribat: μακαριοι οι πτωχοι, eisque opponat divites, non addita spiritus voce, deinde, quod πτωχος illo altero significato vix existimem reperiri.“

Daß Lucas auch: τοις πλουσιοις (Cap. 6, 24.) ohne den mindeſten Zuſatz gebraucht, durch welchen die außergewöhnliche, dem πτωχοις τῳ πνευματι entſprechende, Bedeutung des Wortes bemerklich gemacht würde: verdient allerdings die größte Berückſichtigung. — ταπεινος, womit man πτωχος vergleicht, heißt freilich nicht blos: niedrig, armſelig (wie Luc. 1, 52. ταπεινους opp. δυναστας), ſondern auch: demüthig, wie vornehmlich aus Matth. 11, 29. (πραος ειμι κ. ταπεινος τῃ καρδια) und aus der Redensart: ταπεινουν ἑαυτον (Matth. 18, 4. Jac. 4, 10. 1. Petr. 5, 6.) erhellt. Fügt man dazu, daß die LXX die hebräiſchen Wörter: עָנִי, רָשׁ, אֶבְיוֹן bald durch πτωχος (Job. 29, 12. — Prov. 13, 8. — Exod. 23, 11.) bald durch ταπεινος (Jer. 22, 16. — 1. Sam. 18, 23. — Jeſ. 32, 7.) überſetzen, und beſonders עָנִי in einer Stelle (1. Sam. 22, 28.) mit πτωχος, aber in der Parallelſtelle (Pſ. 18, 28.) mit ταπεινος wiedergeben, ſo

ſcheint aus dem gemiſchten Gebrauch dieſer beiden Wörter, der eine genaue Verwandſchaft einſchließt, zu folgen, daß πτωχος τῳ πνευματι und ταπεινος τῃ καρδιᾳ im N. T. eben ſo gut gleichbedeutend ſeyen. Aber dennoch mangelt es an entſcheidenden Belegen für dieſe Annahme, und auch die Stelle: δι' ὑμας ἐπτωχευσε (2. Cor. 8, 9.) — verglichen mit: ἐταπεινωσε ἑαυτον (Philipp. 2, 7. 8.) — beweiſet nichts, indem ἐπτωχευσε offenbar die leibliche Armuth Chriſti anzeigt. Ja, es bleibt zweifelhaft, ob πτωχος ſelbſt in den LXX. irgendwo: demüthig, beſcheiden heiße. D. Paulus, (Kommentar) mit Grotius übereinſtimmend, ſagt deshalb:

„Sollte an den Gegenſatz: alti, elati mente gedacht werden, ſo müßte nicht πτωχοι, ſondern ταπεινοι τῳ πνευματι ſtehen; auch Jeſ. 26, 6. ſind עֲנִיִּים und דַּלִּים leiblich Arme."

Andere Interpreten denken hier nicht ſowohl an Demüthige, als vielmehr an wirklich Arme, aber Arme in geiſtlicher Beziehung, welche, von dem Bewußtſeyn dieſer Armuth durchdrungen, ein ſehnliches Verlangen nach den hohen Gütern des Gottesgeiſtes in Chriſto entwickeln. Mit ſolchem Bewußtſeyn paart ſich unausbleiblich eine demuthsvolle Geſinnung, wenn auch dieſelbe nicht gradezu durch πτωχοι τῳ πνευματι bezeichnet würde. — Knapp (Scripta var. arg. pag. 394 sq.) war dieſer Meinung zugethan, und hat hierin de Wette, Wegſcheider, Tholuck, Olshauſen und andere, jedoch mit bezüglichen Modificationen, zu Nachfolgern gehabt. — Es wird hier erlaubt ſeyn, aus Wegſcheider's Vorleſungen Folgendes anzuziehen.

„Da jene Formel (πτωχοι τῳ πν.) nirgends in der Bedeutung: Beſcheidene angetroffen wird; da Jeſus ſeine Jünger und Anhänger nicht aus der Klaſſe der Gelehrten und Gebildeten der Juden ſammelte, ſondern aus dem niederen Volke: ſo kann πτωχοι τῳ πν. in

der einfachen Bedeutung: Geiſtesarme, homines ingenio eruditione parum florentes, d. h. Menſchen, welche nicht wie die Phariſäer durch ihre vermeinte hohe Weisheit ſich abhalten laſſen, ſich Chriſto anzuſchließen, genommen werden. Es ſteht daher dieſe Aeußerung hier ſehr paſſend am Anfange der Rede: die geiſtig arm ſind, und ſich als ſolche anerkennen."

Nach Tholuck's Anſicht:

„entſpricht am meiſten den Forderungen der Grammatik dem Zuſammenhange der Stelle, und der Analogiae fidei die Erklärung, welche τῷ πν. als Dativ (Ablativ) der Beſchaffenheit mit πτωχοι verbindet (ſo Cap. 5, 8. 11, 29. καθαροι τῃ καρδιᾳ - ταπεινος τῃ καρδιᾳ). Dieſe Armuth kann ſeyn eine Armuth an der rechten geiſtigen Erkenntniß, an dem ernſten Willen zum Guten und an dem innern Frieden. Am richtigſten denkt man an dieſe drei Stücke zugleich, wie ſie auch der Sache nach nicht getrennt werden können. — Chriſtus preiſet dieſen Zuſtand der Armuth nicht an und für ſich ſelig; (denn V. 6. ſagt er ja; die Armuth ſoll in Reichthum verwandelt werden) ſondern weil der Menſch ſo ſchwer zur Selbſterkenntniß gebracht wird, was ihm fehle, darum hebt der Erlöſer dieſes hervor. Der falſche Reichthum, der nicht erkennt, was ihm fehlt, iſt beſchrieben; Apoc. 3, 17. 1. Cor. 4, 8. — Der Inhalt dieſes Ausſpruchs findet ſich in mannichfacher Form: Luc. 5, 31. Marc. 2, 17. Joh. 9, 39. 41. Matth. 11, 25. 28. Marc. 10, 15." —

Olshauſen (Bibl. Commentar) läßt ſich folgendermaſſen vernehmen:

„Das erſte lehrende Wort, mit dem Matthäus den Erlöſer auftreten läßt, iſt: μακαριοι οι πτωχοι mit dem Zuſatze τῷ πνευματι, der dem Lucas fehlt. Der Ausdruck πτωχος entſpricht dem hebr. עָנִי, der in den Pſalmen häufig vorkommt; er grenzt an ταπεινος =

שְׁפַל, (Prov. 29, 13. שְׁפַל־רוּחַ) doch ist er damit nicht identisch, indem auch der mit der Fülle göttlichen Geistes Ausgerüstete (Jesus selbst nennt sich so: Matth. 11, 19.) ταπεινος heißen kann, nicht aber πτωχος. Das Wort bezeichnet hier rein (wie V. 6. hungern und dürsten) den Zustand geistiger Bedürftigkeit, die lautere Bußfertigkeit der Seele. Das πνευμα ist daher auch durchaus nicht auf Geistigkeit, geistige Anlage (νους) zu beziehen, denn der Geistigste, wie der Geistlose muß arm werden, sondern auf das gesammte höhere, aber natürliche Lebensprincip im Menschen. Das Gefühl des Unzureichenden dieses Princips (zu wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit) und das Verlangen nach einem höheren Princip, das dahin zu führen vermag, d. h. nach dem πνευμα αγιον: das ist die Bedingung des Eingehens der βασιλεια ins Gemüth, ja es ist die Gegenwart desselben selbst. Denn das Praesens ist hier in seiner strengen Bedeutung, wie V. 10., festzuhalten, indem die wahre πτωχεια schon dem Keime nach das himmlische Reich selbst in sich beschließt, weil sie selbst die edelste Frucht der vorwirkenden Gnade im Innern ist. Den Gegensatz bilden die πλουσιοι, welche, erfüllt mit dem Gegenwärtigen, Nichtigen, ohne Verlangen nach der zukünftigen Welt sind. (Matth. 6, 2.) Die βασιλεια ist daher kein Object ihrer Sehnsucht, somit auch nicht ihres Empfangens. Das Reich Gottes aber erscheint in dieser ganzen Darstellung als das rein inwendige, geistige; es sucht nichts Blendendes, menschlichen Augen Wohlgefälliges, sondern umgekehrt, es neigt sich zu dem Verachteten und Unwerthen. Für die Juden, deren Sinne trunken waren von glänzenden Bildern des Messiasreichs, war dieser Eingang der messianischen Lehrrede ein gewaltiger Contrast mit ihrem ganzen Ideenkreise. An denen aber das Gesetz sein Amt erfüllt hatte, die zerschlagenen Herzens waren, denen war solche Rede ein Balsam. Daß aber über

dem Hervorheben der inneren Seite, die äußere nicht geläugnet werden soll, zeigt V. 5. deutlich." —

So wird also auch hier eine geistliche πτωχεια angenommen. Die Nothwendigkeit hierzu kann aber — ungeachtet jener erbaulichen Entwickelung — in Zweifel gestellt werden. Denn, wenn Wolf vorwendet: „in sequentibus semper de ejusmodi rebus sermo est, quae vel virtutis nomen tuentur, vel eam exserendi occasionem per se suppeditant;" und auch Wegscheider bemerkt, daß hier überall nur von Gemüthseigenschaften die Rede sey; folglich auch οι πτωχοι aufs Innere Bezug haben müsse: so erweiset sich dieses, streng genommen, keineswegs, da V. 4. (coll. Luc. 6, 21.) und V. 10. 11. (coll. Luc. 6, 22.) auf äußerliche Widerwärtigkeiten hinzielt, welche der leiblichen πτωχεια verwandt sind. Dazu kommt — wie schon Berger (Moral. Einleit. ins N. T. Thl. 1, pag. 119.) richtig angiebt — daß πνευμα im Neutestamentlichen Sprachgebrauch an und für sich immer etwas Gutes bedeutet, und zwar die erhabenen und dauerhaften Güter des Geistes, und also derjenige nicht glückselig gepriesen werden kann, welchem es noch an dieser Art von Gütern mangelt. D. Paulus (Kommentar) geht in diese Ansicht ein, mit der Erinnerung, daß schon die Kirchenväter durch die Uebersetzung: Geistesarme, dem Kaiser Julian Stoff zum Spotte gegeben haben, und mit Anziehung der Worte des Barnabas (Ep. §. 19.): „ἐσῃ ἁπλους τῃ καρδια και πλουσιος τῳ πνευματι." Der Unterschied zwischen dem mehr profanen νους und dem biblischen πνευμα, den Olshausen geltend machen will, thut nichts zur Sache. Wohl aber sollte man bedenken, daß Christus dieselben, welche er V. 3. als πτωχοι bezeichnet, V. 13. το ἁλας της γης, und V. 14. τοφως του κοσμου nennt, welches sie doch ohne πνευμα unmöglich seyn konnten. Die Berufung auf angebliche Parallelstellen (wie Luc. 5, 31. 32. Marc.

2, 17. Apoc. 3, 17.) beweiſet jene geiſtliche πτωχεια nicht genügend, da in denſelben die bezügliche Ironie, der nahe liegende Anlaß dazu und überhaupt der ganze Zuſammenhang lehrt, daß die Ausdrücke ὑγιαινοντες — πακως ἐχοντες, πλουσιος — πτωχος in einem abſonderlichen Sinne genommen werden müſſen. Anders verhält es ſich mit vorliegender Stelle, man möge auf die Einzelnheiten oder auf die Verknüpfung der Theile ſehen. Die Bergpredigt hat das Gepräge der höchſten Einfachheit und Klarheit; der Erlöſer redet zu ſeinen Jüngern dieſes Mal nicht in Gleichniſſen und bildlichen Ausdrücken, welche des angeſtrengten Nachdenkens bedurften oder die Bitte um näheren Aufſchluß veranlaßten. Wie ſollte er alſo angefangen haben mit einer ſchwierigen, dem Mißverſtändniſſe leicht unterworfenen Phraſe? Darum mußte ihnen daher das: πτωχοι klar ſeyn, weil es der Erlöſer in einem, ihnen geläufigen Sinne gebrauchte. Sonſt hätte Lucas es freilich anders aufgefaßt, als Matthäus. — Tholuck's apologetiſche Bemerkung, daß Chriſtus den Zuſtand der geiſtlichen πτωχεια nicht an ſich ſelig preiſe, da dieſe in Reichthum verwandelt werden ſollte (nach V. 6.) tritt um ſo weiter in den Hintergrund zurück, jemehr man Vorſtehendes erwägt und je ſchärfer man den gleichmäßigen Gliederbau der Sentenzen der Bergpredigt ins Auge faßt, welchem zufolge der, jener πτωχεια entgegengebotene Reichthum nicht erſt V. 6., ſondern gleich (V. 3.) durch die Worte: ὁτι αὐτων ἐστιν ἡ βασιλεια των οὐρανων beſchrieben wird.

Grotius ſchlägt einen ungewöhnlichen Weg ein, indem er τῳ πνευματι nicht mit μακαριοι verbindet, aber dennoch οἱ πτωχοι für leiblich-Arme erklärt, und zwar mit folgenden Worten:

„Beatos pauperes Christus pronunciat eodem sensu, quo et lugentes commate sequenti, (v. 4.) quia plerumque res optimae et secundae fomenta sunt vitiorum. Sic alibi dixit, vix evenire, ut divus in

regnum coeleste perveniat. — Lactantius: eo fit, ut pauperes et humiles Deo credant facilius, quia sunt expediti, quam divites, qui sunt impedimentis plurimis implicati.“ —

Auf ähnliche Weiſe läßt D. Paulus (Kommentar) ſich vernehmen:

„Nach der gemeinen Denkart: res (Vermögen) sola potest facere beatum (Horat. Ep. 1, 6. 47.) Gegen ſolche: qui mirantur opes, qui nulla exempla beati pauperis esse putant (Juvenal. 14, 120.) ſpricht Jeſus die Denkart edlerer Menſchen aus, wie Horat. (Carm. 4, 9.): non possidentem multa vocaveris recte beatum; rectius occupat nomen beati, qui Deorum muneribus sapienter uti, duramque callet pauperiem pati, pejusque letho flagitium timet. Non ille pro carjs amicis aut patria timidus perire! — und entſcheidet die Frage: divitiis homines, an sint virtute beati? (ib. Epist. 1, 17.) etc.“ —

Wie manche ähnliche Stellen aus klaſſiſchen Werken und aus der heil. Schrift ließen ſich beibringen! — Doch wir kehren zurück zu H. Grotius, um zu ſehen, welche Urſache er anführt, warum Matthäus das, was Lucas weggelaſſene: τῷ πνευματι hinzugefügt habe:

„Hoc (τῷ πν.) quod a Luca praetermissum est, expressit Matthaeus, ut ostenderet, μακαρισμον hunc ad eos pauperes pertinere, qui malam fortunam non haberent ostentui, neque vero essent μεμψιμοιροι, sed animo placido in re sua modica acquiescerent neque divitias appeterent. πνευμα enim animum hic significat, ut Es. 66, 2. Joan. 11, 33. Rom. 1, 9. 1. Cor. 2, 13. — Hebraeis est: spiritus pauper i. q. patiens. Sunt ergo πτωχοι τῷ πν. hi, qui non fortuna tantum, sed et animo sunt pauperes, sicut infra: καθαροι τῃ καρδια, qui non operibus tantum, sed et animo innocentes.“

Obgleich dieſe Erklärung einen bequemen Vereinigungspunkt für die beiden üblichen Erklärungsweiſen darbietet, ſo widerſträubt ſich doch ein feiner Takt dem Gezwungenen in derſelben, beſonders dem ungehörigen Beiſpiele, (καθαροι τῃ καρδιᾳ) durch welches ſie begründet werden ſoll. Sie möchte daher jetzt noch wenig Beifall finden, wenn auch de Wette (Bibl. Dogmatik pag. 210) etwas Aehnliches annimmt, indem er: πτωχοι τῳ πν. durch: Unglückliche im Fleiſch und Unglückliche im Geiſte, erklärte. — Roſenmüller (Scholia) äußert ſich in dieſer Beziehung alſo:

„Multi per pauperes Spiritu intelligunt eos, qui non fortuna tantum, sed et animo ac voluntate pauperes sint, h. e. sorte sua contenti placide in providentia divina acquiescant. Sed huic sententiae forsan aliquis opponat, quod, hac explicatione admissa, videatur Christus verbis; μακαριοι οι πραεις (v. 5.) dicere illud (idem), quod significari volunt nostro in loco.“ —

Einem und demſelben Worte — wie hier: πτωχοι — zuerſt die eigentliche Bedeutung (leiblich-Arme) und dann noch wegen eines hinzugefügten, beſtimmenden Wortes (τῳ πνευματι), durch welches die erſte Bedeutung aufgehoben wird, zugleich eine uneigentliche Bedeutung (geduldig) beizumeſſen, alſo einen zwiefachen (nicht: Doppel-) Sinn in einer und derſelben Stelle zuzuſchreiben, iſt den Regeln einer geſunden Interpretation noch weniger gemäß, als die allegoriſche Auslegung in Verknüpfung mit der grammatiſch-hiſtoriſchen.

Diejenigen Interpreten zweitens, welchen die geiſtliche πτωχεια mißfällt, und welche für eine leibliche ſtimmen, jedoch: τῳ πν. nicht als Gloſſe des vermeinten Ueberſetzers anerkennen, verbinden dieſes Wort mit μακαριοι — namentlich: Olearius, Michaelis, Nöſſelt, Paulus, Berger — und überſetzen: Glückſelig dem Geiſte nach (oder, wie

Wetstein: nach dem Ausspruche des h. Geistes) sind die leiblich-Armen.

Aber, wenn Matthäus (oder sein Uebersetzer) das: μακαριοι durch den Zusatz: τω πνευματι genauer bestimmen wollte, warum stellte er letzteres nicht lieber gleich neben das zu bestimmende Wort? Und, wozu war überhaupt τω πν. noch nöthig, da ohne dasselbe μακαριοι eben so gut, wie אשרי האיש Ps. 1, 1., verständlich genug ist? Beabsichtigte indessen der Evangelist, den Gegensatz: leiblich-arm und geistlich-glücklich, recht herauszuheben, warum schrieb er nicht lieber gar: μακαριοι τω πνευματι οι πτωχοι τη σαρκι? — Unerklärlich bleibt es auf jeden Fall, daß Matthäus einzig und allein in dieser Stelle, das so oft von ihm wiederholte Wort: μακαριοι durch einen Zusatz erläutern will, zumal μακαριοι τω πν. im ganzen N. T. eben so wenig wieder vorkommt, wie πτωχοι τω πν. in dem Sinne: geistlich-arm oder demüthig. — Knapp (Script. var. arg. pag 353.) hat auch hinlänglich dargethan, daß jene Redensart sowohl dem hebräischen, als auch dem griechischen Sprachgebrauche widerstreite. — Die Wetstein'sche Erklärung: Glücklich nach dem Ausspruch des h. Geistes, könnte wohl kaum durch Apoc. 14, 13. (μακαριοι οι νεκροι ... ναι λεγει το πνευμα) entschuldigt werden.

Außer diesen angeführten üblichen Erklärungen, von welchen man eine zu wählen pflegte, bei denen aber bedeutende Zweifel ungelöset bleiben, findet sich eine vor, welche man bisher keiner sonderlichen Aufmerksamkeit würdigte, wiewohl sie ungemein viel für sich hat. Wolf (Curae l. c.) erwähnt schon, daß Zangerus übersetze:

„Die arm sind des Geistes halber."

Desgleichen berichtet er:

„Alienior est Schotti explicatio, quae exstat in Adagialibus sacris pag. 4.: ille enim de iis accipit,

qui propter spiritum sanctum pauperes fiant voluntate.“

Wolf ſelbſt ſcheint wenig auf dieſe Erklärung zu geben und würdigt ſie auch keiner Widerlegung, wiewohl gerade ſie dem Neuteſtamentlichen Sprachgebrauche angemeſſen iſt, mit den Parallelſtellen übereinſtimmt, ſich mit dem ganzen Zuſammenhange verträgt, keine gezwungene Verknüpfung der Wörter erheiſcht, die Hypotheſe einer unzeitigen Gloſſe, ſo wie die Anwendung kritiſcher Nothmittel überflüſſig macht, und zugleich Aufſchluß darüber giebt, wie Lucas τῳ πνευματι füglich weglaſſen durfte, ohne der Verſtändlichkeit zu ſchaden, oder dem Sinne, wie ihn Matthäus giebt, nahe zu treten.

Die Interpreten gingen immer nur von der Vorausſetzung aus, daß, weil τῳ πνευματι meiſtens als Ablativ im N. T. vorkommt, und τῃ καρδια (V. 8.) Ablativ der Beſchaffenheit iſt: Dieſes auch V. 3. der Fall ſeyn mußte, ſo, daß οἱ πτωχοι hebräiſch gedacht, mit τῳ πν. den Status constructus bilde, wie die hebräiſche, zu London 1817 herausgegebene, Ueberſetzung des N. T. wirklich überträgt: דַּכְּאֵי־רוּחַ. Dadurch aber darf man ſich nicht irre leiten laſſen; vielmehr iſt man befugt: τῳ πνευματι als zueignenden Dativ (commodi) zu nehmen, welcher im N. T. nicht nur mit Verbis, ſondern auch mit Substantivis und Adjectivis ohne ſogenannte Copula, häufig genug zu finden iſt. Folgende Beiſpiele mögen genügen:

2. Cor. 5, 13. (εἰτε — ἐξεστημεν, θεῳ· εἰτε σωφρονουμεν, ὑμιν) — Gal. 2, 19. (νομῳ ἀπεθανον, ἱνα θεῳ ζησω) — Rom. 14, 7. 8. (οὐδεις.. ἑαυτῳ ζῃ etc.) — Rom. 11, 11. (σωτηρια τοις ἐθνεσιν.) — 1. Cor. 6, 13. (το δε σωμα οὐ τῃ πορνειᾳ, ἀλλα τῳ κυριῳ, κ. ὁ κυριος τῳ σωματι.) — Luc. 2, 14. (δοξα ἐν ὑψιστοις θεῳ.) — Act. 17, 23. (ἀγνωστῳ θεῳ.) — Rom. 2, 10. (δοξα ... παντι τῳ ἐργαζομενῳ ἀγαθον.) —

1. Cor. 7, 8. (καλον αὐτοις; wo ἐστιν offenbar ein Zusatz des Abschreibers ist.) —

Der hebräischen Sprache, welche sich durch Kürze und Gedrängtheit auszeichnet, ist diese Dativ-Construction keinesweges fremd, wie man z. B. ersieht aus Ps. 32, 10. (רַבִּים מַכְאוֹבִים לָרָשָׁע multi dolores improbo.)

Wenn nun in dem bezüglichen Urevangelium die Worte: אַשְׁרֵי הָעֲנִיִּים לְרוּחַ gestanden hätten, wie würden sie ins Griechische anders übertragen worden seyn, als μακαριοι οἱ πτωχοι τῳ πνευματι? Grade so mit demselben Rechte, womit: ἀγνωστῳ θεῳ Act. 17, 23. in obgedachter (übrigens nicht musterhafter) hebr. Uebersetzung durch: לְאֵל לֹא נוֹדָע wiedergegeben worden ist. — Die πτωχοι τῳ πνευματι (לְרוּחַ) sind demnach: Arme, welche dem πνευμα zu Gefallen, des πνευμα wegen, als dem πνευμα Geweihete, in Armuth leben.

Der Erlöser preiset in der Bergrede diejenigen glückselig, welche als seine Nachfolger, als seine Getreuen (Luc. 6, 20.) seinetwegen, aus Liebe zu ihm und zu seiner göttlichen Religion, Armuth, Drangsal, Verfolgung erduldeten, wofür sie schon hier und noch herrlicher dort Ersatz und Vergeltung empfangen sollten. (Vergl. Matth. 19, 23—30.) Solche Belohnung freilich sollte und konnte nicht allen Armen, Weinenden, Verfolgten ohne Unterschied, sondern nur denen zu Theil werden, welche lieber Noth und Drangsal erwählten und ertrügen, als dem Gottesgeiste in Christo entsagten. Das war also die Bedingung, unter welcher ihre Armuth in Reichthum, ihr Weinen in Freude verwandelt werden würde. Diese Bedingung drückt nun Matthäus in der Bergpredigt, und zwar mit bestimmten, verschiedentlich abwechselnden Worten öfter aus, als Lucas, welchem etliche Winke in dieser Beziehung vielleicht deshalb als

hinreichend erſchienen, weil er den Erlöſer die μαθηταὶ αὐτου directe mit: Ihr — anreden läßt. — Es heißt nämlich: Matth. 5, 11. ἑνεκεν ἐμου; Luc. 6, 22. ἑνεκα του υἱου του ἀνθρωπου; Matth. 5, 10. ἑνεκεν δικαιοσυνης; V. 6. (δια) την δικαιοσυνην, wofür Luc. 6, 21. zweimal: νυν ſteht. In Parallele mit dieſen Ausdrücken denke man ſich Matth. 5, 3.: τῳ πνευματι (לָרוּחַ). —

Was Matth. 5, 6. πεινωντες κ. διψωντες την δικαιοσυνην betrifft, wofür Luc. 6, 21. nur πεινωντες νυν geſagt wird: ſo ſind damit auch leiblich Hungernde gemeint. Schon Clemens Alexandrinus vermuthet, daß hier δια weggelaſſen, und την δικαιοσυνην gleichbedeutend ſey mit: ἑνεκεν δικαιοσυνης (V. 10.). — Olearius behauptet daſſelbe (cf. Wolfii curae, pag. 85.): „adductis veterum locis, ubi eadem (Praepositio δια) omittitur.“ — Raphelius (Annot. philos. in N. T. ex Xenophonte collectae, pag. 15.) äußert ſich hierüber freilich nicht beifällig alſo:

„Celeberrimus Lips. Prof. G. Olearius, cujus exstant in quam plurima N. Testamenti loca praeclarae et meditatae commentationes, haec verba ita interpretatur: Beati sunt, qui esuriunt et sitiunt propter justitiam, ut sit Ellipsis praepositionis δια, ad quam confirmandam etiam hoc Xenophontis exemplo utitur: ταυτ' ἀρα και ἑνεωρασ μοι, pro δια ταυτα: propterea igitur adspiciebas me. Quod ipsum cum nonnullis aliis infra ad 2. Petr. 1, 5. adscripsimus: in quibus omnibus δια ante pronomina quidem omittitur. Num vero cum aliis quoque nominibus aeque usitata sit haec Ellipsis, statuere, mei judicii non est, cui nulla suppetunt hujus rei exempla. — — Ex poeta tamen Apollonio Rodio exemplum vir clarissimus produxit.“ —

Wenn alſo Raphelius (vielleicht aus Vorliebe zu den Redensarten, die er aus dem Xenophon, für

ſeine Anſicht beibringt) dem Olearius nicht zuſtimmt, ſo bemerkt dagegen Wolf:

„πεινᾶν κ. διψᾶν nunquam cum Accusativo, sed vel cum Genitivo, vel sine ullo alio usurpatur.“

Dieſem: nunquam widerſpricht zwar der Dichter Philippus (Anthol. lib. 4. cap. 9. ep. 10.), der ein Bild, welches die Medea in höchſter Raſerei darſtellte, mit den Worten anredet:

„αἰεὶ γαρ διψᾶς βρεφεων φονον;“

allein dieſes Beiſpiel bleibt doch nur eine unerhörte Ausnahme von der Regel, und im N. T. trifft man πεινᾶν und διψᾶν nirgends weiter mit dem Accuſativ an. Ohne (mit Beckhaus in Scherer's Archiv ꝛc. 1. B. 1. St.) την δικαιοσυνην für eine ungehörige Gloſſe des vermeintlichen Ueberſetzers zu halten, kann man den Evangeliſten Lucas, bei welchem man dieſen Zuſatz vermißt, doch mit Matthäus in Einklang bringen, ſo daß derſelbe eben ſo gut, wie jener, leiblich Hungernde und Dürſtende meint. Man überſetze nur: την δικαιοσυνην: in Bezug auf die δικαιοσυνη, ſo daß letztere nicht als Object des Hungerns und Dürſtens gilt. Vielleicht ſtand im Hebräiſchen: אֵת, in der Bedeutung: quoad, und es ſchien daher hinlänglich: την δικαιοσυνην zu überſetzen, indem אֵת gewöhnlich als Nota accusativi vorkommt.

Demnach würde: την δικαιοσυνην (V. 6.) — ἑνεκεν δικαιοσυνης (V. 10.) — ἑνεκεν ἐμου (V. 11.) ἑνεκα του υἱου του ἀνθρωπου (Luc. 6, 22.) und νυν (V. 21.) gleichbedeutend, oder doch zu einem und demſelben Zweck jenen Ausſprüchen Chriſti hinzugefügt worden ſeyn. Je ſchärfer man dieſes ins Auge faßt, deſto ſicherer zeigt ſich das fragliche τῳ πνευματι in eben demſelben Verhältniſſe. Der einfache Sinn der Hauptſtücke in der Bergpredigt, ſobald man die Uebereinſtimmung beider Evangeliſten

nicht bestreiten will, ist offenbar: „Ihr, die ihr meiner göttlichen Religion (δικαιοσυνη = אֱמֶת Jes. 38, 9. 39, 8.) wegen, aus Liebe zu mir dem Stifter derselben, euch hingebend und weihend dem himmlischen Geiste (τω πν. ἁγιῳ) in mir und meiner Religion, jetzt (νυν) Armuth, Hunger, Durst, Verfolgung getrost erduldet: Ihr seyd dennoch glückselig zu preisen, weil eure irdische Armuth in den Reichthum der βασιλεια τυ θευ, euer Mangel in Ueberfluß, eure Traurigkeit in Freude verwandelt wird." — So brachte ihnen Jesu Nachfolge, die Anhänglichkeit an seine Wahrheit, durch welche die ächte δικαιοσυνη erzeugt wird, so brachte ihnen die Ergebung an das heilige πνευμα dessen, der ἐν σαρκι selbst arm erschien, keinen wesentlichen Verlust, sondern überschwenglichen Gewinn, weshalb sie als μακαριοι gepriesen werden mußten.

Aber, war den Jüngern Jesu, bei der ersten Belehrung, welche sie durch ihren göttlichen Meister erhielten, der Ausdruck: πνευμα im erhabensten Sinne, bereits geläufig? — Hierauf läßt sich erwidern, theils, daß die Bergpredigt, besonders wenn man nach dem Evangelium Lucä urtheilen will, nicht grade der erste Lehrvortrag gewesen zu seyn braucht, theils, daß ja schon der Täufer Johannes (Matth. 3, 11.) gesagt hatte: αὐτος ὑμας βαπτισει ἐν πνευματι ἁγιῳ, und daß bei Jesu Taufe (V. 16.) das πνευμα τυ θευ als ἐρχομενον ἐπ' αὐτον dargestellt wird, worauf er (Cap. 4, 1.) ὑπο τυ πνευματος in die Wüste geführt wurde. Dem zufolge war das πνευμα ἁγιον oder του θευ in Christo und unzertrennlich von ihm und seiner Religion. Diejenigen, welche sich ihm und seiner Religion weiheten: empfingen somit το βαπτισμα ἐν πνευματι ἁγιῳ, und die Bedeutung dieser Redensart erwies sich ihnen um so mehr als klar, je aufmerksamer sie auf Johannis Lehre, oder wohl gar, je länger sie dessen Schüler gewesen waren. —

Zum richtigeren Verſtändniſſe der Worte: ἐν πνευματι (Matth. 5, 3.) ἑνεκεν δικαιοσυνης (V. 10.) und ἑνεκεν ἐμου (V. 11.), welche hier ſinnverwandt ſind, vergleiche man noch: 2. Cor. 3, 17. 18. 1. Joh. 4, 1—6. und ſchließlich: 1. Petri 4, 14., wo es heißt: „Εἰ ὀνειδιζεσθε ἐν ὀνοματι Χριστου, μακαριοι· ὁτι το της δοξης και το του θεου πνευμα ἐφ' ὑμας ἀναπαυεται."

Ο ΜΕΣΙΤΗΣ

Gal. 3, 19. 20.

An

Herrn Joh. Gerh. Tiarks,

Paſtor'n der deutſchen reformirten Kirche in London.

Ihr Gruß, Hochwürdiger, von Albion herüber an die deutſche Kirche des Feſtlandes, zunächſt an einen ihrer competenteſten Vertreter gerichtet (in d. Allg. K.-Z. 1835. Nr. 17. 18.), hat uns wohlgethan und mit den Ergebniſſen Ihrer Studien über eine Stelle des N. T. erfreut, welche auch in der ſchönen Blüthen- und Aerntezeit der heiligen Exegeſe, wie wir ſie jetzt feiern, doch noch immer ihren Erklärer erwartet. Sie hatten dieſelben, wie jetzt wiederum und öffentlich, ſo ſchon früher in einem Privatſchreiben (vom 27. Mai 1831) an Hrn. D. Lücke mitgetheilt, und haben dort wie hier vorausgeſchickt, daß Sie von der (in den theol. Studien und Kritiken niedergelegten) Meinung des Hrn. D. abweichen, nach welcher der in Rede ſtehende Vs. (Gal. 3, 20.) für unächt zu halten iſt. Auch ich achte dafür, daß der hochzufeiernde Mann nur in einer Stunde der Verzweiflung an der einſtigen Erklärung der Stelle jener Idee Raum geben konnte, indem ſie durch die äußere Kritik nicht im Mindeſten motivirt

wird. — Sie, Verehrteſter, haben nun im Gegentheile nochmals und auf neue Weiſe verſucht, das ſchwere Düſter aufzuhellen, und zwar (a. a. O.) in einer nun auch öffentlichen Darlegung, welche von einer ſehr ehrenwerthen, frommen und glaubensſtarken Geſinnung zeugt. Doch hatte ſich Ihre Anſicht des Beifalls jenes unſers exegetiſchen und theologiſchen Meiſters nicht erfreuen können; und Sie haben Denſelben eben jetzt und nochmals zu einer motivirten Kritik derſelben aufgefordert. — Zwar iſt mir nun unbekannt, ob von dorther Ihrem Wunſche überhaupt und öffentlich gewillfahret worden iſt oder werden wird; doch bin ich der Ueberzeugung, daß das Urtheil auch jetzt abfällig erſcheinen würde. Sollte hiermit zugleich auch die Wiederholung deſſelben ganz ausbleiben, ſo würde ich um ſo weniger bereuen, Ihrer anderweiten allgemeinen Aufforderung zu Würdigung Ihrer Erklärung hierdurch an meinem Theile nachgekommen zu ſeyn. — Aber auch ich muß mich im Voraus der Summe des Gutachtens vom Hrn. D. Lücke über Ihren Vortrag unbedingt anſchließen.

Beſchränken wir uns hierbei möglichſt auf die Hauptſache, und laſſen wir die hin und wieder eingeſchalteten Nebenbemerkungen eben ſo unangefochten: z. B. daß der Glaube ſey „eine im Gemüthe wurzelnde, folglich ſubjective Gewißheit von der Erlangung der ewigen Seligkeit in einem überirdiſchen Daſeyn. Dieſen Glauben im weiteſten Sinne hatte auch Abraham" ꝛc. (S. 139): — welcher (chriſtliche) Glaube einerſeits eine zu enge Definition iſt, andrerſeits aber, dem Abraham ohne unmöglichen Beweis beigelegt wird, während die ſolenne πίστις des Abraham ſich vornehmlich auf das Factum Geneſ. 22. gründet, welcher, wankelloſen und aufopfernden Ueberzeugung auch in unmittelbarer Folge Vs. (16. 17.) 18 die berühmte und unſerer Stelle zum Grunde liegende Verheißung gegeben wird (zu vgl. Vs. 16: כִּי יַעַן אֲשֶׁר עָשִׂיתָ אֶת־הַדָּבָר הַזֶּה). Nächſtdem verſtehen Sie bei Ihrer ausſchließlichen Ab-

leitung der κληρονομία von Gen. 15, 7. 17, 8. unter dieser zunächst Canaan, und zwar hier typisch das ewige Canaan. Dieses mag sonst wahr seyn; aber an unserer Stelle deutet κληρονομία näher und ausdrücklich auch auf jene der werkthätigen πίστις unmittelbar folgende Verheißung hin, wo es (Vers 17) heißt: יִרַשׁ זַרְעֲךָ אֵת שַׁעַר אֹיְבָיו, und wo also von den Feinden, Fremdlingen die Rede ist, deren Thor in Besitz genommen werden soll: — gewiß eine schlagende Stelle für die Heiden und Heidenchristen, zu welchen Paulus eben jetzt spricht. Daher es auch Ihrer doch immer sehr prekären Erklärung der Formel אֶרֶץ מְגֻרִים (Gen. 17, 8.) nicht mehr bedarf, indem diese Stelle dem Apostel nicht ausdrücklich vorschwebte und er sonach auch nicht nach Ihrer Behauptung (S. 140) die Worte „bestimmt so genommen hat." — Doch, wie gesagt, diese Nebensachen auch nur nebenher.

Mit Recht stellen Sie als Kern der paulinischen Beweisführung den Grundsatz voran, daß nur die Nachwelt Abrahams für seine Nachkommenschaft zu achten sey, welche den Glaubenszug des Urahnen an und in sich trage, und welche geistige Kindschaft durch gläubiges Anschließen an den großen leiblichen und geistigen Nachkommen sich legitimirt, und also Antheil an jener Verheißung erhält. Mit gleichem Rechte bemerken Sie ferner die apostolische Würdigung des Gesetzes, daß es nie den Seelenfrieden gewähren könne, weil es für Menschen unerfüllbar sey; — finden Sie endlich in der epistolischen Beweisführung die Darlegung, wie nun jene ursprüngliche und freie Verheißung Gottes sich zu diesem späteren Gesetze verhalte und durch dieses nicht aufgehoben worden sey.

Gleich einem Testamente nämlich, unumstößlich sey jene Verheißung [Vs. 16]: *αἱ ἐπαγγελίαι*: welchen Plural Sie nicht übel auf die Wiederholung [Gen. 17, 8. und 22, 18.] beziehen, man aber auch auf das Dop-

pel-Subject derſelben Ἀβραὰμ καὶ τὸ σπέρμα αὐτοῦ deuten könnte: jedenfalls ſind wir über den Sinn einverſtanden; minder über Ihre willkührliche und künſtliche Beziehung des erſten τῷ σπέρματι als Dativ auf die erſte der genannten Stellen (לְזַרְעֲךָ: wo ſchon das Suffixum ךָ — Ihnen widerſpräche), und des zweiten τῷ σπέρματί σου als Ablativ auf die zweite (מִזַּרְעֲךָ, wo aber der Grundtext kein καί darbieten würde). — Außerdem bin ich mit ganzer Seele Ihrer Meinung, daß in den oft mißverſtandenen Worten: οὐ λέγει· καὶ τοῖς σπέρμασιν ὡς ἐπὶ πολλῶν· ἀλλ' ὡς ἐφ' ἑνός· καὶ τῷ σπέρματί σου — nicht eine rabbiniſch-kleinliche und nur κατ' ἄνθρωπον beweiſende Spitzfindigkeit, ſondern eine abſolute Wahrheit enthalten ſey, dieſe nämlich: daß Gott unter dem geſegneten זֶרַע des Abraham nur den verheißenen Sohn und das Subſtrat jenes Glaubensacts, Iſaac und ſeine geiſtig ächten Nachkommen gemeint habe, und nur dieſe τὰ τέκνα τῆς ἐπαγγελίας ſeyen, im Gegenſatze der τέκνα τῆς σαρκός d. i. des nur nach dem Naturlaufe und ohne göttliche Verheißung und Interceſſion gebornen Iſmael ſammt ſeinen Nachkommen (zu vgl. die Beweisführung Röm. 9, 6 ff.); oder, wie Sie dieß (S. 142) ausführlicher und ausgedehnter ſagen: — „zu zeigen, daß er nicht von dem leiblichen Saamen rede, der ſich erſt in Nachkommen Iſmael's und Nachkommen Iſaac's theile (Gal. 4, 22.), und dann wieder als Nachkommen Iſaac's in verſchiedene Saamen, in Israeliten dem Fleiſche nach und die wahren Israeliten, die Kinder der Verheißung (AG. 3, 25.). Der Inhalt des 16. Vs. iſt demnach dieſer: dem Abraham ſind die Verheißungen gegeben worden und ſeinem Saamen, der nicht πολλὰ σπέρματα, ſondern ἓν σπέρμα iſt, der Eine gläubige Familie ausmacht."

In der nächſtfolgenden Gedankenreihe, in welcher Sie die pauliniſche Apologie theils der ἐπαγγελία vor

dem Gesetze und dieses vor dem reellen Eintritte jener wiedergeben, habe ich nur Dem zu widersprechen, daß Sie gleich Anfangs dem Apostel den Zwischengedanken unterspielen: „nun ist freilich mehr als 430 Jahre nach dieser Verheißung das Gesetz gegeben worden, und zwar von Demselben, der die Verheißung gab.“ Dieß steht nicht im Texte und würde, wie sich unten zeigen wird, die Pointe der Argumentation verrücken und brechen.

Jetzt, mit dem Terrain näher bekannt, treten wir den Mauern des jungfräulichen Forts näher, zunächst einem seiner Außenwerke: Vs. 19. Das fragliche Gesetz ist τῶν παραβάσεων χάριν gegeben worden, d. i., wie Sie (S. 142) umschreiben, „Denen, welche nicht Abraham's Saame waren, die nicht ein solches gläubiges Gemüth hatten, als er.“ Also meinen Sie, das Gesetz sey nach Pauli Meinung nicht zugleich für die ächten Nachkommen Abraham's zwischen der Gesetzgebung und Christo gewesen? Davon steht wenigstens Nichts in seinen Briefen, und auch unsere Stelle sagt ganz allgemein: τῶν παραβάσεων χάριν ἐτέθη (worüber unten); wie Ihnen denn auch Vs. 22 (τὰ πάντα), 23 (ἐφρουρούμεθα), 24 (zu vgl. ἡμῶν — δικαιωθῶμεν), 25 (ἐσμέν) ꝛc. entgegen stehen: welche hier Gemeinte Sie selbst S. 148 „nicht von Namenchristen, sondern von Solchen, die Abraham's Glauben haben“ (und hatten?) zu verstehen scheinen. — Hiernach steht auch Ihre nächstfolgende Erklärung der Worte: ἄχρις οὗ ἔλθῃ τὸ σπέρμα ᾧ ἐπήγγελται auf schwankendem Boden: „dieses Gesetz gilt daher auch nur so lange, bis der Saame kommt, dem die Verheißung gegeben worden, bis Alle Abraham's Saame .... und Kinder geworden sind, und also die Verheißung mit demselben gläubigen Gemüthe, wie Abraham, aufnehmen.“ Für Sie sind also „τὸ σπέρμα im 19. Vs. und die υἱοὶ Ἀβραάμ“ identisch; worauf Sie über die nur negative Wirksamkeit des Gesetzes viel Schönes sagen und citi-

ren. — Sie haben hiermit die gewöhnliche Erklärung, nach welcher dieſes σπέρμα ᾧ ἐπήγγελται Chriſtus iſt, verlaſſen, „denn — ſagen Sie — ihm iſt Nichts verheißen worden, und ᾧ cujus respectu zu überſetzen, wie Roſenmüller es thut, iſt ſehr gezwungen.“ In dem letzten Stücke haben Sie vollkommen Recht; nicht ſo in dem erſten. Paulus hatte ja eben oben Vs. 16 ſo merkbar geſagt: τῷ Ἀβραὰμ ἐρρήθησαν αἱ ἐπαγγελίαι καὶ τῷ σπέρματι αὐτοῦ ... ὅς ἐστι Χριστός. (Denn daß Sie τῷ σπέρματι einmal als Dativ und dann als Ablativ faſſen; iſt, wie bereits bemerkt, willkührlich und darum völlig unſtatthaft.) Ueber den Sinn dieſer Verheißung auch an Chriſtum bitte ich die unten folgende Paraphraſe zu vergleichen.

Die Meinung von der Thätigkeit von Engeln bei der Geſetzgebung (δι' ἀγγέλων) leiten Sie mit Glück von der Stelle Deut. 33, 2. ab; aber völlig müſſig müßte nach ihrer Anſicht die ganze Erwähnung dieſer Notiz an unſerer Stelle ſeyn, wenn in ihr Nichts geſagt ſeyn ſoll, als „daß die Engel, wie bei der Schöpfung [?], ſo auch bei der Geſetzgebung als die dienſtbaren Geiſter thätig geweſen ſeyen.“ Ja dieſe eingeſchobene und nach Ihrer Deduction vielleicht nur ausſchmückende Idee wäre der Abſicht des Apoſtels ſelbſt hinderlich, indem ſie die Ueberſichtlichkeit der Beweisführung ſtören müßte. — Gleicherweiſe träte dann das Moment der Worte ſehr zurück, welche eben der große Gegenſtand ſo vieler Meditationen geweſen ſind: ἐν χειρὶ μεσίτου (wo ἐν χειρὶ von Ihnen richtig erklärt wird „gleich dem hebr. בְּיַד, d. i. durch, (Num. 15, 23.) worüber noch unten).

Wer aber iſt dieſer μεσίτης? — Nach der gewöhnlichen Meinung, doch nicht der Ihrigen, iſt es Moſes, welche Sie (S. 145) alſo motiviren: „Daß einige Rabbiner und Philo Moſes einen Mittler nennen, geht uns Nichts an. — [? Weshalb? Wie? wenn nun der Ausdruck in der apoſtoliſchen Zeit eben gäng und gäbe

war? Mußte denn nicht wenigstens dem Mißverständnisse vorgebeugt werden? Doch Sie selbst unterstützen die Annahme, wie folgt: —] Zwar „wird er weder im A. noch im N. T. so genannt. Entscheidend aber ist Deut. 5, 22., wo Moses selbst sagt, daß der Herr sie [—? Was? Nicht etwa die d. i. alle Gesetze, sondern nur den Decalogus! zu vgl. Exod. 34, 28. Deut. 4, 13. —] geschrieben und ihm gegeben habe. Num. 15, 23. (בְּיַד מֹשֶׁה), verbunden mit Deut. 5, 5. (: Ich stand zwischen dem Herrn und Euch), ist es vielleicht, welches zu der Annahme, daß unter dem μεσίτης Moses zu verstehen sey, Veranlassung gegeben hat." Mögen diese Stellen hierzu beigetragen haben; ganz allein jedoch haben sie jene Meinung keinesfalls hervorgerufen, da der Pentateuch es offenbar näher legte, Mosen als den Vermittler zwischen Gott und den Menschen auch ohne specielle alttestamentliche Ausdrücke dafür zu betrachten, und ihn später hier in dem μεσίτης wiederzufinden.

Sie dagegen, mein verehrter Gegner, sind der Ansicht, daß „dieser μεσίτης kein Anderer seyn könne, als Der, von dem der Apostel 1 Tim. 2, 5. spricht, und der an 3 Stellen des Br. an d. Hebr. (8, 6. 9, 5. [15.] 12, 24.) der Mittler des bessern und N. Testaments genannt, aber an keiner dem Moses als einem Mittler gegenüber gestellt wird, sondern dem Hohenpriester als [? und?] seinem Vorgänger, dem Melchisedek: dem Hauptzwecke dieses Briefs gemäß, welcher grade der ist, zu zeigen, wie der Hohepriester und dessen Geschäft und der Tempel Vorbilder von Christo, seinem Werke und dem Himmel gewesen seyen (zu vgl. AG. 7, 35.)." Auf diese Beweise antworte ich, — 1) daß Sie Sich einer μετάβασις εἰς ἄλλο γένος schuldig machen, indem μεσίτης in unserer Stelle zwar dieselbe Person aber selbst nach Ihrer Meinung eine andere Qualität derselben bezeichnen würde, als das Wort in den angeführten übrigen Stellen des N. T. begreift;

— 2) daß eigentlich nur von 1. Tim. 2, 5. die Rede seyn könne, als von einer ebenfalls paulinischen und erst hierdurch eine subjectiv mögliche Identität der Begriffe irgendwie herbeiführenden Stelle. Dort aber ist gar keine Spur des von Ihnen hervorgehobenen Gegensatzes weder zu Mosi noch zu dem Hohenpriester, sondern es wird klar gesagt: εἷς θεὸς, εἷς καὶ μεσίτης θεοῦ καὶ ἀνθρώπων, ἄνθρωπος Χριστὸς Ἰησοῦς. Doch — 3) selbst noch jene Stellen des (irre ich nicht, auch nach Ihrer Ueberzeugung nicht-paulinischen) Hebräerbriefs hierher bezogen, in welchen Christi als eines Mittlers gedacht wird: so ist ferner zu entgegnen, — a) daß Sie gegen Sich selbst kämpfen in den beigefügten Worten, es sey der „Hauptzweck dieses Briefs" zu zeigen, wie der Hohepriester ꝛc. [nicht also Moses] Vorbild Christi gewesen; weshalb der Gegensatz seinen guten Grund hat; — sodann aber b) ist in den beregten Stellen allemal ein significanter Beisatz, welcher fast glauben lassen sollte, daß man ohne denselben, wie in uns. St., einen anderen [den gewöhnlich sogenannten] μεσίτης zu verstehen habe. Ausdrücklich nämlich heißt dort Christus: μεσίτης — κρείττονος διαθήκης, ἥτις ἐπὶ κρείττοσιν ἐπαγγελίαις νενομοθέτηται [8, 6.]; ferner: μεσίτης — διαθήκης καινῆς [9, 5.] mit dem für unsere paulinische Stelle eclatanten Zu- und Gegensatze: ὅπως, θανάτου γενομένου εἰς ἀπολύτρωσιν τῶν ἐπὶ τῇ πρώτῃ διαθήκῃ παραβάσεων, τὴν ἐπαγγελίαν λάβωσιν οἱ κεκλημένοι τῆς αἰωνίου κληρονομίας; endlich: μεσίτης διαθήκης νέας [12, 24.]. Eben diese durchgängigen Beisätze in allen diesen Stellen, ich muß es wiederholen, sollten schließen lassen, daß die Leser und vor ihnen Paulus (welcher doch richtig verstanden werden und darum der formellen Sprachweise jener sich anbequemen mußte) unter einem μεσίτης κατ' ἐξοχήν nicht Christum, sondern den unter diesem Namen in der jüdischen meist auf das A. T. basirten, meinetwegen

auch philoniſchen) Philoſophie Erwähnten, d. i. Moſen hätten verſtehen müſſen.

Sie ſehen hieraus, Hochwürdigſter, daß Ihre Erklärung nicht nur Diejenigen „gradezu als falſch verworfen werden, welche keinen Chriſtus im alten Bunde ſehen können": welchen Sie aber jedenfalls auf eine Weiſe zu begegnen ſuchen, welche ſehr ehrenwerth zeigt, wie ſehr Ihnen die Darlegung dieſer Lehren am Herzen liegt. Aber auch von den Theologen Ihrer Anſicht über das Weſen des Logos (worüber eine weitere Verſtändigung hier nicht an ihrem Orte ſeyn kann), deren auch die deutſche Kirche des Feſtlandes nicht wenige zählt, werden Ihnen und Ihren Gründen nicht alle beiſtimmen. Sodann muß ich neben jenen apologetiſch-negativen Gegenbemerkungen noch eine polemiſch-poſitive beibringen, daß man nämlich bei Ihrer Erklärung billig mindeſtens den Artikel vor μεσίτης erwarten ſolle, um eben den über alle Mittler hervorragenden zu bezeichnen.

Doch begleiten wir Sie auch hier noch einige Augenblicke. Sie ſind des Glaubens, daß es Chriſtus geweſen, welcher dem Abraham jene Verheißung gegeben: wie auch Er, „der mit Moſes redete und ihm das Geſetz überlieferte." Dieſer Glaube iſt eben ſo kühn als in dieſer Ausdehnung nicht „bibliſch," müßte aber tiefer untergraben werden, als es an dieſem Orte geſchehen könnte. Nur Das ſey nebenher bemerkt, daß Sie 1. Cor. 10, 4. πνευματικὴ ἀκολουθοῦσα πέτρα fälſchlich (mit Luther) durch: „mitfolgender Fels" überſetzen, da es heißen muß: ein (in der Zeit) nachfolgender F. (welche Ueberſetzung auch die de Wette's iſt), wie allegoriſch der ſpätere Chriſtus genannt wird, welchen eben jener natürliche Sprudel-Fels vorgebildet habe. Mit gleichem Unrechte tragen Sie in den 10. Vs. jenes Cap. die Idee hinein, Israel habe in der Wüſte Chriſtum verſucht, welche Meinung Sie zwar wiederum mit Luther theilen, keineswegs

aber durch das aufgedrungene und mehrfach unhiſtoriſche Supplement αὐτόν (nach ἐπειρασαν Vs. 9.) erhärten, wie Sie denn auch gar nicht der Lesart θεόν ſtatt Χριστόν oder κύριον (welche Varianten Sie anführen) gedenken. Doch auch Dieß nur im Vorübergehen: — Ausdrücklich dagegen muß ich wiederholt bitten, daß Sie nicht ferner der Meinung (S. 149) ſeyn wollen: die Leugnung dieſes Ihres Dogmas (welches Sie S. 149 grundlos „Bibellehre" nennen) ſey das alleinige Hinderniß der einſtimmigen Annahme von Ihrer dahin gehenden Erklärung: Chriſtus ſey jener μεσίτης, und zwar er (S. 147) nach 2 Seiten hin Mittler: a) durch die ἐπαγγελία für die ächte, d. i. gläubige Nachkommenſchaft Abrahams; b) durch den νόμος für Diejenigen, „welche nicht Abrahams Saame waren, welche ſeinen Glauben nicht hatten" (— über welche letztere Einſchränkung der Beſtimmung des νόμος ſchon oben die Rede geweſen iſt).

Eben dieſe Ihre eigenthümliche Deutung des μεσίτης Vs. 19. nöthigt Sie, auch den folg. Vs. eigenthümlich zu faſſen. Denn nach der gewöhnlichen Erklärung dieſes Vs. würden Sie gradezu eine antichriſtliche Idee ausgeſprochen haben, da Sie eben unter dem μεσίτης Chriſtum verſtehen und doch ſogleich leſen: ὁ δὲ μεσίτης ἑνὸς οὐκ ἔστιν· ὁ δὲ θεὸς εἷς ἐστιν: wonach Chriſtus nicht θεοῦ wäre, Er, der Eingeborne vom Vater und welcher ſich ſelbſt Eins mit ihm genannt hat. Doch dieſe Conſequenz perhorresciren Sie gewiß mit vollem Widerwillen; und wohl darum zum Theil nehmen Sie zu einer anderen Erklärung des Vs. Ihre Zuflucht. Sie ſagen: — „ὁ μεσίτης (— welchen Artikel Sie demonſtrativ auffaſſen, = οὗτος: was wohl zuweilen in demſelben umſchloſſen ſeyn kann, es aber nicht nothwendig und immer iſt, da jener ſeiner Natur nach eben ſo das Individuum als das Genus begreifen kann —) iſt nicht ἑνός d. i. — σπέρματος. Mittler: als Mittler hat er es mit verſchiedenen Saamen zu

thun [? εἶναί τινος?]; und wenn man die ganze Menſchheit in 2 Claſſen theilt, in Gläubige und Ungläubige, in Abraham's-Saamen und Nicht-Abraham's-Saamen; ſo iſt er der Mittler zweier Saamen." Schon früher hat Hr. D. Lücke Ihnen die Unmöglichkeit dieſes Supplements σπέρματος zu ἑνός erklärt. Doch vermögen Sie Sich dabei nicht zu beruhigen, und wollen Sie weitere Beweiſe. Namentlich „ſehen Sie durchaus keinen Grund, warum man in dieſem Vs. nach ἑνός nicht eben ſowohl σπέρματος ſuppliren könne, als im 16. Vs. ἐφ' ἑνός." Dagegen wollen Sie bedenken, daß vor und im V. 16. der Begriff des σπέρμα Hauptbegriff iſt, alſo dem Leſer bei einer unvollſtändigen und auf Erläuterung des Zuſammenhangs rechnenden Bezeichnung ſich leichter und von ſelbſt aufdrängt, Vs. 19. aber die Worte ἄχρις οὗ ἔλθῃ τὸ σπέρμα ᾧ ἐπήγγελται dem Sinne und der ganzen Conſtruction nach nur Parentheſe und leicht vorübergleitender Gedanke ſind, auf den ſich der Schriftſteller durchaus nicht mehr zurückbeziehen durfte, weil alsdann der Leſer in die unausweichliche Gefahr des Mißverſtändniſſes gerathen müßte, wie denn auch in dieſem Falle bis auf Sie ſelbſt alle bisherigen Leſer in daſſelbe wirklich verfallen wären. Ferner iſt auch in dem obigen 16. Vs. das für Ihre Beweisführung ſo ſtark und unumgänglich in Anſpruch genommene Supplement zu ἑνός gar nicht nothwendig, ſondern man kann das Wort entweder als Masculinum (= von Einem), oder als abſolutes Neutrum (= von etwas Einigem; oder auch = von der Einzahl) faſſen. Sehr richtig hat demnach Hr. D. Lücke Ihr Supplement für Vs. 20 unſtatthaft gefunden. — Und wie preßt Sie nun Ihre eigne Erklärung in den nächſtfolgenden Worten: ὁ δὲ θεὸς εἷς ἐστιν! wo ein geſundes exegetiſches Gefühl ſogleich eine Wechſelbeziehung des εἷς auf das frühere ἑνός empfinden muß. Eine ſolche aber erkennen Sie nicht an und erklären Sie die Worte dahin, „daß Gott, der Vater,

ſelbſt kein Mittler iſt.“ Meiner offenen, doch unmaaßgeblichen Meinung nach iſt dieß contort; denn wollte Paulus dieſes ſagen, ſo hätte er conſequent ſchreiben müſſen: οὐδενός ἐστιν, welches aber wieder vielfachem Mißverſtändniſſe ausgeſetzt geweſen wäre; wie wir dann meiner Anſicht und Ihrer Erklärung der Stelle nach wahrſcheinlich auch vorher nicht: ἑνὸς οὐκ ἔστιν leſen würden, ſondern: οὐχ ἑνός ἐστιν. — Schließlich recapituliren und erweitern Sie Ihre Anſichten über die Stelle (S. 148) dahin: „Chriſtus iſt der Mittler zwiſchen Gott und Menſchen, die nicht Eines Saamens, ſondern vieler Saamen ſind, von welchen jeder ſeine beſondere Vermittlung nöthig hat, um zum Vater zu kommen; und die Vermittlung bewerkſtelligt Gott, der εἷς iſt, durch den Mittler, den Sohn, den er für einen jeden Menſchen, der von ihm abgefallen iſt, zum Wege zu ihm gemacht hat.“

Ich habe nach dem Obigen, welches, Ihrem Begehren (S. 149) gemäß, hoffentlich auch „Gründe und nicht bloß Ausſprüche“ enthält, Nichts mehr zu dieſem Ihrem Endreſultate hinzuzuſetzen, als daß Sie ſomit den Apoſtel ſich in eine Nebenidee ergehen laſſen, welche den ſtrengen Zuſammenhang der Geſetzeswürdigung im zunächſt Folgenden (Vs. 21 ff. ὁ οὖν νόμος τλ.) mit dem Früheren (Vs. 10 ff. 19: τί οὖν ὁ νόμος τλ.) zerreißen würde, und auch darum von unſerem hier namentlich philoſophiſchen Paulus ganz gewiß vermieden worden wäre.

Doch um nicht nur kritiſch und einreißend, ſondern auch aufbauend und poſitiv gekommen zu ſeyn, erlaubt ſich Ref. zum Schluſſe ſeine in dieſem Falle nicht ſowohl unvorgreifliche als unmaaßgebliche Anſicht über die Stelle in möglichſt kürzeſter und darum etliche obige Erläuterungen vorausſetzender Form, einem paraphraſtiſchen Résumé, mitzutheilen; der Meinung, daß, ſo lange nicht eingeſtandenermaaßen der Schlüſſel zu der fraglichen Stelle aufgefunden iſt, kein Verfaſſer einer

neuen Erklärung vorläufig beschuldigt werden kann, Eulen nach Athen getragen zu haben.

— Paulus findet Ursache, den zum Theil irre geleiteten und irre gewordenen Galatern von Neuem an die Herzen zu legen, wie nicht das Gesetz vor Gott rechtfertige, sondern der Glaube, durch welchen auch bereits unter ihnen notorisch der Geist erlangt (3, 2.) und Wunder verrichtet worden seyen (5.). Auch hier begründet der Apostel diese Lehre durch die göttliche Verheißung an Abraham, welcher dieselbe darum empfing, weil er glaubte (6.), und welche also lautete: ἐνευλογηθήσονται ἐν σοὶ πάντα τὰ ἔθνη (8.). Wenn nun, wie gesagt, Abraham gläubig war und seine wahren Kinder des Vaters Wesen an und in sich tragen, also ebenfalls Gläubige seyn müssen (8.): so werden nur gesegnet οἱ ἐκ πίστεως σὺν τῷ πιστῷ Ἀβραάμ (9.). Durch das Gesetz aber kann dieses εὐλογεῖσθαι und das davon unzertrennliche δικαιοῦσθαι nimmermehr bewirkt werden, weil die jenem Unterworfenen unter das directe Gegentheil der εὐλογία, unter den Fluch gethan sind, nach dem bekannten Spruche, daß, wer nicht alle Puncte des Gesetzes hält, verflucht ist (10.). Diesen einzelnen Puncten aber allen kann Niemand nachkommen; mithin sind Alle dem Fluche verfallen, und kann folglich durch das Gesetz auch nicht Einer gerecht und selig werden. Vielmehr heißt es in Beziehung auf diese so allgemein und innig ersehnte Gerechtigkeit und dieses (selige) Leben schon im A. B.: ὁ δίκαιος ἐκ πίστεως ζήσεται (11.). Glaube aber und Gesetz stehen in keiner Verwandtschaft; denn es heißt wiederum: ὁ ποιήσας αὐτὰ [πάντα τὰ γεγραμμένα ἐν τῷ βίβλῳ τοῦ νόμου V. 10. d. i. das Unmögliche], also nicht ὁ πιστεύσας αὐτοῖς ζήσεται ἐν αὐτοῖς. Wir müßten also diesem unabwendbaren Fluche des Gesetzes unterliegen, wenn nicht Christus uns von ihm erlöst hätte, statt unsrer am Kreuzesholze selbst ein Verfluchter — [nach dem Grundsatze des A.

[illegible] ἐπικατάρατος πᾶς ὁ κρεμάμενος ἐπὶ ξύλου] — geworden (13.) und zwar darum geworden wäre, damit endlich durch ihn die dem Abraham gegebene εὐλογία in die Völker überginge, und wir die Verheißung des Geistes wirklich empfingen, und zwar mittels des Glaubens, wie sie einst dem Abraham wegen des Glaubens gegeben worden war und auch seiner ächten, d. i. gläubigen Nachkommenschaft gegeben werden sollte (14.). Menschlich bewiesen: kein legales Testament wird umgestoßen oder abgeändert (15.). Nun aber sind mindestens eben so testamentarisch unverletzlich dem Abraham und seinem σπέρμα (— nicht seinen σπέρμασι d. i. auch dem Ismael ꝛc. [s. oben] —), und vor Allem dem σπέρμα κατ' ἐξοχήν, d. i. Christo jene Verheissungen gethan worden (16). Mithin kann auch das nachher gegebene Gesetz jenes frühere (πρό) auf Christum hin gegebene Testament nicht ungültig machen und die in ihm enthaltene Verheißung aufheben (17). Denn auch in dem Falle, daß die Befolgung des späteren Gesetzes das im Testamente verheißene Erbtheil eben oder ebenfalls gewähren könnte: widerspräche doch dieß immer jener freien Verheißung, durch welche Gott sich dem Abraham gnädig bewiesen hatte (18). — Gut. Was und wozu ist denn aber dann das Gesetz? Es ist darum gegeben, damit nicht, oder wenigstens nicht zu viel gesündigt würde — [um Gottes willen aber nicht: damit gesündigt würde! man achte auch auf χάριν], — bis das σπέρμα, welchem in und mit Abraham jene Verheißung geschehen war, käme. Darum ist auch jenes Gesetz nicht durch Gott selbst, sondern durch Engel (δι' ἀγγέλων) ausgefertigt worden und

ἐν χειρὶ μεσίτου,

d. i. durch die Hand [graphische Versinnlichung des abstracteren durch] eines Zwischenmannes — nicht zwischen Gott und Menschen, oder Gott und Israel, oder Engel und Israel — sondern eines Gesetzgebers, welcher

während der Depositat-Zeit des Testaments d. i. zwischen der Verheißung und ihrer Erfüllung herrschte, d. i. des Moses, welcher eben darum μεσίτης genannt wird, weil er Urheber einer nur interimistischen Verfassung war (V. 19). — [Das Wort behält hiernach seine Bedeutung des Zwischenstehens und Vermittelns innerhalb gewisser, ihrer Natur nach zufälliger und jene hiernach modificirender Umgebungen. Nächstdem war gerade dieses Wort um so glücklicher gewählt, da Moses, zu dessen Namen übrigens μεσίτης nicht übel assonirt, bei den Juden (Philo) wirklich unter diesem Namen, natürlich aber in veränderter Bedeutung, nicht selten erwähnt wurde.] — Dieses aber konnte nicht auf ausdrückliche und absolute Veranstaltung Gottes [welche hier auch schlechthin desavouirt wird] geschehen, dessen, als eines Unveränderlichen und Einigen (εἷς), Natur das Relative und dieser Interimisticus als solcher und solcher zuwider sind (20: ὁ μεσίτης ἑνὸς οὐκ ἔστιν.) Doch ist das also gegebene Gesetz auch nicht gerade den gegebenen göttlichen Verheißungen entgegen; vielmehr hat es ihnen auch gedient, indem es keine δικαιοσύνη gewährte (— weil, wenn ein wirklich selig machendes Gesetz ertheilt worden, auch Seligkeit durch das Gesetz also nicht durch den Glauben und somit wider die göttliche Verheißung möglich geworden wäre [21] —); indem es vielmehr Alles unter die Sünde zusammenschloß, damit um so evidenter die wirklich göttliche Verheißung durch Nichts erlangt würde, als unter der ursprünglichen Bedingung, durch den Glauben an das σπέρμα (κατ' ἐξοχήν) an Jesum Christum, und eben nur den gläubig und innig an Diesen sich Anschließenden verliehen würde (22.). Ehe aber die Möglichkeit dieses Glaubens und dieser selbst eintritt, wachte das Gesetz zusammenschließend über uns, damit wir um so sehnsüchtiger dem zu offenbarenden Glauben entgegenblickten (εἰς ... 23). Mithin ist das Gesetz ein Erzieher bis und auf Christum gewesen, damit wir nicht durch

jenes, sondern um so sichtbarer durch den Glauben an ihn gerecht würden (24). Nun aber Er und mit ihm die Möglichkeit des Glaubens und dieser Glaube an ihn selbst gekommen, sind wir nicht mehr unter einen Erzieher gethan (25); sondern Ihr (einstige Heiden) seyd — mit uns (leiblichen Nachkommen Abraham's) nun allzumal Kinder Gottes, eben durch den in Christo haftenden Glauben (26). Denn durch diesen und zwar zuvörderst durch die äußerlich freie Darlegung desselben, die Taufe, seyd Ihr innigst an (εἰς) Christum angeschlossen und mit ihm verbunden, Eins mit ihm geworden (27): also nicht mehr Jude und Grieche, Sclav und Freier, Mann und Weib, sondern — eben in Christo Einer (28). Gehört Ihr aber Christo in solcher fast identificirender Weise und Verwandtschaft an, ja seyd Ihr ganz Eins mit ihm: so seyd folglich auch Ihr, ganz wie er, σπέρμα Ἀβραάμ und der vielerwähnten Verheißung nach (: ἐν σοὶ καὶ τῷ σπέρματί σου κτλ.) mit vollem Rechte Erben (29). —

— Sie, Hochwürdiger Herr Pastor, wollen und werden diese bescheidenen Einwürfe und Darlegung nun ebenfalls prüfen und das etwaige Brauchbare davon sichten. — Uebrigens wird ja auch ein irdischer Tempel nur durch viele Steine und Hände aufgebaut.

Herzlich und hochachtungsvoll freue ich mich der hier geistig angeknüpften Bekanntschaft. — Schenken Sie mir in die Ferne Ihr freundliches Wohlwollen! — Der Herr sey mit Ihnen!

1835. &c.

&c.

M. Herm. Gustav Hölemann,
Religions- und Oberlehrer am Sächs. Kreisgymnasio Zwickau.

Das neue Reich Israels in Europa!

Von

Dr. Wohlfart.*)

Nachstehendes Votum über das Treiben der Juden in England verdient die Aufmerksamkeit auch der Deutschen ohne Zweifel um so mehr, als man wohl keinen Blick auf den gegenwärtigen Stand der Verhältnisse werden kann, ohne zu gestehen, daß es dort nicht anders, als bei uns ist.

Einsender dieses ist so wenig ein Feind der Juden, daß er vielmehr in ihnen ein Volk achtet, das wie kein anderes durch seine Geisteskraft, seine Ausdauer und die treue Bewahrung seiner Volksthümlichkeit unter den unglücklichsten Verhältnissen eben so ungetheilte Bewunderung in Anspruch nimmt, als durch seine frühere welthistorische Bedeutsamkeit und Größe. Niemand kann aufrichtiger und mit theilnehmendern Herzen die Reformation ihres Cultus und ihrer gegenwärtigen Verfassung wünschen. Und man muß denjenigen Staaten, denen es gelingt, die in ihren Grenzen wohnenden Glieder dieses so kräftigen Volkes zu treuen Staatsbürgern umzuschaffen, und dieselben für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe zu gewinnen, Glück wünschen. Aber er ist auch ein Freund seines Volkes und Vaterlandes, und als solchem kann ihn das merkantilische Gewicht, das die Nachkommen Israels erlangt haben und mit jedem Tage mehr erlangen, dieses fürchterliche Gewicht, das sie, wie jener Feldherr sein Schwerdt in die Wage fast aller Privatverhältnisse und selbst der Staaten-Politik legen, nicht anders als schmerzlich betrüben und besorgt für die Zukunft machen.

*) Durch besondere Umstände wurde die Aufnahme dieses von dem Hrn. Verf. schon im Jahre 1831 gesendeten Aufsatzes verspätet. Derselbe hat jedoch seine Wichtigkeit noch nicht verloren. D. R.

Daß dieses Volk unter dem unchristlichen Drucke, welchen es früher erfuhr, gerade in dem Schacherhandel ein Auskunftsmittel suchte und durch Ausbildung der ihnen hierzu angebornen Talente es zu einer Virtuosität brachte, die ihnen jetzt einen mächtigen Einfluß auf Länder und Meere sichert, war ihm im Grunde nicht zu verdenken. Gegen dies Alles inzwischen die Augen zu verschließen, die immer weiter rollende Lavine ruhig fortlaufen zu lassen gegen die drohende Gefahr, endlich die ganze kultivirte Welt an die israelitischen Insassen verschrieben zu sehen, dies wäre die unverzeihlichste Thorheit, deren wie uns schuldig machen könnten.

Da man das Treiben der Juden so gewohnt worden ist, daß man Wald vor lauter Bäumen nicht sieht, da jüdische Darlehen so zur Tagesordnung gehören, daß man dieselben in der Regel findet, so bedarf es starker Mittel, um den Zeitgenossen die Augen zu öffnen, ehe dies zu spät seyn würde. Dies kann aber niemand besser, als unser brittischer Berichterstatter, der nun das Wort nehmen möge:

„Die wohl nicht im Ernste gemeinte Anzeige unserer Hofzeitung: das Haus Rothschild stehe mit dem türkischen Sultan in Unterhandlung, mittels eines bedeutenden Darlehns Palästina wieder für das jüdische Volk zu erwerben, hat einige unserer Tageblätter rege gemacht. In dem „Babylon" (eine engl. Zeitung) liest man folgende interessante Bemerkungen über das Treiben von Jacobs Nachkommenschaft in England":

„Die Ausdauer, die Geistesstärke, welche dieß Geschlecht characterisiren, und die vormals seine Größe ausmachten, haben seit seinem Sturze lediglich in dem Talente, sich Schätze zu sammeln, geübt, ihm am Ende ein Schrecken erregendes Uebergewicht in diesem Genre verschafft. Das gebeugte und elende Juda hat den Scepter wieder erobert. Die Thorheiten der Cabinette, die Verschwendungen der Minister haben es wieder mächtig gemacht. Es spielt nun mit den Völ-

kern und mit ihren Herren. Fast alle Regierungen haben, tief in Schulden steckend, sich genöthigt gesehen, aus der Casse Israels zu schöpfen. Will ein Fürst seine Armee mobil machen, einem benachbarten Fürsten behülflich seyn, Rebellen zu züchtigen, sich einen Pallast bauen, oder seine Günstlinge reichlich beschenken, so ist es Israel, das Rath zu schaffen weiß. Unsere Juden, die noch vor Kurzem den jungen vornehmen Herren behülflich waren, ihr Vermögen vereinzelt zu vergeuden, thun nun dieselben Dienste bei Monarchen. In England steht ihnen das ungeheure Capital von 800 Millionen Pfund Sterling zu Gebote, und ihre Einkünfte belaufen sich auf mehr als 40 Millionen Pfund Sterl. Ich bin nicht in der Lage, um mit Gewißheit ermitteln zu können, ob ihr Reichthum in den fremden Ländern diesem riesigen Vermögen entspricht; aber das läßt sich, ohne Furcht, Lügen gestraft zu werden, behaupten, daß die Macht des Goldes, die Macht, welche den Thronen gebietet, über das Schicksal der Schlachten entscheidet, die Monarchien in Republiken und die Republiken in Monarchien umwandelt, sich in allen Ländern von Europa in den Händen der Israeliten befindet; und so werden wir denn factisch, von den Ueberresten Jacobs beherrscht .... Ich muß es wiederholen, daß ich, indem ich Thatsachen für das gebe, was sie sind, nicht die Absicht habe, ein unglückliches Geschlecht zu brandmarken, das ich wegen seiner langen Leiden und seines Muthes zu beklagen und zu achten mich bewogen sehe. Als getreuer Geschichtschreiber bin ich weder ein Lobredner, noch ein Verläumder. Dieses verderbliche Uebergewicht, welches die jüdische Nation aufzufinden gewußt hat, und wodurch es sich über seine lange Erniedrigung trösten muß, ist mir ein Beweis ihrer unbezähmbaren Energie und ihrer ausdauernden Geschicklichkeit. Unstreitig werden solche ausgezeichnete Eigenschaften uns einst schaden können; wir haben dieß aber unsern Gesetzgebungen, den Scheiterhaufen, den Pro-

ſcriptionen, den Bannflüchen, den Inquiſitoren und Sbirren zuzuſchreiben."

„Alles, was man außer den Steuern und den gewöhnlichen Vorausnahmen anzuleihen genöthigt iſt, wird von den Israeliten herbeigeſchafft. Dieſe Summe iſt nun ungeheuer, und die 800 Millionen Pfd. Sterling, deren ich ſchon erwähnt habe, machen nur einen kleinen Theil davon aus. Ein ſolches Capital iſt, nun zwar noch nicht ausſchließlich, im Beſitze der Ueberbleibſel Jacob's und Juda's, allein ſie wirthſchaften damit, ſie handhaben es; ſie ſind es, die es an den Quellen aufſuchen, die es durch alle geheimen Canäle der Agiotage treiben, die ſo zu ſagen den Rieſenbeutel umſchütteln, und die ohne einen andern Gewerbfleiß, als den Wucher und die Agiotage, ſich den Klarſten aller Vortheile ſichern. Welch ein Werkzeug des Reichthums für ſie und des Verderbens für das Volk! Welch ein mächtiger und furchtbarer Hebel! Sie haben es nicht allein in ihrer Macht, den Strom dieſer Anleihen verſiegen zu machen und ſo den Gang der Regierung zu hemmen, ſondern ſie vermehren auch, indem ſie dieſe Maſchine, die Gold ſchafft, arbeiten laſſen, ihre Hülfsmittel und ſomit ihre Macht. Statt die Triebfedern, welche ſie in Bewegung ſetzen, abzunützen, machen ſie ſie vielmehr durch ihre Anwendung nur noch immer kräftiger; ein Wunder, das leicht zu begreifen iſt, deſſen Reſultate aber unberechenbar ſind."

„In den drei Königreichen Großbrittaniens (und ich will nur bei ſpeciellen Daten ſtehen bleiben, die mir bekannt ſind) ſteckt Israel allein in der Eigenſchaft als Mäckler zwiſchen der Regierung und den wirklichen Fonds-Contrahenten bei 4 Millionen Pfd. Sterl. jährlich in die Taſche, eine Summe, die eher zu niedrig, als zu hoch angegeben iſt. Der Maſſe des Nationalreichthums entzogen, in den Koffern der Juden vergraben, dient ſie nur dazu, den Schatz Juda's anzuſchwellen und deſſen Einfluß zu erweitern. Dem fügen ſich noch die

Summen hinzu, welche durch die Anleihen an das Ausland erworben werden, und die Intereſſen von dieſen Summen. Und um ſich eines Reichthums zu verſichern, hat es weder der Steuern, noch des Gewerbfleißes, noch der Anlage von Capitalien, noch der Protectionen, noch der Privilegien bedurft: es that ihm nur eine ſinnreiche, ausdauernde Scharfſicht, die Kunſt, unſere Bedürfniſſe zu errathen, das Talent, unſere Fehler vorherzuſehen, und die Geſchicklichkeit, die rechte Gelegenheit auszuſpähen, Noth. So iſt ein jedes Exiſtenzmittels ermangelnder Jude vor zwanzig Jahren zu Dover gelandet, der dem Rufe ſeines angebornen Inſtincts folgte, auch ſich ein oder ein paar glückliche Umſtände zu Nutz zu machen wußte — und nun buhlen die Cabinette um ſeinen Beiſtand, um den Beiſtand deſſelben Menſchen, der noch vor nicht langer Zeit um ſein tägliches Brod beſorgt war."

„Wenn ſich die Lage der Dinge in England, wo es eine freie Preſſe giebt, wo Einfachheit regiert, wo die Freiheit ihren Tempel hat, ſo geſtalten konnte, ſo gebe ich zu bedenken, welch ein pecuniäres Uebergewicht die Juden in den übrigen Theilen von Europa haben erwerben müſſen. Dort muß ſich das Element der Macht noch mehr als hier in ihren Händen befinden."

„Wie ſie aus dieſer Lage heraus bringen? Wenn man nicht ihre Vorurtheile vernichtet, nicht ihr Intereſſe dem unſrigen gleich macht, nicht ihren Judaismus und beharrlich fremden Nationalismus verwiſcht und ſie zu arbeitenden Bürgern bildet — wird dieß nie gelingen. Gewaltthätigkeit würde das Uebel, das ſie ſchon erzeugt hat, nur noch ärger machen. So lang die Juden Patrioten geweſen ſind, haben ſie Größe, Hochherzigkeit, Heroismus beſeſſen; man gebe ihnen wieder ein Vaterland; ſie ſeyen, wie wir, Kinder des Bodens, betheiligt bei deſſen producirender Kraft; man nöthige ſie vom Schacher und Geldhandel zu offenen Gewerben, Arbeiten und Künſten überzugehen — und ſie werden

aufhören, das Zuſammenraffen von Reichthümern als den einzigen Zweck ihres Lebens, die Vergeudungen der Höfe als eine wahre Gewähr ihres Gewinnſtes, das Elend der Völker als eine Goldgrube, die Thorheiten der Individuen und der Nationen, der bloßen Privatperſonen und der Fürſten als die Werkzeuge ihrer Erhöhung und die Bedingungen ihrer Präponderanz zu betrachten."

„Inzwiſchen iſt nicht zu leugnen, daß man ihnen ſehr zu Hülfe kommt. Statt den Mißbräuchen abzuhelfen, nützliche Erſparniſſe einzuführen, die Oeffentlichkeit und Freiheit des Handels zu begünſtigen — ſichere Mittel, die Einkünfte des Volkes und die des Thrones zu mehren — ſcheinen die meiſten europäiſchen Cabinette verabredet zu haben, den ſchon ſo fruchtbaren Scheinhandel mit Staatspapieren und mit denen die Nachkommen zum voraus ruinirenden Schulden, wovon das jüdiſche Handels-Geſchlecht erndtet, noch zu vervielfältigen. Leihen, um zu vergeuden, vergeuden, um zu leihen, das iſt die Doppelarbeit, welche die Zeit ausfüllt, das Weberſchiff, welches unaufhörlich in Bewegung iſt. — Israel weiß eine ihm ſo günſtige Stimmung zu benutzen: es hat ſeine Spione bei den Finanzkammern, ſeine Söldlinge bei den Diplomaten, ſeine Wachtpoſten in den geſetzgebenden Verſammlungen; es iſt von Allem unterrichtet, es entgeht ihm nichts. Seine Couriere durchſtreifen das Land, ſeine Schiffe durcheilen die Meere; die unbedeutendſte Neuigkeit erfährt es, ſo wie die wichtigſte Nachricht alſobald, wie ein Ereigniß ſtattgefunden hat: es zieht aus allem Vortheil; es weiß nöthigenfalls ſelbſt die Zufälle, die ihm conveniren, und die ſein augenblickliches Intereſſe erheiſcht, zu ſchaffen. Wenn ich ſchon geſagt habe, es habe den Scepter wieder erobert, war das wohl eine Hyperbel? Völker, Excellenzen, Majeſtäten, Hoheiten, Verſammlungen von Senatoren und Rednern, hat nicht derjenige, der im Beſitz des Goldes iſt, den Vorrang vor euch, iſt er nicht euer Herr?"

„Wenn meine Worte den Leſer, der mit den Myſterien der jetzigen Geſellſchaft nicht bekannt iſt, und der ſich durch ihr oberflächliches Aeußere hintergehen läßt, befremden, ſo beſuche er doch jeden Tag der Woche, nur des Sonntags nicht, die Londoner Börſe um die Mittagszeit, und er wird ſchon von ſeiner Zweifelſucht geheilt werden. Anfangs wird eine murmelnde Menge, ſteif, mürriſch, ziemlich ſchlecht gekleidet, beiſſend und rauh im Tone, ſeine Augen und ſeine Ohren gleich unangenehm berühren. In der Mitte dieſer dem Mammon geweihten Völkerſchaft wird er ein unbewegliches Weſen erblicken, mit einem ſtieren und düſteren Blick, ſafranfarbigen Teint, alle Geſichtszüge peinlich zuſammengezogen, die Hände in dem Hoſenlatz, die Schultern in die Höhe gezogen, als ſollte darin ein viereckigter Kopf, bedeckt mit einem tief auf die gefurchte Stirn gezogenen Hute, eingeſchachtelt werden. Das iſt nun wahrlich weder eine angenehme, noch ausdrucksvolle, noch milde, noch muntere, noch ſelbſt einen Scharfſinn verkündigende Phyſiognomie; und doch hauſen die umfaſſendſten und die ins Kleinſte gehenden Combinationen in dieſem Gehirn, das man für höchſt ſchlaff halten möchte. Ein ſolcher Anblick ſetzt den Beſchauer natürlich in Verwunderung, und er tritt näher hinzu. Der Menſch (es iſt einer) bleibt leidenſchaftlos, ſeine Lippen bewegen ſich nicht, ſeine Augen ſind unbelebt; nichts deutet auf ein Denken. Iſt das da ein lebender Menſch, oder bloß die äußere Hülle eines unſeres Gleichen; einer der unbeſeelten Körper, von welchem Dante verſichert, daß er ſie in den Straſſen von Florenz habe gehen ſehen, als hätten ſie gelebt? Bald wird man eine zweite Perſonage mit zerſtreuter Miene einherſchreiten ſehen. Der Statuen-Menſch tritt zwei oder drei Schritte zurück; der neue Acteur folgt ihm, und es knüpft ſich nun ein ſtummes Zwiegeſpräch unter ihnen an. Der Statuen-Menſch ſchlägt ſeine geſenkten Augenlieder auf, und aus der Tiefe dieſes matten

und todten Auges bricht plötzlich der durchbohrendste und forschendste Blick hervor, den man je im Dunkel funkeln gesehen hat. Der andere antwortet durch ein Zeichen und entfernt sich: die stumme Unterredung hat nicht über zwei Secunden gewährt, und der erste von den beiden taucht (man halte mir diesen Ausdruck zu Gute), indem er seine regellose Haltung wieder annimmt, den Blick, der so eben den Beschauer in Verwunderung gesetzt hat, wieder unter und ist abermals eine Statue. Zwei, drei Besucher gleicher Art, in derselben Weise empfangen, verschwinden gleich dem ersten. Man zählt ihrer bis vierzig oder fünfzig, und der Unbewegliche, der noch immer seine Lippen nicht geöffnet, noch seine Hände aus den Taschen gezogen hat, wird am Ende auch unsichtbar."

„Diese Personage ist ein Jude von der mächtigen Familie, welche überall Verwandte oder accreditirte Mandatarien hat, denen von Höfen geschmeichelt wird, weil sie diese in große Verlegenheit setzen könnten, sofern sie ihnen ihren Beistand entzögen, um ihn ausschließlich den rivalisirenden Regierungen zuzuwenden. Der Mensch, dessen Bild ich entworfen habe, ist der Typus und der König seiner Kaste; er ist es, der nach seinem Gefallen die Börsen der Großen öffnet und schließt. Mächtiger als unsere Aristokratie, in der Wirklichkeit einflußreicher als unser Ober- und Unterhaus regiert er da, wo wir ihn gesehen, am Fuße des alten Pfeilers, der mit ihm gleich unbeweglich ist. Diejenigen, die mit ihm durch Zeichen gesprochen, waren seine Spione und Agenten. Man möchte glauben, das Ungefähr führte sie herbei, aber nein, ein jeder von ihnen hat seine Stunde des Stelldichein; sie kommen, um ihm ihre Documente mitzutheilen, und dagegen seine Instructionen zu empfangen, die auszurichten sie sich dann emsig angelegen seyn lassen. Auf jedes Zeichen dieses stummen Potentaten geht eine Million aus der einen Hand in die andere über, ein Regierungssystem

verändert ſich, und nach den verſchiedenen Bewegungen, die dieſer berechnenden Maſchine gegeben wird, fällt oder ſteigt ein Miniſter, geht ein Geſetz durch oder unter. Mit ſeiner anſcheinenden Abſtraction, Schroffheit und Apathie iſt es dieſer Menſch, der die meiſten Springfedern in Europa in Bewegung ſetzt; er iſt das Factotum der Reiche; Mammon hat ihm ſeinen Scepter, den Hebel des größten Intereſſes anvertraut. Schatzmeiſter der civiliſirten Welt, erſchüttert er ſie vermittels dieſer Magie des Geldes nach ſeinem Gefallen. Seine Transactionen ſind geheim, ſeine Mittel unbekannt: wir ſehen nur die Reſultate davon. Das vernichtete Geſchlecht Jacob's hat keinen furchtbareren Repräſentanten."

London, den 23. October 1828.

So ſtark auch der brittiſche Berichterſtatter die Farben aufträgt, daß er die Sache nicht übertreibe, dafür bürgen tauſend und abertauſend Thatſachen.

Das Geld iſt unter dem Monde einmal der nervus rerum gerendarum! die Juden haben ſich dieſes Nervus bemächtigt. Sie haben mit Europas Völkern Progreſſionsrechnung geſpielt, ſie haben es in dieſer Kunſt zu einer Fertigkeit gebracht, von der wir Chriſten, ſo viele Juden wir auch unter uns zählen, dennoch keine Idee haben. Hundert Tauſende von Juden haben das Beiſpiel vom Hufſchmied, der ſich für den erſten Nagel auf den vier Hufeiſen 1 Pfennig, für den Zweiten 2 Pfennige, den Dritten 4 Pfennige u. ſ. f. bezahlen läßt, oder vom Schachbret, wo nur auf das erſte Feld 1 Waitzenkorn, auf das Zweite 2 u. ſ. f. geſetzt werden, Millionen Scheffel aufgehen, um die Progreſſion bis zu Ende zu führen, meiſterhaft angewendet.

Wenn man nun annimmt, daß, wie 1817 mehrere öffentliche Blätter mittheilen, — was inzwiſchen ohne Zweifel viel zu niedrig iſt —

in Rußland und Polen	402,800
in Krakau	2,500
in Oeſtreich	415,000
in Preußen	78,000
in Deutſchland	68,500
in Dänemark	5,300
in England	25,000
in den Niederlanden	30,000
in Frankreich	60,000
in Italien	27,000
in den Joniſchen Inſeln	4,500
in der Türkei	60,000
Summa:	4,412,600 Juden

leben, ſo muß man erſchrecken vor den Folgen, die aus ihrer Geſchäftigkeit auf den Börſen und Märkten in der nächſten Zukunft hervorgehen müſſen. Wenn nun faſt jeder dieſer 4,412,600 Juden ſein Mäckler- und Schacher-Geſchäft mit der ſeiner Nation eigenen Fertigkeit treibt, wohin muß dies ſchon in den nächſten Jahren führen.

Wir fügen noch eine Charakteriſtik aus einer der neueſten Abhandlungen über dieſes Volk, aus der Geſchichte derſelben in Pierers encyclop. Wörterb. Altenburg, Literatur-Comptoir 1827. IX. B. 1. Abth. S. 232. bei:

„Der Hauptzug im jetzigen Nationalcharakter der Juden iſt Eigennutz und Schlauheit; Geld- und Habgier iſt der Götze, dem ſie mit Raſtloſigkeit nachſtreben, ihn zu erlangen, ſcheuen ſie keine Mühe, keine Arbeit, ſelbſt meiſt keinen Betrug gegen Nichtjuden. Faſt Alle treiben bekanntlich jetzt Schacherhandel, oder was damit verwandt iſt. Sie leben äußerſt mäßig und eingezo-

gen, ohne allen Luxus, oft in schmutzigen, stinkenden Löchern mehrere Familien zusammen, und geben, um die Mittel ihrer Subsistenz zu erwerben, die Waaren, auf deren Preis sie oft das Drei- und Vierfache vorgeschlagen haben, dem Kundigen mit einen so geringen Profit hin, daß es sich kaum der Mühe verlohnt, die Zeit mit Handeln verloren zu haben, prellen den des Handelns nicht Kundigen dagegen unerhört. Dabei wissen sie dem, der sich noch so sehr durch Aufmerksamkeit gesichert und den besten Handel gemacht zu haben meint, am Ende schlechte oder einen Fehler habende Waaren in die Hände zu spielen, und am Ende ist der Käufer doch immer der angeführte Theil. Vor allem aber zieht das Metall die Juden mit magnetischer Kraft an, und es ist daher kein Geschäft, dem sie sich mit solcher Liebe widmen, als dem Wechsel- und Banquiergeschäfte. Auch Leihen auf Pfänder, aber zu hohen Zinsen oder auf Wechsel treiben sie, und wagen, wenn sie bei letzteren nur etwas Erkleckliches zu verdienen hoffen, selbst gern Viel, und haben eine wahre Virtuosität darin erlangt, dem Schuldner durch Prolongieren, Zinsrechnungen, Anrechnungen von mancherlei Schaden das Geld aus dem Beutel zu locken. Jüdische Zinsen sind daher zum Sprichwort geworden; auch ist oder war ihnen in vielen Staaten mehr Interessen [meist 6 — 8 Procent] als den Christen zu nehmen verstattet. Aus gleicher Ursache sind die Juden in Polen, Rußland und dem ganzen Orient die Zwischenhändler zwischen Kaufmann und Käufer, und jeder Große hat dort einen Juden zum Factor, der ihm alle Einkäufe besorgt und in allen Geschäften den Unterhändler macht. Aus Geldgier lieben sie den Staatspapierhandel und besonders die Zeitkäufe vor Allem, und deshalb sind sie gewiß bei

jeder Staatsanleihe intereſſirt. Im Glücksfalle haben ſie die Ausſicht auf ein großes Vermögen, während ſie, wenn die Operation mißlingt, an einem andern Orte von neuem ihr Geſchäft beginnen. Natürlich kommen die Juden durch ihr Schachergewerbe ſehr oft mit Dieben in Berührung, und die meiſten ſind, da ſie einen Chriſten zu betrügen ſich nicht zum Gewiſſen machen, offenbare Hehler derſelben, wenigſtens dürfte die Behauptung einiger Criminaliſten, daß unter den in Deutſchland lebenden Juden wenigſtens 10,000 Gehülfen und Hehler von Diebereien wären, nicht übertrieben ſeyn."

Daß es Zeit ſey, ernſtlicher als jemals an Abwendung des in dem Allen drohenden Uebels zu denken; daß die obſchwebende Gefahr, die unter dieſer Conſtellation mit jedem Jahre wächſt, ſchleunige Abhülfe fordere: dafür dürfte nach dem Obigen wohl Niemand erſt den Beweis fordern.

Aber wie iſt zu helfen? Wo liegt der Grund des Uebels? Welche Mittel können wir dagegen anwenden?

Wir können zunächſt nicht verhehlen, daß die Haupturſache des Uebels in den Chriſten ſelbſt ruhe. Schon dadurch, weil die Chriſten von den Juden nach Willkühr ſich brandſchatzen ließen, und durch ihren Leichtſinn und ihre Verſchwendung dem Wucher derſelben ein weites Feld öffneten. Wer nicht bei'm Juden borgt, dem kann er auch keine jüdiſchen Zinſen abnehmen. Der Jude erkannte aber bald genug unſere Thorheiten und benutzte ſie, er ſahe unſere Schwächen, und kam ihnen entgegen. Und da das Geſchäft einen glücklichen Anfang nahm, ſo wandte er ſich demſelben immer mehr mit Kopf und Herz zu; die Lehrjahre waren bald überſtanden, und die Geſellenwanderung führte zur Mei-

Verschaft; man machte sich eine seltene Uebung und Fertigkeit zu eigen, die Liebe zum Gelde und zu Geldgeschäften ward Zug des Nationalcharakters, und erbt sich mit dem fürchterlichsten Wuchergeist von Geschlecht zu Geschlecht fort. Fürwahr! eine merkwürdige Wahrnehmung, wie ein Volk einen ihm ursprünglich fremden Charakter annimmt! Den Nomaden und Ackertreibenden Völkern, unter welche die Juden in früher Zeit gehörten, ist Wuchergeist nicht eigen.

Aber dies Alles wird begreiflicher, wenn man nächst dem Leichtsinne und der Verschwendung der Europäer, auf der andern Seite auf die Behandlung sieht, die das unglückliche Volk erfahren mußte. Von der Zeit der Zerstörung ihrer Hauptstadt an, also ohngefähr von 70 Jahren nach Christus, bis ohngefähr vor 70 Jahren unserer Zeit lebten die Juden unter dem herabwürdigendsten Druck, unter der tiefsten Erniedrigung und der strengsten Absonderung von den übrigen Völkern. Als Constantin der Gr. das Christenthum zur Staatsreligion erhob, und die Christen nicht selbst mehr bedrängt und verfolgt wurden, wandten sie sich verfolgend gegen die Juden. Man glaubte Gott einen Dienst zu thun und sich der höchsten Stufen im Himmel zu versichern, wenn man die Mörder des Heilandes, wie man alle Juden betrachtete, ohne alle Erbarmung behandelte. Selbst die christl. Geistlichen traten unter Justinian den II. im nördlichen Griechenland als Verfolger der Juden auf, und wenn auch später wieder mildere Gesetze gegen sie gegeben wurden, so hoben dieselben doch Honorius, Arcadius und Justinian nach und nach wieder auf. Obgleich die Juden, die nicht an die Scholle Gebundnen, unter der Völkerwanderung weniger litten, als die Nationen, unter deren Druck sie lebten, so suchte doch ihr unseliges Geschick das hier Versäumte seit dem 7. Jahrh. richtig nachzu-

holen. Intoleranz und Religionsfanatismus der Christen erblickten in den Juden wo nicht gar die Urheber, doch die Ursache der über sie kommenden Landplagen: Wasserfluthen, Feuer, Pestilenz, Hagelwetter, Dürre, kurz alle öffentliche Calamitäten wurden den Juden aufgebürdet, und das Volk übte an ihnen alle mögliche Grausamkeiten. Eben so fürchterlich war der Bekehrungseifer, der sie in Spanien unter den Gothen und später unter den Franken mit Machtsprüchen zu Christen umschaffen wollte. Wer sich nicht taufen lassen wollte, wurde geplündert, gemißhandelt und aus dem Lande getrieben. Als Muhameds Versuche, die Juden mit Milde zum Islamismus zu bekehren, fehlschlugen, suchte er sie ebenfalls mit gewaffneter Hand in seinen Himmel zu führen. Die ganze Volkswuth der Christen jedoch wandte sich gegen die unglücklichen Nachkommen Abrahams erst nach dem Ende der Kreuzzüge. Denn gegen den Schluß des 10. Jahrh. fand der Gedanke Beifall: „Man möge doch, ehe man gen Palästina ziehe und das heilige Land erobere, erst die fluchwürdigen Nachkommen derer vertilgen, die den Heiland kreuzigten.“ Und bald mußten Brunnen, welche die Juden vergiftet, bald Christenkinder, die sie ermordet, bald Hostien, die sie durchbohrt haben sollten, die Veranlassung geben, Kreuzzüge daheim zu halten. Denn wenn auch die Fürsten dem rohen Fanatismus oft Grenzen setzten, so ließen sie demselben doch noch weit öfter freien Lauf, weil sie dadurch ihrer Zahlungspflicht an die Juden, die schon damals Mäckler waren, entledigt wurden. Ja man ließ, wie der König Johann von England, um auf gut türkisch Geld zu erpressen, die Juden selbst foltern, und die Geschichte erzählt, daß ein Jude, dem man 7 Zähne ausgeschlagen, den achten mit 1000 Mark löste.

So hart die Verfolgungen aber auch waren, welche um jene Zeit die Juden in Spanien unter Alfons III., in Frankreich unter Philipp August und Philipp V., in England unter Richard I. zu erdulden hatten, so stand ihnen doch der härteste Sturm in den Jahren 1348 und 49 bevor, wo sie durch Vergiftung der Brunnen die damals grassirende fürchterliche Pest, den schwarze Tod genannt, verursacht haben sollten, und wo man, wie noch niemals, mit Feuer und Schwerdt gegen sie wüthete, und sie aus allen Orten, wo ihnen noch Duldung widerfuhr, unerbittlich vertrieb, und sie zwang, nach Polen und Lithauen auszuwandern, wo ihnen zum Glück König Kasimir II. um seiner Geliebten, einer Jüdin, willen, eine Freistätte öffnete. Inzwischen war dies noch lange der letzte Sturm nicht. Kaum daß sie nach langen Leiden wieder festen Sitz in den Ländern, woraus sie vertrieben wurden, und selbst in Spanien genommen, als um's Jahr 1492 Ferdinand und Isabella in Spanien und auf ihren Antrieb auch Emanuel in Portugal die Juden verbannten, durch die Inquisition die heimlichen Anhänger des Mosaischen Gesetzes aufsuchten, und später die vom Judenthum zum christl. Glauben Uebergetretenen von allen öffentlichen Aemtern gesetzlich ausschlossen.

So geeignet das Verfahren der Christen gegen die Juden, die noch nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts in besondern, des Nachts verschlossenen Straßen wohnten, dem Staatsoberhaupte leibeigen waren, in Deutschland dem Kaiser jährlich 1 fl. rhein. Kopfgeld zahlten, des heil. römischen Reichs Kammerknechte hießen, und wo sie die Grenze eines Gebiets passirten, wie ein Stück Vieh den Judenschoß erlegen mußten, so geeignet dieses Verfahren gegen die Juden

ſchien, die unglückliche Nation ganz zu vertilgen: ſo brachte es, wie alle ähnliche Verfolgungen, gerade die entgegengeſetzte Wirkung hervor. Die Juden, ohnehin ihrem Nationalcharakter nach ein hartnäckiges, ſchwer zu beugendes Volk, wurden — Märtyrer ihres Glaubens; wie einſt im babyloniſchen Exil, ſo wurden ihre Meſſiashoffnungen immer um ſo größer und zuverſichtsvoller, je härter der Druck war, unter dem ſie ſchmachteten, und auch das 1650 gehaltene jüdiſche Concilium in Ungarn ſprach aus: daß der Meſſias noch nicht erſchienen, aber 1675 beſtimmt zu erwarten ſey.

Ohne Zweifel wären die Juden unter einer mildern Behandlung längſt mit den Chriſten zuſammengeſchmolzen; die zu ihrer Bekehrung angewandten heroiſchen Mittel dagegen wirkten einen unbezwinglichen Heroismus, deſſen Gefühl ſie ſelbſt über die fürchterlichſten Drangſale erhob. Dieſem Heroismus konnten ſie aber auch um ſo mehr treu bleiben, als alle und jede Verfolgungen, die ſie erfuhren, immer nur partial waren. Wenn ſie aus dem Occidente verbannt wurden, nahm ſie der Orient auf, wenn das eine Land ſie ausſtieß, öffnete ihnen das andere die Thore.

Inzwiſchen waren es auch gerade dieſe Umſtände, welche die Juden nicht blos unvermeidlich zu dem Schachergeſchäft leiteten, ja hindrängten, ſondern auch die in ihnen ſchlummernden Talente, für dieſen Zweig des merkantiliſchen Verkehrs zu einer ſolchen Fertigkeit ausbildeten, daß mit ihnen gewiſſermaſſen eine neue Epoche im Handel und Geldweſen anhebt. Aus ihrem Vaterlande unter fremde Völker, die ſie nicht einmal dem Namen nach kannten, hinausgeſtoßen, von dieſen Völkern verachtet, gehaßt, verfolgt, umſonſt in allen Himmelsgegenden nach einem neuen

Vaterland sich umsehend, dessen Boden sie bearbeiten, wo sie sich feste Sitze bauen könnten: Was blieb ihnen in dieser äußersten Bedrängniß übrig, als durch Handel und Schacher ihr Leben zu fristen. Dies war das einzige Rettungsbrett, das sie in der größten Gefahr unterzugehen, noch ergreifen konnten, und sie ergriffen es mit der Hast und Kraft, womit der dem Ertrinken Nahe, den Arm, der ihn retten will, umfaßt. Je länger der Druck anhielt, desto strenger waren sie an die Fortsetzung dieses Erwerbmittels gewiesen. Liegende Güter, Grund und Boden, Bürgerrechte konnten sie nicht erwerben; jeden Augenblick schwebten sie in Gefahr wieder unstät und flüchtig werden zu müssen. Welches andere Geschäft hätte ihnen angemessener seyn sollen, als gerade dieses durch einen sehr sichern Instinkt gewählte, welches sie in den Stand setzte, jeden Augenblick den Wanderstab ergreifen und ihre Habe mit sich nehmen zu können.

Die Noth war ihre Lehrmeisterin, und unter ihrer Strenge brachten sie es bald zu solcher Meisterschaft, daß sie, die vor wenig Jahrzehnten arm und hülfsbedürftig einwanderten, und obgleich eines festen Wohnsitzes entbehrend, doch bald zu Wohlhabenheit und Reichthum gelangten. Schon vor dem 7. Jahrhunderte waren die Juden den Großen durch ihre wohlberechneten, untrüglichen Finanzoperationen, so wie durch ihr Darlehen wichtig und unentbehrlich, und ohne Zweifel würden sie noch unendlich härtere Verfolgungen zu erdulden gehabt haben, wenn nicht ihr Geld oft ihnen Schutz gewesen wäre. Da sie indeß mit diesem Mittel, namentlich unter den Verfolgungen, welche 1318 unter Philipp V. in Frankreich über sie verhängt, und wo selbst den zum Christenthume übergetretenen Juden und ihren Kindern kraft

einer Ordonnanz von Basville d. 4. Apr. 1392 die noch geretteten Güter confiscirt wurden, nicht ausreichten, so machten die Leiden sie so erfinderisch, daß sie zur möglichst schnellen Wegschaffung ihres Vermögens die Wechsel erdachten.

Man wollte die Juden vertilgen, und machte sie zu Herren der Welt. Ohne die gegen sie verhängten Verfolgungen würden sie treue Unterthanen und Staatsbürger geworden seyn; durch diese Verfolgungen wurden sie Mäckler und Schacherer; durch diese Verfolgungen gelangten sie in allen Geldgeschäften zu einer Meisterschaft, die sie zu Gebietern über den vorhandenen Geldwerth erhub; durch diese Verfolgungen gelangten sie zum Besitz des goldnen Scepters, vor dem sich die Hohen eben so tief, als der Arbeiter mit dem Spaten beugen. — Hinc illae lacrimae! —

Zwar wurden im 15. Jahrhunderte und in der nachfolgenden Zeit mildere Grundsätze gegen Israels unglückliches Volk geltend. Die bisher gegen die Einwanderer genommenen Maaßregeln, das sahe man wohl, hatten nicht zum Zweck geführt; dieser Zweck selbst ward als ein unpolitischer, unchristlicher, mit Schmach gebrandmarkter erkannt und verabscheut. Die Vertreibung der Juden in Bayern 1454, in Kölln und Marburg 1509 war bei weitem nicht so hart und grausam als irgend eine der frühern. Dagegen wurden die Juden in Venedig, Rom, Piemont, Toskana, später in Braunschweig unter Herzog Heinr. Julius, in Hamburg und Altona, in Brandenburg und Ungarn geduldet. Ihre Menschheitsrechte jedoch wurden erst im 18. Jahrh. völlig, wenigstens in theoria anerkannt. 1753 wurden sie in England zur Naturalisation fähig erklärt. Joseph II. machte die Reformation derselben zu seinem besondern Augenmerk, und zu Prag und Camberg

entstanden jüdische Academien. In der französischen Revolution erhielten sie Bürgerrechte, die jedoch später nur auf diejenigen, welche ein nützliches Gewerbe trieben, eingeschränkt wurden. In Westphalen ward ein jüdisches Consistorium eingesetzt; in Preußen erhielten die Juden 1811 das Bürgerrecht; in Rußland wurden 1817 den Juden, welche das Christenthum annehmen wollten, große Vortheile und Rechte zugesichert. Und das letzte Decennium charakterisirt sich durch die uneigennützigsten Versuche, dieses Volk durch eine religiös-sittliche Verbesserung seines ganzen Zustandes empor zu heben.

Daß die Juden gar wohl fähig sind, auch außer ihrem Schachergeschäft etwas Bedeutendes zu leisten, daß es ihnen weder an Anlagen zum Gewerbfleiß, noch Talenten zu Wissenschaft und Kunst fehle, dafür bürgt nicht blos ihre frühere Geschichte bis zum Untergang ihres Staates, das bezeugen uns auch mehrfache glückliche Versuche zu ihrer Versittlichung und Naturalisation in der letzten Zeit. Mit glücklichem Erfolg haben in der Ukraine und anderwärts Judencolonien sich auf den Ackerbau gelegt, und Moses Mendelsohn, Spinoza, Moses Kuh, Friedländer ꝛc. glänzen als helle Sterne am Himmel unserer Wissenschaft. Mit wahrem innern Beruf wandten sich Michel Beer der Dichtkunst, Mayer Beer und Moscheles der Musik zu.

Allein unter dem langen und fürchterlichen Druck, der auf diesem Volke lastete, war es nur zu tief in seinen Talmudismus versunken, die Neigung und Vorliebe zu Geldgeschäften hatte zu feste Wurzeln geschlagen, wir möchten sagen, war zu sehr zum Instinkt geworden, als daß es so leicht zu einem andern, zwar ruhigern, aber für die alte Gewöhnung mühevolleren und weniger lohnenden Geschäfte hätte gewonnen werden können.

Daher trug die Milde, mit der sie seit dem 15. Jahrh. behandelt wurden, oft weit entfernt, sie zu nützlichen Staatsbürgern umzuschaffen, nur dazu bei, ihnen das Schachergeschäft, das sie nun desto freier treiben konnten, um so theurer zu machen, je glücklicher dasselbe unter den veränderten Umständen von Statten ging, je reichlichere Procente es ihnen eintrug. Daher wiesen sie die Einladungen der Regierungen, sich dem Ackerbau und den Handwerken zu widmen, im Allgemeinen, undankbar von sich, oder wählten nur solche Gewerbe oder Künste, die, wie z. B. die Goldarbeiter mit ihren Geldgeschäften in naher Verbindung standen. Der Jude hatte die Geldgeschäfte zu lieb gewonnen, als daß er seine Mäckeleien so leichten Kaufs aufgeben sollte. Und wer die Hand immer im Gelde hat, wird immer auch in Besitz von des größten Merkantilischen Vortheils seyn. Mit einem Worte, die Lage der Dinge, unter der die Juden seit mehr als 1000 Jahren lebten, war so beschaffen, daß, wären die Juden auch keine Juden gewesen, sie zu Juden hätten gemacht werden müssen. Alles griff zusammen. Eins wirkte zum Andern, um sie zu Schacherern zu machen.

Von selbst ergeben sich aus dieser geschichtlichen Darstellung der Genesis des Uebels, von dem wir hier reden, die Mittel, die wir anwenden können, um dieselben erst zu beschränken, und später ganz zu heben.

Durch Maßregeln der Verfolgung kann sich unser Jahrhundert nicht mehr brandmarken wollen; — Gott sey Dank! daß ein solches Verfahren nicht einmal zu denken seyn kann.

Die Mittel, die uns daher zu Gebote stehen, sind keine andern, als Civilisation und Naturalisation. Zwar haben wir erst vorhin bemerklich gemacht, wie die bisher gegen die Juden angewandte Milde bisher ebenfalls nicht zum Ziel geführt. Allein

dieſe Verſuche mußten ſchon darum für den Anfang großen Theils fehlſchlagen, weil der frühere Druck dieſes Volk für die Annahme der ihnen gemachten Anerbietungen unempfänglich, und ihm das immer einträglicher werdende Schachergeſchäft ſo lieb gemacht hatte, daß es nicht geneigt ſeyn konnte, daſſelbe ſo leichten Kaufs aufzugeben.

Die Reformationsverſuche kränkelten an Halbheit und Unſicherheit, am Mangel beharrlicher Ausführung und ſtrenger Vollziehung der unentbehrlichen Bedingungen, daß ſelbſt unter günſtigern Umſtänden wenig Heil zu hoffen geweſen wäre.

Freilich kann nicht zu vorſchnell geſchritten, vielmehr muß die Mehrheit der Juden erſt zu einer höhern Stufe der Sittlichkeit emporgehoben werden.

Allein, mit ſo großem Geräuſch auch das gerühmt zu werden pflegt, was neuerlich für dieſen Zweck geſchehen, ſo beurkundet doch gerade das Aufſehen, das man dabei macht, daß im Ganzen noch Wenig geſchehen iſt. Aus den alten Schacherjuden, die unter uns leben, wird man ohne ein ganzes Wunder zwar einmal keine nützlichen Staatsbürger machen. Wer mag einen Mohren weiß waſchen! furca expellas naturam! Hier kann nur eine verſtändige Geſetzgebung, eine umſichtige Polizei das vorhandene Uebel beſchränken und mindern. Deſto mehr aber werden unſere Regierungen ausrichten, wenn ſich dieſelben der Erziehung der ſehr zahlreichen Kinder jüdiſcher Eltern, die keine Heirathsgeſetze von der Ehe zurückhalten, mit ganzer Sorgfalt annimmt und dahin ſieht, daß derſelbe nicht mehr wie bisher auf Hebräiſch-Leſen und gedankenloſes Auswendiglernen der Bücher Moſis oder gar des Talmud beſchränkt wird. Zur reinen, einen gerechten Gott über Alles verehrenden Religion Moſis müſſen die Juden zurückgeführt werden, die Thorheiten und den Unſinn der Miſchna und des Talmud müſſen ſie erſt aufgeben. Alles, außer Gewaltmaßregeln,

muß angewandt werden, um jüdiſche Eltern dazu zu bewegen, daß ſie ihre Kinder Gewerbe, Künſte und Ackerbau ergreifen laſſen. Der Beſitz eines eignen Grundes und Bodens feſſelt den Menſchen an einen beſtimmten Ort, erzeugt Vaterlandsliebe. Darum muß Alles aufgeboten werden, um die Urſachen des Widerwillens zwiſchen Juden und Chriſten zu tilgen. Darum muß den Juden freier Zutritt zu den Gewerben geſtattet ſeyn, ſie müſſen — einen glücklichen Verſuch hat bereits Frankreich zur Zeit der Republik gemacht — zum Kriegsdienſt gezogen, und zur Befähigung für öffentliche Aemter vorbereitet werden.

Daß bei aller Anhänglichkeit der Juden an ihren durch erdichtete Tradition entſtellten Moſaismus und aller ihnen eigenthümlichen, zum vorherrſchendſten National-Charakterzug gewordenen Vorliebe zum Schachern, ſelbſt die halben Verſuche zur Reformation der Juden nicht ganz fruchtlos geweſen, dafür liegen, wenn man von denſelben nicht mehr erwartet, als ſie wirklich bewirken konnten, doch die Thatbeweiſe klar vor Augen. Obgleich in Deutſchland noch weniger für ſie geſchahe, als anderwärts, ſo haben doch auch hier die Juden ſeit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wirklich erfreuliche Fortſchritte zum Beſſern gemacht. Die wohlhabendern jüdiſchen Familien z. B. in Berlin, Hamburg, Prag, Frankfurt, Deſſau, Caſſel ꝛc. ſtreben ſichtbar nach einer höhern Humanitätsbildung. Warum will man zweifeln: ob durchgreifendere, allgemeinere und nachhaltigere zweckmäßige Verſuche zu ihrer Verſittlichung und Naturaliſation mit der Zeit erfreuliche Früchte bringen würden? — Aber vorausgehen müſſen die Verbeſſerungen, factiſch müſſen ſie ſich erſt erweiſen. Die völlige Gleichſtellung muß die Folge, die Belohnung der Befähigung ſeyn. Wer zum Voraus an das Ziel geſtellt würde, giebt ſich keine Mühe mehr, den Weg dahin, die Bahn zur Ehre, durchzumachen.

III.

Miscellen.

Morrison.

Von

Prediger Frege in Berlin.

Der als erster protestantischer Missionär in China rühmlichst bekannte, und durch seine Uebersetzung der heiligen Schrift in die chinesische Sprache weitberühmte Dr. Morrison wirkt nicht mehr auf dieser Erde durch Wort und Beispiel; am ersten August 1831 rief Gott den treuen Arbeiter zu neuem, belohnenden Werk in dem himmlischen Weinberge.

Der Bericht über das Jahresfest der bischöflichen Missionsgesellschaft in Exeter Hall hat Morrisons Erwähnung thun müssen — vergl. Rheinwald's Repertorium X. Band, Heft 1, Seite 61 — wir fühlen uns verpflichtet, einige, wenn auch nur ganz kurze Notizen aus seinem Leben hier mitzutheilen.

Zu Morpeth in Northumberland wurde Robert Morrison am 5ten Januar 1782 seinen armen, aber fleißigen und frommen Eltern geboren, welche mehrere Jahre hernach ihren bisherigen Wohnort mit Newcastle, der bedeutendsten Stadt ihrer Landschaft, vertauschten. Hier erhielt der heranwachsende Knabe, neben den Hülfsleistungen, zu welchen die ärmliche Lage

seines Vaters, eines Leistenschnitzers, ihn aufforderte, und denen er sich mit Fleiß und Geschick unterzog, seine erste Bildung. In dem frommen Herzen, genährt durch das Beispiel häuslicher Frömmigkeit, fand dieselbe einen guten Grund; des Geistes Same, von Gott gesäet, keimte herrlich empor, und während Morrison das kalte Holz zu formen beschäftigt war, arbeitete der Geist an der Bildung des für die Lehre Jesu Christi erwärmten Herzens. Fast vollkommen Autodidakt bis zu seinem neunzehnten Jahre, erlernte er vom Jahre 1801 an die Grundsprachen der Bibel, und beschäftigte sich mit den theologischen Studien so erfolgreich, daß er schon nach zwei Jahren Highbury College, das Independenten-Seminar, beziehen konnte. Der Drang, das Evangelium den Heiden zu verkündigen, welchen er schon immer in seinem Inneren gefühlt hatte, trat hier immer stärker hervor, ihm folgend, bot er seine Dienste der Londoner Missionsgesellschaft an, und wurde noch im Jahre 1804 Mitglied des Missions-Seminars in Gosport. Hier, unter den Augen des ehrwürdigen Dr. Bogue, erlernte er, von einem geborenen Chinesen unterrichtet, die chinesische Sprache, beschäftigte sich aber auch eifrig mit der Medicin und Chirurgie, um in geistiger und leiblicher Hinsicht den Völkern, zu denen ihn Gott senden würde, ein Arzt und Helfer zu seyn. Nach einer beinahe dreijährigen, erfolgreichen Vorbereitung wurde er im Jahre 1807, drei Tage nach seinem Geburtstage, zum Missionär öffentlich ordinirt, und betrat als solcher, und zwar als der erste, den die Protestanten jenen heidnischen Völkern sendeten, am 4ten September, dem Tage Mosis nach kirchlichem Calender, den chinesischen Boden zu Canton, um unter Gottes gnädigem Beistande den Bewohnern jenes ausgebreiteten Reichs ein anderer Moses zu werden, der ihnen mit den Tafeln des göttl. Gesetzes zugleich den Geist des Evangeliums bringen sollte. Hier angelangt, war seine erste äußerliche Sorge, sich in der Landes-

sprache zu vervollkommnen, und seine Bemühungen wurden mit dem besten Erfolge gekrönt; denn nach Verlauf von etwa zwei Jahren hatte er eine solche Kenntniß dieser überaus schwierigen Sprache sich erworben, daß ihm eine Dolmetscher-Stelle bei der Faktorei der ostindischen Compagnie angeboten wurde, die er auch annahm, weil sein die äußeren Verhältnisse richtig auffassender Blick ihn bereits belehrt hatte, daß auf die Chinesen zunächst mehr durch Schriften, als durch die mündliche Predigt zu wirken sey. Seine Stellung führte ihn zu einem immer gründlicheren Studium des Chinesischen, er begann die Uebersetzung des neuen Testaments, welche er im September 1813 schon vollendet hatte, und die in 11000 Exemplaren verbreitet wurde. Zugleich bearbeitete er die Grammatik der chinesischen Sprache, welche Bearbeitung er schon im Jahre 1811 dem Lord Minto, damaligem Gouverneur von Bengalen, überreichte, der ihren Druck auf Kosten der Regierung veranlaßte. Morrisons Grammatik wurde 1815 in der Missionspresse zu Serampore gedruckt, nachdem ein Jahr früher auf Kosten der ostindischen Compagnie der Druck der drei voluminösen Quartbände des chinesisch-englischen Wörterbuchs zu Macao begonnen hatte, dessen Vollendung nach neun Jahren als ein bleibendes Denkmal für Morrisons Gelehrsamkeit und ausdauerndem Eifer von allen angestaunt und dankbar bewundert wurde, denen es um die Kenntniß der chinesischen Sprache zu thun ist. Neben diesen wissenschaftlichen Arbeiten, durch welche er das Werk des Herrn mittelbar förderte, erkaltete sein Eifer nicht, für das Wohl der Seelen unmittelbar, durch Predigt und Beispiel zu sorgen; er lehrte und taufte, wie Christus seinen Jüngern es befohlen hat, und Tsae-a Ko war der erste, den er im Jahre 1814 taufte.

Seine Reise nach Peking, die er 1816 mit der Gesandtschaft dahin unternahm, hat er selbst beschrieben, er bewährte seine erkannte Tüchtigkeit auch bei dieser

Sendung. So erwarb er sich überall Verdienste, welche die Universität Glasgow dadurch anerkennen zu müssen glaubte, daß sie ihm 1818 die Würde eines Doctors der Theologie ertheilte, welcher Ehre er auch dadurch sich würdig zeigte, daß er in demselben Jahre das englisch-chinesische Seminar zu Malacca gründete, und ein Jahr darauf, im Verein mit Dr. Milne, die Uebersetzung des alten Testaments vollendete, so daß er mit diesem Jahre ein vollendeter Doctor der heiligen Schrift für die Chinesen wurde.

1823 verließ er das Land seiner Wirksamkeit, in welchem er auch das Grab seiner Gattin hatte sehen müssen, auf einige Zeit, kam nach England, gründete, in Verbindung mit Prof. Lee und Herrn Townley, das großartige Sprach-Institut zum Unterricht für Missionäre, wo die Herrn Dyer, Smith, Tomlin und Miß Newell, die nachmalige Gattin unsers Gützlaff von ihm unterrichtet wurden, und kehrte 1826 nach China zurück, nachdem er sich in England zum zweiten Male verheirathet hatte. Noch neun Jahre wirkte er hier mit unermüdlichem Eifer, war Zeuge des Erfolgs, mit welchem fünf seiner Schüler, geborene Chinesen, ihrem Volke das Heil verkündigten, redigirte eine von den portugiesischen Katholiken zu Macao unterdrückte religiöse Zeitschrift, und leitete die Arbeiten für den Druck religiöser Lehrschriften. In einem Briefe vom 6ten December 1833 giebt er selbst an, daß, außer der Bibel und dem Wörterbuche, 60000 Bogen meist biblische Stücke enthaltende Traktate und 10000 Exemplare eines kleinen Liederbuchs unter seiner Leitung gedruckt seyen, und daß die Verbreitung der heiligen Schriften mit großem Eifer und glücklichem Erfolg von einem seiner Schüler, Afa, unternommen werde. Morrison starb, nach einer siebenundzwanzigjährigen, segensreichen Wirksamkeit, unerwartet und sanft am 1sten August 1834. Sein Andenken wird gesegnet bleiben, und Segen wird auch ruhen auf seiner Wittwe, die,

mit fünf unmündigen Kindern, die Nachricht von dem Tode des Gatten in England empfing, und den Entschlafenen im Vaterlande betrauert.

Der ungerechte Haushalter.

Luc. 16, 1—13.

(Erklärt für die Schule.)

1.

Die Erzählungen vom verlornen Schaafe, vom verlornen Groschen, vom verlornen Sohne, welche der Erzählung vom ungerechten Haushalter unmittelbar vorhergehen, hatte der Erlöser zu seiner Rechtfertigung auf den ihm gemachten Vorwurf, daß er Sünder annehme und mit ihnen esse, gesprochen, zu den Pharisäern und Schriftgelehrten gewandt, von wo der Vorwurf kam. 15, 1. 2. Die Jünger waren gegenwärtig, und die Belehrung, zunächst für Pharisäer und Schriftgelehrte berechnet, war auch zugleich eine Belehrung für die Jünger. Belehrend zu reden fährt der Erlöser fort — er sprach auch d. i. ferner, noch — zu den Jüngern, wobei nicht zu übersehen ist, daß die Pharisäer gegenwärtig sind, die in der Geschichte vom ungerechten Haushalter sich getroffen fühlen und des Erlösers dieserhalb spotten. 15, 14. Beim Lesen darf nach dieser Auffassung der Ton nicht auf das Wort Jünger gelegt werden, wie wenn sie gerade der Belehrung bedurft hätten, die in dem zunächst Folgenden enthalten ist: vielmehr ist das Wort auch zu betonen, womit auch der Satz hätte angefangen werden können: auch (ferner) sprach er zu seinen Jüngern.

Ein reicher Mann hatte einen Haushalter d. i. Verwalter. Er verwaltet Güter, die jenem gehörten, hatte zugleich auch die Einnahme der Pachtgefälle, die

an den Gutsherrn zu entrichten waren, und in Oel und Waizen beſtanden. V. 6. 7. (vergl. Matth. 21, 33 sqq.). Der Haushalter verwaltet die Güter des Herrn ſchlecht; er bringt ſie um d. i. er verſchwendet, was dem Herrn gehört. Sich ſelbſt hatte er auf Koſten des Herrn nicht bereichert, denn im Beſitz von Reichthümern würden Gedanken, wie nach V. 3. in dem Haushalter aufſteigen, nicht in ihm gekommen ſeyn: aber beſſer gelebt im Eſſen und Trinken mochte er haben auf Rechnung ſeines Herrn, als ſich's ihm geziemte. Er hatte den Herrn ärmer gemacht, ohne ſich bereichert zu haben. Das Gerücht davon kam zu den Ohren des Herrn durch Menſchen, die ihn bei dem Herrn anklagten. So war der Haushalter in einen übeln Ruf gekommen, er ward berüchtigt: denn berüchtigt wird nur von demjenigen geſagt, das einen übeln Ruf hat.

2.

Der Herr des Haushalters wird durchweg in dieſer Erzählung (V. 8.) als ein verſtändiger Mann geſchildert. Als einen ſolchen zeigt er ſich auch in dem, wie er handelt, nachdem der Haushalter bei ihm der ſchlechten waltung der ihm anvertrauten Güter angeklagt iſt. Wie wenig oft von dem wahr iſt, was Andere Nachtheiliges über Jemanden ausſprechen, wie die Gerechtigkeit fordert, erſt beide Theile anzuhören, damit man nicht einſeitig urtheile und handle — das bedenkt der Herr, und dem gemäß thut er auch. Dreierlei macht er dem Haushalter, den er zu ſich fordert, bemerklich: erſtens ſagt er ihm, was er Uebles von ihm gehört: wie höre ich das (nämlich daß du mir meine Güter umbringſt) von dir? Zweitens macht er ihm bemerklich, daß er ſich vor dem Herrn zu rechtfertigen, zu reinigen habe. Thue Rechnung von deinem Haushalten. Der Haushalter ſoll alſo über Einnahme und Ausgabe genügende Auskunft geben, die Bücher ihm vorlegen, die er hierüber geführt. Drittens ſetzt er hinzu, daß es ſich ereignen könne, daß er nicht ferner Haushalter bleibe.

Du kannst d. i. du wirst wohl nicht mehr können, tüchtig, würdig befunden werden, Haushalter zu seyn.

3.

Der Haushalter, der unrechtlichen Verwaltung der Güter des Herrn sich bewußt, sieht ein, daß er seines Amtes werde entsetzt werden. Er überlegt, was in Rücksicht auf diesen ohne Zweifel eintretenden Fall zu thun sey. Zweierlei verwirft er: das Eine ist graben, das Andere ist betteln. Graben mag d. i. vermag, kann ich nicht, dazu fehlen mir die Kräfte; zu betteln schäme ich mich, dazu bin ich zu vornehm.

4.

Die Ueberlegung wird fortgesetzt. Endlich ist ein Ausweg gefunden. Ich weiß wohl, was ich thun will ꝛc. Er denkt, es nun schon so einzurichten, daß er, wenn auch amtlos, doch nicht brodlos werde. Sie sollen mich schon in ihre Häuser aufnehmen, mir Wohnung und Unterhalt geben. Bei dem Lesen ist nach dem dritten Verse eine längere Pause zu machen, als gewöhnlich bei einem Punkt geschieht, um einigermaaßen die Ueberlegung auszudrücken, die vorangegangen ist, ehe der Ausweg gefunden war.

5.

Der Plan des Haushalters ist, denjenigen, die dem Gutsherrn jährlich einen Pacht in Naturalien zu entrichten haben, eine Güte zu erweisen, wodurch sie zur Dankbarkeit sich erweckt fühlen würden. Er läßt die Schuldner des Herrn zu sich kommen.

6.

Zwei Schuldner erscheinen vor dem Haushalter. Der erste ist verpflichtet, dem Gutsherrn hundert Tonnen Oel als Pachtabgabe zu entrichten. Der Herr besaß Oelgärten, Gärten, in welchen Oelbäume wuchsen; die Frucht dieser Bäume heißt Olive. Außer in Palästina wächst dieser Baum in Syrien, dem nördlichen Africa, Griechenland, Italien, dem südlichen Frankreich, Portugal und Spanien. Diesem Schuldner wird

die Pachtabgabe verringert; ein neuer Brief, Pachtbrief, wird ausgefertiget, und in demselben werden als Pachtabgabe nur 50 Tonnen angesetzt. Es wird zwar nicht ausdrücklich gesagt, daß ein neuer Brief verfertiget sey, allein es ist doch dieß wahrscheinlich, da eine Veränderung in den Zahlen in dem alten Briefe bei dem Herrn leicht einen Verdacht hätte erregen können. Nimm deinen Brief, nimm ihn zurück, den alten Pachtbrief.

7.

Gleich dem ersten Schuldner ist auch der zweite schlecht genug, eine Güte, die auf dem Wege der Unrechtlichkeit angeboten wurde, anzunehmen.

8.

Der Sinn dieser und der nächstfolgenden Verse und die Verbindung dieser Verse wird sehr verschieden angegeben. Da die Bearbeitung dieses biblischen Abschnittes nur für Schullehrer bestimmt ist, so würde es nicht zweckmäßig seyn, die verschiedenen Erklärungen aufzuführen: ich beschränke mich demnach nur darauf, anzugeben, wie mir diese Stelle scheint aufgefaßt werden zu müssen. Findet ein Schullehrer irgendwo eine andere Erklärung, so möge er prüfen und die wählen, die ihm am meisten zusagt.

Die Worte dieses Verses fasse ich als ironisch gesprochen auf d. i. sie sagen gerade das Gegentheil von dem, was sie zu sagen scheinen. So bedient sich ja jeder Lehrer auch dann und wann der Ironie z. B. wenn er zu einem Kinde, das einen Spruch der Schrift schlecht auswendig gelernt hat, sagt: du hast den Spruch aber gut auswendig gelernt. An dem Tone, in welchem wir die Worte aussprechen, kann leicht die Ironie erkannt werden: der, welcher die Worte hört, hat demnach vor dem, welcher sie liest, den großen Vortheil voraus, daß er nicht wohl darin lernen kann, wie sie genommen werden müssen. Auch sonst kommt in der Schrift Ironie vor. Vergl. Hiob 12, 2. Hiob, im

diese Versuche mußten schon darum für den Anfang großen Theils fehlschlagen, weil der frühere Druck dieses Volk für die Annahme der ihnen gemachten Anerbietungen unempfänglich, und ihm das immer einträglicher werdende Schachergeschäft so lieb gemacht hatte, daß es nicht geneigt seyn konnte, dasselbe so leichten Kaufs aufzugeben.

Die Reformationsversuche kränkelten an Halbheit und Unsicherheit, am Mangel beharrlicher Ausführung und strenger Vollziehung der unentbehrlichen Bedingungen, daß selbst unter günstigern Umständen wenig Heil zu hoffen gewesen wäre.

Freilich kann nicht zu vorschnell geschritten, vielmehr muß die Mehrheit der Juden erst zu einer höhern Stufe der Sittlichkeit emporgehoben werden.

Allein, mit so großem Geräusch auch das gerühmt zu werden pflegt, was neuerlich für diesen Zweck geschehen, so beurkundet doch gerade das Aufsehen, das man dabei macht, daß im Ganzen noch Wenig geschehen ist. Aus den alten Schacherjuden, die unter uns leben, wird man ohne ein ganzes Wunder zwar einmal keine nützlichen Staatsbürger machen. Wer mag einen Mohren weiß waschen! furca expellas naturam! Hier kann nur eine verständige Gesetzgebung, eine umsichtige Polizei das vorhandene Uebel beschränken und mindern. Desto mehr aber werden unsere Regierungen ausrichten, wenn sich dieselben der Erziehung der sehr zahlreichen Kinder jüdischer Eltern, die keine Heirathsgesetze von der Ehe zurückhalten, mit ganzer Sorgfalt annimmt und dahin sieht, daß derselbe nicht mehr wie bisher auf Hebräisch-Lesen und gedankenloses Auswendiglernen der Bücher Mosis oder gar des Talmud beschränkt wird. Zur reinen, einen gerechten Gott über Alles verehrenden Religion Mosis müssen die Juden zurückgeführt werden, die Thorheiten und den Unsinn der Mischna und des Talmud müssen sie erst aufgeben. Alles, außer Gewaltmaßregeln,

muß angewandt werden, um jüdiſche Eltern dazu zu bewegen, daß ſie ihre Kinder Gewerbe, Künſte und Ackerbau ergreifen laſſen. Der Beſitz eines eignen Grundes und Bodens feſſelt den Menſchen an einen beſtimmten Ort, erzeugt Vaterlandsliebe. Darum muß Alles aufgeboten werden, um die Urſachen des Widerwillens zwiſchen Juden und Chriſten zu tilgen. Darum muß den Juden freier Zutritt zu den Gewerben geſtattet ſeyn, ſie müſſen — einen glücklichen Verſuch hat bereits Frankreich zur Zeit der Republik gemacht — zum Kriegsdienſt gezogen, und zur Befähigung für öffentliche Aemter vorbereitet werden.

Daß bei aller Anhänglichkeit der Juden an ihren durch erdichtete Tradition entſtellten Moſaismus und aller ihnen eigenthümlichen, zum vorherrſchendſten National-Charakterzug gewordenen Vorliebe zum Schachern, ſelbſt die halben Verſuche zur Reformation der Juden nicht ganz fruchtlos geweſen, dafür liegen, wenn man von denſelben nicht mehr erwartet, als ſie wirklich bewirken konnten, doch die Thatbeweiſe klar vor Augen. Obgleich in Deutſchland noch weniger für ſie geſchahe, als anderwärts, ſo haben doch auch hier die Juden ſeit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wirklich erfreuliche Fortſchritte zum Beſſern gemacht. Die wohlhabendern jüdiſchen Familien z. B. in Berlin, Hamburg, Prag, Frankfurt, Deſſau, Caſſel ꝛc. ſtreben ſichtbar nach einer höhern Humanitätsbildung. Warum will man zweifeln: ob durchgreifendere, allgemeinere und nachhaltigere zweckmäßige Verſuche zu ihrer Verſittlichung und Naturaliſation mit der Zeit erfreuliche Früchte bringen würden? — Aber vorausgehen müſſen die Verbeſſerungen, factiſch müſſen ſie ſich erſt erweiſen. Die völlige Gleichſtellung muß die Folge, die Belohnung der Befähigung ſeyn. Wer zum Voraus an das Ziel geſtellt würde, giebt ſich keine Mühe mehr, den Weg dahin, die Bahn zur Ehre, durchzumachen.

herab die Treue, Rechtlichkeit bei irdiſchen Gütern ſich erſtrecken ſoll. Umfang der Treue.

11—13.

In dieſen Verſen wird angegeben, warum dieſe Treue in irdiſchen Dingen von dem Erlöſer gefordert werde. Grund der Forderung der Treue. Wer bei irdiſchen Gütern nicht treu beweiſet, dem können keine himmliſche Güter anvertraut werden. Man kann dem, der in dem ungerechten Mammon (V. 9.), in dem Fremden, (was ihm nicht gehört) nicht treu iſt, das Wahrhaftige, das Himmliſche, Ewige, das, was ihm iſt, was ihm gehört, nicht anvertrauen: denn er würde ja gar nicht geneigt ſeyn, ſich hiermit zu befaſſen, oder wenn dieß geſchähe, würde er nur einen Mißbrauch davon machen. In menſchlichen Verhältniſſen kann kein Hausknecht zweien Herren dienen, die nämlich eine abweichende Denkart haben — ſo nun auch kann Niemand Gott ſammt dem Mammon dienen. Ein Anderes ſchreibt Gott vor, ein Anderes der Mammon (als Perſon gedacht, vergl. Philipp. 3, 19.), ſo daß der Menſch nicht beiden zugleich genügen kann. Wer alſo im Dienſt des Mammon ſteht, kann nicht zugleich im Dienſt Gottes ſtehen: er wird ſich Unrechtlichkeiten erlauben, die der Mammon ihm nicht verbietet, und hat für das Wahrhaftige, dem Menſchen Gehörende, keinen Sinn, das der bekommt, der im Dienſte Gottes ſteht.

Lehren.

1) Der Haushalter verwaltet die Güter ſeines Herrn ſchlecht. Die Tugend der Gerechtigkeit, nach welcher man Jedem geben ſoll, was ihm zukommt, und laſſen ſoll, was ihm gehört (Abſch. VII, 212.), beweiſet er ſeinem Herrn nicht. — Kinder! ihr kommt wohl, der eine und der andere unter euch auch in den Dienſt anderer Menſchen, wenn ihr die Schule verlaſſen habt. Macht's da nicht, wie der Haushalter! ſein Beiſpiel

ſey euch ein warnendes! beweiſet euch gerecht gegen eure Herrſchaft! entziehet ihr nicht, was ihr gehört, nicht den Pfennig, denn ihr in dem Winkel der Stube findet! leiſtet der Herrſchaft, was ſie von euch fordern kann, ſo vollkommen, wie wenn ihr eure eignen Angelegenheiten betreibet. (Abſch. VII, 212. 330.)

2) Die, welche dem Herrn ſchuldig waren, laſſen ſich durch einen unrechtmäßigen Vortheil, der ihnen von dem Haushalter zu Theil ward, für dieſen gewinnen. Sie ſind ihm in einer ſchlechten Sache förderlich. — Kinder! macht's nicht ſo! eine unrechtmäßige Sache befördert nicht! ſprecht: ich ſtehe im Dienſte Gottes, der gerecht iſt und Gerechtigkeit lieb hat (Abſch. VII, 238.), und darum will ich nur für dasjenige meine Kräfte hergeben, was gut und recht iſt; Freund und Beförderer des Guten und Rechten nur will ich auf Erden ſeyn. (Abſch. VII, 98. zweite Bitte und die Umſchreibung dazu.)

Hitfeld.

Ballauf, Paſtor.

Nachſchrift: Obgleich vorſtehender Aufſatz für den Hannoverſchen Schulfreund beſtimmt war: ſo durfte es auch den Leſern der Annalen angenehm ſeyn, die Anſicht des Herrn Verf. über eine Stelle des N. T. zu erfahren, an welcher ſich ſchon Viele verſucht haben.

Hameln.

Schläger.

Die Erziehung der Menſchheit findet ihren höchſten Gipfel im Chriſtenthum.

Das Chriſtenthum iſt der Strahlenpunkt in der Geſchichte der Menſchenwelt, in welchem ſich das Räthſel unſerer Beſtimmung aufſchließt, und hiermit zugleich die Erziehung ihr Licht erhält. Der Grund dieſer Ueberzeugung iſt nur Einer, ſo wie jede Wahrheit nur ihren Einen Grund hat, welcher gewiß macht.

Dieser ist hier die göttliche Waltung in der Geschichte der Menschheit, in dem Christenthume als das Reich Gottes geoffenbart. Wer einmal das Christenthum kennt, und nur der kennt es, der in demselben steht, bedarf keines Beweises für unsere Behauptung. Denn das Heil, das er in sich erfahren hat, giebt ihm zugleich die Versicherung, daß es für die ganze Menschheit bestimmt ist, und daß es zur Verherrlichung derselben im Verlauf der Zeiten wirken werde. Ihm sagt das ein heiliges Wort und der Geist, welcher in diesem Worte unmittelbar zu ihm spricht. Für ihn haben wir hier nichts weiter zu sagen. Aber so viele, welche draußen stehen, selbst auch solche, die diese Religion noch nicht so ganz kennen, welche sie z. B. noch mit irgend einem theologischen System oder mit Frömmelei verwechseln, oder welche überhaupt meinen, Religion sey so etwas wie mehrere Dinge, die man mit gewissen Gefühlen oder Handlungen von Zeit zu Zeit abthut, diese bedürfen der Hinweisung auf den Punkt, aus welchem sie urtheilen können. Dieser Punkt ist das, worin sie schon äußerlich in dem Christenthum das wichtigste Bildungsmittel erkennen müssen. Es sind folgende Momente:

1) Daß erst durch die christliche Religion die Familie in ihre Heiligkeit eingesetzt, daß Mann, Weib und Kind durch sie zuerst in ihren göttlichen Rechten anerkannt worden, ist historische Thatsache. Nun ist aber die wahre Erziehung nur möglich, wenn die Familie in ihrer Würde besteht. Also ist erst durch die christliche Religion die Erziehung, wie sie seyn soll, die wahre Idee derselben in das Leben getreten. Wir wollen damit keineswegs sagen, daß nicht hier, da und dort in der außerchristlichen Welt ein schönes Familienleben, und gute Erziehung vorgekommen sey, ja wir haben sie besonders den Israeliten zugestehen müssen, allein sie war damit noch nicht unter die Völker eingeführt, sie war noch nicht in ihrem Werth und ihrer Noth-

wendigkeit anerkannt worden. - Auch unſere alten Deutſchen dürfen wir wegen ihres häuslichen Lebens ehren, wodurch ſie ſich vor vielen Völkern auszeichneten und für das Chriſtenthum ſchon mehr vorbereitet waren; wir werden jedoch jene Rohheit bei ihnen, die uns die Geſchichte zeigt, tief genug unter der chriſtlichen Bildung finden.

2) Daß die chriſtliche Religion die Religion der Liebe ſey, iſt ebenfalls anerkannt und ſteht als Thatſache in der Geſchichte. In ihr iſt die Liebe erſchienen, wie ſie nie den Sterblichen kund geworden Nun aber iſt eben die göttliche Liebe die höchſte Bildungskraft. Alſo giebt das Chriſtenthum jedem, der bilden oder erziehen will, die rechte Kraft und das rechte Mittel. Auch das dürfen wir dem Nichtchriſten nicht ganz abſprechen. Lieben ja doch die Wilden ihre Kinder, und iſt ja doch kein Menſch ſo roh, den nicht jenes Naturgefühl zu den Seinigen hinziehe. Aber eben darum muß die Liebe höherer Art ſeyn, wenn ſie über das Thieriſche erheben und das Geiſtige bilden ſoll. Das lehrt auch die alltägliche Erfahrung. Die Heiligung der Liebe, wie ſie der Chriſt erfährt, iſt ihr nothwendig, damit ſie als bildende Kraft wirke.

3) Die Gewöhnung an Rechtlichkeit und Ordnung iſt überall, zu allen Zeiten, unter allen Nationen und Staaten nothwendig zum Wohlſtand. Sie iſt aber erſt dann ſicher und durchgreifend, wenn ſie zugleich Gewöhnung an Sittlichkeit iſt, und dieſe erhält ihre Kraft erſt ganz von der Frömmigkeit. Wo der Einzelne und das Volk von einem Geiſte durchdrungen iſt, der jeden dazu anhält, Gott vor Augen und im Herzen zu haben, in keine Sünde zu willigen, nicht zu handeln wider Gottes Gebot: da iſt auf ein rechtliches, ſittliches, wohlgeordnetes Volksleben zu rechnen. Gerade das bewirkt die chriſtliche Religion, und keine wie dieſe. Sie gewöhnt ſchon das Kind, zu dem himmliſchen Vater zu beten, ſie lehrt den Knaben vor dem Allgegenwärtigen

zu wandeln, sie führt den Jüngling auf Gottes Wegen, sie heiligt Sinn, Geist und Gemüth, und sie gewöhnt von frühem an zu einer Lebensweise, in welcher edle Sitte zur Natur wird, und das ganze Volk seine Ehre gewinnt. — Und wie bewirkt das die christliche Religion? Von innen heraus; im Geist und in der Wahrheit. Ihr Grund steht fest; der Glaube des Christen ist das Leben seiner Seele, ist die Strenge seiner Gewissenhaftigkeit, ist das stets begleitende Gefühl, noch nicht das Ziel ergriffen zu haben, ist das stets freudigere Streben nach Vollkommenheit. Da erwächst denn Wahrheitsliebe, Edelsinn, Wohlwollen, kurz die ächte Bildung für alle Verhältnisse. — In dem wahren Christen spricht sich die Göttlichkeit der christlichen Religion aus.

4) Sie bildet schon in dem einzelnen Kinde einen Menschen, der auf viele andere umher einen heilsamen Einfluß hat, und auf dessen Character die Welt rechnen kann. Denn das gehört zu dem Eigenthümlichen dieser Religion, daß ihr Geist eine Festigkeit im Guten giebt, wie keine Kraft in der Welt sie zu geben vermag. Ihr Licht verstärkt sich gegenseitig, wenn einer dem andern in demselben entgegen leuchtet. Ein ganze Gemeinde von ächten Christen würde eine der herrlichsten Erscheinungen auf Erden seyn. Daß nun solche Gemeinden gebildet, oder doch dem Ideale näher gebracht werden, das soll die Sorge der christlichen Lehrer, wie auch der Aeltern seyn. Hätten wir nur einmal recht viele christliche Familien, dann dürften wir auch auf ein christliches Gemeinwesen hoffen. Fromme Wünsche! Doch werden sie nicht ewig unerfüllt bleiben; dafür bürgt uns die Gotteskraft, welche nun einmal in dem Evangelium in die Menschheit eingedrungen ist und weiter eindringen muß. — Es ist einzig und allein die christliche Religion, welche das höchste Ziel, den richtigen Weg und die bildende Kraft darbietet.

Das Kind wird durch sie Gottes Kind, und die ganze Menschenwelt entwickelt durch sie ihr Göttliches *).

Bericht

über die neueste Gesetzgebung im K. Sachsen, so weit solche die Kirche und deren Diener speciell berührt.

Gesetz v. 2. Jan. 1835, die Abstellung des Vorlesens der Gesetze von den Kanzeln betr. — Die Anordnung, zufolge welcher bisher gewisse Gesetze, unter andern eins wegen Abtreibung und Umbringung der Leibesfrüchte v. J. 1744, alljährlich an bestimmten Sonntagen nach der Predigt von der Kanzel verlesen werden mußte, wird aufgehoben.

Verordnung v. 2. Jan. 1835, die Bekanntmachung nichtkirchl. Gegenstände von den Kanzeln betr. Dergl. Gegenstände sollen hinführo nicht mehr abgekündiget werden dürfen.

Verordnung v. 27. Decbr. 1834, das Verfahren bei Vollstreckung der Todesstrafen betr. — Das peinliche Halsgericht wird nicht mehr gehegt. Den Inquisiten ist die Zeit der Vollstreckung der Todesstrafe einige Tage zuvor bekannt zu machen. In der Zwischenzeit haben nur die betreffenden Geistlichen so wie die Verwandten des Delinquenten und wer etwa sonst über besondere Angelegenheiten mit diesem zu sprechen hat, zu demselben Zutritt. Unmäßigkeit im Genusse von Speise und Trank ist demselben nicht zu

*) Aus den „Darstellungen aus dem Gebiete der Pädagogik. Von Dr. Fr. H. Chr. Schwarz. Als Nachträge zur Erziehungslehre." 2 Theile, Leipzig bei G. Joach. Göschen 1833. — Dieses Fragment aus des berühmten Verfassers neuem Werke wollten wir hauptsächlich deswegen hier mittheilen, um die verehrlichen Leser der Annalen auf die Wichtigkeit desselben aufmerksam zu machen und dasselbe christlichen Lehrern und Familien zu empfehlen.

gestatten. Die Execution ist in den Frühstunden vorzunehmen und eine ausgezeichnete Kleidung den Inquisiten nicht anzulegen. Die Begleitung des letzten durch Geistliche ist nicht gestattet; doch sollen diejenigen Geistl., welche den Delinquenten vorbereitet haben, auf dem Richtplatze zugegen seyn, um demselben auf sein Verlangen noch geistl. Zuspruch zu ertheilen. Der Richter hat im Beisein der Gerichtsperson auf dem Richtplatze in Gegenwart des Verurtheilten in einer kurzen Anrede an die Zuschauer die Namen und das Verbrechen des letzteren nebst der erkannten Strafe zu verkündigen, und darauf in einem öffentlichen Blatte der Gegend eine kurze Darstellung der Persönlichkeit des Verbrechers, des Verbrechens selbst, der Untersuchung und der gefällten Straferkenntnisse zur öffentlichen Kunde zu bringen. — Die bisher übliche Anfrage des Nachrichters nach vollbrachter Execution an den Richter fällt weg. —

Verordn. v. 2. Jan. 1835, die in die Kirchenbücher aufzunehmenden Nachrichten über Heimathsangehörigkeitsverhältnisse betr. §. 1. Empfiehlt die möglichste Genauigkeit beim Eintragen der Nachrichten, damit über die Heimath der getauften Kinder überhaupt, besonders aber derjenigen sofort genauer Nachweis sich finden lasse, deren Geburt nach §. 10. des Heimathsgesetzes als nur zufällig im Orte erfolgt zu betrachten ist. §. 2. Rücksichtlich solcher Kinder, welche an Orten geboren werden, wo ihre Eltern die Heimath nicht haben, sondern nur vorübergehend sich aufhalten, hat der Geistliche (oder wer sonst das Kirchenbuch führt) sofort der Obrigkeit Anzeige zu machen, und daß solches geschehen eben so, wie die von der Behörde nach angestellter Erörterung eingehende Resolution im Kirchenbuche anzumerken. §. 3. Den Kircheninspectionen sind die Kirchenbücher zu jeder Zeit auf Verlangen zur Einsicht und Revision vorzulegen. Andern Obrigkeiten der Parochie ist auf Ersuchen die Einsicht

zwar nicht zu verweigern, von diesen aber etwa nöthig befundene Berichtigungen sind bei der Kircheninspection zu beantragen. §. 4. Jeder Kirchenbuchsführer ist für seine Angaben verantwortlich, und soll jede wissentlich aufgenommene unrichtige oder unvollständige Angabe, vorbehältlich der Civil-Ansprüche, mit 10 Thlr. büßen.

Gesetz v. 28. Jan. 1835, über die Competenzverhältnisse zwischen Justiz und Verwaltungsbehörden. §. 9. Vor die Verwaltungsbehörden (Kreisdirectionen) gehören die Streitigkeiten zwischen Kirchen- und Schulgemeinden, z. B. über Parochialgränzen, Auspfarrungen, Ausschulungen, Kirchenstühle, Begräbnißstellen, Patronatrechte, so wie die Cognition über die ordnungsmäßige Vollziehung kirchlicher Handlungen, Taufe, Aufgebot ꝛc.

Gesetz v. 28. Jan. 1835, über privilegirte Gerichtsstände. §. 1. Die bisherigen privil. Gerichtsst. hören auf. §. 11. Die Geistlichen — ohne die Schullehrer — stehen künftig und bis zur Organisation der Bezirksgerichte, in privatrechtl. Sachen unter dem Justizamte, in dessen Bezirk sie wohnen, — §. 12. so lange sie wirklich im Amte stehen, — §. 13. eben so ihre Frauen, Wittwen, geschiedene Ehefrauen und ihre Kinder, so lange letztere sich nicht verheirathen oder eine eigene, einen andern Gerichtsstand begründende Lebensart erwählen. — §. 14. Die Wittwen und geschiedenen Ehefrauen der Geistlichen kommen unter die Ortsgerichte, sobald sie aus dem Amtsbezirke, in welchem ihre gewesenen Männer lebten, wegziehen, — ingleichen die Kinder der Geistlichen, sobald der Vater stirbt, mit Ausnahme der Minorennen, welche bis zur Mündigkeit unter Jurisdiction des Justizamtes bleiben. §. 15. Das Gesinde der Geistlichen steht unter den Ortsgerichten (und also nur dann unter dem Justizamte, wenn dieses das Ortsgericht ist). §. 19. Desgleichen die geistlichen Grundstücke. §. 30. Feldprediger stehen unter dem Kriegsgerichte, — §. 42. in-

gleichen der Feſtungsprediger auf Königſtein. — §. 52. Eheverlöbniſſe, wie ſie auch vollzogen ſeyn mögen, ziehen keine rechtliche Verbindlichkeit zur Vollziehung der Ehe nach ſich. §. 54. Verweigern Ascendenten ihre Einwilligung zu einer Ehe ihre Deſcendenten; ſo kann derſelbe geeigneten Falles von dem Appellationsgerichte, unter welchem ſie ſtehen, ſupplirt werden. §. 55. Eheſtreitigkeiten, rückſichtlich rein proteſtantiſcher und gemiſchter Ehen, gehören vor das Appellationsgericht, in deſſen Bezirk der Ehemann ſeinen Gerichtsſtand hat. Bei der Verhandlung ſind, wenn beide Gatten evangeliſch, 2 evangeliſche Geiſtliche, hingegen 2 evangeliſche und 2 katholiſche Geiſtliche zuzuziehen, wenn die ſtreitenden Eheleute verſchiedener Confeſſion ſind. Dieſen zuzuziehenden Geiſtlichen ſteht eine eben ſo entſcheidende Stimme wie den weltlichen Gliedern des Gerichts zu. §. 56. Das Appellationsgericht hat die Scheidungsklage nur dann anzunehmen, wenn beigebracht wird, daß ein Sühneverſuch vor dem zuſtändigen Pfarrer oder bei gemiſchten Ehen, vor beiden Pfarrern Statt gefunden habe. Befindet ſich der eine Ehegatte im Auslande oder iſt deſſen Aufenthalt überhaupt unbekannt, ſo erledigt ſich dieſe Beſtimmung von ſelbſt. §. 57. Bei Trennung gemiſchter Ehen wird nach den rechtlichen Grundſätzen der Kirche des Beklagten entſchieden. Beſtändige Scheidung von Tiſch und Bett gilt für den proteſtantiſchen Gatten als Scheidung vom Bande. Scheidung vom Bande dagegen für den Katholiken nur als Scheidung atoro et mense perpetuum. §. 61. Im Schönburgiſchen gehören die Eheſachen bis auf Weiteres und die Regierung bei Glauchau, in der Oberlauſitz aber vor die Untergerichte, ſo weit es ſchon bisher der Fall geweſen. §. 62. Die Eheſtreitigkeiten rückſichtlich rein katholiſcher Ehen gehören vor die katholiſchen Conſiſtorien. §. 63. Militairperſonen haben in Eheſachen vor dem Appellationsgerichte Recht zu nehmen, in deſſen Bezirk ihr Garniſonsort liegt. Sind

ſie katholiſch, vor dem katholiſchen Conſiſtorio in Dresden, wenn ſie in den Erblanden, und von dem katholiſchen Conſiſtorio in Budiſſin, wenn ſie in der Oberlauſitz ſtationirt ſind. — §. 64. Die Appellationsgerichte entſcheiden nur über Trennung der Ehe, nicht aber über Alimente und die Verhältniſſe der Kinder, was dem Gerichte des Wohnorts vorbehalten bleibt. — §. 65. Rückſichtlich der Eheſtreitigkeiten unter den Juden bewendet es bei der bisherigen.

Geſetz vom 31. Jan. 1835, über Trennung gemiſchter Ehen. Wenn von den katholiſchen Conſiſtorien auf Scheidung auf Zeit erkannt wird, oder gänzliche Abweiſung der Klage erfolgt, während nach dem proteſtantiſchen Kirchenrechte Scheidung vom Bande Statt finden könnte; ſo hat das betreffende Appellationsgericht nach Ablauf eines Jahres auf Antrag des evangeliſchen Theiles und nach wiederholtem Sühneverſuche die Scheidung vom Bande auszuſprechen.

Anmerk. Die 3 letztgenannten Geſetze ſind zwar publicirt, aber zur Zeit noch nicht in Kraft getreten, weil die erforderlichen Behörden noch nicht conſtituirt ſind.

Verordn. vom 9. Jan. 1835, das Alter der Confirmanden betreffend. (Handſchriftlich ergangen.) Wer zur Zeit der Confirmation 13½ Jahre alt iſt und das Schulziel erreicht hat, darf confirmirt werden. Dispenſationsgeſuche wegen Confirm. noch jüngerer Kinder ſind zurückzuweiſen, ſofern dieſelben durch häusliche und wirthſchaftliche Verhältniſſe der Eltern, nicht aber durch perſönliche Umſtände der Kinder ſelbſt motivirt werden. Letzteren Falls iſt von den Ephoren dem gutachtlichen Berichte an das Miniſterium ein vom Pfarrer und Schullehrer zugleich ausgeſtelltes Zeugniß der Reife beizulegen.

(Fortſetzung folgt.)

Ankündigung
einer äußerst wohlfeilen und schönen Kupfer-Bibel.

Bei Eduard Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die heilige Schrift A. u. N. Testaments in hundert Kupfertafeln nach d. Reihenfolge der bibl. Bücher dargestellt. Nebst histor. Erläuterungen von D. J. Lindner. Querfol. 3 Thlr. 8 gr.

Diese Kupfertafeln, zwar schon vor längerer Zeit in Augsburg gestochen, aber sehr gut erhalten, sind mit großem Fleiß und Ausführlichkeit gearbeitet, und zeichnen sich in dieser Hinsicht vor vielen bibl. Kupferwerken neuerer Zeit vortheilhaft aus. Der Verleger fand sich deshalb veranlaßt, sie aufs neue, mit einer zweckmäßigen Erklärung versehen, herauszugeben, und zwar für einen so wohlfeilen Preis, der gewiß das Dreifache übersteigen müßte, wenn die Platten jetzt neu gestochen werden sollten.

Diese Kupferbibel ist daher Bibelfreunden sowohl als Kunstfreunden, als die preiswürdigste aller bisher erschienenen unbedingt zu empfehlen. Dieselbe wird auch in kurzer Zeit mit englischem Texte erscheinen.

Neues biblisches Erbauungsbuch

für die häusliche und öffentliche Andacht. Bearbeitet von einem Vereine evangelischer Gottesgelehrter. Zweiten Theils (Evang. Marci) 2te Hälfte. Von Dr. Heydenreich, Kirchenrath, Director des theol. Seminars ꝛc. in Herborn (1 Thlr. 4 gr.) ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet.

* Daß dieses, in ächt christlichem Geiste verfaßte, Bibelwerk ganz seinem Zwecke entspricht, und allen Kirchen und Geistlichen zur Anschaffung empfohlen werden kann, beweisen die bisherigen Urtheile in allen kritischen Blättern, so wie die allgemeine Einführung desselben in einigen protest. Ländern. Partheienweisen Bestellungen wird ein angemessen niedrigerer Preis bewilliget.

Magdeburg im Nov. 1835.

W. Heinrichshofen's Buchhandlung.

Die theologischen Annalen, als eine wissenschaftliche Zeitschrift, umfassen nach ihrer Tendenz das ganze Gebiet der Theologie und Kirche mit Rücksichtnahme auf das Erziehungswesen, in so weit es mit Religion und Kirche in Verbindung steht. Der Geist des reinen biblischen Christenthums, dem der aufgeklärte Katholik wie der von Extremen freie Protestant huldigt, wird immer das leitende Princip seyn. Es liegt daher auch in dem Plane des Journals, die streitenden Partheien möglichst zu versöhnen und sich als Organ der sich bildenden allgemeinen christlichen Kirche — nach dem Ausspruche Christi Joh. 10, 16. — darzustellen. Dazu mitzuwirken, werden Alle, die diesem Geiste hold sind, eingeladen. Nur Tüchtiges und dem Zwecke Angemessenes wird aufgenommen und anständig honorirt. Die Zusendung der Beiträge, so wie der Schriften, die hier besprochen werden sollen, geschieht (im Wege des Buchhandels) durch die Grau'sche Buchhandlung an

Die Redaction.

Von diesen Annalen erscheinen jährlich 12 Hefte in monatlichen Lieferungen à 7 Bogen. Der Jahrgang kostet 5 Thlr. 8 gr. oder 9 fl. 36 kr. Literarische Anzeigen werden in dem Intelligenzblatte, das den Heften beigegeben wird, die Zeile für 1 gr. sächs. aufgenommen.

Grau'sche Buchhandlung.

Druck von Höreth in Bayreuth.

BR117
A66
STACKS

Annalen
der
gesammten Theologie
und
christlichen Kirche.

STANFORD UNIVERSITY
MAR 1 1885

Herausgegeben
von
mehren Gelehrten,
unter Mitwirkung
von

Bauer, Böhme, Böttcher, Eisenschmid, Francke, Frihsche, Genßler, Görwitz, Gruner, Hagenbach, Hauff, Henkel, Heydenreich, Hildebrand, Hoffmann, Holzhausen, Jakobi, Justi, Kaiser, Kraußald, Lehmus, Lomler, Lorberg, Meinel, Olshausen, Pertsch, Schreiber, Spieker, Süskind, Theile, Weber, Wohlfarth u. a. m.

Sechster Jahrgang.

Ersten Bandes drittes Heft.

März.

Bayreuth 1836.
Bei H. Grau.

Inhalts-Anzeige.

Seite

I. Litteratur.

H. Richter, Erklärte Hausbibel oder allgemein verständliche Auslegung der ganzen h. Schrift A. u. N. T. 721

Chr. Ph. H. Brandt, Die heil. Schrift nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers. 237

Fr. G. J. Schläger, Die geistlichen Accidenzien sollten abgeschafft werden ꝛc. 241

Dr. Chr. E. Kaiser, Die Auferstehung des Erlösers, ein immer fortdauernder, täglich sich erneuernder, ewiger Sieg. 251

Entwürfe zu Predigten u. Homilien über d. ganze Neue Testament. 253

Dr. Berger, Das Wort des Hausvaters: „Gehet ihr auch hin in den Weinberg ꝛc." . . . 257

Dr. W. Berger, Die zwei Lichtpunkte am Himmel unserer Zukunft: „Der Hingang zum Vater u. das ewige Seyn beim Vater." . . . 257

M. Diepenbrock, Zum Andenken an Alfred Stolberg des Grafen Friedr. Leopold zu Stolberg sel. Sohn. 260

II. Wissenschaftliche Abhandlungen und Aufsätze.

Die Frage, ob Christus seine Auferstehung bestimmt vorausgesehen habe, vom Standpuncte der Philosophie und Exegese beantwortet v. N. Brockhausen. 263

Ueber die Vereinigung der katholischen und protestantischen Kirche. Ein Synodalvortrag im J. 1816, von Dr. Vogel. 302

III. Miscellen.

Das Salz ist ein gut Ding, wenn aber das Salz dumm wird, womit will man salzen? Von Ebemeyer. 223

Einkünfte der neuen, durch das im Jahre 1817 in Bayern eingeführte Concordat bestimmten Geistlichen. 330

Christus am Kreuze. 331

I.

Literatur.

Practische Schrifterklärung.

1. Erklärte Hausbibel oder allgemein verständliche Auslegung der ganzen heil. Schrift A. u. N. T. nach vielen englischen, deutschen u. a. Auslegern bearbeitet vom Inspektor H. Richter, Vorsteher der Rheinischen Missions-Anstalt, und dem zweiten Lehrer an derselben, Wilhelm Richter. Barmen und Schwelm 1834. gr. 8. (Jede Lieferung 8 gr.)

Die Subscriptionsanzeige zu dieser Hausbibel, von der mir bis jetzt das erste Heft (Gen. I—XXVII.) zugekommen ist, erinnere ich mich nicht gelesen zu haben; und da auch das Vorwort der Herausgeber von derselben so redet, als müßten sie alle Leser der Hausbibel kennen, und den Inhalt derselben nicht angiebt, so muß man aus dem Titel und dem Buche selbst den Zweck desselben zu errathen suchen.

Die Aufschrift: „Erklärte Hausbibel" sagt aber deutlich genug, daß dieses Buch bestimmt sey, in allen Familien, namentlich in solchen, in welchen kein eigentlich schriftgelehrter Vater oder Sohn oder Hausfreund

sich findet, das Lesen und Verstehen der h. Schrift zu erleichtern, vielleicht auch mit eingestreuten paränetischen Worten, etwa auch mit kurzen Nutzanwendungen und Gebeten, wie sie das Pfaffische Bibelwerk hat, den Leser zum Beherzigen des Gelesenen anzuleiten. Und wer sollte nicht schon das Bedürfniß gefühlt haben, ein solches Buch zu bekommen, das besser, als die bisher verbreiteten, die erweislichen (nur die erweislichen) Fehler der Lutherischen Bibelübersetzung verbessert, (nicht blos eine zweifelhafte Version an die Stelle der anderen setzt), ferner einige seit 300 Jahren unverständlich gewordene oder jetzt in einem andren Sinne gebrauchte Ausdrücke durch die jetzt gebräuchlichen und verständlichen ersetzt, (wie dieß z. B. in den Hallischen Ausgaben der Bibel geschehen ist), schwere Stellen der h. Schrift, besonders solche, die dem unerfahrenen Leser ein Aergerniß seyn könnten, auf eine präcise Weise aus der Schrift selbst commentirt, die praktische Seite der Lehren, die Nutzanwendung der Geschichten andeutet u. s. w.

Aber schon die Seitenzahl dieses Heftes machte mich fürchten, daß die Erwartung, welche der erfreuliche Titel einflößte, getäuscht werden könne. Was sollen 192 enggedruckte Seiten, oder, wenn ich die Vorreden und den mit abgedruckten Text abrechne, was sollen über 100 Seiten Commentar zu den einfachen Geschichten der ersten 27 Capitel Mosis?

Auch die Angabe auf dem Titelblatte: „nach vielen englischen, deutschen u. a. Auslegern" läßt vermuthen, daß aus den excerpirten Commentaren viel Ungehöriges mit eingeflossen sey. Diese Vermuthung und Befürchtung wird verstärkt durch die Vorrede S. V: „Fragst du, lieber Leser: Worin sollen nun die Erklärungen in dieser Hausbibel bestehen? — Die heilige Schrift ist ja so reich und tief, daß ein einzelner Mensch unmöglich Alles (?) Licht darin auffassen kann! — Nun, eben deshalb wollen wir auch vielfach (?) nur das zusammenstellen und auf das aufmerksam machen, was viele

erleuchtete Augen, besonders seit der Reformation, in Deutschland, England u. s. w. darin gesehen haben; etwa so, wie in einem guten Handbuche der Naturgeschichte die Beobachtungen vieler Naturforscher zusammen geordnet sind. Dieß Zusammentragen wird uns in unsrem Rheinischen Missions-Seminare sehr erleichtert. Da bereitet sich jeder planmäßig für jede Bibelerklärungsstunde vor; der Eine aus Luthers Auslegungen; ein Anderer hebt aus M. Henry das Beste aus, ein Dritter aus Th. Scott, ein Vierter aus Starke, oder Roos, oder Calvin u. s. w.; so daß hier also größtentheils das gegeben wird, was im Rheinischen Missions-Seminare über die heil. Schrift gelehrt und gelernt wird; und wir wünschen dem geliebten Leser eben so viel Segen davon, wie wir beim Zusammenordnen erfahren durften." —

Allerdings mögen diese Conferenzen sehr belehrend und erbaulich gewesen seyn, und überhaupt ist es sehr zu loben, daß die Schätze der Vorzeit wieder hervorgesucht und anerkannt werden. Aber — in einem „guten Handbuche der Naturgeschichte" dürfen gewiß die einzelnen „Beobachtungen vieler Naturforscher" nicht in der Form solcher Excerpte „zusammengeordnet" werden, wie in der vorliegenden Hausbibel die erläuternden und erbaulichen Anmerkungen der Theologen. Leider aber hat, nach der Zeit der Aufklärerei, in welcher man gar Nichts citiren, auf keine Autorität sich berufen, auf keines Vaters Schultern stehen, an keines Lehrers Hand gehen wollte, das bequeme, den Geist ermüdende und abstumpfende Büchermachen aus Excerpten gerade in der Theologie am meisten sich ausgebreitet; und offenbar haben auch die Herausgeber dieser Hausbibel, statt mit eigenen Augen zu sehen, wo eine Erklärung nöthig sey und von welcher Art sie seyn müsse für eine Erbauung suchende Familie, aus ihren Büchern die ihnen zusagenden Bemerkungen ausgewählt und

e große Masse von Erklärungen doch im Gan-
g erklärt.

Namen eines Vorstehers und eines Lehrers
ge neten Rheinischen Missions-Seminars sind dem
he eine gute Empfehlung. Aber leider hat mich
unbeholfene Styl der Vorrede wieder an den Un-
ith erinnert, mit dem ich vor einigen Monaten die
mfalls schlechtgeschriebene, kurze Lebensgeschichte des
ssionärs Güzlaf von denselben Brüdern oder Na-
nsbrüdern Richter gelesen habe. Es wende mir
Niemand ein, das Volk frage nicht nach kunstvoller
lede, und der Apostel Paulus selbst habe nicht mit
hohen Worten" kommen wollen. Ich verlange auch
ine hohen Worte; im Gegentheil sind mir manche
Worte in dieser Hausbibel zu hoch und affectirt; aber
das verlange ich mit dem unterrichtsbedürftigen Volke,
daß diejenigen, welche sich in Schriften „unterwinden,
Lehrer zu seyn," Jac. III. 1., richtig, klar und bestimmt
sich aussprechen, gerade nach dem Vorbilde des Apostels
Paulus und der ganzen h. Schrift, in deren Büchern
kein Wort zu viel steht und jedes Wort dem dadurch
auszudrückenden Begriffe genau entspricht; auch nach
dem Vorbilde D. Luthers, der gewiß sich populär
auszudrücken verstand, aber durchaus nicht einer nach-
lässigen und fehlerhaften Schreibart beschuldigt werden
kann, wie die Herausgeber der Hausbibel. Es ist in
nserer Zeit an Büchern wahrlich kein Mangel, und
in Schriftsteller eben keine Rarität. Darum sollte
eder, der seinen Eimer zum Meere tragen und nach
Luthers Ausdrucke „im Laden feilstehen will," sich
wohl prüfen, ob sein Werk oder Werklein wirklich
hig, und ob es in dieser Weise und Form so nützlich
, als es seyn könnte und sollte; und sollte es dann
fleißig durchfeilen und von Anderen richten lassen,
nit ein bleibender Segen dadurch gestiftet
nentlich die Herausgeber einer Hausbibel
ul sie κτήματα ἐς ἀεὶ μᾶλλον, ἢ ἀγωνίσμα, τ

ἐξ τὸ παραχρῆμα darreichen wollen, das feine, durchläuterte Gold des göttlichen Wortes in silberner Schale darzureichen suchen. Wenn sie auch Horazens 9 Jahre nicht einhalten wollten, so hätten sie doch Mehr aus dem Worte D. Luthers lernen sollen, das sie S. IV. selbst anführen: „Ich habe mich dessen beflissen im Dollmetschen, daß ich rein und klar Deutsch geben möchte. Und ist uns wohl oft begegnet, daß wir vierzehen Tage, drei, vier Wochen haben ein einiges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden." Denn nach dem Uebersetzen der Bibel, als der höchsten und bedenklichsten Arbeit, erfordert das Erklären derselben den größten Fleiß und die strengste Gewissenhaftigkeit.

Summa: weder der Inhalt, noch die Form dieses Buches entspricht den Erwartungen, welche das Titelblatt anregt. Offenbar haben es die Herausgeber sehr gut gemeint, und man kann aus ihrem Buche Vielerlei lernen; aber ich möchte Niemanden rathen, es als Hausbibel zu brauchen. Gewiß, wer die Bibel ohne alle Anmerkungen liest, wird mehr Erbauung finden, als der Leser dieses Buches, in welchem die wahrhaft belehrenden und erbauenden Geschichten und Lehren der Bibel, das strafende Gesetz und das seligmachende Evangelium, nicht durch wenige, kurze und passende, sprachliche und historische Bemerkungen dem Leser verständlicher, sondern vielmehr durch einen zusammengerafften Haufen guter und schlechter, wahrer und halbwahrer Anmerkungen überbaut und, so zu sagen, erstickt werden. Ich möchte, so hart und anmaßend es auch klingen mag, behaupten, daß den Herausgebern nicht blos Mangel an Geschmack und Urtheil, sondern auch Mangel an Respect vor Gottes Wort und an Vertrauen zu der Kraft desselben vorzuwerfen sey, weil sie es wagen, durch so viele spielende und schielende Zusätze den Lesern den reinen Genuß der seligmachenden Wahrheit zu verkümmern, und zugleich mit der unerquicklichen Vielwisserei

und Wohlgefallen ihnen „die Lust zu Gottes Gesetz" Ps. 1, 2. zu verleiden.

Ich weiß recht wohl, daß die würdigen Herausgeber das nicht wollen; aber — mögen sie sich ernstlich prüfen, und, wenn diese Hausbibel bis zum Ende fortgeführt werden soll, künftig mit keuscherer Hand an die Beleuchtung und Verzierung des ewigen Gotteswortes gehen und im Vorhofe des Tempels nicht Spielzeug feilhalten.

Ich werde in dem Folgenden meine Behauptung, vor deren Gewicht ich allerdings selbst erschrecke, zu beweisen suchen; betheuere aber zuvor, daß ich das vor mir liegende Heft durchaus nicht mit einer schwarzen Brille gelesen, das Aufsuchen von Flecken mir nicht zur Aufgabe gemacht habe.

Das Buch beginnt, nach dem Vorworte der Herausgeber, mit „D. Lutheri Vorrede über das A. T." — Unter den Bemerkungen der Herausgeber hiezu steht die mehr witzige, als wahre: „Da zur Zeit Christi die 12 Stämme Israels zu sehr verfallen, verderbt und ungläubig waren: so mußte sich der Herr mit 12 Stellvertretern derselben, den 12 Aposteln, begnügen."

Nach dieser Vorrede S. 7—18 folgt S. 18—27 ein „Anhang: Ueber die heilige Hochachtung und den Glaubensgehorsam Christi gegen das A. T."

Diese löbliche Abhandlung beginnt mit den Worten: „Der in kindlicher Einfalt große Roos" u. s. w. Ohne Zweifel passen aber solche Epitheta, wie sie in diesem Hefte häufig vorkommen, z. B. S. 34 „der hocherleuchtete, große Vitringa," S. 86 „der große Geograph Ritter," S. 93 „der tiefblickende R. Wagner" u. a. nicht in eine Hausbibel.

Sonderbar gedacht und geschrieben ist die Definition: „Eine Schrift, welche über Religions-Fragen entscheidet, und in deren Aussprüchen man berufen kann, ist eine göttliche Offenbarung, und hat göttliches Ansehen." S. 23.

Die Abhandlung über den Pentateuch S. 28—30 und über das I. Buch Mose insbesondere S. 30—32 ist gut. Besonders ist an ihr, wie an dem ganzen Hefte, zu loben, daß auf gute Bücher von Luther, Arndt, Roos, Köppen, Ewald, Gräber u. A. hingewiesen und Manches daraus wörtlich angeführt wird. Nur möchte man oft fragen, ob die angeführten, bisweilen gehäuften Stellen eben so nothwendig in die „erklärte Hausbibel" gehörig sind, ob sie wirklich zur Erklärung der Bibel so viel beitragen, als sie an sich schön sind.

Das 1. Kapitel

umfaßt 9 enggedruckte Seiten. Was von den mitgetheilten Bemerkungen gut und zweckdienlich ist, z. B. die Anführung des Ps. CIV, des Liedes: Geh aus, mein Herz u. s. w. hätte in einem viel kleineren Raume zusammengestellt werden können. Ich hebe einige, theils ihres Inhalts, theils ihrer Form wegen, tadelhafte Stellen aus: S. 33: „Gott schuf durch den Sohn, das ewige Wort, V. 3., besonders Joh. 1., die selbstständige Weisheit" u. s. w.

„Das aus Nichts (Röm. 4, 17. Offenb. 4, 11. Ebr. 11, 3.) uranfänglich anfangende, d. h. geschaffene Weltall theilt sich nach der ganzen heiligen Schrift in die Himmel und die Erde, oder in die unsichtbare und sichtbare Welt, also in zwei Gebiete der Dinge, die gegenseitig auf einander hindeuten und sich in einander spiegeln, wie die Sonne im Thautropfen" u. s. w.

„Sonst mag wohl der Urstoff jedes Weltkörpers in dem Raume geschaffen seyn, wo auch er ausgebildet wurde."

S. 34. „Aller Anfang lebendiger Gestaltung und Belebung geschieht noch immer in geheimer Verborgenheit, im Dunkeln, und zwar eben so in der geistlichen Welt, wie in der leiblichen durch den lebendig machenden Geist."

„Alle Dinge standen ursprünglich zusammen in

Christo, als dem Centrum des ganzen Welt-Alls; Epl. 1, 15—17."

Was S. 24. 25 von Luther und Göthe über das Sprechen Gottes angeführt wird, scheint mir in eine Hausbibel nicht zu passen; noch weniger aber Hypothesen, wie die folgenden: „Der Ur-Lichtstoff ist, nach der Ansicht vieler Naturforscher, besonders als elektrisches Licht, Quell und Mittel des Naturlebens, war also vor Allem nöthig. Nach den berühmten Astronomen Herschel, Schubert u. A. sind daraus dann auch die Fixsterne und alle Leuchtkräfte später zusammengeflossen oder entstanden. Solche Hinsammlung eines Theils vom Urlicht um die Sonne beschreibt V. 14 und ff."

„Der erste Wechsel zwischen Nacht und Tag entstand wahrscheinlich durch die erste Umdrehung der Erde um ihre Achse, wobei jenes Urlicht, das nach der einen Seite (vielleicht der jetzigen Sonne nahe) hingeschieden war, schon ähnlich wirkte, wie später, da ein Theil davon näher mit der Sonne verbunden ist." S. 35.

S. 36. „Das zweite Tagwerk wird noch nicht gut genannt, wohl auch, weil es noch nicht ganz fertig war."

S. 37. „Wahrscheinlich strömte bei Erhebung der Urgebirge viel Wasser ins Innere der Erde und bildete Brunnen der großen Tiefe, Cap. 7, 11; Sprüch. 8, 29; Hiob 26, 5.; Ps. 18, 5.; 33, 7. u. 136, 7. Wie sehr wird dadurch die immer allgemeiner werdende Ansicht der Naturforscher bestätigt, daß die älteren Gebirgslager ursprünglich horizontal unter dem Urgewässer abgesetzt seyen, auch wenn feurige oder vulkanische Kräfte zu deren Bildung gewirkt haben sollten; und daß dann innere, unterirdische Hebungsgewalten die gegenwärtige aufgerichtete Stellung und mannichfache Streichung der Urgebirge, so wie dabei zugleich entsprechende innere Höhlen und Klüfte veranlaßt haben; wobei jedoch spätere Umwälzungen der Erdoberfläche nicht ausgeschlossen sind. Der Unterschied der sogenannten Urgebirge und der schieferigen Uebergangsgebirge ließe sich aus

ihren Entstehung vor und während des Lichteinflusses erklären. So deuten und bestätigen sich Natur und Bibel gegenseitig. Befrage sie nur recht und halte sie nur recht und halte stets das Licht der heil. Schrift an die dunklern Seiten im Buche der Natur." Diese letztere, an sich gute, Bemerkung steht hier am unrechten Orte, und klingt wie Satyre, da in dem Vorhergehenden nicht aus dem Texte der Schrift, sondern aus einer bloßen Hypothese des naturforschelnden Comentators über die schieferigen Uebergangsgebirge Licht verbreitet werden sollte.

„Ob die Meere (vergl. Pred. 1, 7.) schon damals so salzig waren, wie jetzt, ist fraglich. Sie werden auch weder dieß, noch selbst ewiglich bleiben. Offenb. 21, 1."

Wie an das Belehrende die erbauliche Anwendung auf eine sehr ungeschickte Weise angeschlossen wird, zeigen Beispiele, wie die folgenden:

S. 38. „Die Leuchten, Lichthalter und Lichtstrahler des Firmamentes sind nicht selbst der Himmel, sondern nur darin oder daran. Der Urstz des früher erschaffenen Lichtes mag, nach den Ansichten eines Herschel, Schubert u. A. der Fixsternhimmel gewesen seyn, von wo aus den Leuchtkörpern zufloß und mit diesen näher verbunden wurde. So ist die Sonne z. B. ein an sich dunkler Körper, und die so herrlich strahlende Lichtatmosphäre der Sonne umschwebt den Sonnenkörper in solcher Entfernung, daß sie ringsum über 500 Meilen davon absteht, also keineswegs anfänglich nothwendig mit dem dunklen Sonnenkörper so verbunden seyn mußte, wie sie es jetzt ist. Während aber jene Himmelsleuchten das Licht um sich her haben: sollen wir auf Erden es in uns haben, und dennoch können wir als Lichter vor Gott leuchten, wie seine Lichter vor uns. Daß die Himmelsleuchten auch Zeichen geben, von denen gar mancherlei kann abgenommen werden, ist keine Entschuldigung des Aberglaubens und der falschen Astrologie, aber auch gegen den Wahn,

als gäben sie gar keine Zeichen, was offenbar gegen Matth. 16, 2.; Luc. 21, 25; Apg. 2, 19; Offenb. 6, 12. ist."

„Gottes Schöpfungswerke offenbaren sich stufenweise immer vollkommener; wie Er denn auch will, daß unsre letzten Werke besser als die ersten seyn sollen." S. 39*).

„Die Thiere, die noch jetzt für Zuruf und Stimme empfänglich sind, werden angeredet. Es wird nicht blos in Bezug auf sie geredet, wie bei der Erde, den Sternen u. s. w.; wie denn die Thiere auch unter einander einen ihnen verständliche Sprache haben, die vor dem Falle wohl noch vollkommener war. Cap. 3, 1. Aber doch redet Gott nicht mit ihnen, wie mit den Menschen, die auch mit Gott reden können, besonders wenn sie wie Fische aus dem Völkermeere in die süßen Wasser der Gnade versetzt sind (Ezech. 47, 9. 10.), wodurch zwar nicht ihr Wesen, aber doch ihre Art und Beschaffenheit verändert wird, wie die der Süßwasserfische, die aus dem Meere stammen." S. 39. 40.

Auffallend ist S. 38 die astronomische Bemerkung: „Sehr merkwürdig für Naturverständige ist es, daß gerade vor nun 6000 Jahren die Herbstnachtgleiche mit der Sonnennähe der Erde zusammentraf, womit die Urüberlieferungen und die Angaben der Juden übereinkommen, daß die Schöpfungstage in den Tisri, oder Ende September gefallen seyen." Ich muß gestehen, daß ich den Zusammenhang dieses Satzes nicht verstehe, wahrscheinlich, weil ich kein Naturverständiger bin. Die meisten Leser der Hausbibel werden aber auch keine Naturverständigen seyn, und die Naturverständigen werden solche Dinge nicht aus ungeordneten Excerpten einer sogenannten Hausbibel lernen wollen. Doch auch der Unkundigste wird gegen jenen dunklen

*) Hoffentlich sind auch von dieser Hausbibel die späteren Hefte besser, als das erste.

Satz wenigstens das einwenden können, daß die Erde, selbst wenn sie nach der Annahme der Herausgeber i. J. 4004 v. Chr. erschaffen wäre, noch nicht 6000 Jahre steht. Vergl. hiemit S. 179. 80: „Ist Christus im Jahr (seit Adam) 4000 geboren: so ist es Jakob 1832 vor Christo; — nach der Berechnung, daß Christus 4004 geboren ist, kam Jakob 1836 vor Christo zur Welt. Bewährte sich die von Luther und Andern geäußerte Ansicht, daß das Volk Israel, welches in Jakob beginnt, eben so lange nach Christo verworfen bleibe, als es vor Christo das Volk der Erwählung war: so müßte sich um das Jahr 1836 eine wichtige Wendung mit den Juden ereignen."

S. 40: Die Erschaffung der Landthiere steht der des Menschen am nächsten, weil der Mensch in seiner irdischen Natur und Leiblichkeit ihre Beschaffenheiten in sich concentrirt und zusammenfaßt, sie alle mithin in ihrer Gesammtheit den Menschen entfaltet und in seinen Theilen vermannichfacht darstellen, weßhalb sie denn auch so oft in der heil. Schrift dem Menschen zu seiner Belehrung vorgestellt werden." Diejenigen Leser, welche am meisten einer „erklärten Hausbibel" bedürfen, mögen wohl, wenn ihnen diese naturphilosophische Pfauenfeder zu Gesichte kommt, mit noch mehr Recht, als jener Student, ausrufen:

Mir wird von all dem Zeug so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

S. 41 wird Cap. 1, 26. „eine bedeutsame Vorbereitung und feierlich berathende Beschließung" genannt. Dieß lautet fast so schön, als jene Rede Targel's in der franz. Nationalversammlung, die also begann: „Die Stille und die Einigkeit, auf welche der Friede und die Ruhe folgen" u. s. w.

S. 42: „Wie der dreieinige Gott in der Schöpfung des Menschen übereinstimmte, so auch in dessen Wiederherstellung und Verherrlichung, schon Cap. 3, 22.; auch ist der Freitag erschaffen und — erlöst." Die

Verbindung zwischen den beiden Theilen dieses Satzes ist sehr ungelenk. Doch ist dieser Satz nicht der einzige in seiner Art. Was den Inhalt betrifft, so ist das Wort „übereinstimmte" hier ein sehr unpassendes.

Von V. 28 an wird die Erklärung besser, weil sie sich blos mit dem Irdischen und Menschlichen befaßt. Aus demselben Grunde ist auch die Erklärung

des 2. Kapitels (S. 43—50)

besser gerathen; doch fehlt es nicht an sehr tadelnswerthen Stellen.

S. 43: „Gott vollendete nicht erst am siebenten Tage, was er schon am sechsten vollendete; sondern es heißt V. 2 nach der eigenthümlichen Zeitform im Ebräischen: Gott hatte vollendet, und doch zugleich auch: wird vollendet haben; weil die erste Vollendung ein Bild der letzten ist."

„Gott ruhete auch mit seligem Wohlgefallen in seinen Geschöpfen, die im Sohne der Liebe zusammenstanden, Cölosſ. 1, 17., und seine Geschöpfe ruheten in Ihm." An diesem Satze will mir unter Anderem nicht gefallen, daß Gottes Sohn, wie auch an andren Stellen, z. B. 61. 159, „Sohn der Liebe" heißt. Er hat biblische Namen genug: wozu sollen neuerfundene? S. 44: „Es ist sehr die Frage, ob der Sabbath hier schon dem Menschen geboten sey; wenigstens doch nicht so, wie dem Volke Israel 2 Mose 20., in gesetzlichem Sinne." —

Das Wort „urständen," welches öfter, z. B. S. 45. 53. vorkommt, darf in einer Hausbibel nicht Sitz und Stimme finden, bis es im gewöhnlichen Sprachgebrauche das Heimathsrecht erlangt hat.

„Nach freiem Wohlgefallen blies Gott dem Menschen aus sich selbst den Athem der Leben, das rechte Leben aus Gott, in die Nase oder in's Angesicht."

Nach S. 49 wurde Adam erst „aus dem Vorhofe der Erde ins Allerheiligste des Paradieses versetzt," über dessen Lage S. 46 lange hin und her geredet wird.

Auch der Baum des Lebens wird allzugenau beschrieben. „Er war (ein Bild von dem Spr. 3, 18.) gleichsam als Lebenstinktur zunächst Erhaltungs- und Erhöhungsmittel des leiblichen Lebens; dann aber auch geeignetes sakramentliches Mittheilungsmittel des immer weiter aufzunehmenden Lebens aus dem Sohne Gottes, der das Licht der Menschen war. Denn der Mensch besaß doch das Leben nicht selbstständig und unabhängig in sich selber, wie Christus, Joh. 5, 26., sondern nur durch steten Zufluß aus Gott. Jetzt ist uns Christus dieß Beides in viel geheimnißvollerm Sinne, besonders im heiligen Abendmahl."

S. 49: „Der geheimnißvolle, außerordentliche und übernatürliche Schlaf Adams war nicht Folge sinnlicher Trunkenheit und Abschwächung, sondern von Gott gewirkt; — wohl auch, um Adam den Schmerz des Sehnens und des neuen Schöpfens Gottes zu ersparen. — Dieser Schlaf dürfte zugleich ein Bild vom Grabesschlaf des zweiten Adams seyn, so wie Eva, auch als Fleisch von Adams Fleisch, ein Bild der Brautgemeine Christi ist. Epheſ. 5, 30."

Noch reicher an guten, und ärmer an schlechten Bemerkungen, als das zweite, ist

das 3. Kapitel. (S. 50—62.)

Doch wird man auch in diesem durch allerlei Sonderbarkeiten überrascht, z. B. durch den historischen Fund S. 52, „daß die Schlange, als ein Thier des Feldes, anfänglich am Rande des Gartens sich an Eva wandte; sie war nicht gleich darin, wie sie bald darauf in dessen Mitte war. Beachte dieß! So schleicht die Sünde in ihren Werkzeugen allmälig näher, bis sie die Mitte des Menschen, sein Herz erobert hat."

Seltsame Worte sind S. 52: „selbsteigene Gedankenbildung" und „Falschgeistereien," S. 56: „Doppel-Verführer." S. 61: „Gott trieb den Menschen, nicht im Zorn, sondern aus Gnaden aus dem Paradiese." .... „Er sollte seinen Glaubens- und Hoffnungsblick

allein auf die aufgehende Gnadensonne und dem neuen, ewigen Paradiese vorwärtszu richten."

Doch — ich muß das Regiſter der anſtößigen Stellen abbrechen, um die Güte des Redacteurs und die Geduld der Leſer nicht zu ſehr zu mißbrauchen. Vielleicht hat kein einziger unter den letzteren die Geduld, um ſo viel zu leſen, als ich in meinem Phlegma abgeſchrieben habe. Aber ich hielt es für meine Pflicht, mein verwerfendes Urtheil durch eine genügende Anzahl von Proben zu rechtfertigen. Ja ich hatte anfangs vor, den Herausgebern mit einem vollſtändigen Verzeichniſſe aller mir mißfälligen Stellen zu dienen zur Berückſichtigung vor dem Abdrucke der übrigen Hefte*) oder einer freilich nicht wohl zu erwartenden zweiten Auflage. Aber der Striche iſt eine zu große Zahl, und — dem Buche iſt eben doch nicht anders zu helfen, als daß es ganz anders wird, daß es auf die Seite gelegt wird und ein anderes an ſeine Stelle tritt. Doch will ich zum Schluſſe noch einige der auffallendſten Stellen abzuſchreiben mich die Mühe nicht verdrießen laſſen.

S. 129: (zu 1 Moſ. XIV. 12.) „Da die Sonne unterging, was auch auf Dunkelheit unter dem Volke Gottes deutet, fiel ein außerordentlicher Schlaf auf Abram, wie ähnlich auf Adam, Cap. 2, 22.; aber es ſteht hier nicht ſo, wie dort, dabei: von Gott. So könnte dieſer Schlaf ein Symbol des Sicherheits- und Geiſtesſchlafes im Volke Gottes ſeyn, auf den immer eine Züchtigungs- und Angſtzeit folgt. Was einſt Abrams Sonne in der Finſterniß tragen ſollte, fiel hier ſchon auf ihn, der darin der Leiden Chriſti theilhaftig

*) Kürzlich habe ich erfahren, daß es 30 Hefte werden ſollen, ſo daß alſo, da jedes Heft 36 Kreuzer koſtet, die ganze Bibel, ohne Einband, 18 Gulden koſten würde. Es iſt erfreulich, daß ſich Leute finden, die ſo viel Geld für das beſſere Verſtändniß der Bibel ausgeben mögen; aber deſto mehr iſt zu beklagen, daß die Herausgeber nicht verſtändig, nüchtern und — gewiſſenhaft genug ihren Zweck und das Bedürfniß der Leſer im Auge behalten haben.

wird, welcher auch in dreistündiger Finsterniß, aber für uns viel Größeres erlitt. So enthält V. 13. die Erklärung von V. 12. Jeder Satz ist eine prophetische Verkündigung großer, vielumfassender und reicher Thatsachen für und wider das Reich Gottes, die Abram (wörtlich:) wissend wissen, d. h. gewiß wissen sollte. Natürlich, auch für seinen Samen mit." S. 135. „Das Wörtchen fast heißt in unsrer Lutherischen Bibel jedesmal so viel als sehr; hier also (1 Mos. XVII. 6.) sehr, sehr.

Den Preis der Verkehrtheit aber scheint, vor allen andern, dieser Stelle (zu 1 Mos. XVII.) zu gebühren: „Das Wort Bund kommt hier 12mal vor; wohl auch in Bezug auf die 12 Stämme Israels."

Ich muß gestehen, bei dieser Stelle fiel mir W. Menzel ein, der, wie mir ein Freund erzählte, vor einigen Jahren in seinem Literaturblatte die Recension eines Buches mit den Worten schloß: „Als ich bis hieher gelesen, warf ich das Buch unter die Bank."

Ich habe es zwar jenem derben Criticus nicht nachgemacht, sondern das Buch durchgelesen. Denn ich habe die Art oder Unart an mir, daß ich jedes Buch, welches ich angefangen habe, hinauslesen möchte, auch wenn es mir Mühe und Verdruß macht; und es sind neben den vielen albernen noch mehre des Lesens und Beherzigens werthe Bemerkungen darin, und von diesen, hoffe ich, soll manche mehr Erbauung schaffen, als jene albernen Aergerniß, und Etwas wirken, was mehr als 20 Gulden werth ist. Aber deßohngeachtet habe ich mir manchmal sagen müssen, daß ich meine Zeit zu etwas Besserem anwenden könnte, als zum Lesen einer solchen Hausbibel, wenn ich Stellen las, wie die folgenden:

S. 159 zu 1 Mos. XXII.: „Abrams Glaube vereinigt und thut, was die unerleuchtete Vernunft nicht thut. Er sattelt den Esel, der das Holz trug, auf — seinem Kreuz. Wie Isaaks Opfer ein Bild des

Opfer Christi ist: so dürfte auch das Kreuz des Kreuzträgers ein Schattenbild der Kreuzestragung Christi seyn."

S. 180: „Isaak sollte ein Brandopfer seyn, und an dessen Statt ward es ein in Dornen mit dem Haupt behangener Widder. Denke hiebei an die Dornenkrone!"

S. 188: „Isaak forderte von Esau ein Essen oder Feingericht. Dieß sollte ein Bundesessen seyn, war aber bei Esau eine Fleischeseinleitung zum Geistessegen, den er empfangen sollte."

Ohne Zweifel hat der Leser Nichts dagegen, wenn ich jetzt endlich das Buch zwar nicht unter die Bank werfe, doch ermüdet auf die Seite lege. Es ist mir dabei zu Muthe, wie etwa damals, da ich als Student mit mehren Freunden exegetische und dogmatische Disputatorien hielt. Es fehlte unter uns nicht an curiosen Grüblern, und neben vielen erfreulichen Aeußerungen gerngläubiger und nach Heiligung ringender Jünglinge wurde auch gar manche unerhörte und abentheuerliche Auslegung, manche monströse Ketzerei ausgekramt. Wenn wir aber endlich des Demonstrirens und Exponirens müde waren, pflegten wir, ehe wir auseinander gingen, gleichsam zur Recreation, ein Lied zu singen, ein Kraftlied, wie wir uns ausdrückten, z. B. „Stimmt an mit hellem, hohem Klang" u. s. w. oder: „Edele Teutsche, ihr habet empfangen" u. s. w. Wenn aber der Mond schien, so hatte vor allen das Lied: „Der Mond ist aufgegangen" u. s. w. den Vorzug. Mit besondrer Herzlichkeit stimmten die ermüdeten Streiter in dem vierten Verse zusammen, den ich jetzt, „zur Recreation," mit den wohlmeinenden, aber ungeschickten Herausgebern der „Hausbibel" singen möchte:

Wir stolze Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel.

Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.
K. Hg.

2. Die heilige Schrift nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers, und mit Erklärungen und Nutzanwendungen begleitet. In Verbindung mit einigen evangelischen Geistlichen herausgegeben v. Chr. Ph. H. Brandt, Decan und erstem Pfarrer in Windsbach. Neuen Testamentes Erster Theil, enthaltend die vier Evangelien u. die Apostelgeschichte, sodann eine Karte von Palästina und eine Karte von den Ländern des mittelländischen Meeres. Auch unter dem Titel: Evangelische Schullehrer-Bibel. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 1833. Sulzbach. J. E. von Seidel. gr. 8. XXIV. u. 464 S. (Subscr.-Pr. 16 gr.)

Ref. hat die erste Auflage nicht gesehen, kann also nur über diese zweite berichten. Das Vorwort stellt 8 Grundsätze der Schrifterklärung auf, wornach die Bibel als Ein Ganzes zu betrachten, und nach der grammatisch-historischen Interpretation unter Hingabe des Herzens an die Wirksamkeit des h. Geistes und genauer Vergleichung der einzelnen Stellen mit einander aus sich selbst zu erklären ist. Die Einleitung zu den Evangelien giebt einen deutlichen Ueberblick über Palästina, so wie die zur Apostelgeschichte über die Länder des mittelländischen Meeres. Der größer gedruckte Text, in welchem einzelne Worte aus nicht ganz klaren Gründen durch den Druck noch mehr ausgezeichnet sind, enthält durchaus die Lutherische Uebersetzung. Auf jeden

Vers folgen in kleinem Druck die Erklärungen, nach Nummern an die Textesworte geknüpft. Die Kapitel zerfallen nach den Forderungen des Zusammenhangs in Unterabtheilungen, deren jeder eine besondere Ueberschrift oder Inhaltsanzeige vorangeht, und Nutzanwendungen 1—18 kurze Gedanken enthaltend, nachfolgen. Die Berichtigung der Uebersetzung geschieht, wo sie nöthig schien, in der Erklärung. Diese selbst kann Ref. nach Inhalt und Form im Ganzen nicht anders als treffend bezeichnen, nur einige Sonderbarkeiten im Einzelnen und die polemische Tendenz abgerechnet, welche auf das Ganze ein schiefes Licht wirft und die Erbauung stört. Zu jenen zählen wir folgende Beispiele: Matth. 2, 23. wird Nazarenus nach einer Weissagung, die mit der Henochs Jud. 14, 15. verglichen wird, von Nazareth abgeleitet. 4, 2. zu: hungerte ihn: „der Teufel benützte diese schwachen Augenblicke." 4, 11. bleibt als möglich die Meinung stehen, daß die Engel Jesu Speise brachten. 5, 19. wird der Kleinste als ein verächtlicher, untüchtiger Mensch bezeichnet — gewiß ganz gegen den wahren Sinn der Stelle. 5, 46. der gläubige Blick auf Gottes Belohnung mache es möglich, auch die Feinde zu lieben. 6, 20. die Schätze im Himmel seyen hier nicht geistliche Güter. 7, 13. zu: der Weg ist breit: „der Weg ist also die Reihe von Uebungen, durch welche man zu der geistlichen Armuth gelangt." Joh. 2, 3. Maria wolle Jesu bedeuten, er solle wegen des Mangels an Wein mit seinen Jüngern die Hochzeit verlassen, und Jesus erkläre ihr nun ein für allemal, daß sie ihm keine Erinnerungen zu geben habe. 2, 5. „Maria schloß, daß Er jenem Mangel auf eine Weise, welche er wohl auch bei ihr schon in der Noth angewendet hatte, abhelfen werde." Wie widersprechend mit V. 11.! 2, 22. „Erst der Glaube an das Wort Gottes, bei welchem man es selbst erfahren hat, oder wenigstens versteht, ist der rechte." 3, 1. Nikod. gehöre zu denen 2, 24., welchen Jesus nicht traue. Sein

Glaube sey anfänglich kein Werk Gottes. 3, 5. nicht die Taufe sey gemeint. 3, 10. „du bist nicht der Meister von Israel.“ Nikod. sey kein Lehrer gewesen. 7, 28. wird der Satz: mich kennet ihr, in eine Frage verwandelt. 8, 56. sey die zweite Zukunft Jesu gemeint, die Abraham wie Enoch Jud. 24. (soll heißen: 14.) im Geiste gesehen. 13, 30. wird: und es war Nacht, unnatürlich zum Folgenden gezogen. 15, 6. ohne Bild, in eigentlichen Ausdrücken werde von Christo den Widerspenstigen ewiges Feuer gedroht. Ap.-Gesch. 19, 12. „die dem Ap. Paulus von Christo verliehene Wunderkraft war so groß, daß sie auch auf seine Kleider überging.“ 23, 6. wird nur die kluge Gewandheit, womit P. einen Zankapfel unter seine Richter werfe, in dem: ich bin ein Pharisäer, gesehen, während eine tiefere Auffassung in Paulus's Pharisäismus eine gewisse Vorbereitung zu seinem Christenthum, in diesem das am Pharisäismus Wahre erkennen muß, wie denn auch P. 26, 5., wo Luther unrichtig übersetzt: ich bin ein Pharisäer gewesen, bei kaltem Blut wiederholt sich einen Pharisäer nennt. Sonderbar nennen wir diese und einige ähnliche Erklärungen, weil sie mit den Grundsätzen der Herausgeber nicht nothwendig gegeben, vielmehr zum Theil scheinbar oder wirklich im Widerspruche sind, und in einer Schullehrerbibel der unter den Offenbarungsgläubigen herrschenden Erklärungsweise ohne Noth nicht entgegengearbeitet werden sollte. Unpassend aber scheint uns die nicht genug bezähmte Polemik, z. B. Ap.-Gesch. 17, Kap., wo auf Kunst und Gelehrsamkeit starke Seitenhiebe fallen, Wissenschaft mit Neugierde verwechselt wird, und, um dem Pantheismus keinen Anhaltspunkt zu lassen, dem Gehalt der Stelle selbst Eintrag geschieht. Joh. 6, 64. werden die, welche unter Fleisch Jesu Lehre verstehen, den unglaubigen Juden an die Seite gestellt. 9, 39. „Angesehene Religionslehrer wandeln am hellen Mittag in dichter Finsterniß.“ 13, 18. „Auch in unserer Zeit traten Solche Jesum mit Füßen, welche im

Dienst an seiner Kirche sein Brod essen." Auch wir wiederholen es, daß wir die Erklärung im Ganzen richtig, nicht selten scharfsinnig und bündig gefunden haben, die bei Joh. auch die Nutzanwendung mit einschließt, z. B. 7, 11. „kein Fest, das ohne Christus ist, ist ein rechtes Fest." 1, 45. „Auch das, daß Jesus aus einem so verrufenen Ort herkam, mußte den Glauben bestätigen, daß er von Gott ausgerüstet sey." Weitere Auszüge sind wohl da, wo wir einverstanden, überflüssig. Die Nutzanwendungen sind fruchtbar sowohl zum genaueren Verständniß des Textes als zur Beziehung aufs eigene Leben; nur wenige machen als leer, schief, halbwahr oder erst einer neuen Nutzanwendung bedürftig eine Ausnahme, z. B. S. 348. „Wahre Christen können mit ihrem Gebet mehr zu Wege bringen, als andere mit aller Welt Gold und Silber." S. 436. „die rohen Herzen erschrecken wohl, wenn sie vom jüngsten Gericht hören, aber der Teufel läßt sie selten so weit kommen, daß sie sich bessern und bekehren, weil ihnen die Wollust des Fleisches lieber ist." S. 438. „Manche geben sich alle Mühe, Paulus aus der Reihe der Apostel zu stoßen." Wer sind denn diese Manche? Einige Druckfehler, deren keine angezeigt sind, fallen auf. S. 399. 6 v. u. ist zu lesen: Paulus statt Petrus. 459. 21 v. u. setzt statt jetzt. 343. 7 v. u. fehlt: nicht. Der Anhang: Exkurse und Beispiele aus dem Leben zu einzelnen Stellen enthaltend, ist zweckmäßig; doch erinnert die Schulbibelfestrede eines Schullehrers und die dem Warlich, Warlich gewidmete Gelehrsamkeit, wie nöthig es ist, zu Gunsten des Unentbehrlichen den Raum zu schonen.

Kirchenrecht.

Die geistlichen Accidenzen sollten abgeschafft werden! Ein Wunsch, nebst einer Mittheilung, wie in Hameln das Beicht- und Leichengeld in eine feste Einnahme verwandelt ist. Von Franz Georg Ferdin. Schläger (erstem Prediger zu Hameln). Aus den Gemeinnützigen Blättern, zunächst für das Königreich Hannover, Jahrg. 10, besonders abgezogen. Hannover, in Kommission der Helwing'schen Hofbuchhandlung. 1834. 55 S. 8. (8 gr.)

Es ist gewiß ein höchst wichtiger Gegenstand, der in der vorliegenden kleinen Schrift besprochen wird. Immer allgemeiner fängt man an zu fühlen, daß die Accidentien, welche noch an vielen Orten von den Geistlichen bezogen werden, eine vielfach unpassende Art der Besoldung sind, und daß namentlich das Beichtgeld etwas höchst Unwürdiges und die heilige Handlung, bei welcher es bezahlt wird, auf eine höchst ärgerliche Weise Störendes hat. Mehr und mehr Stimmen erheben sich unter Geistlichen und Laien und dringen auf endliche Abschaffung eines lange bestandenen, aber vielfach zu offenbarem Mißbrauch gewordenen Gebrauches. Wer durch Rath und That zu Erfüllung dieser Foderung die Hand bietet, der verdient gewiß den Dank aller Freunde des Evangeliums. Auf solchen Dank hat sich auch Hr. Pastor Schläger Anspruch erworben, indem er in vorliegender Schrift nicht blos auf das Wünschenswerthe der Umwandlung sämmtlicher Accidentien in feste Einnahmen aufmerksam gemacht, sondern auch durch die Erzählung, wie in Hameln schon vor mehr als 30 Jahren das Beicht- und Leichengeld durch eine feste Einnahme ersetzt worden ist, die Ausführbarkeit einer solchen Veränderung gezeigt hat. Dieser letzte

Punct ist gewiß von besonderer Wichtigkeit. Wie sehr man sich auch überzeugt hält, daß es zweckmäßig sey, die Accidentien und namentlich das Beichtgeld abzuschaffen, so scheitert doch die Erfüllung der Wünsche fast immer an den Schwierigkeiten der Ausführung, die man nicht zu überwinden weiß. Um nun aber theils Mittel und Wege zu dieser Ueberwindung finden zu lehren, theils die Kraft dazu zu wecken, hat das Beispiel eine große Gewalt. Wenn wir an Andern das Gute verwirklicht sehen, so fühlen wir lebendiger die Schönheit desselben; wenn Andere uns vorangehen, so folgen wir muthiger nach; und wenn Andere ihre Opfer bringen, so bringen wir die unsrigen mit geringerm Widerstreben.

Eigentlich hat Hr. Pastor Schläger in diesen Blättern nur die Schrift eines seiner Vorgänger erneuert, von der er S. 54 sagt, daß sie im Buchhandel nicht mehr zu haben sey. Diese Schrift von dem am 6. April 1817 verstorbenen ersten Prediger zu Hameln, H. R. Matthäi, führt den Titel: „Nachricht von der Abschaffung des Beicht- und Leichengeldes, wie auch von einigen andern Veränderungen des Kirchen- und Schulwesens in der Stadt Hameln" (Hannover 1804. 104 S. 8.). Der Verf. durfte mit Recht stolz darauf seyn, öffentlich von einer Einrichtung Rechenschaft ablegen zu können, durch welche die Stadt Hameln schon im Jahr 1804 allen protestantischen Gemeinden des Vaterlandes ein nachahmungswerthes Muster aufstellte. Was von seinen Mittheilungen allgemeineres Interesse hat; das wird in der vorliegenden kleinen Schrift seines Nachfolgers dankbar der Gegenwart in Erinnerung gebracht. Hr. Pastor Schläger beginnt S. 3—12 mit Zurückweisung der Einwürfe gegen die Abschaffung der Accidentien (Matthäi S. 98—104); er führt sodann S. 13—37 die Gründe für Abschaffung derselben aus (Matthäi S. 56—92), und erzählt nach Einschiebung einiger eigener Bemerkungen S. 41—46 die in Hameln bewirkte Abschaf-

[redacted] und Leichengeldes und die Art und Weise, wie man ein Aequivalent dafür aufzubringen wußte (Matthäi S. 35—40). Mit einigen Betrachtungen über das Bestehen der Einrichtung bis jetzt und und mit Wünschen für die allgemeine Abschaffung der Accidentien schließt der Verf.

Was nun zuerst die vom Verf. vorangestellten Einwürfe gegen die Abschaffung der Accidentien betrifft, so bringt er sie mit Matthäi auf die beiden zurück, daß der Prediger eines äußern, ihm durch die jedesmalige Bezahlung zu Theil werdenden Antriebes zu Erfüllung seiner Pflichten bedürfen, und daß er, indem er unter der Hand doch Geld nähme, die Abschaffung unwirksam machen möchte. Diese Einwürfe sind freilich von der Art, daß sie, als auf unbefugter Voraussetzung einer sehr niedrigen Denkungsart von Seiten der Geistlichen beruhend, leicht zurückgewiesen werden können. Aber es lassen sich doch andere Einwendungen machen, welche Rec., so sehr ihm im Allgemeinen die Abschaffung der Accidentien wünschenswerth erscheint, nicht ganz zu beseitigen weiß, und die er wenigstens als Entschuldigungsgründe für das Fortbestehen der Accidentien geltend machen möchte. Dies scheinen ihm vorzüglich folgende zwei zu seyn. Das Verhältniß zwischen christlichen Gemeinden und ihren Predigern soll durch Liebe bestehen und kann nur in Liebe ein wahrhaft wirksames seyn. Das Band aber, welches die Liebe knüpft, ist nicht von der Art, daß es durch das gegenseitige Verhältniß des Gebens und Nehmens lockerer würde; vielmehr findet es darin seine schönste Befestigung. Darum läßt es sich gewiß, wenn übrigens Alles ist, wie es seyn sollte, recht gut denken, daß die Abgaben der einzelnen Gemeindeglieder an die Geistlichen die Verbindung zwischen jenen und diesen zu einer um so gesegnetern zu machen im Stande seyn dürften. Wenn dagegen der Geistliche nicht bloß vom Staate allein angestellt, sondern auch vom Staate oder

aus öffentlichen Kassen besoldet wird, so möchte das leicht beitragen, ihn der Gemeinde immer mehr zu entfremden und ihn in gleichem Lichte wie jeden andern Staatsdiener erscheinen zu lassen. Den andern Einwurf sehen wir darin, daß es schwer seyn möchte, dem Prediger ganz und völlig für die ihm genommenen Accidentien zu entschädigen. Daß die Pfarrstellen, deren Einkünfte meist vor vielen Jahren regulirt sind, im Durchschnitt mit den Jahren sich verschlechtern, ist eine ausgemachte Sache; und da im Lauf der Zeiten der Werth des Geldes sinkt, so werden sich, vorübergehende Umstände abgerechnet, gerade diejenigen Stellen in einer stärkern Progression verschlechtern, welche auf eine bestimmte Geldsumme fixirt sind, wogegen der Werth der dem Geistlichen zukommenden Natural-Gefälle im Ganzen mit den allgemeinen Lebensbedürfnissen in gleichem Verhältnisse steigt. Dieser Grund spräche wenigstens für Beibehaltung der Natural-Lieferungen an Brod, Schinken u. dgl., welche der Verf. (S. 12) ebenfalls sämmtlich abgeschafft wissen will. Und auch die gewöhnlichen, in einer Geldabgabe bestehenden Accidentien lassen, wenn sie beibehalten werden, die Möglichkeit offen, daß durch sie die Einnahme des Predigers sich vermehre. Um bei Vergrößerung der Gemeinde, die nicht selten beträchtlich seyn kann, das Verhältniß auszugleichen, würde sich freilich die Auskunft treffen lassen, die ein Ungenannter in den „vierteljährigen Nachrichten von Kirchen- und Schulsachen“ (Hannover 1835. Heft 2. S. 59) vorschlägt, daß man eine von Zeit zu Zeit, etwa alle 30 oder alle 50 Jahre vorzunehmenden Remedur gleich anfangs gesetzlich anordne. Aber wer kann im voraus alle die außergewöhnlichen Fälle berechnen, welche dem einzelnen Geistlichen, wenn sich auch im Großen das Verhältniß ausgleicht, wohl gar auf eine Reihe von Jahren eine größere Einnahme an Accidentien zuführen würden, wenn man dieselben nicht abgeschafft hätte. Und selbst

abgesehen davon, so giebt es doch gewiß in vielen Gemeinden Wohlhabende und Wohlgesinnte, welche gern die Gelegenheit ergreifen, dem Geistlichen, dessen unzureichende Einnahme sie kennen, etwas Mehr zuzuwenden, als er den Gesetzen nach fodern kann. Sollte darin unbedingt etwas Unwürdiges liegen? Rec. kann das nicht finden. Wenn man im Stande ist, jedem Geistlichen ein gutes Auskommen zu sichern, so mag dieser Einwurf, von der nicht leicht möglichen vollständigen Entschädigung hergenommen, augenblicklich wegfallen. Aber so lange es noch eine große Zahl Prediger giebt, die selbst bei den mäßigsten Ansprüchen kaum die nothwendigsten Bedürfnisse bestreiten können (Matthäi erzählt a. a. O., daß man in Hameln im Jahre 1801 eine der 4 Predigerstellen unbesetzt ließ, um die übrigen zu verbessern, weil zwei davon nur 290 Thaler eintrugen), so lange möchte es nicht überflüssig seyn, alle Wege zu einer möglichen Verbesserung solcher Stellen offen zu erhalten.

Die Gründe, welche in der vorliegenden Schrift für Abschaffung der Accidentien angeführt werden, sind allerdings zum Theil triftig und im Ganzen gewiß überzeugend. Nur muß man sich wundern, daß Hr. Pastor Schläger auch hier sich mit einem wörtlichen Abdruck der Schrift seines Vorgänger begnügt hat, indem dieser unstreitig zu weit geht. Wenn Matthäi z. B. geltend macht, daß die bei dem Accidentienwesen nöthigen Rechnungen über Einnahme und Ausgabe „bei manchen Stellen leicht täglich ein Paar Stunden hinwegnehmen" würden, und daß mancher Prediger verleitet werden könne, „längere Zeit auf seine Rechnungsbücher und auf seine ökonomischen und merkantilischen Geschäfte, als auf seinen eigentlichen Beruf zu wenden," so ist das eine Uebertreibung, die man auch dem wohlmeinendsten Eifer kaum verzeiht. Es mögen einzelne solche Fälle vorkommen, aber daran sind gewiß am wenigsten die Accidentien Schuld; eher könnte

man das von der eigenen Gemeindschaftung ausgeschlossenen Ländereien sagen. Auch bedarf man solcher Gründe nicht, um die Abschaffung der Accidentien im Allgemeinen wünschenswerth zu finden. Grund genug dazu liegt theils in dem Anstößigen derselben, namentlich des Beichtgeldes und auch des Leichengeldes wenigstens in sofern, als der Geistliche, wie jetzt in Städten gewöhnlich, bei Sterbefällen gar keine Funktionen hat; theils in dem Drückenden und der ungleichen Vertheilung der Abgabe, wie bei Taufgebühren und Konfirmationsgeldern; theils in der unwürdigen Art der Erhebung, wie bei dem sogenannten Opfergelde bei Taufen, Trauungen und Beerdigungen; theils endlich in der Unsicherheit der Einnahme, die wegen Armuth oder Saumseligkeit der Kontribuenten oft große Ausfälle erleidet. Daß die stärksten Gründe gegen das Beichtgeld sprechen, wird auch in der vorliegenden Schrift S. 25 — 32 ausgeführt. Hier stimmt Rec. vollkommen bei, und er möchte bei dieser Gelegenheit auf eine Predigt aufmerksam machen, in welcher die Nachtheile des Beichtgeldes eben so gründlich, als warm dargelegt werden: „Mein Haus ist ein Bethaus. Predigt wider das sogenannte Beichtgeld von A. W. Möller zu Lübecke" (Münster 1833. 3 gr.). Diese Predigt scheint sich vortrefflich dazu zu eignen, dem Volke in die Hände gegeben zu werden, um die Gemüther für eine Veränderung in dieser Hinsicht zu gewinnen. Auch bei Sterbefällen mag eine Abschaffung der Leichengebühren dringend wünschenswerth seyn. Wenn aber der Verf. des Aufsatzes in den vierteljähr. Nachrichten die Beibehaltung der Taufgebühren besonders aus dem Grunde verlangt, damit auch ferner für Haustaufen Mehr bezahlt werden könne, als für Taufen in der Kirche, weil sonst bei allgemeiner Foderung der Haustaufen daraus dem Geistlichen „die ärgste Plage" werden könne, so scheint derselbe Grund auch für die Beibehaltung der Leichengebühren in solchen Fällen zu sprechen, wenn

von den Geistlichen die Begleitung der Leiche und eine Grabrede verlangt wird. Ein häufiges Vorkommen solcher Fälle, in denen Verf. (a. a. O. S. 56) durchaus keine Accidentien bezahlt haben will, könnte dem Geistlichen besonders in größern Städten, wo eine Leichenfeierlichkeit oft mehrere Stunden wegnimmt, noch weit lästiger werden, als die Verrichtung von Haustaufen. Es möchte daher nicht unbillig seyn, daß da, wo die Begleitung des Geistlichen nicht bei allen Leichen stillschweigende Bedingung ist, das Verlangen einer solchen oder einer Trauerrede auch besonders vergütet werde. So ist es z. B. bei der reformirten Gemeinde in Frankfurt a. M., wo nur in diesem Falle bei Beerdigungen Etwas bezahlt wird. Ueberhaupt möchte die Beibehaltung der Accidentien in allen denjenigen Fällen am wenigsten Anstößiges haben, in welchem der Prediger eine Function verrichtet, auf die nicht alle Glieder der Gemeinde gleichen Anspruch haben; und es möchte sich das Auffallende derselben in dem Grade verlieren, in welchem die Handlung nicht schon als durch das Amt des Geistlichen an sich geboten erscheint. Aus diesem Gesichtspuncte würde auch die Bezahlung des Konfirmandenunterrichts wenigstens da gerechtfertigt seyn, wo unter verschiedenen Predigern eines Ortes die Wahl frei steht.

Wie nun die Herbeischaffung eines Aequivalents für das aufgehobene Beicht- und Leichengeld in Hameln bewirkt wurde, das findet man in der vorliegenden Schrift genau angegeben. Die Hauptsumme ergab sich aus einer Abgabe, die man beim Verkauf von Grundstücken zu erheben beschloß; durch mancherlei andere kleine Beiträge suchte man genau das Fehlende zusammenzubringen; nur bei unvorhergesehenen Ausfällen sollte die Stadtkasse den Vorschuß leisten, aber diesen baldmöglichst wiedererhalten. Vergl. auch Sprengers Geschichte der Stadt Hameln (Hannover 1826) S. 323—329. Hr. Pastor Schläger versichert, daß

die Einrichtung nun schon über 30 Jahre zur Zufriedenheit der Gemeinde und der Prediger bestanden habe. Ohne nun dasjenige, was sich an einem bestimmten Orte als zweckmäßig erweiset, tadeln zu wollen, und ohne zu verkennen, daß hierbei vorzüglich örtliche Verhältnisse den Maßstab an die Hand geben müssen, möchte Rec. jedoch im Allgemeinen darauf aufmerksam machen, daß es unpassend erscheinen könnte, die dem Prediger zu gebende Entschädigung durch Abgaben, welcher Art sie auch seyn mögen, zusammenzubringen, die ausschließlich und namentlich für diesen Zweck bestimmt sind. Dann erhält sich in der Gemeinde immer das drückende Gefühl einer neuen Auflage, welche durch eine als unwürdig erkannte und deßhalb abgeschaffte Abgabe veranlaßt ist; und es kann sich z. B. der Gedanke an das Beichtgeld nie ganz verlieren. Am glücklichsten würde es immer seyn, wenn in einer Gemeinde Fonds vorhanden sind, aus denen die Entschädigung genommen werden kann. So wünscht es auch der Verf. des Aufsatzes in den vierteljähr. Nachrichten. Da indeß dieser glückliche Umstand sich nur selten finden dürfte, so würden wir es dann am passendsten halten, die nöthige Summe aus öffentlichen Kassen herzugeben, ohne der abgeschafften Accidentien weiter zu gedenken. So wird, wenn auch das Deficit der Kasse durch andere Abgaben gedeckt werden muß, schon bei der nächsten Generation das Andenken an die gehässigen Accidentien getilgt seyn. Dies ist namentlich in der Stadt Münden geschehen; und wenn die dortige Bürgerschaft es für zweckmäßig hielt, den dadurch in der Stadtkasse entstandenen Ausfall durch eine Auflage auf den Branntewein zu decken, so ist man darum, wie uns scheint, gleichwohl nicht berechtigt, darin mit Schläger etwas Unwürdiges oder mit dem Verf. des Aufsatzes in den vierteljähr. Nachrichten, der indeß das Factum selbst als etwas Unglaubliches bezweifelt, einen argen Mißgriff zu sehen. Daß eine solche Auflage, wie der letzte meint, „Religion und Geistliche mit Dingen

in Verbindung setze, welche beiden gehässig und verabscheuungswerth sind," das würde nur dann der Fall seyn, wenn der Ertrag jener Auflage unmittelbar den Geistlichen als Entschädigung zugesichert wäre. Eines solchen Mißgriffs aber hat sich der Magistrat zu Münden nicht schuldig gemacht.

Am Schluß seiner kleinen Schrift sagt der Verf. mit Wärme: „Die Zeiten sind vorüber, wo die Accidentien ohne Aergerniß gegeben und genommen wurden; unsre Zeiten rufen uns aus jeder Pfarre, aus jeder Schule, aus jeder Wohnung, in welcher eine aufgeklärte Seele sich findet, mit lauter Stimme zu: Die geistlichen Accidentien sollten abgeschafft werden; sie sind eine Schande in der erleuchteten Welt; sie lähmen der Diener Geist und vermindern die Früchte ihres Eifers zum unabsehbaren Schaden der Gemeinden; sie würdigen Männer herab, deren einzig möglicher Weg zum Wirken die Achtung ist, in welcher sie stehen. Niemand rede daher den Accidentien mehr das Wort, sondern Alle vereinige der Wunsch und das Streben, sie in feste Einnahme zu verwandeln." Wenn wir nun auch nicht so gar große Dinge von der Abschaffung aller Accidentien erwarten, wie der Verf., welcher unter Anderm aufruft, „zu helfen, daß die Nacht der Trübsal, welche Tausende von trefflichen Familien umhüllt, zerstreuet und in Licht verwandelt werde," so stimmen wir doch, namentlich was die Abschaffung des Beichtgeldes und wenigstens in Städten auch des Leichengeldes betrifft, von Herzen in den Wunsch des Verf. ein, daß Jeder, der dazu mitwirken kann, es treu und redlich thun möge. Und wir hegen mit ihm die Ueberzeugung, daß an gar vielen Orten eine solche wohlthätige Veränderung nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, wenn man nur guten Willen hat und sich nicht durch die ersten Schwierigkeiten abschrecken läßt. Wie geholfen werden kann, darüber müssen örtliche Verhältnisse entscheiden; wenn indeß nur die Ueberzeugung, daß geholfen

fen werden muß, allgemein wäre, so würden sich die Mittel dazu in der einen oder andern Weise wohl finden. Hier im Königreich Hannover z. B. hat sich schon oft die Ansicht vernehmen lassen, es könnte für kirchliche Zwecke, also auch vielleicht für die Abschaffung des Beichtgeldes ein beträchtlicher Hülfsfond gewonnen werden, wenn man sich entschließen wollte, die in manchen Landestheilen noch bestehenden geistlichen Mannsstifter einzuziehen, die außer dem Kloster Loccum, welches ein Prediger-Seminar unterhält, in ihrer jetzigen Einrichtung dem Lande schwerlich einen wesentlichen Gewinn bringen, da die Präbenden (im Ganzen ohne Loccum etwa 90 bis 100) meist an Männer vergeben werden, die außerdem ihr gutes Auskommen haben. Daß auch auf andern Wegen für einen ganzen Staat die Umwandlung der Accidentien in feste Einnahme möglich ist, das hat das Herzogthum Nassau bewiesen, in dessen ganzem Umfange seit 1817 durchaus alle Accidentien abgeschafft sind und für keine geistliche Amtsverrichtung irgend etwas bezahlt wird. Vergl. Otto, „Handbuch des Kirchenrechts der evangelisch-christlichen Kirche des Herzogthums Nassau" (Nürnberg 1828.) das Wohlthätige dieser Einrichtung hat Rec. während seines neunjährigen dortigen Aufenthalts vielfach preisen gehört; doch hat er auch Stimmen vernommen, welche dieselbe nicht unbedingt loben wollten. Es müßte von Interesse und der guten Sache förderlich seyn, wenn aus jenem Staate, so wie auch von andern Orten, wo die Accidentien seit längerer Zeit abgeschafft sind, die Erfahrungen mitgetheilt würden, welche man in Betreff der Wirkungen dieser Einrichtung auf das religiöse und kirchliche Leben der Gemeinde gemacht hat. Bei einem Gegenstande, über den sich theoretisch so Viel hin- und herspechen läßt, ohne zu allgemein gültigen Resultaten zu kommen, scheint ganz besonders die Stimme der Erfahrung gehört werden zu müssen, damit Nichts über-

eit, jeder Mißgriff möglichst vermieden und nur dem möglichen Guten das Beste in's Leben eingeführt werde.

Göttingen im Febr. 1836.

Lorberg.

Homiletik.

1. Die Auferstehung des Erlösers, ein immer fortdauernder, täglich sich erneuernder, ewiger Sieg. Eine Osterpredigt am ersten Feiertage 1835 in der protestantischen Hof- und Pfarrkirche zu München, gehalten von Dr. Christ. Ernst Kaiser, königl. bayerischem Oberconsistorialrathe und erstem Hauptprediger. Auf Verlangen gedruckt. München, Jaquet. 1835. p. 8. S. 16.

Der Titel giebt das Thema über das Oster-Evangelium Mark. 16, 1—8. Von der Bedeutung dieses ältesten aller christlichen Feste für die ersten Jünger und Zeiten des Christenthums kommt der Herr Verfasser auf die Wichtigkeit dieser Begebenheit für das Christenthum zu allen Zeiten gegen die, welche behaupten, „daß an der Geschichte weniger liege, als an der Ueberzeugung von der Lehre, welche auf die Beweise der Vernunft gestützt sich in ihrem eigenen Lichte erkennbar mache.“ „Die Auferstehung des Erlösers ist die wirksame, belebende, heiligende Kraft in allen, die in seiner Gemeinschaft stehen, und mit ihm leben.“ Dieß führt auf das Thema. Die Auferstehung des Erlösers wird dann betrachtet 1) als ein immer dauernder Sieg des christlichen Glaubens an das ewige Leben über alle Zweifel des Unglaubens; 2) seiner Macht über die Sünde, die in uns ist; 3) seines Friedens bei allen Kämpfen mit Trübsalen und Anfechtungen dieser Erde. Die Auferstehung Christi ist Bestäti-

gung der Unsterblichkeit, denn in dieser Thatsache hat der Glaube daran Festigkeit und allgemeinen Eingang in die Gemüther gewonnen. Mit innigem Gefühle wird diese Frucht von dieser Seite der Auferstehung Christi geschildert und auf verschiedene Verhältnisse, wo dieser Glaube sich fruchtbar erweise, angedeutet. Im zweiten Theile wird die Auferstehung des Erlösers mehr mit seinem Tode in Verbindung betrachtet, und als eine Macht über die Sinne in uns geschildert. Das Sterben des alten und das höhere Leben der neuen Menschen ist der täglich sich erneuernde Sieg, dessen wir uns am Auferstehungsfeste des Herrn erfreuen. Wir werden an uns selbst in unserm Innern gewiesen, und zum Besiegen der Sünde in uns und allen weltlichen Neigungen, die mehr oder minder mächtig in uns sind, und zum Aufstehen in einem neuen Leben aufgefordert. Von dem Osterfeste aus muß diese Auferstehung des Erlösers in uns sich fortpflanzen. Dieser fortdauernde Sieg beweist sich endlich 3) in Trübsalen und Anfechtungen. Denn im Glauben an das ewige Leben, in dem Siege über die Sünde und den Tod muß zugleich der Sieg über alles Ungemach der Erde mitgegeben seyn, nach 2 Cor. 4, 17. 18. Röm. 8, 34. In dem Auferstandenen finden alle Trauernde, Gebeugte und Bekümmerte Friede, Ruhe, Freude. Auch die Anfechtungen, die der Glaube leidet, sind in dem Auferstandenen zu überwinden und werden immer mehr besiegt. Dieser letzte Theil ist in Vergleich mit den vorangehenden der kürzere. Deutlicher wäre hier S. 15 ein Satz: „welche siegreiche Kraft des Glaubens" u. s. w., wenn ein Zeitwort beigefügt wäre. Die Rede schließt mit einem warmen, innigem Gebete an den Auferstandenen. Es hat diese Predigt ihr Thema tief erschöpft. Der erste Theil zieht an durch die gemüthliche Betührung der Verhältnisse, in welchen die Auferstehung des Erlösers der Glaube an das ewige Leben als eine freundliche, erhebende Hoffnung in dem

Dunkel der Erde uns gegeben habe. Uns hat vor allem der zweite Theil befriedigt durch die allgemein verständliche Erklärung, wie von der Auferstehung des Erlösers der Sieg über die Sünde, die in uns ist, ausgehe. Die Stellen der Schrift, in welchen diese Lehre enthalten ist, sind trefflich erklärt, von dem tief Christlichen ihres Inhalts ist uns nichts vorenthalten, nichts vorüber gegangen, und wir fühlen selbst das Tiefste, wenn wir so sagen sollen, das Mystische dieser christlichen Lehre von der Umwandlung des innern Lebens.

Dr. R.

2. Entwürfe zu Predigten und Homilien über das ganze Neue Testament. Ein Hand- und Hilfsbuch für Geistliche und Candidaten, bearbeitet von mehreren Geistlichen. Erstes und zweites Bändchen. Gotha, bei Hennings u. Hopf. 1835. broch. kl. 8. 114 u. 140 SS. (Zusammen 16 gr.)

Es ist wohl ein eigener Gedanke, das ganze neue Testament, wie die Herausgeber des hier anzuzeigenden Werkes beabsichtigen, in Entwürfen zu Predigten und Homilien zu bearbeiten. Denn wie viele Stellen und ganze Abschnitte müssen da nicht vorkommen, die zu kirchlichen Vorträgen sich nicht wohl eignen, und die mehr für den Theologen, als für Erbauung suchende Christen Interesse haben! Etwas anderes ist es bei einer praktischen Erklärung des ganzen neuen Testaments oder bei einem biblischen Erbauungsbuche, wo das Ganze ausführlich sowohl erklärend als erbauend behandelt wird. Aber welcher Prediger wird wohl z. B. das Geschlechtsregister Jesu nach Matth. 1. zu einem kirchlichen Vortrage bearbeiten, und wäre dies der Fall, welchen Behelf würde ihm ein kurzer Entwurf, wie die in den vorliegenden beiden Bändchen alle

sind, dazu geben! Nach dem Ganzen zu urtheilen, können wir kaum glauben, daß die Herren Herausgeber mit ihrem Unternehmen dem theologischen Publikum einen wesentlichen Dienst leisten werden, wenn gleich die meisten Entwürfe der zwei ersten Bändchen, die von Hrn. J. G. Matthes, Pfarrer zu St. Michael in Erfurt, gefertigt sind, manche Vorzüge haben, und von Geist und Talent ihres Verf. zeugen.

Ohne ein Vorwort vorauszuschicken, was doch hier zu erwarten gewesen wäre, beginnt das erste Bändchen sogleich mit dem I. Cap. des Ev. Matth. und zwar mit V. 1—18. Jedem Entwurfe geht eine kleine Introductio von 9—10 Zeilen voran, die aber gewöhnlich von der Art ist, daß sie jeder Prediger eben so gut sich sogleich selbst entwerfen kann. Ueber jeden biblischen Abschnitt werden 4 Entwürfe geliefert, die zusammen selten 1½ Seiten übersteigen. Wir wollen ungesucht einige Proben aus den vorliegenden 2 Bändchen unseren Lesern zum Besten geben, um sie in den Stand zu setzen, selbst ihr Urtheil darüber zu fällen.

In dem ersten Entwurfe über Matth. 1, 1—18. meint der Verf. selbst, daß dieser Abschnitt wenig Stoff zur Erbauung darbiete. Wir wollen ihn, wie er ist, als Probe hier mittheilen. „Es scheint zwar, heißt es da, der Inhalt dieser Verse von wenig Werth und Fruchtbarkeit zu seyn für Erbauung suchende Christen. Allein zwecklos kann der Evangelist das Geschlechtsregister Jesu den Christen nicht mitgetheilt haben, (das wird Niemand bezweifeln) so wie auch Lucas seine Absicht gehabt haben muß bei derselben Mittheilung von einer andern Seite. (Was soll damit gesagt seyn?!) Lasset uns daher fragen: Warum mag der Evangelist das Geschlechtsregister Jesu mitgetheilt haben? (Eine sonderbare Frage für die Kanzel.) 1) Um zu zeigen, daß auch in seinen Augen eine Nachweise seiner Vorfahren einen großen Werth habe; (welche Anwendung läßt sich hieraus auf die Zuhörer

machen?) 2) zu beweisen, Jesus sey der von Gott verheißene Heiland; 3) darzuthun, daß die Sehnsucht der Israeliten nun ihre Grenze gefunden habe; 4) um so mehr die Schuld der Israeliten herauszustellen, die Ihn an's Kreuz geschlagen und getödtet haben; und 5) den Glauben an Ihn als den Heiland der Welt in der Brust seiner Anhänger zu befestigen. (Ist ja schon im 2ten und 3ten Theile enthalten.) — Besser ist der 2te Entwurf über denselben Abschnitt: Christus schämt sich nicht (,) Sünder zu seinen Vätern und Voreltern zu haben. I. Warum nicht? 1) Weil diese nicht schaden konnten seiner Würde; a) er blieb immer der schon dem Abraham verheißene, b) der Jahrhunderte lang heißersehnte, und c) da die Zeit erfüllt war, von der Jungfrau Maria geborne Sohn Gottes. 2) Weil diese nicht schaden konnten seiner Wirksamkeit, nämlich durch a) seine Lehre, b) sein Leben, und c) sein Leiden und Sterben die Menschen zu erlösen. II. Anwendung. Wir sollen uns warnen lassen vor jener falschen Schaam, darüber, daß unsere Eltern und Voreltern weniger als wir oder gar schlecht waren; c) Wir sollen die Weisheit Gottes verehren, die in ihren Plänen auch durch das Laster nicht gestört werden kann. — Der 3te Entwurf hat die Gleichförmigkeit der göttlichen Weltregierung bei der Veränderlichkeit aller Dinge zum Thema; der 4te: Wie lehrreich die Betrachtung des Textinhaltes sey! Nachdem I. der Inhalt des Textes kurz bezeichnet worden, wird ganz zweckgemäß II. gezeigt, wie lehrreich die Betrachtung des Textinhaltes sey; denn 1) in ihm findet sich der Beweis, daß Gott mit Vateraugen über die Menschen wacht; 2) daß ihr Wohl ihm sehr am Herzen liegt; 3) daß er zu helfen stets bereit ist; 4) daß er, wenn er auch mit seiner Hülfe verzieht, endlich doch hilft; 5) daß durch Jesum Christum wirklich alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden sollen. — Man sieht hieraus, wie der Verf. auch einem nicht

sehr reichhaltigen biblischen Abschnitte fruchtbare Gedanken abzugewinnen weiß und den Text stets immer im Auge behält. Ganz kurz sind die Entwürfe über Matth. 2, 13.—23., wo der dritte in nicht mehr als 3 Zeilen besteht: Das Bemühen (,) die Rathschlüsse Gottes zu vereiteln (,) ist fruchtlos. Diese Wahrheit (sie sollte doch wohl zuerst bewiesen werden) soll 1) abschrecken den Gottlosen, 2) ermuthigen den Frommen und 3) trösten die Traurigen.

Sehr lobenswerth ist das Bemühen des Verf., seinen Gegenstand immer so viel wie möglich zu zergliedern und so möglichst zu erschöpfen, worüber wir unter andern noch den 2ten Entwurf über Matth. 5, 6. als Probe aus dem ersten Bändchen anführen, wo das Thema aufgestellt wird: Wie beklagenswerth der Mensch sey, der nicht nach wahrer Frömmigkeit strebt. 1) Es fehlt seinem Wirken die wahre Begeisterung, 2) seinen Nächten Erquickung, 3) seinen (m) Kummerbeladenen Herzen der einzigste (einzige) Trost, 4) seinen Kämpfen mit den mannichfaltigen Hindernissen der rechte Muth, 5) bei seinen Verlusten die wahre Erhebung (wir setzen hier noch bei: seinen Gebeten die rechte Zuversicht) und 6) am Grabe die Hoffnung. — Auch sind die meisten Themata, ohne gesucht und gekünstelt zu seyn, einfach, edel und praktisch. Schade nur, wie wir schon oben erwähnten, daß die Entwürfe meistens zu karg hingestellt und nicht mit den nöthigen Winken und Andeutungen zur Ausführung versehen sind, was besonders diejenigen Prediger vermissen werden, die ein Hülfsbuch zur zweckmäßigen Einrichtung ihrer Predigten bedürfen oder suchen. Denn den Wenigsten wird eine bloße Disposition, was diese Entwürfe alle sind, genügen; und die wenigen Worte, die gewöhnlich als Einleitung oder zur Erklärung des Textes vorangeschickt sind, hätten sehr oft eben so gut auch wegbleiben können.

Es wird nicht nöthig seyn, weitere Beispiele aus

dahin angefangenen Werkchen zu liefern, da man aus dem hier Mitgetheilten zur Genüge ersehen wird, was man darin findet. Für zweckmäßiger würden wir es halten, wenn der Hr. Verf., dessen gutes Predigertalent nicht zu verkennen ist, zuweilen, oder auch über jeden biblischen Abschnitt einen ausführlichen Predigtentwurf — nach Sturm'scher Manier oder nach den Arbeiten vieler Prediger in dem bei Heinrichshofen in Magdeburg erscheinenden homiletischen Repertorium über die evangelischen Pericopen — lieferte, und dann noch 1 oder 2 kleinere Entwürfe folgen ließe. Druck und Papier sind gut.

λ.

3. Das Wort des Hausvaters: „Gehet ihr auch hin in den Weinberg, und was recht seyn wird, soll euch werden." Predigt im Dom zu Halberstadt, am 21. Febr. 1832, vor den Rekruten des k. 27. Infanterie-Regiments, bei ihrem Abmarsche nach Westphalen gehalten von Dr. Berger, königl. Divisionsprediger. Magdeburg, gedruckt in der Faber'schen Buchdruckerei. gr. 8. 16.

4. Die zwei Lichtpunkte am Himmel unserer Zukunft: „Der Hingang zum Vater und das ewige Seyn beim Vater." Predigt am S. Cant. 1834, in der evangel.-reformirten Kirche zu Magdeburg gehalten und auf Verlangen dem Druck übergeben von Dr. W. Berger. Magdeburg, W. Heinrichshofen. 1834.

In diesen zwei Predigten lernen wir einen talentvollen und, wie es scheint, noch jungen Prediger kennen, der besonders die Gabe besitzt, in gediegener und edler Sprache auf die Herzen zu wirken. In der er-

sten, über Matth. 20, 1—16., wird die angeführte Stelle: „Gehet ihr auch hin — euch werden" also behandelt: I. Gehet auch ihr hin in den Weinberg — und zwar mit Liebe für König und Vaterland — mit dem redlichen Vorsatze, Treue im Dienst zu bewähren — mit festem Vertrauen auf Gott; II. Seyd gewiß, es wird euch dann auch werden, was recht ist, und zwar Irdisches und Himmlisches, Frieden mit euch, Frieden mit Gott und der Welt. — Schon aus dieser Eintheilung wird man ersehen, daß der Verf. seinem Gegenstande gewachsen ist. Die Predigt selbst enthält viele sehr treffliche Stellen, die gewiß auf die Gemüther der angehenden Krieger einen wohlthätigen Eindruck gemacht haben werden, besonders in dem ersten Theile, wo der Verf. seine Zuhörer mit ihrem neuen Stand recht bekannt und vertraut zu machen sucht, und sie auf Den hinweist, in dessem Dienste alle Menschen stehen. Da sind — heißt es in der 2ten Unterabth. S. 8. — „Da sind der Beschwerden und Mühen so manche in eurem neuen Berufe, der Anforderungen und Leistungen so viele, daß es, zumal im Anfange, nicht leicht ist, ihnen allen zu genügen, und ihr habt es schon erfahren, was es bedeutet, (wie viel dazu gehöret, um) ehe man nur einigermaßen zur Tüchtigkeit im Dienste gelangt. Da ist die größte Pünktlichkeit, die genaueste Ordnungsliebe, der strengste Gehorsam, die unbedingteste Folgsamkeit unerläßlich, und wer sich niemals will etwas zu Schulden kommen lassen, hat wohl Ursache, auf seiner Hut zu seyn und auf sich selbst zu achten. Da sollt ihr im Kriege und im Frieden wachen, bei Tage und bei Nacht zur Hand seyn, Entbehrungen ertragen, Frost und Hitze, Regen und Sonnenschein aushalten, Gefahren und Anfechtungen muthig bestehen und nicht müde werden und nicht murren, wenn es auch noch so sauer würde. — Und wenn es das allein wäre, was ihr zu überwinden habt! Aber die Fall-

stricke der Sünde, aber die Lockungen des Lasters" ꝛc. —

Die zweite Predigt, über Joh. 16, 5—15., leidet, so viel Vortreffliches sie auch hat, an einigen Mängeln in der Eintheilung und der Ausführung. Nach dem, wie das Thema gestellt ist, erwartet man nicht drei, wie beim Verf. der Fall ist, sondern nur zwei Haupttheile. Das, was der dritte Theil, nach den Worten des Textes: „Niemand fragt, wo gehst du hin?" als Nutzanwendung enthält, hätte besser gleich am Ende jedes Theils gesagt werden können. So scheinen uns auch mehrere Fragen, womit die Predigt schließt, am unrechten Orte und nicht in Verbindung mit dem Ganzen zu stehen, z. B. „Wo gehst du hin?" so frage, wer vor den Richter tritt, mit seinem Widersacher zu hadern, vielleicht kehrt er noch auf dem Wege um. „Wo gehst du hin?" so frage, wer zum Hause Gottes geht ꝛc. „Wo gehst du hin?" so frage, wer den Bund der Herzen schließt ꝛc. „Wo gehst du hin?" so fraget auch ihr, die ihr heute hier zum Abendmahl des Herrn gehen wollt ꝛc. — Ref. erinnert sich, dieselben Fragen mit denselben Worten in dem Vortrage eines jungen Predigers in einer Herzogl. Sächs. Residenzstadt über dasselbe Evangelium erst im vorigen Sommer gehört zu haben, wo sie ohne allen Effect gesprochen wurden. Was die Ausführung anbetrifft, so ist der zweite Theil der hier in Frage stehenden Predigt über das ewige Seyn beim Vater, unverhältnißmäßig kurz ausgefallen, indem derselbe auf einer halben Seite abgefertigt ist, kaum der fünfte Theil des ersten. — Uebrigens hat diese Predigt, wie schon gesagt, viel Gutes, und wir zweifeln nicht, daß durch sie die Zuhörer erbaut worden sind.

π.

Historische Theologie.

Zum Andenken an Alfred Stolberg des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg sel. Sohn. Von Melchior Diepenbrock. Regensburg 1835. Bei Friedrich Puſtet. (6 gr.). S. 54.

Alfred Stolberg war den 13. Aug. 1800 aus der 2ten Ehe ſeines Vaters mit der Gräfin Sophie von Redern zu Königsbruck geboren. Wie ſorgfältig auch ſeine Erziehung und Jugendbildung betrieben worden, ſie hatte ſeinen kräftig ſtrebenden Geiſt in ſpäten Jahren nicht vor Zweifeln bewahren können, und er war der Gährung, welche reich begabte Naturen unter dem Einfluſſe freier Studien und jugendlichen Uebermuths entweder klärend oder verderbend zu ergreifen pflegt, nicht entgangen: er hatte ſchwere Kämpfe durchzukämpfen gehabt. Allein das gute Princip hatte endlich in ihm geſiegt; auf die Gebete ſeiner frommen Mutter, und ſeines verklärten Vaters ward er durch Gottes Gnade aus allen Irrwegen wieder gewonnen und von da an, (es mochten etwa 4 Jahre her ſeyn), wo er die köſtlichen Perle des Evangeliums glaubig wieder gefunden, hatte er dann auch alles andere darangegeben, um ihrer ganz habhaft zu werden. Er hatte ſich von dieſer Zeit mit aller Kraft ſeines Geiſtes auf bibliſche und theologiſche Studien verlegt, nicht um die Kenntniſſe, ſondern um der Erkenntniß willen, hatten die Kirchenväter, unter denen ihn Auguſtinus und Chryſoſtomus vorzüglich anzog, und daneben auch die neuen und neueſten wichtigern theolog. Werke, auch die der Proteſtanten fleißig und mit prüfendem Blicke geleſen, und ſo neben lichter Erkenntniß, zugleich einen Schatz von poſitivem theolog. Wiſſen ſich erworben, der ihn befähigt hätte, eine Lehrſtelle in den wichtigſten theolog. Disciplinen zu übernehmen. Er hatte zuerſt in Heidelberg ſtudirt, hatte dann faſt alle Länder und Hauptſtädte Europas

besucht, und dort in den höhern Kreisen gelebt, und viele bedeutende Männer kennen gelernt. Zuletzt hielt er sich lange Zeit zu Rom auf und kam dann im Herbst 1833 nach Regensburg mit Empfehlung an den dortigen Bischof. Um seine ernsten religiösen Studien in der Stille fortsetzen zu können, bat er um Erlaubniß, gegen angemessene Vergütung in dem Klerikalseminar wohnen zu dürfen. Er unterwarf sich wie jeder andere Zögling strenge der vorgeschriebenen Hausordnung, war beim Gebet der Andächtigste, in den Vorlesungen der Aufmerksamste, war äußerst mäßig im Essen und Trinken und beichtete und communicirte alle 8 Tage. Er trug die Kleidung eines Landgeistlichen und lebte so stille, daß man Monate lang nichts von seinen ausgebreiteten Kenntnissen erfuhr. Aus Demuth wollte er nicht Priester werden, aber gerne hätte er ohne das seine Kraft dem Dienste der Kirche geweiht. Er wollte eine Anstalt für verwahrloste Kinder gründen, aber man redete es ihm aus, indem man hoffte, ihn für den Priesterstand zu gewinnen. Endlich ließ er sich wenigstens die Tonsur geben. Ohne sich mit irgend einem Seminaristen näher einzulassen, verlebte er ein halbes Jahr im Seminar, ein Muster wahrer Frömmigkeit und Demuth. Am 14. Apr. 1834 reiste er nach einem Gute seines Bruders bei Dresden ab, wo er mit den Seinigen zusammen treffen wollte, immer noch unentschlossen, welchen Lebensweg er einschlagen wollte. Am Ende Juli erklärte er seiner Mutter, er wolle zu Don Carlos gehen und für ihn kämpfen. Einwendungen blieben fruchtlos. Er besuchte noch seinen jüngern Bruder in Mähren, und reiste dann über Paris, Bordeaux, Bayonne nach der spanischen Gränze. Er bot Don Carlos seinen Dienst an als Freiwilliger und ward sogleich Officier. Nach 2 Monaten voll Mühseligkeiten und Entbehrungen wurde er von Brustentzündung befallen, die in Hirnentzündung überging; man brachte

ihn nach dem französischen Dorfe Sore. Hier fand er zwar ärztliche Hülfe, und ein Geistlicher, der ihn um seines Vaters willen, mit besonderer Achtung und Sorgfalt behandelt. Indeß er starb nach 13 Tagen. Schöne Hoffnungen der kathol. Kirche ging mit diesem ausgezeichneten jungen Manne zu Grabe. Sein Leben ist zugleich ein Beweis, wie weit übertriebener Eifer führen kann. —

II.

Wiſſenſchaftliche Abhandlungen und Aufſätze.

Die Frage, ob Chriſtus ſeine Auferſtehung beſtimmt vorausgeſehen habe, vom Standpuncte der Philoſophie und Exegeſe*) beantwortet

von

Rud. Brockhauſen,

Rector zu Blomberg im Lippe'ſchen.

Ob Chriſtus ſeine Auferſtehung beſtimmt vorausgeſehen habe**).

Zwei Wege giebt es, auf welchen wir zur Erkenntniß der Wahrheit, d. i. zu der Ueberzeugung gelangen, daß

*) Wenn auch die hier behandelte Frage manchen unſerer verehrl. Leſer hier unerwartet kommen mag, ſo glauben wir doch wegen Aufnahme derſelben keiner Entſchuldigung zu bedürfen, da unſer Journal dem Geiſte freier und gehaltener, gründlicher Forſchung nicht entgegen ſeyn kann. Der Hr. Verf. übrigens ſchon aus frühern gelehrten Mittheilungen in den Annalen u. a. O. rühmlichſt bekannt.
D. R.

**) Obige Frage hat in den neueren und neueſten Zeiten das Intereſſe der Theologen zu wiederholten Malen auf ſich

sich etwas so und nicht anders verhalte; wir gelangen dazu entweder durch unmittelbare Anschauung, oder durch Schlüsse. In diesem letzten Falle bringen wir unsere Vorstellungen mit den schon gewonnenen festen Ueberzeugungen in Verbindung, und wenn sie diesen dann nicht widerstreiten, sondern sich ihnen vielmehr harmonisch anschließen: erklären wir sie für wahr, nehmen sie wenigstens so lange unter unsere Ueberzeugungen mit auf, als sie sich mit denselben vertragen. Suchen wir dies an Beispielen deutlich zu machen! Durch unmittelbare Anschauung erfahre ich, daß mein Schreibtisch von Holz ist; ich sehe, ich fühle es, und wenn mir auch alle Welt widerspräche, ich würde dennoch bei meiner Behauptung bleiben. Auf dem zweiten Wege dagegen bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß Amerika von Columbus entdeckt worden ist. Ich war nämlich nicht dabei, als er es entdeckte, aber ich bin darüber durch Schriftsteller belehrt, durch deren Glaubwürdigkeit ich mich in diesem Stücke auf das Vollkommenste überzeugt habe. Es harmonirt also die Annahme, daß Columbus Amerika entdeckt habe, mit einer schon früher feststehenden Ueberzeugung, daß diejenigen, von welchen mir die Kunde davon zugekommen ist, Wahrheit redeten. Vom Gegentheile des Einen überzeugt, könnte ich das Andere nie als Wahrheit anerkennen*).

---

gezogen, und ist fast eben so häufig bejahet als verneint worden. Die deshalb schon ziemlich bedeutende Literatur über diesen Gegenstand findet man größtentheils angeführt in Wegscheider's Instit. Theolog. christ. dogmat. edit. sept. 1833. pag. 213. 214. und in Bretschneider's Handbuche der Dogmatik, dritte Aufl. 1828. S. 224 ff., worauf ich hier verweise. — Möchte mich nur nicht der Vorwurf treffen, die Zahl der dort citirten Schriften ganz ohne Nutzen durch vorliegende Untersuchung vergrößert zu haben!

*) Mit Fleiß habe ich oben den Ausdruck Anschauung, und nicht Wahrnehmung durch die Sinne gesetzt, denn ich beschränke meine Behauptung von der Art und Weise, wie wir zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen, nicht bloß auf die Sinnen- oder Körperwelt, sondern dehne sie auf das ganze Gebiet des Erkennens, also auch auf das Uebersinnliche aus. Auch hier erkennen wir zunächst durch Anschauung, nehmen wahr durch einen ge-

Aus dieſem Beiſpiele erhellet zugleich, auf welchem Wege wir zu der geſchichtlichen Wahrheit gelangen. Nur ſelten, nur dann, wenn wir ſelber Augenzeugen davon ſind, werden wir durch Anſchauung von der Wahrheit der Begebenheiten überzeugt; in den bei weitem meiſten Fällen gründet ſich unſer Fürwahrhalten auf die Ueberzeugung, welche wir von der Glaubwürdigkeit derjenigen hegen, denen wir die geſchichtlichen Berichte zu verdanken haben. Wir können indeſſen von der Glaubwürdigkeit eines Schriftſtellers im Allgemeinen überzeugt ſeyn, ohne deshalb Alles, was er uns erzählt, ohne Ausnahme als wahr anerkennen zu müſſen. So bin ich allerdings von der Wahrheitsliebe und den gründlichen Forſchungen, und damit von der Glaubwürdigkeit des Tacitus im Allgemeinen überzeugt, nichts deſtoweniger ſetze ich gerechten Zweifel darin, was er in ſeiner Germania Cap. 45. berichtet, daß man nämlich das Ziſchen des Waſſers höre, wenn ſich die untergehende Sonne in den nördlichen Ocean tauche. Warum aber ſetze ich Zweifel darin? Aus keinem anderen Grunde, als weil dieſe Behauptung mit einer Ueberzeugung ſtreitet, welche ich unmöglich aufgeben kann, ich meine mit der Ueberzeugung, daß die Erde ſich um die Sonne dreht, daß letztere alſo nur ſcheinbar des

---

ſtigen Sinn und nennen dieſen Sinn deshalb den vernehmenden, die Vernunft. Durch Vernunft-Anſchauung überzeugen wir uns z. B. von Gottes Daſeyn und ſeinem heiligen Willen. Zu der Ueberzeugung von der Unſterblichkeit des Geiſtes gelangen wir dagegen nicht auf demſelben Wege, denn dieſe, als etwas Zukünftiges, iſt kein Gegenſtand der Anſchauung. Nichts deſtoweniger erſcheint uns die Fortdauer nach dem Tode als gewiß, weil ſie ſich innig an unſere Ueberzeugung von Gottes Weisheit und Güte anſchließt, und dieſe Ueberzeugung mit ihr ſtehen oder fallen muß. — Wohl möchte mir zukommen, dieſe meine Behauptung, als den Anſichten Vieler widerſtreitend, beſtimmter zu entwickeln und zu begründen; da dies jedoch zu viel Raum einnehmen würde, und ich es bei vorliegender Unterſuchung nicht mit einem rein geiſtigen, ſondern mit einem geſchichtlichen, alſo dem Raume und der Zeit angehörenden Gegenſtande zu thun habe, ſo darf ich die genauere Beweisführung füglich auf eine gelegenere Zeit verſchieben.

Abends im Meere untergeht. Soll ich deshalb aber dem Tacitus überhaupt die Glaubwürdigkeit absprechen? Keineswegs! denn dies würde gleichfalls anderen Ueberzeugungen widersprechen. Uebereinstimmung aller meiner Ueberzeugungen muß jedoch Statt finden, oder es haben sich falsche Vorstellungen mit den wahren gemischt, und nur daher, denn wesentlich Ungleiches kann mit einander niemals harmoniren, rührt das Widersprechende in meinen Vorstellungen. Widerstreitet daher sowohl die Annahme, daß die Sonne sich in das Meer senke, als auch, daß Tacitus überhaupt keinen Glauben verdiene, meinen Ueberzeugungen, so kann ich keins von beiden als wahr anerkennen, sondern werde zu der Annahme gezwungen oder schließe, daß jener Schriftsteller im Allgemeinen zwar die Wahrheit berichte, in einzelnen Fällen aber, und so namentlich in diesem Falle, sich geirret habe; und diese Annahme, weil sie keiner von meinen Ueberzeugungen zu nahe tritt, erkläre ich deshalb für die richtige.

Diese vorausgeschickten kurzen Bemerkungen weisen uns den gehörigen Standpunct an, von welchem aus die oben aufgestellte Frage: Ob Christus seine Auferstehung bestimmt vorhergesehen habe, zu beantworten ist. Weil sie nämlich der Geschichte angehört, wird ihre Beantwortung hauptsächlich von der Ueberzeugung abhängen, welche wir von der Aussage und von der Glaubwürdigkeit der Berichterstatter, der Evangelisten, haben. Da läßt sich denn nicht leugnen, daß die Evangelisten sowohl behaupten, Christus habe allerdings seine Auferstehung vorhergesehen, als auch, daß sie im Allgemeinen, weil sie die Wahrheit sagen konnten und wollten, ja sogar sagen mußten, den größten Glauben verdienen. Ist dies jedoch im Allgemeinen auch der Fall, so braucht es doch, wie wir bereits am Tacitus gesehen haben, nicht im Besonderen, in jedem einzelnen Stück ihrer Aussagen, der Fall zu seyn; immerhin könnten uns noch andere Ueberzeugun-

gen, mit welchen die Annahme, Christus habe seine Auferstehung bestimmt vorhergesehen, sich nicht vereinigen ließe, zu der Vermuthung zwingen, zu dem Schlusse berechtigen; sie hätten zwar nicht absichtlich die Unwahrheit geredet, denn dagegen sträuben sich unsere heiligsten Ueberzeugungen, doch menschlich, denn Menschen waren sie, geirret.

Ich gestehe nun, daß ich wirklich dieser letzten Meinung bin, und mich deshalb zu rechtfertigen, dies war die Absicht, welcher gegenwärtige Untersuchung ihre Entstehung verdankt. Die Annahme, daß Christus seine Auferstehung u. s. w., kann ich nämlich weder

1) mit der Ueberzeugung vereinigen, welche ich von dem Wesen des Vorherwissens habe, noch
2) mit der Ueberzeugung, welche ich aus den Berichten der Evangelisten selbst gewinne.

Was nun den ersten Punct anlangt, so ist jedes Vorherwissen seinem allgemeinen Character nach überhaupt ein Wissen, ein Innehaben der Wahrheit. Wir erinnern uns aber noch, auf welchem Wege wir zum Wissen oder, was dem gleich ist, zu der Wahrheit gelangten, entweder durch Anschauung oder durch Vergleichung mit schon gewonnenen Ueberzeugungen, welche letztere Weise wir mit dem Namen Schließen belegten. Es fragt sich deshalb zuerst: Können wir durch Anschauung etwas vorherwissen, d. h. zur Erkenntniß dessen gelangen, was noch zukünftig ist? Diese Frage klingt aber schon an sich so widersinnig, daß sie nicht einmal einer ernstlichen Beantwortung bedarf. Denn wie kann ich etwas schauen, ehe es selbst da ist? Wie kann eine Wirkung vor der sie hervorrufenden Ursache, wie etwas Bedingtes vor dem, wodurch es bedingt wird, existiren?

Es bleibt also nur zu untersuchen übrig, ob man durch Folgerungen oder Schlüsse etwas Zukünftiges erfahren könne, und diese Frage wird man bejahen müssen,

da das tägliche Leben an tausend Beispielen die Möglichkeit eines solchen Erfahrens beweiset. Wer sagt nicht mit Bestimmtheit vorher, daß auf die Nacht der Tag folgen werde, oder daß Regen bevorstehe, wenn finstere Wolken am Himmel aufthürmen? Wer weissagt einem mit Dummheit oder Anmaßung überall anstoßenden und beleidigenden Menschen nicht ein unglückliches Ende? Und wenn dies jeder nur einiger Maaßen Verständige thut, was vermag nicht erst der Scharfsinnige? Er berechnet die Wirkungen der Weltbegebenheiten, und verkündigt daraus Krieg oder Frieden; er siehet aus den Naturereigniſſen Gesundheit oder Krankheit für das Menschengeschlecht sich entwickeln; er schließt oft sogar aus dem Character und den persönlichen Verhältnissen eines Andern auf eine ganze Reihenfolge von Glücks- und Unglücksfällen. Von dieser Art des Vorherwissens könnte also auch Christi Vorherwissen gewesen seyn, und augenscheinlich war es der Fall, als er die Zerstörung Jerusalems (Matth. 24. Marc. 13. Luc. 21.) und anderen Ortes die Trübsal, welche seine Jünger treffen sollte, prophezeihete, indem er dort (Matth. 24, 28.) die bedeutungsvollen Worte: „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Aare," ausspricht, und hier (Joh. 15, 18—21. 17, 14. Matth. 10, 25.) den natürlichen Haß der Welt gegen die ihr entgegentretende geistige Kraft und die Verfolgungen, welche er selbst bereits erfahren hatte, als den Grund seiner Ueberzeugung angiebt*).

*) Auch die übrigen Vorhersagungen Christi sind ihrem Entstehungsgrunde nach sehr wohl der schließenden Verstandesthätigkeit des Heilandes zuzuschreiben. Denn wie hätte nicht der große Menschenkenner (Joh. 2, 25.) sowohl den Verrath des eigensüchtigen Judas (Matth. 26, 21. 23. Marc. 14, 18. 20. u. a. m.), als die Verleugnung des leidenschaftlichen Petrus (Matth. 26, 34. u. a. m.) vorhersehen sollen? Die Verheißung des heiligen Geistes (Joh. 14, 26. u. a. m.) entsprang zum Theil aus der genauen Kenntniß seiner Schüler, besonders aber aus seinem frommen Gottvertrauen, aus seiner unerschütterlichen Ueberzeugung, es müsse, was mit Gottes Willen angefangen sey, auch durch Gottes Beistand gelingen. Was endlich die Prophezeihung von der Todesart des Petrus, und daß Johannes länger leben solle, als jener, (Joh.

Es ist bei solchen aus Schlüssen gezogenen Vorhersagungen aber natürlich, daß sie, besonders, wenn die angekündigte Begebenheit noch fern ist, nicht mit bestimmter Angabe der Zeit und der einzelnen begleitenden Umstände geschehen können, wie wir dies sowohl aus den Worten Pauli: „Unser Weissagen ist Stückwerk" (1 Cor. 13, 9.), als auch aus der oben angeführten Weissagung Jesu von dem Untergange der jüdischen Hauptstadt abnehmen. Sorgfältig vermeidet er alle näheren Bestimmungen, (was als solche erscheinen könnte, ist nur dichterische Ausmalung) und erklärt sogar, daß Niemand Tag und Stunde wisse, wann dies, was er vorhersage, geschehen werde; nur soviel könne er mit Gewißheit behaupten, daß noch manche seiner Zeitgenossen das Unglück erleben würden.

Wesentlich unterscheidet sich jedoch von dieser, die Offenbarung zukünftiger Begebenheiten nothwendig charakterisirenden, unbestimmten Allgemeinheit, was Jesus von seiner Auferstehung vorhergesagt haben soll. Seine Erklärung: „Am dritten Tage will ich auferstehen und vor euch hingehen in Galiläa," lautet durchaus bestimmt, und daß es ihm auf dem Wege des Schliessens möglich gewesen seyn sollte, zu dieser speciellen Ueberzeugung zu gelangen, muß in gerechten Zweifel gezogen werden. Wer möchte es nämlich nur einiger Massen wahrscheinlich machen, daß die Lage Jesu und des von ihm gestifteten Reiches eine solche war, daß er einsehen mußte, nur dadurch, daß er einstens, ja, daß er bestimmt am dritten Tage auferstehe, könne Gott ihm und seiner Stiftung helfen? Wie unähnlich sieht

21, 18. 19. Vergl. 2 Petr. 1, 14. Joh. 21, 22. 23.) anlangt, so könnte sie nur dann vielleicht gegen meine Behauptung angeführt werden, wenn sie nicht in höchst verdächtigen Stellen enthalten wäre, indem das 21ste Cap. des johann. Evang. sich theils als einen späteren Anhang, theils als des Apostels unwürdig verräth, in dem sogenannten zweiten Br. des Petrus aber fast kein Vers ist, der nicht gegen die Annahme spräche, daß Petrus Verfasser desselben sey.

es im Gegentheil dem demüthigen Sohne, der noch zu Gethsemane betet: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber!" und: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" wie unähnlich sage ich, sieht es ihm, daß er sich angemaßt haben sollte, alle Hülfsmittel des unergründlichen Lenkers der Schicksale überschauen zu wollen und zu erklären: „Dies ist der einzige Weg, auf welchem du retten kannst!" Nein! „Meinest du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir mehr, denn zwölf Legionen Engel schickte?" sagt er vielmehr zu Petrus, und bezeugt damit offenbar, daß ihm der Höchste, wenn er wolle, auf vielen tausend Wegen zu helfen, im Stande sey.

Zwar könnte man mir einwenden, dem Heilande seyen die Weissagungen des A. Test. zu Statten gekommen, welche dem Messias eine Auferstehung verhiessen; man würde sich dann aber gewissermassen in einem Kreise drehen, denn nun müßte doch auch die Möglichkeit dieser Weissagungen nachgewiesen und untersucht werden, auf welchem Wege ihre Urheber dazu gekommen seyen, ob durch Anschauung oder Schließen, und die Nachweisung des Einen möchte wohl eben so schwer halten, wie die des Anderen*). Wie will man aber auch nur beweisen, daß jene Stellen wirklich das, wofür man sie gewöhnlich gehalten hat, nämlich Weissagungen auf den Messias sind? Wie kann man darthun, daß dort in der That von einer wunderbar leiblichen Wiederbelebung, geschweige denn von einer drei Tage nach dem Tode erfolgenden Auferstehung des Erlösers die Rede sey?

Aus Hiob 19, 25—27. ergiebt sich nämlich wohl nicht leicht, wenn wir der Grammatik, dem Zusammen-

*) Was es mit der Berufung auf eine göttliche Offenbarung auf sich habe, wird alsbald beleuchtet werden, und darum verweise ich Jeden, der mir schon jetzt zu Gunsten der Weissagungen der Propheten diesen Einwurf machen möchte, auf die folgenden Seiten.

hange und dem Geiste des Buches überhaupt gemäß übersetzen wollen, ein anderer Sinn, als dieser: „Ich weiß, mein Ehrenrächer lebt und erscheint zuletzt noch auf Erden. Und würde auch diese meine Haut (durch meinen Aussatz) zerstört, doch werde ich aus meinem Fleische (aus meinem Fleische hinaus, d. h. wenn ich auch, vom Aussatze zerfressen, kein Fleisch mehr an meinem Leibe haben sollte) den Herrn noch schauen. Ja, ich werde ihn schauen, meine Augen werden ihn sehen und nicht als einen Feind." Und wollten wir auch die ganz verschiedene, doch gewiß sehr willkührliche Uebersetzung Luthers und der Vulgata gelten lassen, was gewönnen wir damit, da Hiob doch offenbar von sich, und nicht von dem Messias redet?

Mit größerem Anscheine des Rechtes möchte man sich auf Jes. 53, 10. ff. berufen, eine Stelle, die wirklich so manche schwierige Seite darbietet, daß sich noch immer die Gelehrten darüber streiten, wen der Prophet unter dem, die Sünden der Menschheit abbüßenden, Knechte Gottes (vermuthlich ist doch wohl das jüdische Volk gemeint) verstehe. Auf jeden Anderen aber läßt sich bei einer ruhigen Betrachtung die fragliche Stelle eher, als auf den Messias, beziehen. So wohl dem Jesaias (Vergl. Jes. 9, 5. 6. 11, 1—10.), als den Juden überhaupt (vergl. Joh. 12, 34. 1 Cor. 1, 23: „Wir aber predigen Christum den gekreuzigten, der den Juden ein Anstoß ist") war die Idee eines leidenden Messias durchaus fremd, und will man die besagte Stelle nicht ganz aus ihrem Zusammenhange reißen, so stößt man auf eine Menge von Vorstellungen, welche nur mit dem größten Zwange auf den Messias gedeutet werden können. Und hiervon abgesehen, wo wird denn auch nur mit Einem Worte darauf angespielt, daß der Knecht Gottes auferstehen solle? Freilich wird ihm ein über die Macht des Grabes und Todes triumphirendes Leben verheißen, allein Vers 10 läßt auch nicht den allergeringsten Zweifel übrig, wie

man sich dieses Leben zu denken habe. Im seinen Nachkommen (seinem Samen) nämlich soll der Knecht Gottes fortleben, in seinen Söhnen und Enkeln glücklichere Zeiten schauen.

Auch die dritte Stelle Ps. 16, 9. 10., obgleich von den Aposteln, welche wahrscheinlich die fehlerhaft abweichende Uebersetzung der Alexandriner vor sich hatten und dadurch noch mehr in ihrem sehr verzeihlichen Vorurtheile bestärkt wurden, auf die Auferstehung bezogen (Act. 2, 29—31. 13, 35.), handelt eben so wenig von einer Auferweckung überhaupt, als von der des Messias in's Besondere; vielmehr spricht der fromme Verfasser, welcher in großer Lebensgefahr geschwebt haben muß, die frohe Hoffnung aus: „Ich habe Jehovah stets vor Augen; er ist mir zur Rechten, ich werde nicht wanken. Darum freuet sich mein Herz und jubelt meine Seele; ja, mein Leib wird sicher ruhen. Denn noch wirst du meine Seele der Unterwelt nicht überlassen, noch wirst du deinen Liebling dem Grabe nicht übergeben."

Von den übrigen alttestamentlichen Stellen, in welchen man Jesu Auferstehung angedeutet wissen wollte, verdient nur noch Hosea 6, 1. 2. Erwähnung, weil der Prophet hier wirklich von einem Lebendigmachen nach zwei Tagen, von einer Wiederaufrichtung am dritten Tage redet. Aber auf wen beziehen sich seine Worte? Auf keinen andern, als auf die beiden Königreiche Juda und Israel, welchen, wenn sie sich wieder zu Jehovah wenden, ein neues kräftiges Leben und zwar nach zweien Tagen, am dritten Tage, d. i. nach hebräischen Sprachgebrauche (vergl. Luc. 13, 32. 33. Joh. 2, 19. Marc. 14, 58) nach kurzer Frist oder bald darnach*) zu Theil werden soll.

*) Auch wir sagen ähnlich: Ein Paar Tage, ohne gerade zwei Tage darunter zu verstehen, und eine überraschende Aehnlichkeit mit dem von Hosea und später auch von Christo gebrauchten Ausdrucke haben die Worte Cicero's: „Saepe

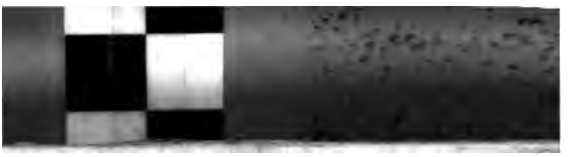
Ist nun in allen diesen Stellen, und dies sind doch die wichtigsten, von dem Messias keineswegs die Rede, wie könnte Christus seine Ueberzeugung, er werde nach dreien Tagen wieder auferstehen, darauf gegründet haben? Wollte man aber, wie häufig geschehen ist und noch geschieht, neben dem eigentlichen grammatisch-historischen Sinne noch einen geheimnißvollen mystischen oder allegorischen Sinn, dessen sich die Propheten selbst nicht einmal klar bewußt waren, annehmen: so sieht man weder die Möglichkeit, noch den Nutzen eines solchen doppelten Sinnes ein. Denn woran läßt sich erkennen, daß in einer Stelle dieser doppelte Sinn liege? Und wenn uns keine Kennzeichen dafür gegeben sind, wer will der Willkühr wehren, in Allem Alles nachzuweisen, Alles in Alles hinein zu tragen? Allerdings beruft sich Christus*) dennoch auf diese und ähnliche Weissagungen, aber nie in der Art, als hätte er die Ueberzeugung von seiner leiblichen Auferstehung daraus geschöpft, sondern nur, weil er eine Aehnlichkeit zwischen sich und den alt-testamentlichen Personen, zwischen seiner und ihrer Lage, seinen und ihren Hoffnungen fand. Oder wie will man es erklären, daß er erst nach seiner Auferstehung auf die Propheten hinweiset, und zwar immer nur in der nicht zu verkennenden Absicht, um den Unglauben seiner Jünger zu mißbilligen, welche, obgleich jedem Rechtschaffenen — um wie viel mehr nicht dem Messias? — Gottes Hülfe zum endlichen Siege durch die Propheten verheißen war, doch nicht begreifen konnten, daß der Heiland auferstanden

triduo summa cum gloria dicebar esse rediturus.“ Epist. ad Q. fratrem 1, 4.

*) In einem anderen Sinne freilich geschieht dies von den Aposteln (Act. 2, 24. 13, 33—35. 1 Cor. 15, 4.). Dies kann jedoch kein Einwurf gegen meine Behauptung seyn, da ich ja keineswegs leugne, daß die Apostel (nur Johannes möchte eine Ausnahme machen) sowohl Jesu als der Propheten Aussprüche wirklich auf die Auferweckung des Heilandes bezogen haben, sondern nur die Unbefangenheit ihrer Ansicht bestreite.

seyn, daß ihn der Allmächtige so wunderbar gerettet haben sollte. Diesen Glauben aber, daß Gott das Werk der Erlösung nicht untergehen lassen, sich vielmehr der heiligen Stiftung, auch wenn der Stifter selbst dem immer drohender hervortretenden Hasse seiner Feinde am Ende unterliegen sollte, auf das Glänzendste annehmen werde, diesen Glauben, dieses Vertrauen hatte Jesus gewiß, und darüber mochte und mußte ihm die Schrift auf jedem Blatte Zeugniß geben. Daß er jedoch klar und bestimmt und lange schon vorher, ehe er den Tod am Kreuze erlitt, vorausgesehen habe, daß er nach dreien Tagen lebendig wieder aus seinem Grabe hervorgehen werde, dies läßt sich keineswegs aus der schließenden Verstandesthätigkeit des Heilandes, selbst wenn ihm die Weissagungen der Propheten in ihrer gegenwärtigen Form zu Hülfe kamen, erklären.

Indem ich nun hiemit nachgewiesen habe, daß man ein Vorherwissen Jesu von seiner Auferstehung weder aus der Anschauung dieses Ereignisses, noch aus einer Reihe von Schlüssen ableiten könne, möchte für Viele hinlänglich dargethan seyn, was dargethan werden sollte, daß nämlich die Annahme, Christus habe seine Auferstehung bestimmt vorhergesehen, sich mit dem Wesen eines möglichen Vorherwissens nicht vereinigen lasse; aber so leichtes Spiel darf ich mir bei den wenigsten meiner Gegner versprechen. „Wir geben dir zu, höre ich sie sagen, daß Christus das Vorherwissen seiner Auferstehung weder einer Anschauung, noch einer Schlußfolge zu verdanken habe; aber diese beiden Wege, um zu der Wahrheit zu gelangen, sind nicht die einzigen; es giebt noch einen höheren, die Offenbarung, und diese verschaffte dem Heilande die in Rede stehende Kunde.“ — Ehe wir auf diesen Einwurf eingehen, wird es vor Allem nöthig seyn, darüber Eins zu werden, was wir uns unter einer Offenbarung denken. Es ist, darüber kann kein Streit obwalten, eine Belehrung von Seiten Gottes, wodurch uns etwas früher



nicht Bekanntes kund gethan wird. Gott aber belehrt uns auf verschiedene Weise, bald durch die äußere Natur, bald durch andere Menschen, bald durch Schicksale, oft selbst durch Träume und andere unwichtig scheinende Begebenheiten, kurz! Alles, was zu unserer Belehrung dient, ist eine mittelbare Offenbarung Gottes, da Alles nach seinem ewigen Rathe geschieht, Alles als in seinem Grunde von Gott gewirkt betrachtet werden muß. Eine solche mittelbare Offenbarung meint ihr aber gewiß nicht, denn dann wäre euer Berufen auf die Offenbarung ohne Sinn, da sie sich doch in keinem Stücke von der gewöhnlichen Belehrungsweise unterschiede. — Vielleicht aber setzt ihr die mittelbare Offenbarung darin, daß Gott das Wesen, welchem er höheres Wissen zugedacht hatte, gleich bei der Schöpfung desselben durch ausgezeichnete Anlagen geschickt machte, etwas zu wissen, was jedem Anderen verborgen geblieben seyn würde, und ein solches, mit höheren Erkenntnißfähigkeiten ausgerüstetes Wesen, behauptet ihr, war Christus. Wem könnte es einfallen, dieser Behauptung zu widerstreiten? Nur wenn ihr die Ansicht damit verbinden solltet, als ob er mit einen besonderem Sinne für die Zukunft begabt gewesen wäre, möchtet ihr Widerspruch finden; denn wie kann es einen Sinn geben für Etwas, das, wie die Zukunft, nicht ist? und auf einen Instinct, vermögen dessen gerade die unvollkommneren Thiere unfrei und bewußtlos thun, was der Zukunft angemessen ist, werdet ihr euch nicht berufen können, nicht berufen wollen. Ihr werdet ferner zugeben, daß die, dem Heilande durch seine ausgezeichnete Organisation zu Theil gewordene, höhere Erkenntnißfähigkeit sich erst allmählig mit seinem Leben überhaupt entwickelte, wie dies nicht nur die Jugendgeschichte des Erlösers lehrt, sondern auch Lucas (2, 52.) ausdrücklich bezeugt. Mit dieser allmähligen Entwickelung seines Erkenntnißvermögens räumt ihr aber — und zwar ganz consequent, da ihr ja auch den

Propheten eine ähnliche Erkenntniß zuschreibt — zugleich ein, daß dies Erkenntnißvermögen der sogenannten menschlichen Natur des Heilandes angehörte, indem es in der menschlichen Natur begriffen, von ihrer Entwickelung durchaus abhängig war. Gebet ihr dies aber zu, so müßt ihr auch ferner eingestehen, daß die, dem Heilande zu Theil gewordene, höhere Erkenntnißfähigkeit, durch welche ihm bekannt wurde, was gewöhnlichen Menschen unbekannt blieb, nicht etwas der menschlichen Natur durchaus Fremdes, nicht ein besonderes und in seiner Art einziges Vermögen war, sondern nur das freier entwickelte und daher stärkere menschliche Erkenntnißvermögen selbst. Und erinnern wir uns nun, daß der Mensch nur auf dem Wege des Schließens zur Kenntniß der Zukunft gelangt, so können die höheren Anlagen, durch welche der Heiland geschickt gemacht wurde, die Offenbarung seiner Auferstehung zu erhalten, in nichts Anderes, als in einer vollkommner entwickelten, schärferen, das Geschäft des Schließens verrichtenden, Verstand gesetzt werden. Nun gebe ich zwar von ganzen Herzen zu, daß Jesu schliessender Verstand der allervollkommenste, der allerschärfste war, kann aber auch so noch nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß er ein so ganz einziges Ereigniß, wie seine Auferstehung ist, durch Schlußfolge vorausgesehen haben sollte. Auf die Weissagungen der Propheten, das liegt am Tage, konnte er seine Schlüsse nicht stützen, und also blieb nur die Annahme übrig, er habe sich, nachdem er alle Mittel, welche dem Allmächtigen und Unerforschlichen zu Gebote standen, als ungeeignet erkannt hatte, zu dem Schlusse berechtigt gefühlt: „Gott muß, da er mein Werk nicht untergehen lassen will, mich auferwecken und zwar am dritten Tage.“ Am dritten Tage? Ja, wenn wir auch das Anmassende der Voraussetzungen, auf welchen dieser Schluß des demüthigen Heilandes beruhen würde, mit Stillschweigen übergehen wollten, so ist doch der letzte Theil der

Folgerung so gewagt, auffallend und sonderbar, daß wir die zweifelnde Frage nicht unterdrücken können: „Warum denn gerade am dritten Tage? Konnte die Auferstehung, unbeschadet ihres Erfolges, nicht einen Tag früher oder später Statt finden?"

Aus einer mittelbaren Offenbarung können wir also, wir mögen die Sache drehen, wie wir wollen, Jesu Wissen von seiner Auferstehung nicht erklären, und müssen also wohl zu einer unmittelbaren Offenbarung unsere Zuflucht nehmen, d. h. zu einer unvermittelten Belehrung von Seiten Gottes, einem unmittelbaren Einwirken seines Geistes auf unseren Geist. Sie wäre demnach das Einwirken des Objectes auf das Subject, also eine Anschauung Gottes, eine Gottes-Wahrnehmung, unmittelbar empfangen durch unseren geistigen Sinn. Oder können wir uns eine andere klare Vorstellung davon machen? Klar aber müssen unsere Vorstellungen seyn, wofern sie nicht verwirren, sondern zur Aufklärung beitragen sollen. Und ist nun, wie die Bibel lehrt*), und wie ich deshalb so lange anzunehmen gezwungen bin, als man mir nicht das Gegentheil bewiesen hat, die unmittelbare Offenbarung ein Anschauen, ein Wahrnehmen Gottes, ähnlich einer sinnlichen Anschauung: so kann sie uns nur über das belehren, was in dem Wesen des Gegenstandes, welchen wir anschauen oder wahrnehmen, gegründet ist. Da nun Gott ein ewiges über Raum und Zeit erhabenes, unbedingtes, uns aber und die ganze Welt vom tiefsten Grunde aus bedingendes Wesen ist: so können

*) Dies erhellet besonders aus den zahlreichen Stellen, in welchen Christus die, ihm zu Theil gewordene, Offenbarung von einem Anschauen Gottes herleitet. „In den Propheten, sagt er Joh. 6, 45. 46., steht geschrieben: Und alle werden von Gott gelehrt seyn. Jeder nun, der vom Vater gehört hat (belehrt ist), kommt zu mir. Nicht als hätte Jemand (irgend ein Anderer, als ich) Gott geschauet. Nur er, der von dem Vater her ist, derselbe hat den Vater geschauet." Vergl. Joh. 3, 11. 5, 19. 1, 18. Und ähnlich drückt er sich Matth. 11, 27. Luc. 10, 22. aus.

wir aus der Anschauung Gottes auch nur die Vorstellungen des Ewigen, Unendlichen, Unbedingten und deshalb an und für sich Guten und Heiligen, also alle die Ideen empfangen, welche uns die Vernunft darreicht, denn eben die Vernunft ist dieser geistige Sinn, durch welchen wir die Gottheit anschauen, und damit stimmt auch die heilige Schrift wiederum auf das Genaueste zusammen, indem wir finden, daß Alles, was der Heiland als ihm vom Vater geoffenbaret betrachtet, dem Gebiete der Vernunft angehört. Wo erklärt er dagegen, daß es ihm von Gott geoffenbaret sey, er werde nach dreien Tagen auferstehen? und wie konnte ihm dieses von Gott geoffenbaret seyn, da in Gott nichts Zeitliches und das Zeitliche nichts Göttliches ist, mit Einem Worte! da die unmittelbare Offenbarung ein Wahrnehmen des Ewigen und Unendlichen, die Auferstehung aber etwas in Zeit und Raum Fallendes ist? So wenig ich von einem Apfelbaume die Vorstellung eines Weinstockes, von einem Weinstocke die einer Palme entlehnen kann, eben so wenig läßt sich die Vorstellung Jesu, daß er nach drei Tagen wieder auferstehen werde, von einer unmittelbaren Offenbarung, d. i. von einem Anschauen des göttlichen Wesens ableiten.

Aus allem diesem ist so viel klar, daß die Vorstellung, als habe Jesus seine Auferstehung bestimmt vorhergesehen, sich nimmermehr mit dem Bewußtseyn, wie wir und alle denkenden, d. i. den Denkgesetzen unterworfenen, zeitlichen Wesen zur Erkenntniß einer Wahrheit gelangen, vereinigen lasse, und daß wir also wenigstens der menschlichen oder endlichen Natur des Heilandes die Fähigkeit des mehrerwähnten Vorausse-hens nicht wohl beilegen dürfen. Werden wir aber seiner göttlichen Natur diese Fähigkeit nicht zuerkennen müssen? Ehe wir darüber jedoch entscheiden, wird es von Nutzen seyn, zu untersuchen, welche Vorstellung wir mit dieser, Jesu zugeschriebenen, göttlichen Natur

verbinden. Verständen wir, wie Manche thun*), nichts weiter darunter, als die Gottähnlichkeit, nach welcher alle Menschen streben sollen, also die durch Hingabe an Gott vergöttlichte Gesinnung: so wäre eigentlich von keiner göttlichen, sondern von einer menschlichen Natur die Rede, und wir müßten entweder allen Frommen ein ähnliches, wenn auch dem Grade nach geringeres, Vorherwissen beilegen, oder dasselbe auch Christo absprechen. Da aber das Erste aus den schon angeführten Gründen nicht statthaft ist, so bliebe uns nichts übrig, als auch das Letzte zu thun. Wollen wir uns deshalb noch ferner auf die göttliche Natur des Heilandes berufen, so müssen wir darunter nicht bloß Gottähnlichkeit, sondern Gottgleichheit verstehen, und, dies angenommen, müßte das Vorherwissen Christi ganz dem Gottes gleich gewesen seyn. Was ist nun aber von einem Vorherwissen Gottes zu halten? Das Vorherwissen überhaupt, dem kann nicht widerstritten werden, ist etwas Zeitli-

*) Ob und wiefern ich selber diese Meinung theile, kann völlig gleichgültig seyn; auch würde eine genügende Auseinandersetzung, wie man sich die beiden Naturen Christi zu denken habe, eher den Raum eines ganzen Buches, als die wenigen Blätter erfordern, welche man der Nebenpartie einer Abhandlung einräumen darf. Nur darauf will ich hier aufmerksam machen, daß man sich hüten muß, sowohl die beiden Naturen streng von einander zu trennen, (denn sonst würde man auch zwei Personen erhalten,) als auch dieselben mit einander zu vermischen, (denn sonst würde die eine auf Kosten der anderen zurückgesetzt werden. Wie Körper und Seele zwei verschiedene Elemente sind, und doch nur Eine Person, den Menschen, bilden, so muß man sich auch die Naturen Christi ἀτρεπτως und ἀσυγχυτως verbunden denken. Wie unpassend in jeder anderen Hinsicht dieser Vergleich ist, weiß ich sehr wohl, und ich würde auch lieber auf die Verbindung der Seele und des Geistes zu einem einzigen Bewußtseyn, einer einzigen Persönlichkeit hingedeutet haben, wenn mir nicht bekannt wäre, daß die heutiges Tages herrschende, der Bibel freilich widersprechende Theorie nicht zwischen Seele und Geist unterscheiden will. Wollte sich der heiligen Schrift jedoch die Anthropologie bequemen, so möchte freilich der sogenannten Ketzerei des Apollinaris Thor und Thür geöffnet werden, die beiden Naturen des Erlösers aber sicher kein Mysterium mehr bleiben, da jeder Gläubige die Spuren dessen in sich empfinden würde, dessen ganze Fülle in Christo war.

ches, denn nur mit der Zeit kann ein Vorher, ein Jetzt und ein Nachher gesetzt werden. Die Zeit aber ist ein Geschöpf, erst mit der Schöpfung und zwar mit der Bewegung der Welt entstanden. Steht nun Gott als Schöpfer über dem Geschaffenen, so steht er auch über der Zeit, und kann nicht von ihr beschränkt werden. Es giebt demnach vor Gott kein Vorher und kein Nachher, er ist, der er ist, das ewige Seyn, und Alles, sein Schaffen, Erhalten und Regieren, in einem einzigen Puncte, in ewiger Gegenwart gleichsam, zusammenfassend, ist seine Allwissenheit nichts anders, als das Bewußtseyn dieser seiner ungetrennten Thätigkeit. Wollte man dagegen seine Allwissenheit in die Kenntniß der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft eintheilen: so müßte er auch nothwendiger Weise veränderlich seyn, indem im Verlaufe der Zeit seines Vorherwissens immer weniger, seiner Erinnerungen immer mehr würden. Auch würde man durch dieses Verfahren gerades Weges in den Fatalismus verfallen, und alle menschliche Freiheit aufheben. Denn siehet Gott der Menschen Gesinnungen und Handlungen voraus, so müssen sie, da es bei ihm, der absoluten Einheit, keine abgesonderte Geisteskräfte giebt, sein Denken also auch zugleich Wollen und Schaffen ist, da er ferner, als der Alles Bedingende, auch in seinem Wissen nicht von Außen bedingt werden, sondern nur das Aeußere mit seinem Wissen bedingen kann, aus allen diesen Gründen, sage ich, müssen die menschlichen Gesinnungen und Handlungen, wenn Gott sie vorausſieht, nothwendig auch in Wirklichkeit treten, und sind unwiderruflich bestimmt, noch ehe sie verrichtet werden*) Dieser Ansicht widersetzt sich jedoch in seiner ganzen Stärke und Lebendigkeit das Bewußtseyn unserer Zurechnungsfähigkeit, und dieses als trügerisch betrachten hieße unser Leben selbst für Lug und Trug erklären. Legen wir

*) Vergl. Cicero de divinat. II, 7.

Gott also nichts destoweniger Allwissenheit bei, so bleibt uns nichts übrig, als von diesem Begriffe alle Beschränkung durch die Zeit hinwegzuräumen, alles Vorher und Nachher in der Ewigkeit zusammenzufassen, in einer ewigen Gegenwart gleichsam, in welcher Gott, der Alles Bedingende, alle seine, von ihm fortwährend bedingten, Werke anschauet*).

Eignen wir nun dem Erlöser kraft seiner Gottheit oder seiner göttlichen Natur das Vorherwissen seiner Auferstehung zu, so erklären wir damit, daß auch er, wie Gott, allwissend, und alle Zeiten in ewiger Gegenwart zusammenfassend, über Zeit und Raum erhaben gewesen sey. War er dies aber wirklich? Beschränkte nicht sein Körper, beschränkte nicht die Zeit sein Daseyn? Gab es außer seinem Leibe einen Ort, den er erfüllte? Konnte man sagen: Hier ist Christus! und zugleich: Auch dort ist er!? Gab es vor ihm kein Gestern, Heute und Morgen? Und wenn sich dieses nicht behaupten läßt, wenn im Endlichen nicht das Unendliche, im Zeitlichen nicht das Ewige enthalten seyn kann, wenn auch er, wie jeder andere Mensch, durch Raum und Zeit beschränkt war: wie will man ihm ein Vorherwissen nach Art des göttlichen, wenn ich so sagen darf, Vorherwissens, d. i. die göttliche Allwissenheit, welche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in einem Puncte vereint, und als Einheit in sich begreift, zuschreiben? Erinnern wir uns doch, daß Christus selbst

*) Mit dieser Vorstellung verträgt sich sowohl die menschliche Freiheit, als die göttliche Weltregierung. Auch die freien Wesen sind in Gott begründet und von ihm bedingt, aber eben als freie Wesen, und diese ihre Freiheit thut auch der, über Alles sich erstreckenden, Wirksamkeit oder Weltregierung Gottes keinen Abbruch. Frei dürfen sie sich allerdings für das Gute oder das Böse entscheiden; wenn sie jedoch das Letzte thun, entscheiden sie sich für das Nichtige, für das, was nicht in Gott gegründet ist, also auch kein Wesen hat, und darum können ihre unsittlichen Bestrebungen keinen wahrhaft hemmenden Einfluß auf das Ganze haben, welches ruhig seinen Fortgang nach Gottes ewigem, und deshalb alles Vorherwissen ausschließendem, Plane nimmt.

weit entfernt ist, sich Allwissenheit beizumessen, daß er vielmehr behauptet, er wisse nicht Alles, wisse z. B. nicht Tag und Stunde, wann das Strafgericht über Jerusalem ergehen werde, und nur der Vater habe diese Kenntniß. (Siehe Marc. 13, 32. Vergl. Act. 1, 7.)

Es fruchtet demnach nichts, das Vorherwissen Jesu auf seine göttliche Natur gründen zu wollen, denn wir können ihm weder die göttliche Natur in ihrer ganzen Unbeschränktheit, so daß er Gott, der Vater, selbst gewesen wäre, noch besonders die göttliche Allwissenheit d. h. die Art des Wissens, wie sie Gott besitzt, zuschreiben, und dieses würde doch nöthig seyn, wenn wir erklären wollten, daß er vermöge seiner göttlichen Natur seine Auferstehung vorhergesehen habe. — Gewiß, es würde Niemanden einfallen können, dem Heilande das Vorherwissen seiner Auferstehung zuzuschreiben, wenn uns die Evangelisten zwar alles Uebrige von Jesu, nur einzig dies nicht, was er von seiner Auferweckung geäußert haben soll, berichtet hätten! Und wenn ja Einer oder der Andere diese Meinung dennoch geltend machen wollte, wer würde nicht dagegen, und zwar mit guten Gründen, auftreten? denn die Behauptung, der Heiland habe, was sich am dritten Tage nach seinem Tode ereignete, vorausgesehen, widerspricht nicht nur unserer Ueberzeugung von der Art und Weise, wie wir zur Erkenntniß irgend einer Wahrheit gelangen, sondern auch gerades Weges den evangelischen Berichten selbst.

Und hiemit berühre ich den zweiten Theil meiner Untersuchung, in welchem ich zu zeigen habe, daß die Annahme, als habe Christus seine Auferstehung vorhergesehen, auch der Ueberzeugung widerspreche, welche man aus den Berichten der Evangelisten selbst gewinnen muß, indem dieselben wider ihre eigene Aussage zeugen, und in vielen Stücken ihre Glaubwürdigkeit verlieren würden, wenn man nicht annehmen dürfte, sie

hätten sich in dem Einen, was sie uns von der Vorherverkündigung der Auferstehung erzählen, geirrt.

Ich erinnere hier zunächst an die letzten Gespräche Jesu mit seinen Jüngern. Wer kann besonders Joh. 13—17. lesen, ohne, was Jesus darin äußert, für die Worte eines auf immer Abschiednehmenden zu betrachten? Wem drängt sich nicht die Ueberzeugung auf, daß Jesus ganz anders geredet haben würde, wenn er gewußt, ja, nur vermuthet hätte, daß er nach dreien Tagen seinen Freunden wiedergeschenkt werden sollte? „Die treffendste Prüfungsregel, sagt Dr. Paulus irgendwo in seinem Leben Jesu, die treffendste Prüfungsregel, ob eine Geschichtserzählung Thatsachen gebe und dadurch glaubhaft sey, ist diese: Wo alle und die meisten Personen anders gehandelt haben müßten, als es ihrem geistigen Sinn und Betragen, ihrem Gemüthsgepräge gemäß ist, da ist erzählt, was in der Wirklichkeit nicht gewesen seyn kann.“ Die Anwendung dieses unbestreitbaren Grundsatzes will ich gern jedem Unparteiischen überlassen, indem das Widersprechende des bekannter Maaßen so offenen Characters Jesu mit einer absichtlichen Verheimlichung seiner Auferstehung klar genug vor Augen liegt; ich will vielmehr der hier gegebenen Prüfungsregel noch folgende ähnliche zur Seite stellen: „Aus der in einer Geschichtserzählung sich kundthuenden Seelenstimmung der handelnden Personen läßt sich nicht selten manche Dunkelheit in der Geschichte selbst aufklären, da, wie es auf der einen Seite die handelnden Personen sind, durch welche und nach welchen die Geschichte sich bildet, es auf der anderen Seite das Ereigniß ist, von welchem die Gemüthsstimmung der in das Ereigniß verflochtenen Personen abhängt.“ Und wenden wir nun diese Regel auf unsere Untersuchung an, so ergiebt sich, wie ich schon bemerkt habe, aus dem in Jesu letzten Reden herrschenden Gefühle, welches ganz das eines von seinen Freunden auf immer Abschiednehmenden ist, daß er an keine, nach wenigen

Tagen erfolgende, leibliche Auferstehung dachte. Man lese nur, um diese Ueberzeugung zu theilen, recht unbefangen Joh. 17, 4. 11—13. oder gar Matth. 26, 29., wo Jesus bei Gelegenheit der Einsetzung des Abendmahles sagt: „Ich werde nicht eher wieder von der Frucht des Weinstocks trinken, bis an jenem Tage, wo ich sie neu im Reiche meines Vaters trinke." Vergleichen wir mit dieser Aeußerung die Parallelstellen Marc. 14, 25. und Luc. 22, 18., so werden wir Folgendes daraus abnehmen:

1) Christus setzt die Zeit, wo er die Frucht des Weinstocks mit seinen Jüngern neu zu trinken gedenkt, in die Herrlichkeit hinaus, die seiner nach der Vollendung seines irdischen Lebens bei seinem Vater im Himmel harrete, und deren auch seine Jünger mit ihm genießen sollten. (Vergl. Joh. 17, 24.) Die Worte bei Lucas: „Bis daß das Reich Gottes komme" zwingen uns gerade nicht, an etwas Anderes, besonders etwas Irdisches zu denken, denn indem die Jünger zu dem Reiche Gottes, dem Reiche der Seeligen im Himmel, kamen, kam auch das Reich Gottes zu ihnen. Wollte man aber die Ausdrücke: In meines Vaters Reich (Matth. 26, 29.), in dem Reiche Gottes (Marc. 14, 25.) und bis das Reich Gottes komme (Luc. 22, 18.) sämmtlich, denn einerlei kann Christus doch nur gesagt und gemeint haben, lieber auf eine geistige Parusie, auf die Erscheinung des Geistes Christi in den Aposteln und der von ihnen gestifteten Gemeinde, auf die innige und selige Verbindung, in welcher sie von diesem Augenblicke an mit dem Erlöser standen, beziehen: so würde damit gleichfalls die Annahme, als habe Jesus dies in dem Bewußtseyn seiner Auferstehung geäußert, nicht zu vereinigen seyn, da sich doch wohl kaum ernstlich behaupten läßt, daß Christus den Anfang seiner Parusie, der auch zugleich der wahre Anfang seines Gottesreiches war, auf die Zeit seiner Auferstehung bestimmt habe. Erst mit der Ausgießung des heiligen Geistes

erſchien er (ſein Geiſt, der Paraklet) den Apoſteln, und den meiſten ſeiner übrigen Anhänger noch ſpäter, und eine allgemeinere Paruſie des Heilandes ſtellt Paulus noch in die Zukunft hinaus. (Siehe Col. 3, 4. 1 Theſſ. 5, 1. ff.)

2) Ein wirkliches Weintrinken im Himmelreich kann derſelbe Jeſus nicht gemeint haben, welcher Matth. 22, 30. ſagt: „In der Auferſtehung werden ſie weder freien noch ſich freien laſſen, ſondern ſie ſind den Engeln Gottes im Himmel gleich," und in deſſen Geiſte Paulus Röm. 14, 17. ſchreibt: „Das Reich Gottes beſteht nicht im Eſſen und Trinken." Eben ſo wenig kann überhaupt von einem wirklichen Mahle die Rede ſeyn, und dies ſcheint Jeſus ſogar ſelbſt haben andeuten zu wollen, indem er bei Matthäus und Marcus von einem neuen Trinken ſpricht. Das καινον nämlich iſt vermuthlich nicht adverbialiter, wie ἐκ καινης, ſondern adjective zu nehmen und auf γεννημα της ἀμπελου zu beziehen, und bezeichnet einen neuen, den Sterblichen noch unbekannten, Genuß, der in der himmliſchen Verklärung das iſt, was der Wein auf Erden. Doch dem ſey, wie ihm wolle, ſo viel bleibt immer gewiß: Chriſtus kann in den angeführten Stellen nur haben ſagen wollen: „Dies iſt das letzte Mal, daß ich leiblich mit euch verſammelt bin; aber (vergl. Joh. 16, 22.) dennoch will ich euch wiederſehen, und euer Herz ſoll ſich freuen. — Würde Jeſus aber wohl mit dieſen Worten Abſchied genommen haben, wenn ihm bekannt war, daß er nach dreien Tagen wieder auferſtehen und alſo doch mit ſeinen Jüngern nicht zum letzten Male hienieden freundlich verkehren werde? Ich brauche nicht zu fürchten, daß Jemand der vorhin gegebenen Erklärung, nach welcher das Feſtmahl nur ein Bild des traulichen Zuſammenſeyns iſt, zuwider das Trinken vom Weinſtock urgiren und behaupten wird, Chriſtus habe ja auch wirklich nach ſeiner Auferſtehung keinen Wein mit ſeinen Jüngern getrunken; denn man dürfte ihm nur

die Frage vorlegen, ob er etwa glauben, daß Christus dieses denn nun im Reiche seines Vaters thue, oder, wie er Act. 10, 40. 41. (Wir haben nach seiner Auferstehung mit ihm gegessen und getrunken. Vergl. Luc. 24, 30. 41—43.) erkläre. Doch auf diese Weise suchen sich die Vertheidiger der Meinung, daß Christus seine Auferstehung bestimmt vorhergesehen habe, auch nicht zu helfen, sondern verfahren, wie Reinhard*), bei weitem consequenter, indem sie behaupten, der Heiland habe unter der Zeit, in welcher er die Frucht des Weinstockes mit seinen Jüngern neu zu trinken gedachte, die Tage nach seiner Auferstehung verstanden, und übersetzen die fragliche Stelle daher: „Credite, nunc non amplius vino fruar ob imminens supplicium; sed cum respublica divina fuerit mea morte et resurrectione stabilita, tempus erit, quo redux in vitam familiariter iterum vobiscum vinum bibam.“ Ganz consequent indessen ist diese Erklärung dennoch nicht, denn sonst müßte in der durchaus ähnlichen Verheißung, welche der Heiland Luc. 22, 29. 30. seinen treuen Anhängern giebt: „Ich will euch das Reich bescheiden, wie es der Vater mir beschieden hat, damit ihr in meinem Reiche an meinem Tische esset und trinket,“ gleichfalls die Zeit nach Jesu Auferstehung gemeint seyn; daß dieses aber nicht thunlich ist, erhellt auf das Bestimmteste aus den zum 30sten Verse noch hinzugehörenden Worten: „Und ihr sollt auf Thronen sitzen, die zwölf Stämme Israels zu richten,“ eine Verheißung,

*) Siehe dessen Opuscc. acadd. Vol. II. De Christo suam dum viveret resurrectionem praedicente. S. 38. 39. Auch Krehl scheint dieser Ansicht nicht abhold zu seyn, indem er sich (siehe seine Dissert. de momento resurrectionis Jesu Christi in institutione apostolica pag. 15.) gleichfalls auf die Erklärung beruft, welche Euthymius Zigabenus in seinem Commentare giebt, daß nämlich die Worte des Matthäus ἑως της ἡμερας ἐκεινης die Zeit nach Jesu Auferstehung bezeichneten (τον μετα την ἀναστησιν καιρον, ὁτε ἐφαγε και ἐπιε μετα των μαθητων.)

die erst nach dem Pfingstfeste in Erfüllung zu gehen anfing. Und wie läßt sich nun gar eine solche Deutung mit der Parallelstelle Luc. 22, 16. vereinigen, wo Christus ausdrücklich sagt, er werde nicht eher wieder das Osterlamm mit seinen Jüngern essen, „bis es mit dem Reiche Gottes zur Vollendung gekommen sey," wofern nicht die Uebersetzung: „Bis daß er es im Reiche Gottes vollkommener (vergl. was ich zu Matth. 26, 29. über καινον bemerkt habe) genießen könne," vorzuziehen seyn möchte? Für welche Uebersetzung man sich aber auch entscheiden möge, eine jede widerspricht der Ansicht, als habe Jesus unter den Worten ἑως της ἡμερας ἐκεινης die Zeit nach seiner Auferstehung verstanden, denn zur Vollendung mit dem Reiche Gottes kam es erst durch die Ausgießung des heiligen Geistes, und vollkommener, als vorher, war der freundschaftliche Umgang, (an ein wirkliches Essen und Trinken hier zu denken, würde offenbar lächerlich seyn) dessen Jesus mit seinen Jüngern die wenigen, oft unterbrochenen Tage nach seiner Wiederbelebung genoß, gewiß nicht.

Wenn solche Widersprüche in den Berichten der Evangelisten sich in dem Grade häufen, in welchem sich der Erlöser seinem Tode nähert, so ist dies ganz natürlich, denn der Gedanke, er werde wieder auferstehen, mußte den entschiedensten Einfluß auf seine Aeußerungen und seine Handlungsweise haben. Davon aber nirgends auch nur die geringste Spur. Jetzt zieht er nach Gethsemane hinauf, und hier beginnt sein schwerer Seelenkampf. S. Matth. 26, 37—46. Marc. 14, 32—42. Luc. 22, 39—46. Von jeher wußte man sich die ungewöhnliche Angst des Heilandes nicht wohl zu erklären, und verfiel deshalb auf die verschiedenartigsten Hypothesen, welche, wenn auch selten eine ansprechende Erklärung des fraglichen Gegenstandes, doch immer einen neuen Beweis lieferten, daß das Gefühl des Lesers an der Todesangst des sonst so heldenmüthigen Mittlers

ganz unwillkührlich Anstoß nehme. Man ist sogar so weit gegangen, die Wahrheit der Erzählung selbst anzufechten oder doch zweifelhaft zu machen, und hat sich dabei auf den Umstand gestützt, daß Johannes davon schweigt. Dies Schweigen des Johannes zeugt indessen nicht im Mindesten gegen die Wahrheit des Geschehenseyns, denn von wie vielen Dingen schweigt er nicht, welche von den anderen Evangelisten erzählt werden! Jeder andere Versuch ist daher zulässiger, als dieser, die Schwierigkeit, welche einer würdigen Erklärung von dem Seelenkampfe Jesu im Wege zu stehen scheint, zu heben. Aber auch die einfachste und sich deshalb auch am meisten empfehlende und gewöhnlichste Ansicht von der außerordentlichen Gemüthsbewegung des Heilandes, daß sie nämlich einzig und allein aus dem lebhaften Gedanken des zartfühlenden Jesu an seinen nahen furchtbaren Kreuzestod herzuleiten sey, bleibt immer noch sehr unbefriedigend. „Christus, der über alle menschliche Schwächen so erhabene Christus, Er, welcher noch dazu nach wenigen Tagen so glänzend auferstehen soll — und diese Todesfurcht?" diese Frage wird schwerlich auf jene Weise genügend beantwortet werden. Nimmt man dagegen mit uns an, daß Jesus seine Auferstehung nicht vorausgesehen habe, so erscheint die Begebenheit in einem ganz anderen Lichte, und plötzlich wird jede Schwierigkeit, jeder mögliche Anstoß verschwinden.

Sieh da den Heiland in den letzten Augenblicken seines Lebens! Durch seine wundervolle Geburt und die ihm inwohnende Fülle des göttlichen Geistes deutlich als den Erlöser der Welt bezeichnet, hat er diese seine Bestimmung von der zartesten Jugend an unermüdet verfolgt, die schwersten Versuchungen, die ihm entgegen traten, überwunden, den Sinnengenüssen des Lebens entsagt, keine Mühe gescheut, keinen Haß seiner Feinde gefürchtet, Alles, Alles seinem großen Erlösungsplane aufgeopfert. Drei Jahr hat er nunmehr gewirkt; schon

haben sich ihm die zwölf Apostel, schon die siebenzig Jünger, schon viele hundert andere Gläubige angeschlossen; schon sieht er, erst eben noch öffentlich als Messias begrüßt, seine Sache das, was sie werden sollte, die Sache des Volkes und dadurch der Menschheit werden; aber auch der Haß seiner natürlichen Feinde, der Priester und Schriftgelehrten, ist immer mehr gewachsen und brütet über finsteren Mordanschlägen. Der Heiland kennt ihre Plane, er weiß, sie werden ihn gefangen nehmen, vor Gericht führen, verdammen, kreuzigen; sein Scharfblick sieht alles dies voraus, und doch bietet sich ihm kein erlaubtes Mittel dar, sich zu retten. Sein Widerruf würde sein ganzes Werk mit Einem Schlage vernichten, die freimüthig vor den Richtern ausgesprochene Erklärung aber, daß er der Heiland, Gottes Sohn sey, sicherlich von seinen Feinden als Gotteslästerung mit dem Tode bestraft werden. (Matth. 26, 65. 66.) Eben so wenig darf er sein Heil in der Flucht suchen. Keine geheime Religionsgesellschaft will er stiften, nicht Einzelne, sondern die ganze Menschheit erlösen; stets öffentlich ist er deshalb aufgetreten, öffentlich muß er fortfahren zu wirken; die Wahrheit darf das Licht nicht scheuen. Auch würde der Messias, der unüberwindliche König, der Gottessohn, alles Vertrauen bei seinen Anhängern verlieren, sich bei dem ganzen Volke als einen eitlen Lügner darstellen, wenn er Menschen fürchten wollte. Sein Tod ist daher unvermeidlich. Das hat ihm auch schon früher wohl geahndet; jetzt aber zu Gethsemane sieht er die Ahndung in Erfüllung gehen, sieht sich nur wenige Schritte noch von der martervollsten aller Todesarten entfernt, und es ist wahrlich kein Wunder, wenn der zartfühlende Jesus, er, der bereits, als noch sein Leiden in größerer Ferne lag, gestand: „Ich habe noch eine Taufe zu bestehen; und wie bangt mir, bis sie vollendet ist," er, welcher überall gleich uns versuchet ward, doch ohne Sünde, ich sage, wenn er durch den

Gedanken an seine nahen Todesqualen tief erschüttert wird. Aber dieser Gedanke, dieses menschliche Gefühl allein konnte dem Gottmenschen, den wir so heldenmüthig vor seine Häscher, seine Richter treten, so geduldig am Kreuze leiden sehen, nicht die blutigen Schweißtropfen auspressen, nicht bis zum Tod betrüben, nein! seine Angst hatte noch einen anderen*), einen tieferen und nicht so sinnlichen Grund.

*) Dr. Krehl in seiner Dissert. de momento etc. pag. 17. meint diesen Grund darin zu finden, daß der Heiland alle einzelnen Umstände, welche vor und bei seiner Kreuzigung ihn körperlich und geistig marterten, vermittelst seines Vorherwissens in eine einzige Vorstellung zusammengedrängt vor Augen gehabt habe und durch diese gleichsam im Brennpuncte vereinigten und dadurch um so glühenderen Qualen so beispiellos schmerzlich getroffen worden sey. Er schreibt nämlich: Nam haud dubie tanta vis malorum et corporis et animi instabat, ut firmissimus quoque eorum cogitatione concuti et perturbari debuerit. Ipse innocentissimus, sanctissimus constringebatur, accusabatur, judicio hominum perversissimorum subjiciebatur, capitis damnabatur, flagellis caedebatur, conspuebatur, vapulabat, illudebatur; denique experiebatur summam hominum vecordiam et malitiam et videbat concionem prae invidia insanientem; postremum cum duobus maleficis in crucem agebatur et torminibus crudelissimae mortis vexabatur. Quae singula tam atrocia sunt, ut animus durior quoque cogitatione eorum in horrescat. Jesus igitur, cum haec omnia sibi illatum iri praevideret, ingemiscere non debuit? — Konsequent ist diese Ansicht allerdings, denn wenn Jesus seine Auferstehung voraussah, warum sollte er nicht auch alles Uebrige vorausgesehen haben? Aber um die Freiheit der während seines Leidens handelnden Personen ist es alsdann geschehen. Die Kriegsknechte mußten ihn geißeln, in's Angesicht speien, verspotten und mit Dornen krönen; der Haufen seiner ihn anklagenden, auf seine Verdammung dringenden Feinde mußte vor Haß und Bosheit wüthen; die beiden Uebelthäter mußten mit ihm gekreuzigt werden. Denn sahe er alles dieses durch göttliche Offenbarung bestimmt voraus, so läßt sich die Allwissenheit Gottes nicht mehr als das ewige d. i. zeitlose Bewußtseyn seiner ewigen Wirksamkeit betrachten, sondern tritt, indem sie sich zeitlich offenbart, in die Schranken der Zeit, und da sie nicht bloßes Wissen, sondern auch Wollen und Wirken, und zwar das unbedingte, urkräftige Wollen und Wirken ist, muß Alles, was sie voraussieht, nothwendiger Weise auch geschehen. — Und gesetzt auch, wir wollten diesen traurigen, doch folgerechten Schluß aus einem so bestimmten Vorherwissen des Erlösers nicht ziehen, so würde sich die Vermuthung des geehrten Herrn Verfassers doch selbst widerlegen. Denn kraft derselben Erkenntniß, kraft welcher Jesus alle

Wie sein ganzes Leben einzig seinem großen Plane geweihet gewesen war, so auch sein letzter Augenblick, und der Gedanke an diesen Plan, der aufsteigende Zweifel, ob nicht mit seinem Tode die Frucht seines ganzen Lebens vernichtet werde, dies war es gewiß vor Allem, was ihn so fürchterlich erschütterte. Zwar glaubten schon Viele an ihn als den verheißenen Messias; aber vielleicht nicht Einer, selbst die Apostel nicht, hatten ihn bis dahin ganz verstanden, seinen Plan in seiner Größe, Geistigkeit und Reinheit aufgefaßt. Wie wünschenswerth, wie nöthig mochte es daher dem Heilande scheinen, daß er noch länger bei seinen Jüngern bliebe, um sie, wie er nach seiner Auferstehung that, noch über Manches zu belehren! Mit welcher Rührung, welcher Inbrunst bittet er nicht Gott, sie zu erleuchten? (Siehe Joh. 17, 11—17.) Und abgesehen von dieser noch so mangelhaften Erkenntniß derjenigen, denen er die Ausführung seines Planes überlassen mußte, wie wenig Ausdauer und Unerschrockenheit konnte er ihnen zutrauen, zwei Tugenden, welche zum Siege über so zahlreiche, so mächtige Feinde unentbehrlich waren! Ach, nur erst wenige Augenblicke vorher hatte er gerade dem muthigsten seiner Schüler die traurige Wahrheit sagen müssen: „In dieser Nacht noch wirst du mich zweimal verleugnen!“ Und nun, als er mit diesem schmerzlichen Gedanken sich beschäftigte, und Gott um Abwendung des ihm bevorstehenden Todes bat, als er zu seinen vertrautesten Jüngern trat, ob er in ihrem männlichen Benehmen nicht die Widerlegung seiner Zweifel fände, — traf er sie schlafend und sprach: „Könnet ihr denn nicht Eine Stunde mit mir wachen?“

---

jene, ihm bevorstehenden, Leiden voraussah, mußte er auch seine zukünftigen Triumphe, seine Himmelfahrt, seine unvergleichliche Herrlichkeit bei Gott dem Vater in ihrem ganzen Umfange so wie alle die Huldigungen voraussehen, welche Millionen Kniee und Lippen im Himmel und auf Erden ihm darzubringen bestimmt waren; und hätte vor dem Glanze einer solchen großartigen Anschauung das Bild seiner Trübsale nicht ganz erbleichen sollen?

Und welcher ganz anderen Nachtwachen mußten sie sich doch unterwerfen, wenn sie das Reich Gottes mit Erfolg verkündigen wollten! Dennoch mußte er sterben und die Vollendung seines, für die ganze Menschheit so segensreichen, Werkes diesen Schülern anvertrauen. „Ist es denn — so höre ich den Heiland mit sich zu Rathe gehen — nicht möglich, daß dieser Kelch*) an mir vorübergehe? Darf ich dem Schlage nicht ausweichen? Muß ich schlechterdings zu Jerusalem bleiben und vor meinen erbitterten Feinden, die, Kläger und Richter zugleich, mein Bekenntniß nur zu meinem Sturze benutzen werden, mich freimüthig für den Messias erklären? — Meine Flucht würde, nachdem ich triumphirend eingezogen bin, mit Recht für Schwäche, wo nicht gar für Widerruf gehalten werden; die Wahrheit darf das Licht nicht scheuen, oder sie verliert das Ansehn der Wahrheit. — Aber könnten sich denn die Umstände nicht anders gestalten? Könnte Gott die Herzen meiner Feinde nicht umstimmen, nicht diese Stunde gefahrlos an mir vorübergehen lassen? Muß ich schon jetzt erliegen, und somit die Frucht meines ganzen mühevollen Lebens vernichtet sehen? — Nein! dahin wirst du es, Vater, nicht kommen lassen, wenn ich selbst auch unterliege! Deinem Rufe folgend, habe ich gewirkt, und du hast meine Wirksamkeit gesegnet, weil sie nach deinem Wohlgefallen war. Auch jetzo

*) Reinhard (a. a. O. S. 55) meint, Christus verstehe unter dem Kelche nicht den Tod selbst, sondern nur die Todesangst, und beruft sich dabei auf Marc. 14, 35: ἵνα, εἰ δυνατον ἐστι, παρελθη ἀπ' αὐτου ἡ ὡρα. Weislich aber läßt er den Zwischensatz: εἰ δυνατον ἐστιν, weg, denn dieser, so wie die Worte des folgenden Verses: αλλ' οὐ τι ἐγω θελω, ἀλλα τι συ, können sich nur auf eine Abwendung des Todes, nicht aber der Todesangst beziehen, da es keinen Sinn haben würde, zu beten: „Gott befreie mich von dieser Seelenangst, aber nur, wenn es deinem heiligen Willen gemäß ist!" Denn wohl konnte Gottes Weisheit fordern, daß Christus sich dem Tode weihete, nicht aber, daß er unsägliche Angst litt.

will ich nach deinem Wohlgefallen thun: dein Wille, der mich dem Tode entgegengehen heißt, wird nicht vernichten, was mit deinem Willen angefangen ist. Darum nicht mein, sondern dein Wille geschehe!"

Und näher rückte der verhängnißvolle Augenblick. Lebhafter ergriff den Heiland der Gedanke an seinen Tod und die, wahrscheinlich für die ganze Menschheit, verderblichen Folgen desselben, schrecklicher malten sich die Bilder der Zukunft vor seinem Geiste. „Wird mein Blut nicht fruchtlos vergossen werden? Wird mein Werk nicht mit mir untergehen? Ist es in Wahrheit Gottes Wille, daß ich umkomme, oder es ist im Gegentheil meine Pflicht, meiner zu schonen?" — Und es geschah, daß er mit dem Tode rang und heftiger betete, und daß sein Schweiß wie schwere Blutstropfen auf die Erde fiel. — „Vater, dir ist Alles möglich; überhebe mich dieses Kelches! Doch nicht, was ich will, sondern was du willst. — Und was willst du in diesem Augenblicke? Nichts anderes, als was du immer willst, die Wahrheit. Wohlan, ich werde gehen den Weg der Wahrheit, den Weg, den du mir vorgezeichnet hast!" — Und es erschien ein Engel vom Himmel und stärkte ihn. Und er kam, und fand seine Jünger abermals schlafend. Voll Wehmuth ruheten seine Augen auf den Schlummernden, und von Neuem stiegen traurige Ahndungen in seiner Seele auf.

Und er verließ sie und betete zum dritten Male, und zum dritten Male siegte der Glaube, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Und siehe, schon glänzten in der Ferne die Fackeln derer, die da hinauf zogen den Oelberg, um den Unschuldigen zu fahen. Da kam er zu seinen Jüngern und sprach: „Siehe, die Stunde ist da, wo des Menschen-Sohn in der Sünder Hände überantwortet wird. Stehet auf, und lasset uns ihnen entgegen gehen,

damit die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe, und also thue, wie mir der Vater geboten hat!"

Diese Ansicht, welche den Heiland von dem Vorwurfe einer zu großen, aus persönlichen Rücksichten entsprungenen, Zaghaftigkeit reinigt, empfiehlt sich auch besonders wegen ihrer psychologischen Wahrheit; denn auch mir ist mehr, denn einmal, und selbst in dem Augenblicke, als ich mir von dem Grunde Rechenschaft gab, welcher den Heiland bewog, sich der Gefahr nicht zu entziehen, der Zweifel aufgestiegen, ob es denn wirklich moralisch nöthig gewesen sey, daß er dem Tode so kühn entgegen ging. Wer hätte nicht, gleich ihm, gekämpft, ja, wer am Ende nicht dennoch anders gewählt, als er! Nur Christus, dessen Herz, allein dem heiligen Geiste geöffnet, auch dem leisesten Hauche der Selbstsucht verschlossen war, konnte so uneigennützig, so unbefangen, so rein und richtig entscheiden.

Verdient aber die gegebene Erklärung vor allen anderen den Vorzug, hat Jesus nur gerungen, weil er sich des Gedankens, sein Untergang werde seiner Stiftung verderblich werden, nicht entschlagen konnte: so kann er auch seine Rückkehr ins leibliche Leben nicht einmal gehofft, geschweige dann bestimmt vorhergesehen haben; denn welche Sorge hätte er noch hegen sollen, wenn ihm bekannt war, daß er nach wenigen Tagen in aller Herrlichkeit der Gruft entsteigen werde? Jedoch auch abgesehen von jeder Auslegung des Seelenkampfes, die blosen Berichte der Evangelisten sind schon der Art, daß sie der Annahme einer vorausgesehenen Auferstehung durchaus zuwider laufen. Waren nämlich sein Tod und seine Wiederbelebung Ereignisse, auf welche Jesus schon lange vorbereitet seyn mußte; waren sie etwas so ganz Gewisses, so unausbleiblich Festbestimmtes, daß er sie seinen Jüngern lange vorher verkündigen konnte: wie mochte er jetzt noch mit dem Tode ringen und dreimal hinter einander um

Abwendung des bittern Kelches flehen? Will man den Gottessohn, dies unerreichte Ideal, nicht alles Glanzes berauben, nicht ganz zu einem charakterlosen schwachen Wesen herabwürdigen: so ist hier gewiß kein anderer Ausweg, als sich nothgedrungen zu der Annahme zu bequemen, der Heiland habe zu Gethsemane wenigstens seine Auferstehung noch nicht vorher gesehen.

Aber auch zu Golgatha, als er den Kreuzestod erleidet, verrathen seine Worte diese Kenntniß nicht. „Siehe, das ist dein Sohn!" ruft er der Mutter zu, und spricht darnach zu dem geliebten Jünger: „Siehe, das ist deine Mutter!" Wer könnte diese Stelle lesen, ohne auf das Innigste gerührt zu werden? Sind es doch die letzten Liebesworte eines sterbenden frommen Sohnes, der keine Hoffnung mehr hat, seine Mutter in diesem Leben noch einmal wieder zu sehen, und selbst im Todesschmerz um ihre Zukunft besorgt ist. Jetzt aber stelle man sich vor, woran zwar gewöhnlich Niemand, der bloß zu seiner Erbauung lieset, denkt, man stelle sich vor, der Heiland habe diese Worte geredet, obgleich er von seiner Auferstehung überzeugt gewesen sey, und plötzlich verschwindet alle Natürlichkeit, aller Reiz von dem Gemälde. Jesus am Kreuz; zu seinen Füßen seine Freunde, seine verzweifelnde Mutter, die ihre ganze Hoffnung auf ihn gesetzt hat. Er weiß, was sich nach seinem Tode ereignen wird; Ein Wort nur kostets ihm, das Mutterherz vor der Verzweiflung zu schützen; denn sollte Maria dem Ausspruche des frommen Sohnes, des wahrhaftigen, der niemals eine Lüge geredet, des wunderkräftigen, der mehr, denn einmal, Andere vom Tode ins Leben zurückgerufen hatte, nicht vertrauen? Doch diesen Trost enthält er ihr vor, und ermahnt statt dessen den Johannes, sich künftig als Mariens Sohn zu betrachten. In jedem anderen Falle würde diese Empfehlung als der schönste Zug kindli-

cher Liebe erscheinen hier aber nicht; denn worüber sich Maria bis zum Tod betrübte, war nicht so sehr der Gedanke ihrer nunmehrigen Hülflosigkeit, sondern das Gefühl der Mutter, welcher man den geliebten Sohn auf immer entreißt. Was sie am wenigsten bekümmerte, darüber also hätte er sie beruhigt, es aber verschmäht, ihren tiefsten Schmerz zu lindern. Und wozu endlich die Mutter der Fürsorge des Jüngers empfehlen, wenn er wußte, daß ihm selbst noch Zeit genug vergönnt sey, für ihre Zukunft zu sorgen? Wollte man dagegen einwenden, er habe ihr nur deswegen vorläufig diese Beruhigung gegeben, damit sie sich auch während des einen Tages, welcher seiner Auferstehung vorherging, nicht für verlassen halten sollte: so frage ich noch einmal: Warum verschwieg er ihr die ihm bevorstehende wunderbare Errettung aus des Todes Banden?

Nicht minder widersprechend scheint mir Luc. 23, 43. Setzen wir nämlich voraus, daß Christus, obgleich er überzeugt gewesen, nach kaum zwei Tagen zum Leben wieder zu erwachen, dem mit ihm gekreuzigten Uebelthäter verheißen habe: „Heute wirst du mit mir im Paradiese seyn:" so müssen wir nothwendiger Weise annehmen, des Heilandes Geist sey freilich nach seinem Kreuzestode auf einige Zeit zur Herrlichkeit des Vaters eingegangen, dann aber, um aus dem Grabe zu erstehen, zur Erde wiederum hinabgestiegen, und bald darauf (bei seiner Himmelfahrt) noch einmal zum Himmel emporgehoben worden. Zu dieser Vorstellung, die ohnehin, wie mich bedünken will, auch dem Gefühle wenig zusagt, berechtigt uns indessen außer jenem, mit Christi Vorherwissen von seiner Wiederbelebung gewaltsam in Einklang gebrachte, Aussprüche selbst nicht das Mindeste. Nirgends deutet der Auferstandene auch nur ganz leise an, daß er der Seeligkeit des Himmels genossen habe; ja, geradezu widerspricht er dieser Ansicht, indem er (Joh. 20, 17)

Maria, die, ihn am Grabe erkennend, seine Füße umfassen will, mit den Worten abwehrt: „Rühre mich nicht an! denn noch bin ich nicht aufgefahren zu meinem Vater.“ — Und nun vereinige wer da kann, diese ganz bestimmte Erklärung mit der Voraussetzung, daß Jesus, von seiner Auferweckung überzeugt, dem mit ihm Gekreuzigten jenes Versprechen gegeben habe! Will man ihn etwa in dem einen oder anderen Stücke des absichtlichen Unwahrheitreden zeihen, oder behaupten, daß entweder Luc. 23, 43. oder Joh. 20, 17. von den Evangelisten irrig berichtet worden sey? Nein, statt dies Letztere, denn von dem Ersteren kann ja wohl gar nicht die Rede seyn! zu thun, haben wir weit triftigere Gründe, an der treuen Ueberlieferung derjenigen Stellen zu zweifeln, in welchen die Evangelien dem Heilande das Vorherwissen seiner Auferstehung zueignen, indem so viele andere Stellen mit ihnen durchaus unvereinbar sind.

Dahin gehören außer den schon angeführten auch Joh. 19, 30.: „Es ist vollbracht!“ und Luc. 23, 46.: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!“ Da in diesen Ausrufungen jedes unbefangene Ohr nur die Stimme eines Sterbenden, dessen Geist die Erde auf immer zu verlassen und zu der himmlischen Heimath zu entschweben gedenkt, vernehmen wird. Es gehören dahin aber auch alle diejenigen Stellen, in welchen von der Hoffnungslosigkeit und Furcht die Rede ist, welche die Jünger nach Jesu Tode ergriff. Der Heiland selbst befürchtete dies und sagte ihnen vorher: „In dieser Nacht werdet ihr euch alle an mir ärgern: Denn es stehet geschrieben: Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Heerde werden sich zerstreuen.“ (Matth. 26, 31. Marc. 14, 27.) Und wie sehr diese Besorgniß gegründet war, ersehen wir aus Matth. 26, 56. Marc. 14, 50. Luc. 24, 19—21. In welchem Widerspruche steht diese Muthlosigkeit und gänzliche Verzagtheit aber mit der Annahme, wo nicht, daß Christus

seine Auferstehung selbst vorausgesehen, daß er sie seinen Jüngern vorhergesagt habe? [illegible] behaupten die Evangelisten doch. Sonst glaubt man ja so gern, was man hofft. Sollten die Anhänger Jesu von dieser Regel gerade eine Ausnahme gemacht haben, oder mußten sie nicht vielmehr bis auf das Aeußerste eine Hoffnung festhalten, die sich auf eine Verheißung dessen gründete, der erst noch kurze Zeit vorher an seinem Freunde Lazarus die Möglichkeit einer, nach drei Tagen erfolgenden, Wiederbelebung aus allen Zweifel gesetzt hatte? Wo finden wir jedoch auch nur die leiseste Spur, daß sie die Auferstehung des Erlösers erwartet hätten? Etwa darin, daß Joseph von Arimathia und Nikodemus sich Jesu Leichnam von Pilatus ausbitten, Myrrhen und Aloë bei hundert Pfunden zusammenbringen, die Leiche mit den Specereien in leinene Tücher binden und ganz damit verfahren, wie die Juden mit jeder anderen vornehmen Leiche zu verfahren pflegten? (Joh. 19, 38 — 40.) Desgleichen kaufen auch Maria Magdalena und Maria Jakobi und Salome Specerei, und als sie an demselben Tage, an welchem Christus wieder zum Leben erwachen sollte, zum Grabe kommen, sind sie so weit entfernt, an die Möglichkeit der Auferstehung des Beweinten auch nur zu denken, daß es ihnen Kummer verursacht, da sie seinen Leichnam nicht finden (Luc. 24, 4.); ja, Maria kommt sogar eher auf den Gedanken, daß man den Heiland hinweggenommen habe, als daß er doch wohl auferstanden sey, vergießt deshalb heiße Thränen, und erkennt den mit ihr Redenden erst an der Stimme (Joh. 20, 11 — 16.). Und hierauf, als sie hineilt und es denen, die mit ihm umgegangen waren und nunmehr Leid trugen und weineten, (auch diese mußten demnach gar nicht bedenken, daß der Tag des Trostes da sey) verkündigt, wollen sie nicht glauben, daß er lebt und ihr erschienen ist (Marc. 16, 11.), sondern meinen, ein Mährchen zu vernehmen (Luc. 24, 11.). — Noch auffallender endlich

erſcheint dieſe Zweifelſucht an Thomas (Joh. 20, 24—29.), welcher, obgleich die andern Jünger alle ihm verſichern: „Wir haben den Herrn geſehen!“ doch nur unter der Bedingung, daß er in Jeſu Händen die Nägelmale ſehe, und ſeine Finger lege in die Nägelmale und ſeine Hand in die durchbohrte Seite, ihrer Rede Glauben beimeſſen will. Natürlich, wenn ihm die Auferſtehung eine ganz unverhoffte, ungeahndete Begebenheit war; höchſt ſonderbar aber, wenn er früher auch nur die mindeſte Urſache gehabt hatte, an ein ſolches Ereigniß zu denken. Da man indeſſen dies Letztere vorauszuſetzen pflegte, ſo iſt der Apoſtel Thomas von jeher ein durchaus unbegreiflicher Character geweſen, und man glaubte, noch ſehr gelind mit ihm zu verfahren, wenn man ihn den Ungläubigen nannte, obwohl man dadurch der Sache wohl einen Namen, aber keine Erklärung gegeben hatte. — Man wird nicht fragen, warum doch, wenn Thomas' Zweifel den Umſtänden ſo ganz angemeſſen und verzeihlich waren, der Heiland an den Apoſtel, der ſich nun von der Wahrheit der Auferſtehung mit eigenen Augen überzeugt, die Worte richtet: „Nun, da du mich geſehen haſt, o Thomas, glaubeſt du. Selig ſind die, welche, nicht ſehend, doch geglaubt haben“*). Denn kann ich auch die Erklärung, welche Dr. Paulus in ſeinem „Leben Jeſu,“ wo man ſie ſelbſt nachſchlagen möge, von dieſer Stelle gegeben hat, nicht billigen, weil ſie mir nicht nur etwas geſucht, ſondern auch dem griechiſchen Texte zuwider ſcheint: ſo finde ich, wenn überhaupt einen Tadel, doch höchſtens nur den darin ausgeſprochen, welchen auch die beiden Jünger auf dem Wege nach Emmaus von dem Hei-

*) So, glaube ich, müſſen die Worte: *Μακαριοι οι μη ιδοντες και πιστευσαντες* überſetzt werden. — Der Glaube macht an und für ſich ſchon glücklich, die Zweifelſucht aber unruhig und unmuthig. Statt daß ſich Andere in dem Glauben, Jeſus ſey auferſtanden, freuten, quälte ſich Thomas noch mit Zweifeln.

lande erfuhren*), den Tadel nämlich, daß Thomas, zu seiner eigenen Pein, so wenig Vertrauen auf Gottes Hülfe gesetzt habe, daß ihm die Auferstehung des Gekreuzigten unwahrscheinlich geschienen.

Zu einer Erklärung aller dieser, die Hoffnungslosigkeit und Zweifelsucht der Jünger bezeugenden, Stellen ist, das liegt am Tage, die Voraussetzung unerläßlich, daß den Vertrauten Jesu die Auferweckung ihres Meisters ganz unerwartet kam, und daß sie sich also einer Vorhersagung von Seiten desselben nicht wohl erinnern konnten, wie denn auch Johannes 20, 9. freimüthig gesteht: „Sie wußten die Schrift noch nicht, daß er von den Todten auferstehen sollte," eine Stelle, welche den Berichten der übrigen Evangelisten so auffallend und geradezu widerspricht, wie keine andere. Aus dem Zusammenhange ergiebt sich nämlich unumstößlich, daß Johannes in den angeführten Worten den Grund nachweisen will, warum er selbst und Petrus nicht eher aufhörten, an der Wirklichkeit der Auferstehung Jesu zu zweifeln, als bis sie selbst zum Grabe gekommen waren und in demselben wohl die Binden und Schweißtücher, nicht aber den Leichnam gefunden hatten. Dieser anfängliche Zweifel rührte aber natürlich nicht daher, weil sie die, auf des Messias Auferweckung hinweisenden, Schriftstellen nicht kannten, sondern weil ihnen die Auferstehung ein unvermuthetes, alle ihre Erwartungen übersteigendes Ereigniß war. Warum sich Johannes aber auf die Schrift bezieht und nicht bloß sagt: „Denn sie wußten nicht, daß Christus auferstehen sollte," dies läßt sich leicht erklären. Sie fanden es später nämlich ganz natürlich, daß Christus die Verwesung nicht geschauet hatte, indem sie in der Schrift Andeutungen darüber anzutreffen glaubten, und wunderten sich nun, daß sie nicht früher schon auf den

*) Weiter unten werde ich mich ausführlicher darüber auslassen.

Gedanken gekommen waren, der Meister werde wieder auferstehen. Die Schrift war also die Ursache, daß sie über die Auferstehung, welche ihnen nun als ein längst durch die Propheten vorher verkündigtes Ereigniß erschien, nicht ferner staunten, und, meint daher Johannes, sie würden dieses nimmer gethan, nimmer an der Wahrheit der, ihnen von den Frauen überbrachten, Kunde gezweifelt haben, wenn sie schon damals jene Entdeckung in der Schrift gemacht hätten. — Das hier besprochene Geständniß des Evangelisten beweiset aber nicht bloß, daß sich die Jünger bei der ersten freudig erschreckenden und alle Besinnung lähmenden Nachricht keiner Prophezeihung des Meisters hinsichtlich seiner Auferweckung erinnerten, sondern es erhellet auch daraus, daß Johannes selbst damals noch nicht, als er dies niederschrieb, an eine solche Prophezeihung dachte; denn hätte er die Ueberzeugung gehegt, Christus habe zwar allerdings seine Auferstehung vorhergesagt, sey aber von den Jüngern nur nicht recht verstanden worden: so würde er sich gewiß nicht jener Worte bedient, sondern vielmehr erklärt haben: „Sie hatten den Herrn nicht verstanden, als er zu ihnen sagte: Ich werde am dritten Tage von den Todten auferstehen.“ Und was gewänne man denn auch durch die Annahme, Christus habe seine leibliche Wiederbelebung zwar vorhergesagt, sey von den Jüngern aber nicht verstanden worden? Wußte er nämlich, daß sie ihn nicht verstanden, warum verschwendete er seine Worte an sie? wußte er es aber nicht, mit welchem Rechte darf man ihm das Wissen eines Gegenstandes beimessen, welcher ihm doch ungleich ferner lag?

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Vereinigung der katholischen und protestantischen Kirche.

Ein Synodalvortrag im Jahre 1816

von

Dr. Vogel,

weil. Prof. der Theol., geh. K.-R. und Dekan in Erlangen*).

Hochwürdige und hochehrwürdige Herren Kapitularen, Hochverehrte und hochgeschätzte Freunde.

Das Jahr 1817, dem wir so nahe sind, bringt uns die dritte Säcularfeier des ersten Anfangs der großen Reformation der Kirche und ihrer Lehre. Wenn auch in demselben kein eigentliches Reformationsfest angeordnet wird: so kann doch in seinem Verlaufe kein protestantischer Lehrer dieses große Werk ganz mit Stillschweigen übergehn; er muß doch irgend einen Anlaß ergreifen, seine Gemeinde auf die Wichtigkeit und Wohlthätigkeit der Reformation aufmerksam zu machen. Aber jedem liegt dabei zugleich ob, mit der größten Sorgfalt zu verhüten, daß nicht die Anerkennung ihres hohen Werthes zu einem Hasse und zu einer Verachtung der katholischen Kirche führe und Glieder derselben erbittere. Es ist Pflicht, einzuschärfen, daß unsre katholischen Brüder eben sowohl, als wir, Glieder der allgemeinen sichtbaren Kirche Christi seyen, und eben sowohl, als wir, Glieder seiner unsichtbaren Kirche, mit gleichen Rechten und gleichen Hoffnungen, seyn können.

Es fragt sich sogar, ob nicht die herrlichste Feier dieses Jahres eine Vereinigung der katholischen und der protestantischen Kirche seyn würde; und es ist Ih-

*) Es sind uns mehrere solcher Vorträge des gelehrten seligen Verf., welche derselbe zum Druck bestimmt hatte, durch die Güte des Herrn Consistorial-Raths und ersten Prof. d. Theol. Dr. Kaiser in Erlangen zur Aufnahme in den theol. Annalen zugekommen, durch deren Mittheilung wir unsern Lesern, besonders den Freunden des Verewigten, einen Dienst zu erweisen glauben.

D. R.

nen bekannt, wie nahe uns katholische Theologen diese Vereinigung legen, und wie viele der unsrigen sie mit der frömmsten Wärme wünschen. Sie wissen, daß jene uns vorwerfen, wir hinderten die Vereinigung mit muthwilliger Hartnäckigkeit, und daß nur wenig an der Einstimmung mancher unter diesen fehlt. Aber es ist auch gewiß genug, daß die meisten von diesen sich nicht bestimmt gedacht haben, welche Vereinigung die katholische Kirche fordert, und daß sie nicht genau genug erwogen haben, wer derselben entgegenstehe. Hierüber müssen aber die protestantischen Religionslehrer im Reinen seyn, wenn sie der Pflicht, zur gehörigen Vereinigung der christlichen Parteien das Ihrige beizutragen, Genüge leisten, und schon wenn sie ihren Gemeinden, auf der einen Seite zur Schätzung der Wohlthat, Protestanten zu seyn, und auf der andern zur Achtung und Liebe der ächten Katholiken, eine gründliche und der Wahrheit getreue Anleitung geben wollen.

Ich habe mich daher entschlossen, Ihnen meine Ansicht von derjenigen Vereinigung, welche die katholische Kirche mit der unsrigen eingehen will, und die Gründe vorzulegen, welche mich bestimmen, diese Vereinigung für unausführbar und, wenn sie das auch nicht seyn sollte, doch für pflichtwidrig von unsrer Seite anzusehen.

Ich muß aber zuvor bemerken, daß das, was ich darüber sagen werde, längst viel gründlicher und ausgeführter von unsrem trefflichen Planck vorgetragen worden ist, schon im Jahre 1803 in seiner Schrift: über die Trennung und Wiedervereinigung der getrennten christlichen Haupt-Partheyen, hauptsächlich aber im Jahre 1809 in seinen Worten des Friedens an die katholische Kirche gegen ihre Vereinigung mit der protestantischen. Ich habe mich enthalten, dieses Meisterwerk vor der Vollendung des gegenwärtigen Vortrags wieder durch-

zugehen, weil ich meinen Gang in der Unterſuchung ungeſtört fortgehen wollte; aber ich empfehle es um ſo angelegentlicher Ihrem eigenen Studium, zumal da Sie auch in demſelben manches, was ich über die Grundſätze und Lehren der katholiſchen Kirche als ausgemacht vorausſetze, von Planck ausführlicher dargethan finden werden. Die neueſte Schrift von dieſem Meiſter: über die gegenwärtige Lage und Verhältniſſe der katholiſchen und der proteſtantiſchen Parthey in Deutſchland, wird meiner Empfehlung bei Ihnen nicht bedürfen.

Das, was nun abgehandelt werden ſoll, läßt ſich in 3 Fragen zerlegen.

I. Welche Vereinigung kann die katholiſche Kirche mit der unſrigen eingehn?

II. Kann eine ſolche Vereinigung zu Stande kommen?

III. Dürften wir ſie eingehn?

Die Erörterung der Frage, von welcher Art die Vereinigung ſey, welche die katholiſche Kirche mit der unſrigen abſchließen kann, iſt nichts weniger, als überflüſſig. Von ihr hängt die Entſcheidung der übrigen größtentheils ab; und gewiß würden viele von denen aus unſrer Kirche, welche die Vereinigung mit der katholiſchen ſo innig wünſchen, ganz anders darüber denken, wenn ſie ſich dieſer Erörterung unterziehen wollten.

Auf dreierlei Arten können ſich getrennte Kirchen vereinigen: 1) ſo, daß die eine Kirche ganz die Lehre und die Verfaſſung der andern Kirche annimmt; 2) ſo, daß ſie gegenſeitig von ihren eigenthümlichen Lehren und Einrichtungen in gewiſſen Punkten etwas aufgeben und von der andern aufnehmen; 3) ſo, daß ſie entweder beiderſeits ihre Lehren behalten, ſie aber ſo ausdrücken, daß jede ſie nach ihrem Sinne deuten kann, und dabei die Verſchiedenheiten in der Verfaſſung nicht für trennend anſehen, oder ſo, daß ſie die Verſchiedenheiten in der Lehre, wie in der Verfaſſung, gar nicht

verbergen, aber dabei erkennen, daß sie dennoch nur Eine christliche Kirche ausmachen.

Es fragt sich also: welche Art der Vereinigung will die katholische Kirche, welche muß sie wollen, wenn sie bei der Einleitung der Vereinigungsunterhandlungen ihren Grundsätzen treu bleibt? Unstreitig nicht die dritte; darüber ist kein Wort zu verlieren.

Aber vielleicht die zweite. Vielleicht will sie uns manches zugestehen, was sie uns bis jetzt noch verweigert, und manches annehmen, was sie bis jetzt noch bestreitet. Bewilligen würde sie uns ohne Zweifel manches, aber selbst annehmen würde sie schwerlich, was sie uns zugestünde. Sie würde z. B. wahrscheinlich unsern Laien den Kelch im Abendmahl zugestehen, wie den Hussiten in den Compactaten auf der Synode zu Basel im J. 1433, aber sie würde ihn ihren Laien ferner vorenthalten; sie würde vielleicht auch den Geistlichen unsrer Kirche die Ehe erlauben, schwerlich aber das Gebot des Cölibats für die ihrigen aufheben. Wenn aber auch diese Verschiedenheit für nicht trennend erklärt und anerkannt würde: so würde sie doch diese Bewilligung uns, wie damals den Hussiten, nur unter der vorausgesetzten Bedingung ertheilen, daß wir übrigens ganz ihre Lehre und ihre Verfassung annähmen. Und wäre diese Vereinigung eine andere, als die von der ersten Art?

In der That kann die katholische Kirche durchaus in keine andere Art der Vereinigung willigen, so lange sie ihre Lehre von der Kirche festhält; und diese kann sie nicht aufgeben, wenn sie nicht gestehen will, daß sie nicht die katholische Kirche sey in dem Sinne, in dem sie es zu seyn behauptet.

Die katholische Kirche behauptet nicht bloß, wie wir, Jesus werde seine Lehre mit und in seiner Kirche erhalten, sondern, er wolle sie durch seine Kirche erhalten. Daraus folgert sie, daß er auch der Kirche die dazu erforderlichen Mittel und die dazu nöthige Gewalt übergeben habe, und also

auch die Infallibilität in der Lehre. Ueber die Kirche selbst hat er aber die Gewalt seinen Aposteln und ihren Nachfolgern, den Bischöffen, übertragen. Diese sind also die repräsentative oder vielmehr die dirigirende Kirche; sie sind im Grunde die eigentliche Kirche. Ihren Aussprüchen muß sich die Kirche unterwerfen. In diese Prinzipien reihet sie an den Begriff von der Einheit der Kirche, welcher keine Unterscheidung zwischen wesentlichen und nichtwesentlichen Lehren zuläßt, und sogar festsetzt, daß auch in allen von der Kirche gemachten Einrichtungen, daß in ihrer ganzen Verfassung eine durchgängige Einheit herrschen müsse. In diesem Sinne ist sie die katholische Kirche, welche alle Glieder der Kirche Christi in sich faßt; außer ihr giebt es nur Ketzer und Schismatiker. Sie ist die ecclesia, extra quam nulla salus, wie sie, seit dem Streite mit den Donatisten, mit Augustin zu behaupten nicht aufgehört hat.

Diese Prinzipien muß sie zum Grunde legen bei jeder Unterhandlung über eine Vereinigung. Man möchte vielleicht hoffen, daß sie im Verlaufe der Unterhandlungen bewogen werden könnte, ihnen zu entsagen und die unsrigen anzunehmen. Aber wie kann man es, wenn man bedenkt, mit welcher Gewalt der Papst, die Bischöffe, und der ganze Priesterstand sich selbst der von ihnen regierten Kirche entgegenstemmen müßten, wenn diese sich entschließen könnte, zu gestehen, daß sie nicht die katholische, nicht die alleinige, nicht die alleinseligmachende Kirche sey? Nein, eine Vereinigung der katholischen Kirche kann mit der, von ihr ausgetretenen oder vielmehr ausgestoßenen, Kirche auf keine andere Weise zu Stande kommen, als so, daß diese wieder zu ihr zurückkehre, und alle ihre von der Kirche festgesetzten Lehren und Einrichtungen annehme. Das sagen auch diejenigen unter den Katholiken, welche das Vereinigungswerk mit der feinsten Milde gegen uns betreiben, wie Herr Prälat Prechtel in seinen Friedens-

worten und in seinem Friedensbenehmen zwischen Bossuet, Leibnitz, und Molan.

II.

Also katholisch müssen alle Protestanten werden, wenn eine Vereinigung zu Stande kommen soll: kann es wohl dahin gebracht werden? Das ist die zweite Frage, mit der wir uns zu beschäftigen haben. Verneint habe ich sie bereits, und es mögen wohl wenige von denen, die die ersehnte Vereinigung bisher immer unbestimmt sich gedacht und daher für leicht zu bewirken angesehen haben, sich getrauen, sie zu bejahen.

Durch Unterhandlungen müßte doch die Vereinigung zu Stande gebracht werden: wer müßte also von beiden Seiten die Unterhandlungen führen? Offenbar Religionslehrer aus beiden Kirchen. Diese müßten also vor allem über die Bedingungen der Vereinigung unter sich einig werden. Aber abschliessen könnten sie die Vereinigung nicht; der von ihnen getroffene Vergleich müßte erst von ihren Kirchen sanctirt werden.

Es fragt sich also zuerst: ist zu erwarten, daß die unterhandelnden Lehrer unter sich einig werden, das heißt, daß die von der protestantischen Seite bewogen werden könnten, den ganzen Katholicismus anzunehmen? Das würde nun sogleich als undenkbar erscheinen, wenn die Unterhandlungen in einer allgemeinen Kirchenversammlung geführt werden sollten, wiewohl das der kürzeste und beste Weg scheinen könnte, und wiewohl auch ein allgemeines freies christliches Concilium dasjenige war, worauf unsere Reformatoren anfangs auf das inständigste drangen. Was in einer solchen Versammlung der abgeordneten Repräsentanten aller Partikularkirchen der katholischen und der protestantischen Kirche abgeschlossen werden sollte, das könnte offenbar nicht nach der bloßen Stimmenmehrheit abgeschlossen werden, da es nicht bloß für mehrere einzelne Kirchen gültig seyn sollte, sondern für

alle; es wäre zum Abſchluß über jeden Punkt die durchgängige Stimmenmehrheit nothwendig. Wie läßt es ſich aber denken, daß alle proteſtantiſchen Stimmen ſich zur Annahme aller katholiſchen Lehren und Einrichtungen vereinigen könnten? Allein es iſt auch nichts gewiſſer, als daß dieſer Weg zur Union nie eingeſchlagen werden wird. Wir dürfen nur an den Aufwand denken, den eine ſolche Zuſammenkunft abgeordneter Geiſtlicher aus allen Europäiſchen Ländern verurſachen müßte; ein Aufwand, zu dem die proteſtantiſche Kirche bei weitem nicht ſo viele Mittel hat, als die katholiſche, und ſelbſt dieſe nicht mehr ſo viele, als in den früheren Zeiten. Wenn aber auch ein ſolches allgemeines Concilium zu Stande gebracht werden könnte: ſo könnten doch die Katholiken, die uns durch daſſelbe zu ihrer Kirche zurückbringen wollten, nimmermehr einwilligen, daß es ein freies Concilium ſeyn ſollte, in dem Sinne, in welchem unſere Reformatoren es verlangten, und in welchem wir es verlangen müßten. Nimmermehr könnte der Papſt dem Vorſitze, als ſichtbares Oberhaupt der Kirche, entſagen, und nimmermehr könnte die katholiſche Geiſtlichkeit, als dirigirende Kirche, zugeſtehen, daß die Ausſprüche der Kirche, als noch von zweifelhafter Gültigkeit, einer neuen Prüfung unterworfen werden ſollten. Dieſe könnte nur Statt finden bei den Punkten, über welche ſie noch nicht entſchieden hat, oder bei welchen in ihr ſelbſt noch geſtritten wird, ob und wie ſie entſchieden habe, wie bei den Streitigkeiten zwiſchen den Thomiſten und Scotiſten in Lehrpunkten, und zwiſchen den Epiſkopalen und Päpſtlern in Abſicht auf die Regierung der Kirche.

Nein, die Unterhandlungen könnten nicht anders, als durch einige Lehrer aus beiden Kirchen, geführt werden, etwa ſo, wie zu Ende des 17. Jahrhunderts zwiſchen Boſſuet auf der einen, und dem Abte Molanus und Leibnitz auf der andern Seite. Hierzu könnten von beiden Theilen einige wenige hin-

reichend seyn, und so könnte es allerdings gelingen, daß die protestantischen Unterhändler für die Vereinigung, d. h. für den Uebergang zur katholischen Kirche, entschieden.

Aber an diese Entscheidung wären doch die Kirchen selbst nicht gebunden; es wäre erst ihre Sanction zur Vollziehung der Vereinigung erforderlich. Wäre aber diese zu hoffen?

Von Seiten der Katholiken scheint das keinem Zweifel zu unterliegen. Warum sollten sie nicht mit Freuden einen Vergleich bestätigen, durch den ihnen von unsrer Seite eingeräumt würde, was sie seit 3 Jahrhunderten umsonst von uns verlangt haben? Aber dennoch könnte die Sanction auch auf ihrer Seite Schwierigkeiten finden, an die man gewöhnlich nicht denkt. Es könnten die protestantischen Unterhändler verlangen, daß der Lehrbegriff der allgemeinen Kirche über alle Punkte festgesetzt würde, also auch über den Einfluß der Erbsünde auf die menschlichen Kräfte, und über das Vermögen oder Unvermögen des Menschen, bei dem Anfang der Bekehrung mitzuwirken. Da müßte denn also auch der große Streit der katholischen Theologen darüber entschieden werden, den weder die Tridentiner Synode, noch die Congregatio de auxiliis, noch auch die Päpste, so nahe es manchen gelegt wurde, entschieden haben; und es wäre gewiß zweifelhaft, ob die katholische Kirche eine Entscheidung darüber, wie sie auch ausfiele, bestätigen würde. Doch die Protestanten würden das wohl nicht fordern, und würden den Vorschlag, der ihnen gemacht werden könnte, die Meinungen hierüber frei zu lassen, ohne Zweifel gerne annehmen. Dagegen aber müßten sie wohl darauf bestehen, daß endlich von der katholischen Kirche die Gränzen der kirchlichen Gewalt des Papstes, die die Protestanten ja selbst anerkennen müßten, wenn die Vereinigung zu Stande käme, bestimmt würden; eine Bestimmung, der die Tridentinische Synode weislich ausgewichen ist. Bekanntlich streiten aber da-

über die Episcopalen mit den Päpstlern. Diese dringen darauf, daß dem Papste der suprematus jurisdictionis oder der allgemeine Episcopat zukomme, so daß alle Bischöffe nur seine Vikarien seyen, und er in jeder bischöfflichen Diöceſe die bischöfflichen Rechte ausüben könne; die Episcopalen hingegen gestehen dem Papste nur den suprematum ordinis zu, das heißt, außer dem ersten Range, auch die Oberaufsicht über die ganze Kirche, vindiciren aber jedem Bischoffe in seinem Sprengel seine bischöffliche Gewalt aus eben so göttlichem Rechte, als dem Papste seine Centralgewalt. Nun hat das Episcopalsyſtem in der katholischen Kirche sichtbar die Oberhand gewonnen; die Mehrheit der Stimmen würde also wohl für dieses entscheiden: wer kann aber erwarten, daß der Papst und seine Hoftheologen diese Entscheidung bestätigen würden? Wie könnte aber eine Bestimmung, der der Papst widerspräche, für einen Ausspruch der katholischen Kirche gelten?

Noch weit weniger aber wäre eine Sanction der Verhandlungen von der protestantischen Kirche zu hoffen. Nach unsern Grundsätzen kommt, wie nach den katholischen, nicht den Regenten das Recht zu, der Kirche Bestimmungen in Glaubenssachen vorzuschreiben, und selbst ihre Rechte über die Verfassung der Kirche erstrecken sich nicht auf diejenigen Theile der Verfassung, welche von Glaubenslehren abhängen. Die Kirche allein hat das Bestimmungsrecht über die Lehren und die von ihnen abhängenden Einrichtungen. Aber nicht die Lehrer machen die Kirche aus, als ihre von ihr unabhängige Repräsentanten und Gebieter, sondern die sämmtlichen Glieder der christlichen Gesellschaft. Es müßten denn also die Vergleichspunkte allen erwachsenen und der Beurtheilung fähigen Protestanten vorgelegt und von ihnen allen angenommen werden. Diese würden nun freilich wohl alle einwilligen, wenn sie alle durch die Darlegung der Verhandlungen zum katholischen Glauben gebracht werden

könnten. Aber es ist doch wahrhaftig nicht erst eine Bekanntschaft mit der Geschichte, es ist nicht einmal eine sonderliche Menschenkenntniß dazu nöthig, um einzusehen, daß dieß eine wahre Unmöglichkeit sey. Daß aber alle, welche im Ganzen oder auch nur in einigen Punkten bei ihrem protestantischen Glauben blieben, dennoch in die Verläugnung einwilligen sollten, ist das nicht eine noch augenscheinlichere Unmöglichkeit?

III.

Gesetzt aber, es wäre möglich: so fragt es sich doch erst, ob es den Protestanten auch moralisch-möglich wäre, ob sie bei der bleibenden Verschiedenheit der Meinungen zur katholischen Kirche zurücktreten dürften. Um hierbei nichts zu übersehen, wollen wir diese Frage in 2 Fragen zerlegen: Wäre es uns erlaubt in Absicht auf die Lehre? und: Wäre es uns erlaubt in Absicht auf die Verfassung?

1.

Bei der Hinsicht auf die Lehre fällt es in die Augen, daß es hauptsächlich darauf ankomme, ob die Pflicht der Wahrhaftigkeit gestattet, vorzugeben, man glaube nicht mehr, was man noch glaubt, und zu versichern, man glaube nunmehr, was man nicht glaubt.

Bei der letzten Synode ist erwogen worden, wie weit die Wahrhaftigkeit den protestantischen Lehrer, der nicht in allen Lehrsätzen der Lehre seiner Kirche beistimmt, der aber versichert hat, zu glauben, was sie glaubt, und versprochen hat, zu lehren, was sie lehrt, wie weit sie ihn verpflichte in Absicht auf die nichtwesentlichen Lehren und Lehrbestimmungen, die seine Kirche angenommen hat; und es ist ausgeführt worden, daß ihn die Wahrhaftigkeit in Absicht auf diese zu nichts weiter, als zur Lehrweisheit, verpflichte. So könnte es denn scheinen, daß wir durch den Uebertritt zur katholischen Kirche auch nur verpflichtet würden zum Glauben an diejenigen Religionslehren der katholischen Kirche, die, nach unsrer Bestim-

mung des Begriffs, zu den wesentlichen Lehren der christlichen Religion gehören, und daß uns in Absicht auf alle übrigen unsre Glaubensfreiheit gelassen sey. Wäre das, so würde unsrem Uebertritt von Seiten der Lehre wenig oder nichts im Wege stehen.

Beide Kirchen sind einig über das, was das Wesentliche der Religionslehre ist, über das, was zur christlichen Gottesverehrung erforderlich ist. Sie stimmen überein in der Sittenlehre, in der Lehre von Gott und Christo, in der Lehre von der Schwäche des Menschen zum Guten, von der Unentbehrlichkeit des göttlichen Beistandes zum lebendigen Glauben, von der Begnadigung unter der Bedingung des Glaubens an Gottes erbarmende Vatergüte, der gottseligen Gesinnung und des pflichtmäßigen Wandels; sie stimmen überein in der Lehre von der im künftigen Leben bevorstehenden Vergeltung. In mehreren dieser Lehren, besonders in der von Gott und Christo, stimmen sie sogar überein in Lehrbestimmungen, die wir von den wesentlichen Lehren selbst sorgfältig unterscheiden.

Andere Lehrbestimmungen und Lehren, in denen sie auffallend von einander abweichen, können zu den nichtwesentlichen gezählt werden. Ich trage kein Bedenken, zu diesen zu zählen die, mit so vieler Heftigkeit durchgekämpften, Streitfragen, ob die Erbsünde einen gänzlichen Verlust oder nur eine Schwäche der Kräfte zum Guten über das Menschengeschlecht gebracht habe, ob der Mensch bei dem Anfang der Bekehrung mitwirken könne, ob schon Reue und Glaube oder erst die hinzukommende Besserung ihn rechtfertige; ja ich scheue mich nicht, zu gestehen, daß mir bei diesen Streitfragen das Recht mehr auf der Seite des bei weiten größeren Theils der katholischen Kirche, als auf der unsrigen, zu seyn scheine. Als nichtwesentlich kann auch das Eigene der katholischen Kirche in dem Begriff: Sacrament, und in der Lehre von den Sacramenten, selbst von ihrer Wirksamkeit ex opere ope-

rath, angesehen werden, da doch auch die katholische Kirche ihnen nicht die Kraft, den Ungebesserten die Gnade Gottes zuzuwenden, sondern nur eine Anregung zu religiöser Gesinnung beilegt, deren Benützung oder Vernachlässigung den Gebrauchenden frei stehe. Ganz unbedenklich kann zu ihren nichtwesentlichen Eigenthümlichkeiten die Transsubstantiationslehre gerechnet werden, da wir auch die Verschiedenheit der Vorstellungen in unserer Kirche von dem geheimnißvollen Genusse des Unsichtbaren im heiligen Abendmahle für nichtwesentlich erklären. Mehr Anstand könnten wir nehmen, die, aus der Brodverwandlung keineswegs nothwendig fliessende, Lehre vom Meßopfer, besonders in ihrer Verbindung mit der Lehre vom Fegfeuer, als nichtwesentliche Verschiedenheiten von unserer Lehre zu betrachten; aber doch dürfen wir sogar diese für nichtwesentlich gelten lassen. Denn die katholische Kirche lehret nicht, wie man sie wohl, freilich nicht ohne Schuld vieler katholischer Lehrer, mißverstanden hat, daß ein Fegfeuer die Strafen, die Gottes Gerechtigkeit im künftigen Leben den Sündern bestimmt, abgebüßt und durch die Kraft der Seelenmessen gemildert und abgekürzt würden. Sie lehret vielmehr, wie die unsrige, daß diese Strafen den Bekehrten durch Gottes Gnade um des Verdienstes Christi willen, erlassen werden, von den Ungebesserten hingegen in Ewigkeit getragen werden müssen. Sie behauptet nur, freilich ohne einen andern Grund, als die Autorität der Kirche, daß auch die gebesserten für die Sünden, deren ewige Strafen ihnen erlassen sind, schlechterdings die zeitlichen Büßungen leisten müssen, welche die Kirche auf sie gesetzt, und von denen sie ihnen keinen Ablaß ertheilt hat, und daß diejenigen Büßungen, die der gebesserte Sünder hier noch nicht geleistet hat, von ihm nach seinem Tode im Fegfeuer ausgehalten werden müssen, bevor er zu dem Genusse der Seeligkeit gelangen könne, welches das für ihn dargebrachte Meßopfer beschleunige. Ueber

ihre übrigen eigenthümlichen Lehren, bei denen die Nichtwesentlichkeit kaum zweifelhaft scheinen kann, wie bei der, daß die Heiligen und die Jungfrau Maria um ihre Fürbitte bei Gott anzurufen seyen, kann ich wohl weggehen.

Sonach könnte es allerdings scheinen, daß uns die Pflicht der Wahrhaftigkeit nicht verhindere, bei der Uebereinstimmung mit der katholischen Kirche in den wesentlichen Religionslehren unsre Uebereinstimmung mit ihrer ganzen Lehre, ungeachtet der Nichtannahme ihrer nichtwesentlichen Lehren, zu versichern; so wie dieselbe Pflicht die Lehrer unsrer Kirche nicht verhindert, ihre Uebereinstimmung mit unsern symbolischen Büchern, ungeachtet der Nichtannahme des Nichtwesentlichen in ihnen, zu versichern. In der That aber verhält es sich damit ganz anders. Denn aus welchem Grunde haben wir behauptet, die Pflicht der Wahrhaftigkeit lege den protestantischen Lehrern den Glauben an das Nichtwesentliche nicht auf? Einzig aus diesem, weil die protestantischen Particularkirchen den Glauben an dieses nicht von ihren Lehrern verlangen. Ausdrücklich ist dabei bemerkt worden, daß die Verpflichtung des Lehrers sich auch auf das Nichtwesentliche erstrecke, sobald seine Kirche erklärt, daß sie auch dieses unter seiner Verpflichtung begreife. So würde denn auch uns die Pflicht der Wahrhaftigkeit den ähnlichen Vorbehalt bei unsrer allgemeinen Versicherung der Annahme der katholischen Lehre nur dann gestatten, wenn die katholische Kirche ausdrücklich erklärte, oder wenn wir wenigstens mit hinlänglichem Grunde voraussetzen dürften, daß sie eine durchgängige Annahme nicht fordere. Aber wie wäre das möglich? Wer weiß nicht, daß sie ganz unbedingt den Glauben an alle von ihr festgesetzten Lehren heischet, und daher selbst denen, die nicht mit allen ihren Lehren bekannt sind, fidem implicitam zur Pflicht machet? So kann uns denn auch das Gebot der Wahr-

haftigkeit den Vorbehalt der Nichtübereinstimmung in den nichtwesentlichen Lehren nicht gestatten.

Es verdient aber wohl, überdas noch erwogen zu werden, daß uns auch noch andere Rücksichten den vorgeblichen Beitritt zu manchen Lehren, die wir nicht für wesentliche erkennen, verbieten würden, wenn uns auch die Pflicht der Wahrhaftigkeit ihn gestattete.

Würden wir nicht die heilige Pflicht eines ehrerbietig dankbaren Andenkens an unsre ehrwürdigen Reformatoren und ihre unschätzbaren Verdienste frevelhaft verletzen, wenn wir uns den Schein gäben, die katholischen Lehrsätze von der Unfehlbarkeit und von der Einheit der Kirche anzunehmen? Wir würden ja durch die Erklärung der Annahme des ersten erklären, unsre Reformatoren hätten Unrecht gehabt, uns das Recht des von aller menschlichen Autorität unabhängigen Selbstprüfens der Religion, dieses unveräußerliche Recht, das aus der Würde der Vernunft ausfließt, mit so unerschrockenem Eifer zu vindiciren, und durch die Erklärung der Annahme des zweiten Lehrsatzes aber würden wir sogar alle unsre bisherigen Kirchengenossen für Ketzer, und unsre Reformatoren für verdammliche Häresiarchen erklären.

Würden wir uns ferner nicht der unrühmlichsten Inconsequenz schuldig machen, wenn wir auf dem Laienkelch beständen, wie wir gewiß thun würden, weil er eines von den wenigen Trümmern ist, die wir von unsrem zerstörten Gebäude zu retten hoffen könnten, und wenn wir dagegen die Theorie von dem Meßopfer, von den Wirkungen des Abendmahls, das der Priester genießt, auf Lebendige und Todte, die es nicht genießen, unterschrieben? Könnten wir es rechtfertigen, wenn wir uns diese Unterschrift durch die Bewilligung des Laienkelchs abkaufen ließen?

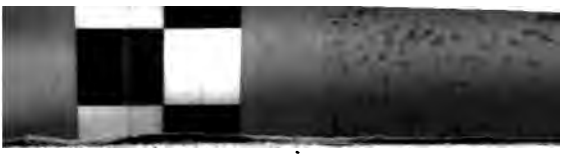
Wäre es endlich recht, wenn wir durch die Einwilligung in manche Lehren die Anerkennung der Verehrung Gottes im Geiste und in der Wahrheit für

das einzig Nöthige einer Gefahr unter unsern protestantischen Brüdern aussetzten? Wir haben zwar schon zugestanden, daß auch die katholische Kirche diese für das zu unsrem Heile Nothwendige erkläre: aber verbergen können wir uns doch nicht, daß ihre Lehre von der Wirksamkeit der Sacramente ex opere operato, daß ihre Lehre von Büßungen und Ablaß und Fegfeuer, daß ihr Dringen auf die Beobachtung der kirchlich vorgeschriebenen Fasten und auf das Besuchen der Messe, daß die Verdienstlichkeit, die guten Werken und einer selbsterwählten Heiligkeit beigelegt wird, auf das unglücklichste mißverstanden werden und durch diesen Mißverstand die verderblichsten Folgen für die ächte Religiosität nach sich ziehen können. Wir wollen es, um jeden Anlaß zur Erbitterung zu vermeiden, nicht rügen, daß so manche unter den katholischen Priestern und Mönchen durch ihre Art, davon zu sprechen, diesen Mißverstand selbst begünstigt haben, wollen nicht fragen, ob sich nicht die traurigen Wirkungen desselben in der katholischen Kirche tausendfältig gezeigt haben; aber bestehen müssen wir auf der Frage, ob es uns erlaubt seyn könne, die mit uns durch heilige Bande innigst vereinigten Brüder einem solchen Mißverstande auszusetzen.

2.

Wenn es denn entschieden ist, daß wir der Lehre der katholischen Kirche nicht beipflichten dürfen: so könnten wir uns der Frage überheben, ob uns die Annahme ihrer Verfassung erlaubt sey. Nur die Annahme der Lehre könnte uns ja bewegen, unsre Verfassung, bei der wir uns wohl befinden, aufzugeben. Indessen scheint es mir doch nicht überflüssig, auch diese Frage noch besonders zu erörtern.

Nach unsern Prinzipien ist jede christliche Particularkirche eine Gesellschaft, die sich gebildet hat zur gemeinschaftlichen Verehrung Gottes nach der Lehre Jesu,



und die sich Lehrer wählt, welche ihr die Lehre Jesu vortragen, und sie zur christlichen Gottesverehrung anleiten sollen. (Diese Lehrer können also der Gesellschaft nicht vorschreiben, was sie glauben soll, sie haben ihr vorzutragen, was sie glaubt; in den nichtwesentlichen Lehren können und sollen sie versuchen, ob sie die Gesellschaft von unrichtigen zu richtigen Begriffen leiten können, aber durch Aufklärung, nicht durch Gebote.) Daher kann auch kein Lehrer dem andern gebieten, was er glauben und lehren soll (die kirchlichen Gesellschaften selbst haben gleiche Rechte, keine darf der andern vorschreiben, was sie glauben oder welche äußere Form sie sich geben soll; eben dadurch, daß sie schon einerlei Glauben und einerlei Form haben, machen sie zusammen aus eine christliche Kirche); darum findet auch unter diesen Gesellschaften nur eine brüderliche Verbindung zur Belebung des gemeinschaftlichen Glaubens und der gemeinschaftlichen Gottesverehrung Statt. Es ist offenbar, daß diese Verfassung der Kirche, dieses Verhältniß der Lehrer zu ihren Gemeinden, dieses Verhältniß der Lehrer zu einander, und dieses Verhältniß der Gemeinden zur Kirche dem Endzwecke und den untergeordneten Zwecken eines kirchlichen Vereins vollkommen angemessen sey.

Wie ganz verschieden die Verfassung der katholischen Kirche von der unsrigen sey, ist bekannt. In ihr sind die Lehrer Beherrscher der Kirche und ihres Glaubens. Die vornehmeren Lehrer, Bischöffe genannt, herrschen über die niedrigern und ihre Kirchen, der Papst über sie alle. Diese Verfassung ist aber offenbar nicht dienlich dem Endzwecke eines religiösen Vereins, sie harmonirt nicht mit seinen untergeordneten Zwecken, sie ist der Gleichheit und Freiheit im Reiche Gottes zuwider; auch macht sie die Lehrer, die auch in der Demuth Nachfolger Jesu und Vorbilder ihrer Gemeinden

seyn sollen, zu Gewaltigen, die sie, nach den Aussprüchen Jesu Matth. 20, 25. ff., nicht seyn sollen. Es kann uns also nicht erlaubt seyn, unsre Verfassung mit der katholischen auszutauschen.

Wohl würden wir es uns gefallen lassen können, wenn die Geistlichen, denen eine gewisse Aufsicht über andere anvertraut ist, den Bischoffs-Titel bekämen, der ihnen in einigen protestantischen Ländern schon beigelegt ist, wofern sie deßwegen nicht mehr gelten, und dadurch nicht mehr Gewalt bekommen sollten, als sie bisher hatten. Aber bischöffliche Gewalt im katholischen Sinne könnten wir ihnen nicht zugestehen; so wie wir nimmermehr zugestehen könnten, daß alle protestantische Geistlichen, an denen der Ritus der Ordination nicht durch einen Bischoff vollzogen worden, keine rechtmäßigen Lehrer der Kirche gewesen seyen und noch seyen. Würde aber die katholische Kirche mit diesem Schatten ihrer Verfassung zufrieden seyn? So könnten wir wohl auch noch den Papst für den Generalsuperintendenten der ganzen Kirche, nach einer freien Veranstaltung der Kirche, erkennen. Wir könnten von ihm sagen, was der treffliche Melanchthon seiner Unterschrift der Smalcaldischen Artikel beifügte: „Vom Papst halt ich: so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm, um Friedens und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Christen, so auch unter ihm sind und künftig seyn möchten, seine Superiorität über die Bischöffe, die er sonst hat, jure humano, auch von uns zugelassen sey." Wir könnten ihm vielleicht zugestehen, was ihm in seiner eigenen Kirche [der Weihbischoff von Hontheim unter dem Namen] Febronius gelassen hat; aber bei weitem könnten wir nicht zugeben, was ihm die Episkopalen in seiner Kirche zugestehen, daß ihm der supremätus ordinis aus göttlichem Rechte, vermöge einer Anordnung Christi, zukomme. Wer könnte sich aber

träumen lassen, daß sich der Papst mit diesem kümmerlichen Ueberreste seiner Allgewalt begnügen würde?

IV.

Was ist nun das Resultat dieser ganzen Untersuchung? — Die Vereinigung der Katholiken und der Protestanten zu Einer Kirche ist nicht möglich; und wenn sie es wäre, so dürften wir sie nicht einmal eingehen.

Ist das nicht ein trauriges, niederschlagendes Resultat? — Gewiß wird es Vielen so erscheinen. Wir wissen, wie viele treffliche Männer unter unsern protestantischen Amtsbrüdern eine Vereinigung aller Christen in Eine Kirche für das allerwünschenswertheste halten. Und wer könnte widersprechen, daß sie das sey, daß Jesus selbst wolle, daß alle seine Bekenner in diesem Sinne Eine Heerde unter ihm, dem einzigen Hirten, ausmachen sollen? Aber wir müssen auch bedenken, daß hier nicht die Frage von einer Vereinigung überhaupt ist, sondern von der Vereinigung durch das Zurücktreten in die katholische Kirche.

Wem sollte es aber nicht bei dieser auf das Herz fallen, daß wir durch sie, die uns auflegte, alles zu glauben, was die katholische Kirche festgesetzt hat, und nichts anders zu lehren, unter das Joch eines Symbols geschmiedet würden, von dem uns nicht erlaubt wäre in irgend einer, wenn gleich nicht wesentlichen, Lehre, in irgend einer Lehrbestimmung, abzuweichen, daß wir also der Denk- und Lehrfreiheit gänzlich entsagen müßten, daß diejenigen Lehrer unsrer Kirche, die sich nicht dazu entschließen könnten, als Ketzer von der Kirche ausgeschlossen, und also viele der würdigsten und verehrtesten Lehrer von uns selbst aus unsrem Kreise ausgestossen werden müßten? Augenscheinlich wäre ja eine solche Vereinigung viel trauriger, als die Fortdauer der bisherigen Trennung.

Aber es giebt eine Vereinigung, bei der die Trennung der Kirchen fortdauern könnte, und doch alles Trennende verlieren würde, eine Vereinigung, welche möglich, welche Pflicht ist. Das ist diejenige, von der ich am Ende meines vorjährigen Vortrages gesprochen habe: die Vereinigung in der Liebe, die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens, bei der sich alle ächten Christen als Glieder der einzigen unsichtbaren Kirche Christi betrachten, wenn sie gleich verschiedenen sichtbaren Kirchen angehören, bei der selbst alle sichtbaren christlichen Kirchen sich gegenseitig für Theile der allgemeinen sichtbaren Kirche erkennen.

Ich wiederhole nicht die allgemeine Ermahnung an Sie, verehrteste Amtsbrüder, mit der ich im vorigen Jahre endigte, mit christlicher Lehrweisheit auf diese Vereinigung hinzuweisen. Nur die heute im Anfang vorgetragene Bitte wiederhole ich, zu bemerken, daß die Säcularfeier des Anfangs der Reformation Ihnen die Gelegenheit darbietet, Ihren Gemeinden auf der einen Seite einleuchtend zu machen, daß sie sich glücklich schätzen dürfen, Protestanten zu seyn, auf der andern aber ihnen zu zeigen, daß unsre katholischen Brüder die Hauptlehren des Christenthums auch glauben, und daß die ächten Christen unter ihnen Gott auch verehren und auch Theil an seinem Reiche haben, wie wir. Dadurch werden Sie dem Religions-Indifferentismus entgegenarbeiten, und werden zugleich den Geist, nicht bloß der Toleranz, sondern der ächten Bruderliebe wecken, unterhalten und beleben.

Ich weiß wohl, verehrte Brüder, was den Erfolg dieser Bemühungen am meisten erschwert, was es selbst den Lehrern erschwert, diesen Geist der Liebe lebendig in sich zu erhalten. Es ist der häßliche Geist der Unduldsamkeit, der von so manchen Mönchen und Priestern der katholischen Kirche unter dem Volke immer

aufs neue angefacht wird; es sind die gräuelvollen Verfolgungen und Mißhandlungen, welche Protestanten in so manchen katholischen Ländern ausgestanden haben und zum Theil noch ausstehen müssen. Aber wir müssen doch auch bedenken und erinnern, daß derselbe häßliche Geist auch in unserer Kirche sein Wesen gegen die Katholiken getrieben hat und noch treibt; daß in England die ungerecht drückenden Gesetze gegen die Katholiken erst 1778 aufgehoben worden, und gegen die Irländischen noch heute nicht aufgehoben sind; daß auch, in Deutschland, selbst in unsern Gegenden, den Katholiken die Uebung des Gottesdienstes häufig erschwert und gestört worden ist, und daß noch jetzt Einzelne Haß und Verachtung gegen die Katholiken durch Schmähworte an den Tag legen. Wir verlangen mit Recht, daß die Katholiken uns darum ihre Liebe nicht entziehen sollen; so müssen also auch wir nicht um unsrer Beschwerden willen die Liebe zu den Katholiken in uns erkalten lassen; wir müssen uns nicht das Böse überwinden lassen, sondern das Böse überwinden mit Gutem. Auch müssen wir nicht sagen: Warum sollen wir den Anfang zur Versöhnung machen? Wenn etwas Verdienstliches dabei seyn kann, zu thun, was die Pflicht erheischt: so ist das Verdienst derer größer, die es zuerst thun, und dadurch die Hartnäckigern beschämen und zur Nachfolge erwecken.

Können wir aber auch übersehen, daß die meisten katholischen Regenten die Aussöhnung und die Verträglichkeit ihrer Unterthanen aus den beiden Kirchen durch zweckmäßige Anstalten rühmlich befördern? Müssen wir nicht mit dankbarer Verehrung erkennen, daß unser allergeliebter König zu diesem preiswürdigen Zwecke mehr gethan hat, als irgend ein anderer Regent, weit mehr, als die Protestanten in seinen Staaten zu hoffen wagen durften? Und sehen wir nicht, daß in mehrern

deutschen Provinzen die gegenseitige Feindseligkeit sich schon verloren und einer gegenseitigen Freundschaftlichkeit Raum gemacht hat? So lassen Sie uns denn hoffen, daß die Vereinigung der Kirchen, die wir für die wünschenswerthe erkannt haben, unter der Leitung des Herrn, endlich werde zu Stande kommen, und lassen Sie uns unverdrossen zu ihrer Beförderung thun, was uns in dem Wirkungskreise, den er uns angewiesen hat, zu thun möglich ist; und dazu gebe Er uns seinen Segen.

III.

Miscellen.

Das Salz ist ein gut Ding, wenn aber das Salz dumm wird, womit will man salzen?

Ueber das Stehlen der Geistlichen.

So befremdend auch manchem Leser dieser Zeitschrift gegenwärtiger Aufsatz vorkommen mag, so sehr sich vielleicht andere meiner Amtsbrüder darüber gereizt fühlen, daß ich den erwähnten Gegenstand hier zur Sprache bringe; so kann ich doch nicht länger über eine Sache schweigen, die mich und tausend rechtschaffene Christen schon so oft aufs empfindlichste empört hat. Mit Fug und Recht glaube ich auch behaupten zu können, in unserer ernsten Zeit, wo man mit so reger Hand allerwärts an einer bessern Gestaltung des Kirchenwesens arbeitet, müsse diese Hand zu allererst an die Diener der Kirche selbst gelegt werden, denn grade hier finden sich der faulen Flecken noch gar viele, und eigentlich bei weitem mehrere, als selbst von kirchlichen Behörden für wahrscheinlich gehalten wird.

So erstaunte Schreiber dieses nicht wenig, als er vor Jahren den Consistorialrath einer großen Stadt nur mühsam von dem wirklichen Vorhandenseyn solcher Flecken zu überzeugen vermochte. Dieser glaubte nämlich, unsere gegenwärtige Geistlichkeit sey bereits zu weit fortgeschritten, als daß man ihr noch ganz grobe Verirrungen nachweisen könne.

Einfach suchen wir nun unsern obigen Hauptsatz auszuführen, indem wir zunächst von dem Stehlen im wirklichen, und dann mehr im uneigentlichen Sinn, also

von einem Diebſtahl leiblicher und geiſtiger Güter handeln wollen. Es ſey noch bemerkt, wie ſich Alles auf Erfahrungen gründet, die der Urheber dieſes Aufſatzes in einem mehr, als dreißigjährigen, Zeitraum theils ſelbſt gemacht, theils auf ſeinen vielen Reiſen aus dem Munde der glaubhafteſten Männer vernommen hat. Wie könnnte man es auch wagen, einem, in der menſchlichen Geſellſchaft ſo ausgezeichneten, Stande Verbrechen zur Laſt zu legen, wenn ſie nicht durch die glaubwürdigſten Zeugniſſe erhärtet ſind? Ganz groben, zum Theil noch lebenden, Dieben dieſer Art begegneten wir auf folgende Weiſe. Ein Geiſtlicher war ſchaamlos genug, nicht bloß in Gemeinſchaft mit ſeinem Knechte den gewöhnlichen Holzwagen zu beſteigen, ſondern auch mit dieſem Bäume umzuſägen, die ihm gar nicht gehörten, wodurch er natürlich bald mit ſeinen Gemeindegliedern in Händel aller Art verwickelt wurde. Nicht viel beſſer machte es ein anderer, der gerne Wein trinken wollte, dieſerhalb eine Partdie von dem Pfarrholze zum Verkauf ſchlagen ließ, ſo ſeinem armen Nachfolger um einen bedeutenden Theil ſeines Einkommens brachte. Wenn es der Raum geſtattete, wollte Ref. hier mit Beiſpielen aufwarten, welche alle Unterabtheilungen, wie ſie nur bei dem ſiebenten Gebote vorkommen, reichlich ausfüllen. Denket hier an die Herren Paſtoren, die nicht bloß im Kartenſpiel fein ausgelernt, ſondern auch von allen Kunſtſtückchen, Geld zu gewinnen, gehörig Gebrauch gemacht, dabei loſe Witze, Fluchen und leichtſinniges Schwören längſt wie eine Kleinigkeit angeſehen haben. Wer mag auch die geiſtlichen Häuſer zählen, wo ſchon mancher Arme, der noch obendrein theuer bezahlen mußte, über ein falſches Maaß beim Verkauf des Getreides Klage führte, wo man Gewehre fand, mit denen mancher Haſe auf eine verbotene Weiſe erlegt worden iſt? Die Frau vom Hauſe freute ſich manchmal über das ſchöne Gras, welches ihren Kühen zugetragen ward, ohne zu fragen, ob es jederzeit rechtlich in ihren Stall kam. Man hört in unſern Tagen die häufige Klage über die zunehmende Untreue der Dienſtboten: aber was will man denn zu Geiſtlichen ſagen, die eine ſolche Sünde recht mit befördern helfen? — Da wir einmal von Dienſtboten ſprechen, ſo werde nur noch mit bemerkt, wie uns Prediger genug vorgekommen ſind, welche von Dienſtboten und Arbeitsleuten gerne [illegible] ſahen, aber wie jene Worte Jakob's 4. bedeuten. Es iſt gar nicht ſo ein großes Unrecht, wenn Arbeiter an ihren verdienten

Lohn wer weiß, wie lange, warten müssen. Wie leicht wäre es nun hier, noch alle anderen Arten von Veruntreuung u. s. w. namhaft zu machen! Es möge aber an ein paar Beispielen genügen, welche das Accidenzienwesen und überhaupt Geldeinnahmen der Geistlichen betreffen. Viel wird jetzt über das Accidenzienwesen geschrieben, aber nicht dabei erwähnt, wie diese Art von Abgabe an so manchen Orten bloß durch Willkühr der Geistlichen, während die Eingepfarrten geduldig die Augen zumachten, ungebührlich erhöht worden ist. Lernten wir doch dann wieder auf einer frühern Reise sogar einen Dekan kennen, der in einem Ländchen lebte, wo das Dispensationswesen noch an der Tagesordnung war, und der sich weder ein Gewissen machte, den Leuten, welche sich wegen naher Verwandtschaft nicht gleich heirathen konnten, willkührlich Geld abzunehmen und wie ein Jude mit ihnen zu handeln, noch daran dachte, Sünde zu begehen, wenn er einen großen Theil dieser Gelder gar nicht ablieferte, sondern lieber in seine Tasche steckte.

Doch, bei weitem mehr möge sich dieser Aufsatz mit einem Stehlen beschäftigen, welches in Ansehung der geistigen Güter anderer begangen wird. Welch' ein weites Feld würde sich hier unserer Betrachtung öffnen, wenn wir ein namhaftes Verzeichniß von solchen unwürdigen Pflegern der Kirche liefern wollten, welche mancher Jungfrau das Höchste, ihre Unschuld und ihre Tugend, geraubt haben! Gewiß um so schändlicher, wenn dergleichen Mädchen von dem, der sie jetzt als ein Verführer überlistet, einige Jahre zuvor, beim Confirmandenunterricht, mit Nachdruck zur Keuschheit und zu ähnlichen Tugenden ermahnt wurden. Gern unterlassen wir es aber, hier in das Umständlichere einzugehen. Traurig genug, daß die Unwürdigen so oft, mit Rücksicht auf ihre Familien, geschont werden, und daß man statt ihrer lieber ganze Gemeinden moralisch zu Grunde gehen lässet. Wie selten sind die Fälle, wo man einmal von Absetzungen hört!

Das Hauptgeschäft des Geistlichen ist und bleibt das Predigen. Und ach, wie viel mag nicht in dieser Hinsicht seit Jahrhunderten gestohlen worden seyn? Ref. möchte wohl die namhafte Zahl derer kennen lernen, welche die Hamburger Entwürfe, namentlich die Sturm'schen, ausgebeutet haben. Welches Glück sie bei den Geistesarmen unseres Standes gemacht haben, kann man unter andern auch daraus abnehmen, daß man die Firma klüglich zu benutzen wußte, und Predigtentwürfe in Sturm'

scher Manier erscheinen ließ. Meistentheils mußten indeß die Hamburger Entwürfe nur für diejenigen herhalten, welche sich auf das Extemporiren legten, dabei nicht selten dergestalt kauderwelschten, daß man die Disposition nur mit großer Mühe wiedererkennen konnte. Einen der auffallendesten Beweise für ein namhaftes Publicum hülfsbedürftiger Prediger liefern die neuen Texte, welche im Jahre 1810 für das Königreich Sachsen zum erstenmal ausgeschrieben wurden. Vier Gelehrte errichteten Fabriken von Entwürfen, Andeutungen u. s. w., und siehe da, das Unternehmen war in dem kleinen Königreiche eine so glückliche Speculation, daß sich bei dem 2ten Jahrg. 1811, wo diese Herren alle wieder zum Vorschein kamen, noch ein Fünfter an ihre Gesellschaft anschließen konnte.

Spaßhaft genug, daß ein anderer Gelehrter, der 1810 etwas sehr Nützliches unternahm, und einen exegetisch-practischen Kommentar zu den neuen Texten lieferte, aus Mangel an Abnehmern 1811 zu Hause bleiben mußte. In den letztern Jahren, wo man in Sachsen zu wiederholten Malen neue Texte erhalten hat, scheint der Hunger nach den erwähnten geistigen Gütern sich etwas gelegt zu haben.

Doch gering darf man die Zahl der nach Hülfe rufenden wahrhaftig noch nicht anschlagen, so lange in Teutschland Werke, wie z. B. das bändereiche von Baur und Andern nicht oft und schnell genug gedruckt werden können.

Wir wenden uns nun zu dem Gebrauch, welchen in ihrer Art fleißige Prediger von ganzen gedruckten Predigtsammlungen zu machen pflegen. Hier ist das Stehlen eine fatale und weit mißlichere Sache, weil sich dergleichen Sammlungen weit häufiger, als die sogenannten Entwürfe, in den Händen mancher Gemeindeglieder befinden. Auch hier könnten wir mit Beispielen aufwarten, wo der Herr Schulmeister, bei dem Gottesdienst in der Mutterkirche, die Predigt, welche im andern Orte ihm aufgefallen war, in einem gedruckten Buche lächelnd nachlas, während sie mit manchem Rumor mündlich von dem Herrn Pfarrer auf der Kanzel vorgetragen ward.

Denen, welche nun einmal das Naschen — so mag jetzt für Stehlen stehen, nicht lassen können, wollen wir hier einen guten Rath ertheilen, an den uns ein ehemaliger Prediger in einer Universitätsstadt erinnert, der durchaus nicht fähig war, etwas selbstthätig zu produciren.

trauen lassen, daß sich der Papst mit diesem kümmerlichen Ueberreste seiner Allgewalt begnügen würde?

IV.

Was ist nun das Resultat dieser ganzen Untersuchung? — Die Vereinigung der Katholiken und der Protestanten zu Einer Kirche ist nicht möglich; und wenn sie es wäre, so dürften wir sie nicht einmal eingehen.

Ist das nicht ein trauriges, niederschlagendes Resultat? — Gewiß wird es Vielen so erscheinen. Wir wissen, wie viele treffliche Männer unter unsern protestantischen Amtsbrüdern eine Vereinigung aller Christen in Eine Kirche für das allerwünschenswertheste halten. Und wer könnte widersprechen, daß sie das sey, daß Jesus selbst wolle, daß alle seine Bekenner in diesem Sinne Eine Heerde unter ihm, dem einzigen Hirten, ausmachen sollen? Aber wir müssen auch bedenken, daß hier nicht die Frage von einer Vereinigung überhaupt ist, sondern von der Vereinigung durch das Zurücktreten in die katholische Kirche.

Wem sollte es aber nicht bei dieser auf das Herz fallen, daß wir durch sie, die uns auflegte, alles zu glauben, was die katholische Kirche festgesetzt hat, und nichts anders zu lehren, unter das Joch eines Symbols geschmiedet würden, von dem uns nicht erlaubt wäre in irgend einer, wenn gleich nicht wesentlichen, Lehre, in irgend einer Lehrbestimmung, abzuweichen, daß wir also der Denk- und Lehrfreiheit gänzlich entsagen müßten, daß diejenigen Lehrer unsrer Kirche, die sich nicht dazu entschließen könnten, als Ketzer von der Kirche ausgeschlossen, und also viele der würdigsten und verehrtesten Lehrer von uns selbst aus unsrem Kreise ausgestossen werden müßten? Augenscheinlich wäre ja eine solche Vereinigung viel trauriger, als die Fortdauer der bisherigen Trennung.

Aber es giebt eine Vereinigung, bei der die Trennung der Kirchen fortdauern könnte, und die alle Trauerige verlieren würde, eine Vereinigung, welche möglich, welche Pflicht ist. Das ist diejenige, von der ich am Ende meines vorjährigen Vortrages gesprochen habe: die Vereinigung in der Liebe, die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens, bei der sich alle ächten Christen als Glieder der einzigen unsichtbaren Kirche Christi betrachten, wenn sie gleich verschiedenen sichtbaren Kirchen angehören, bei der selbst alle sichtbaren christlichen Kirchen sich gegenseitig für Theile der allgemeinen sichtbaren Kirche erkennen.

Ich wiederhole nicht die allgemeine Ermahnung an Sie, verehrteste Amtsbrüder, mit der ich im vorigen Jahre endigte, mit christlicher Lehrweisheit auf diese Vereinigung hinzuwirken. Nur die heute im Anfang vorgetragene Bitte wiederhole ich, zu bemerken, daß die Säcularfeier des Anfangs der Reformation Ihnen die Gelegenheit darbietet, Ihren Gemeinden auf der einen Seite einleuchtend zu machen, daß sie sich glücklich schätzen dürfen, Protestanten zu seyn, auf der andern aber ihnen zu zeigen, daß unsre katholischen Brüder die Hauptlehren des Christenthums auch glauben, und daß die ächten Christen unter ihnen Gott auch verehren und auch Theil an seinem Reiche haben, wie wir. Dadurch werden Sie dem Religions-Indifferentismus entgegenarbeiten, und werden zugleich den Geist, nicht bloß der Toleranz, sondern der ächten Bruderliebe wecken, unterhalten und beleben.

Ich weiß wohl, verehrte Brüder, was den Erfolg dieser Bemühungen am meisten erschwert, was es selbst den Lehrern erschwert, diesen Geist der Liebe lebendig in sich zu erhalten. Es ist der häßliche Geist der Unduldsamkeit, der von so manchen Mönchen und Priestern der katholischen Kirche unter dem Volke immer

aufs neue angefacht wird; es sind die gräuelvollen Verfolgungen und Mißhandlungen, welche Protestanten in so manchen katholischen Ländern ausgestanden haben und zum Theil noch ausstehen müssen. Aber wir müssen doch auch bedenken und erinnern, daß derselbe häßliche Geist auch in unserer Kirche sein Wesen gegen die Katholiken getrieben hat und noch treibt; daß in England die ungerecht drückenden Gesetze gegen die Katholiken erst 1778 aufgehoben worden, und gegen die Irländischen noch heute nicht aufgehoben sind; daß auch in Deutschland, selbst in unsern Gegenden, den Katholiken die Uebung des Gottesdienstes häufig erschwert und gestört worden ist, und daß noch jetzt Einzelne Haß und Verachtung gegen die Katholiken durch Schmähworte an den Tag legen. Wir verlangen mit Recht, daß die Katholiken uns darum ihre Liebe nicht entziehen sollen; so müssen also auch wir nicht um unsrer Beschwerden willen die Liebe zu den Katholiken in uns erkalten lassen; wir müssen uns nicht das Böse überwinden lassen, sondern das Böse überwinden mit Gutem. Auch müssen wir nicht sagen: Warum sollen wir den Anfang zur Versöhnung machen? Wenn etwas Verdienstliches dabei seyn kann, zu thun, was die Pflicht erheischt: so ist das Verdienst derer größer, die es zuerst thun, und dadurch die Hartnäckigern beschämen und zur Nachfolge erwecken.

Können wir aber auch übersehen, daß die meisten katholischen Regenten die Aussöhnung und die Verträglichkeit ihrer Unterthanen aus den beiden Kirchen durch zweckmäßige Anstalten rühmlich befördern? Müssen wir nicht mit dankbarer Verehrung erkennen, daß unser allergeliebter König zu diesem preiswürdigen Zwecke mehr gethan hat, als irgend ein anderer Regent, weit mehr, als die Protestanten in seinen Staaten zu hoffen wagen durften? Und sehen wir nicht, daß in mehrern

„In deine Händ' empfehl' ich meine Seele!"
Mit dieſem Glaubenswort entſchwang dein Geiſt
Sich deines Leibes martervoller Höhle
Zum Vater, den dein Tod ſo herrlich preiſ't.

O! welch ein Tod nach welchem ſchönen Leben!
Erhab'ner, laß mich deine Tugend ſchau'n!
Und, deinem hehren Muſter treu ergeben,
Am Reich des Lichts, das du gegründet, bau'n!

Gieb Herzensreinheit, hohe Willenskräfte,
Und feſten Muth zum Kampf mit der Gefahr,
Und Eifer zu dem heiligen Geſchäfte,
Das früh ſchon meines Strebens Palme war.

Und wenn des letzten Kampfes Sonne ſinkt,
Dies Auge ſich dem ird'ſchen Lichte ſchließt,
So führ' mich hin, wo ew'ge Wonne trinket
Der Geiſt und Himmelsſeligkeit genießt.

Dieſes Geld wird aus den Landes-Einkünften, wozu die Evangeliſchen wenigſten den dritten Theil beytragen, beſtritten; und welchen Nutzen gewähren ihnen die Concordats-Geiſtlichen für eine ſo große Summe?

In Bayern ſind beiläufig 1000 evangeliſche (proteſtantiſche) Geiſtliche. Wenn man nun für jeden (für einen mehr oder weniger) 500 fl. Geld- oder Geldes-Werth-Einkünfte annimmt; ſo macht das 500,000 fl. Dieſe Einkünfte erhalten ſie aber nur zu einem ſehr kleinen Theil aus den Staatskaſſen. Die Concordats-Geiſtlichen hingegen, ob es gleich nur 152 ſind, bekommen alſo mehr als die Hälfte ſo viel, als alle evangeliſche Geiſtliche, von denen doch ein großer Theil unter ſchweren Nahrungsſorgen, ihr Amt und Leben mit Seufzen führen, und viel zu wenig für eine ſtandesmäßige Verſorgung ihrer Familie thun können.

Chriſtus am Kreuze.

Ich ſeh', Erhab'ner, dich am Kreuze ſchweben,
Von Schmerz durchbohrt, hinabgeſenkt das Haupt,
Zum Opfer weih'n das heilig ſchöne Leben.
Dem, der durch dich des Vaters Gnade glaubt.

Und welcher Adel ſpricht aus deinen Blicken,
Welch edler Sinn aus deinem hohen Wort!
Umringet von des herbſten Spottes Stricken,
Für Feinde flehſt du zum Allgüt'gen dort.

Die Mutter nah' an deinem Kreuzesſtamme,
Der Jünger, den dein Herz ſich auserwählt. —
In dir erglüht der heil'gen Liebe Flamme,
Ob wilder auch des Todes Schmerz dich quält.

„Dies iſt dein Sohn, dies deine Mutter, Lieber,"
Und zu dem Sünder ſchauteſt du hinab,
Dem Todesnah'n durchbebte jede Fiber,
Der heil'ger Reu' untrüglich Pfand dir gab.

„Im Paradieſe werd' ich heut' dich ſchauen,"
Mit dieſem Troſteswort erquickſt du ihn.
Nun hebt dein Geiſt ſich zu den lichtern Auen,
Zum Vater ſtrebt die ganze Seele hin.

In deine Hände empfehl' ich meine Seele!
Mit diesem Glaubenswort entschwang dein Geist
Sich deines Leibes martervoller Höhle
Zum Vater, den dein Tod so herrlich preis't.

O! welch ein Tod nach welchem schönen Leben!
Erhab'ner, laß mich deine Tugend schau'n!
Und, deinem hehren Muster treu ergeben,
Am Reich des Lichts, das du gegründet, bau'n!

Gieb Herzensreinheit, hohe Willenskräfte,
Und festen Muth zum Kampf mit der Gefahr,
Und Eifer zu dem heiligen Geschäfte,
Das früh schon meines Strebens Palme war.

Und wenn des letzten Kampfes Sonne sinket,
Dies Auge sich dem ird'schen Lichte schließt,
So führ' mich hin, wo ew'ge Wonne trinket
Der Geist und Himmelsseligkeit genießt.

Die theologischen Annalen, als eine wissenschaftliche Zeitschrift, umfassen nach ihrer Tendenz das ganze Gebiet der Theologie und Kirche mit Rücksichtnahme auf das Erziehungswesen, in so weit es mit Religion und Kirche in Verbindung steht. Der Geist des reinen biblischen Christenthums, dem der aufgeklärte Katholik wie der von Extremen freie Protestant huldigt, wird immer das leitende Princip seyn. Es liegt daher auch in dem Plane des Journals, die streitenden Partheien möglichst zu versöhnen und sich als Organ der sich bildenden allgemeinen christlichen Kirche — nach dem Ausspruche Christi Joh. 10, 16. — darzustellen. Dazu mitzuwirken, werden Alle, die diesem Geiste hold sind, eingeladen. Nur Tüchtiges und dem Zwecke Angemessenes wird aufgenommen und anständig honorirt. Die Zusendung der Beiträge, so wie der Schriften, die hier besprochen werden sollen, geschieht (im Wege des Buchhandels) durch die Grau'sche Buchhandlung an

Die Redaction.

Von diesen Annalen erscheinen jährlich 12 Hefte in monatlichen Lieferungen à 7 Bogen. Der Jahrgang kostet 5 Thlr. 8 gr. oder 9 fl. 36 kr. Literarische Anzeigen werden in dem Intelligenzblatte, das den Heften beigegeben wird, die Zeile für 1 gr. sächs. aufgenommen.

Grau'sche Buchhandlung.

Druck von Höreth in Bayreuth.

BR117
A66

Annalen
der
gesammten Theologie
und
christlichen Kirche.

Herausgegeben
von
mehren Gelehrten,
unter Mitwirkung
von

Bauer, Böhme, Böttcher, Eisenschmid, Francke, Fritzsche, Genßler, Görwitz, Gruner, Hagenbach, Hauff, Henkel, Heydenreich, Hildebrand, Hoffmann, Holzhausen, Jakobi, Jußi, Kaiser, Kraußold, Lehmus, Lomler, Lorberg, Meinel, Olshausen, Pertsch, Schreiber, Spieker, Süskind, Theile, Weber, Wohlfarth u. a. m.

Sechster Jahrgang.

Zweiten Bandes erstes Heft.

April.

Bayreuth 1836.
In Commission der Grau'schen Buchhandlung.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES MAR 1 1985

Inhalts-Anzeige.

Seite

I. Literatur.

A. Schweizer, Schleiermachers Wirksamkeit als Prediger. 1
K. Mann, Wie und wodurch ist Doctor Martin Luther der große Bibelübersetzer geworden? ꝛc. 6
M. J. Herz, Predigten bei besondern Anlässen ꝛc. 7
S. Luz, Trauerrede bei der Bestattung des Herrn Leonhard Usteri. 11
O. Rindfleisch, Von der Gerechtigkeit und Rechtfertigung durch den Glauben an Christum. . 13
M. J. L. Wendler, Zwei Predigten nach dem in dem Dorfe Luppa zweimal erlittenen Brandunglücke ꝛc. 14
K. H. L. Pischon, Die Ruchlosigkeit und der Fluch der Brandstiftung. 17
Dr. K. Fr. Dobel, Rede bei der am 25. August 1835 Statt gehabten feierlichen Enthüllung der Gedächtnißtafel, welche den in den Jahren 1805 bis 1815 im Felde gebliebenen und in den Jahren 1813 bis 1815 freiwillig in Kriegsdienste getretenen Angehörigen der evang. Stadtpfarrei St. Magnus zu Kempten errichtet wurde. . . 18
M. G. G. Barth, Zwiespalt und Einigung der Glaubigen. 19
L. Weidmann, Die Fragen unserer bewegten Zeit, im Lichte des Evang. und mit beständiger Rücksicht auf die Urtheile der Reformatoren betrachtet. 22

II. Wissenschaftliche Abhandlungen und Aufsätze.

Ueber den Leidenskampf Jesu auf Gethsemane. Von Pfr. J. F. Köhler. 27
Die Frage, ob Christus seine Auferstehung bestimmt vorausgesehen habe, vom Standpunete der Philosophie und Exegese beantwortet v. R. Brockhausen. (Schluß.) 34
Ueber die unmittelbaren Einwirkungen Gottes zum Guten. Ein Synodalvortrag des verewigten Hrn. Prof. Dr. Vogel. 81

III. Miscellen.

Practische Schrifterklärung. Matth. XVIII. 21—35. Von K. Hg. 99
Vorrede der ältesten protest. Kirchenagende in Sachsen, mitgetheilt von Dr. Müller. . . 105
Gottes Geistigkeit. Von Neusser. . . . 111
Denkspruch. Von Neusser. 112

I.

Literatur.

Historische Theologie.

1. Schleiermachers Wirksamkeit als Prediger dargestellt von Alexander Schweizer, interimistischem Prediger an der reform. Gemeinde in Leipzig. Halle, bei C. A. Kümmel. 1834. S. 99. Diese Abhandlung ist zunächst für Goldhorns Prediger-Journal bestimmt, erschien auch in besondern Abdruck.

Schleiermachers Eigenthümlichkeit als Prediger. 1) Nach dem allgemeinen Verhältnisse a) nach den äußerlichen Verhältnissen. Seine Predigerstelle an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, mit welcher zwar keine kirchliche Verwaltung verbunden war, wohl aber eine theoretische Professur, erhielt ihn im Zusammenhang mit allen möglichen menschlichen Bestrebungen. Er hatte sich hier keiner Gemeinde anzupassen, sondern sich erst eine zu bilden, und bildete sie sich aus den höhern Ständen heraus, einen weitern Kreis für den Hauptgottesdienst, einen engern in der Frühpredigt. Es war am allerwenigsten seine Sache, eine Schule, zumal eine homiletische, gründen zu wollen; denn er hatte hiezu eine viel

zu entſchiedene Individualität. — b) nach ſeinem geiſtigen Standpunkte. Obgleich er das Vorurtheil für ſich hatte, daß er ein philoſophiſcher Denker ſey, ſo liebte er doch ſolche Zuhörer nicht, welche philoſophiſche Speiſe verlangten, er wollte zur gemeinſamen Erbauung von Chriſten predigen, nicht um die Menſchen erſt zu Chriſten zu bilden. Er ſtellte ſich daher in ſeinen Predigten mitten ins chriſtliche Bewußtſeyn hinein, und zwar um ſo mehr, je länger er wirkte und ſeine Gemeinde ſich anbildete. Sein ganzes Verfahren war daher poſitiv, aufbauend. Er hielt ſehr wenig Predigten negativer Art. Er ließ die negative Form nur zu, wo ſie ihm für den poſitiven Zweck das beſſere ſchien. Zuſammenſtimmend iſt hiemit, daß er ſtets in der erſten Perſon des Pluralis ſprach. — Obgleich er weder zu den Rationaliſten, noch Supranaturaliſten, noch Myſtikern, noch Orthodoxen gezählt ſeyn wollte, ſo war er doch kein Eklektiker, er war ein origineller Geiſt. Die Rationaliſten ſtießen ſich an ſeiner eigenthümlich chriſtlichen Tendenz, die Supranaturaliſten an ſeinem verſöhnenden Geiſte, der verſchiedene Geiſtesrichtungen als wohlthätig und nothwendig behandelte, und ſtets das Wiſſen mit dem Glauben verbunden wiſſen wollte. Welche kirchliche Lehren er nicht zu rechtfertigen wußte, die ließ er auf der Seite liegen, z. B. die Lehre vom Teufel, von Chriſti Empfängniß durch den h. Geiſt, der Hölle, dem buchſtäblich ſtellvertretenden Tod Chriſti u. ſ. w. Somit konnte er allerdings diejenigen nicht befriedigen, die das Heilige entweiht meinen, ſobald es vom menſchlichen Denken erfaßt iſt, und durchaus Undenkbares, nur Ueberſchwengliches im Dogma haben wollen. Seine verſöhnende Tendenz zeigt ſich auch darin, daß er zwar keine philoſophiſche Moral auf die Kanzel zulaſſen wollte, nicht gern einzelne Pflichten zum Thema ſeiner Predigten machte, aber doch bei allen Predigten gerne ſehr berückſichtigte, die re[illegible]

ßungen, was zusammenstimmte mit seiner Ueberzeugung: Wirkt Christus nur durch Lehre und Beispiel, so sind wir noch auf dem alten Wege der Gefahr; nur der Glaube an ihn kann erlösen. Hieran reiht sich sein Mitwirken zur Vereinigung beider protest. Kirchen; denn obwohl er aus voller Ueberzeugung der reformirten Schule zugethan war (besonders hinsichtlich der Gnadenwahl), so wollte doch sein versichernder Sinn, daß die Abweichungen beider Kirchen nur noch als Sache der Schule betrachtet werden, diesen Gegensatz war er bemüht, durch eine innere, lebendige Einheit aufzuheben, bei der mancherlei Verschiedenheiten noch wohl neben einander bestehen können. — Gegen Starrwerden im Buchstaben der Orthodoxie kämpfte Sch. eifrig, aber nie hat er auf der Kanzel die Orthodoxen als Partheï angegriffen. — Sch. Verhältniß zur Philosophie und Wissenschaft überhaupt: Sofern die Lehre von Gott philosophisch ist, trug er sie nicht auf der Kanzel vor, obwohl er hier nie eine Spur von Pantheismus blicken ließ, wie man ihm sonst mit Unrecht vorgeworfen, weil er die Lehre von der individuellen Fortdauer der Menschen nach dem Tode als ein philosophisches Problem ansah, behandelte er sie nie auf der Kanzel, er glaubte um der Heilslehre willen das jenseitige Leben so behandeln zu müssen, als ob es nicht wäre, sein Grundsatz war, der Mensch solle immer aus der Gegenwart heraushandeln, das sey die beste Sorge für die Zukunft: also weder Beweggründe zum Guten, noch Trostgründe nahm er aus der Lehre von der persönlichen Fortdauer her, selbst nicht einmal bei der Leichenrede auf seinen eigenen Sohn. Beweise für das Daseyn Gottes auf der Kanzel zu geben, hielt er der Erbauung schädlich. Sch. hat nicht auf der Kanzel philosophirt, nur formalen Gebrauch hat er von seiner philosophischen Gabe gemacht. Eben so wenig hat er politisirt. Aber wohl hat er bürgerliche Beziehung christlich beleuchtet.

2. Sch's Verhältniß zur Kunst insbesondere; na-

mentlich der homiletiſchen. Die Wurzel ſeines Widerſpruchs gegen die gewöhnliche Theorie war, daß er die Religion ins Gefühl oder ins unmittelbare Selbſtbewußtſeyn ſetzte, und nicht blos für ein Wiſſen hielt; damit hatte er für Religion und Kunſt einen gemeinſamen Boden. Mittheilung des chriſtlichen Bewußtſeyns in aller Kraft und Kunſt der Sprache, wobei die gelehrte Wiſſenſchaft als Mittel dient, hielt er für die Aufgabe der Predigt, die aber durch den didaktiſchen Charakter der jetzigen Verhältniſſe der kirchlichen Verſammlungen etwas modificirt wird. Erbauung iſt Zweck; Belehrung Mittel bei der Predigt. Erſt als er ſich ſein Publikum gebildet hatte, gab er ſeine Predigten gerade ſo in Druck, wie er ſie hielt; eben ſo hielt er erſt ſpäter zuſammenhängende Reihen von Predigten, überzeugt, daß Ungebildete ſelten den Zuſammenhang einer einzelnen Predigt, geſchweige eine ganze Reihe faſſen. Im erſten Halbjahre des Kirchenjahrs pflegte er ſich vom Feſtcyclus leiten zu laſſen, obgleich als Reformirter abhold dem Periodenzwang. Er betrachtete die Predigt nicht als ein logiſches, ſondern als ein rhetoriſches Kunſtwerk, und verlangte, daß der Prediger vor ſeinem Auftreten alles, was er mittheilen will, in ſeinem Bewußtſeyn durchgemacht habe. Das Voranſtellen der Eintheilung in Form von Ueberſchriften liebte er durchaus nicht. Auf logiſche Coordination der Theile legte er keinen Werth; das unmittelbar Einleuchtende, ſagte er, iſt beſſer, als ſolche logiſche Künſte. Gab er je Eintheilungen, ſo waren ſie rein formal, ohne nähere Bezeichnung des Inhalts. Ueberhaupt ſchaltete er ganz frei mit der Form, immer die ſuchend, die ihm für den jedesmaligen Gegenſtand die paſſendſte ſchien. Schlichte Einfachheit zeichnet ſeine Dispoſition aus. — Keuſchheit, Enthaltſamkeit vom üppigen Schmucke will er nicht nur in der Anordnung, ſondern auch im Styl der Predigt. Man findet wenig Bilder und Vergleichungen in ſeinen Predigten. Das Rhetoriſche lag ihm in den Ge-

danken, ihrer Anordnung und Verknüpfungsweise. Häufig gebraucht er Frage und Antwort, oder Gegensätze. Der Phantasie und blos poetischen Wahrheit gab er sich nicht hin. Der Ton und Schwung der Rede war verschieden nach der Höhe des Gegenstandes und der Größe der Versammlung. In frühern Jahren hielt er sich bei Citaten an die kirchliche Uebersetzung und die hergebrachte Deutung derselben, in spätern nahm er es hierin genauer. Alttestamentliche Texte wählte und citirte er blos am Bußtage und politischen Festen. — Homilien hat er keine gehalten, weil er sie mißbilligte. In jüngeren Jahren schrieb er seine Predigten wörtlich auf, in späteren nicht mehr. Sie wurden ihm nachgeschrieben und dann von ihm corrigirt. Er hielt diese Manier für die ihm passendste, weil er auf diese Weise mit mehr Wärme und Sicherheit reden zu können glaubte. Beweglicheren und Heftigeren rieth er, sich ans aufgeschriebene Wort zu binden. Seine Vorbereitung war zwar keine mechanische, aber doch sehr sorgfältige. Er dachte nicht mit der Feder in der Hand, sondern pflegte sich einige Stunden lang ans Fenster zu lehnen und sich so rein im Geiste selbst die Predigt zu entwerfen und die Ausfüllung durchzuführen. Thema, Gedanken, Gruppirung und Ausdrücke der Hauptgedanken sollte vor dem Auftritt im Reinen seyn, erst das weitere könne der Gewandte den Vortrag selbst überlassen. Auf diese Weise predigte er mit freudiger Sicherheit, ihm fehlte kein Ausdruck, nie entfiel ihm der Faden der Rede, keine Unpäßlichkeit konnte seine Willensstärke brechen, der Geist zwang auch den leidenden Körper wie zu Hause bei der Arbeit, so auf der Kanzel zum gewohnten Dienste. Auf der Kanzel bewahrte ihn sein Sinn für das Schickliche vor jeder Incongruenz des Vortrags mit seiner Persönlichkeit. Er verschmähte alle Effektmittel, namentlich auch in der Modulation der Stimme. So natürlich, wie er, betont nicht leicht ein Prediger. Seine Stimme, eine mittlere nach Höhe und Stärke,

Inhalts-Anzeige.

Seite

I. Literatur.

A. Schweizer, Schleiermachers Wirksamkeit als Prediger. 1
K. Mann, Wie und wodurch ist Doctor Martin Luther der große Bibelüberseher geworden? ꝛc. 6
M. J. Herz, Predigten bei besondern Anlässen ꝛc. 7
S. Lutz, Trauerrede bei der Bestattung des Herrn Leonhard Usteri. 11
O. Rindfleisch, Von der Gerechtigkeit und Rechtfertigung durch den Glauben an Christum. . 13
M. J. L. Wendler, Zwei Predigten nach dem in dem Dorfe Luppa zweimal erlittenen Brandunglücke ꝛc. 14
K. H. L. Pischon, Die Ruchlosigkeit und der Fluch der Brandstiftung. 17
Dr. K. Fr. Dobel, Rede bei der am 25. August 1835 Statt gehabten feierlichen Enthüllung der Gedächtnißtafel, welche den in den Jahren 1805 bis 1815 im Felde geblieben und in den Jahren 1813 bis 1815 freiwillig in Kriegsdienste getretenen Angehörigen der evang. Stadtpfarrei St. Magnus zu Kempten errichtet wurde. . . 18
M. E. G. Barth, Zwiespalt und Einigung der Glaubigen. 19
L. Weidmann, Die Fragen unsrer bewegten Zeit, im Lichte des Evang. und mit beständiger Rücksicht auf die Urtheile der Reformatoren betrachtet. 22

II. Wissenschaftliche Abhandlungen und Aufsätze.

Ueber den Leidenskampf Jesu auf Gethsemane. Von Pfr. J. F. Köhler. 27
Die Frage, ob Christus seine Auferstehung bestimmt vorausgesehen habe, vom Standpuncte der Philosophie und Exegese beantwortet v. R. Brockhausen. (Schluß.) 34
Ueber die unmittelbaren Einwirkungen Gottes zum Guten. Ein Synodalvortrag des verewigten Hrn. Prof. Dr. Vogel. 81

III. Miscellen.

Practische Schrifterklärung. Matth. XVIII. 21—35. Von K. Hg. 99
Vorrede der ältesten protest. Kirchenagende in Sachsen, mitgetheilt von Dr. Müller. . . 105
Gottes Geistigkeit. Von Neusser. . . . 111
Denkspruch. Von Neusser. 112

I.

Literatur.

Historische Theologie.

1. Schleiermachers Wirksamkeit als Prediger dargestellt von Alexander Schweizer, interimistischem Prediger an der reform. Gemeinde in Leipzig. Halle, bei C. A. Kümmel. 1834. S. 99. Diese Abhandlung ist zunächst für Goldhorns Prediger-Journal bestimmt, erschien auch in besondern Abdruck.

Schleiermachers Eigenthümlichkeit als Prediger. 1) Nach dem allgemeinen Verhältnisse a) nach den äußerlichen Verhältnissen. Seine Predigerstelle an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, mit welcher zwar keine kirchliche Verwaltung verbunden war, wohl aber eine theoretische Professur, erhielt ihn im Zusammenhang mit allen möglichen menschlichen Bestrebungen. Er hatte sich hier keiner Gemeinde anzupassen, sondern sich erst eine zu bilden, und bildete sie sich aus den höhern Ständen heraus, einen weitern Kreis für den Hauptgottesdienst, einen engern in der Frühpredigt. Es war am allerwenigsten seine Sache, eine Schule, zumal eine homiletische, gründen zu wollen; denn er hatte hiezu eine viel

zu entſchiedene Individualität. — b) nach ſeinem geiſtigen Standpunkte. Obgleich er das Vorurtheil für ſich hatte, daß er ein philoſophiſcher Denker ſey, ſo liebte er doch ſolche Zuhörer nicht, welche philoſophiſche Speiſe verlangten, er wollte zur gemeinſamen Erbauung von Chriſten predigen, nicht um die Menſchen erſt zu Chriſten zu bilden. Er ſtellte ſich daher in ſeinen Predigten mitten ins chriſtliche Bewußtſeyn hinein, und zwar um ſo mehr, je länger er wirkte und ſeine Gemeinde ſich anbildete. Sein ganzes Verfahren war daher poſitiv, aufbauend. Er hielt ſehr wenig Predigten negativer Art. Er ließ die negative Form nur zu, wo ſie ihm für den poſitiven Zweck das beſſere ſchien. Zuſammenſtimmend iſt hiemit, daß er ſtets in der erſten Perſon des Pluralis ſprach. — Obgleich er weder zu den Rationaliſten, noch Supranaturaliſten, noch Myſtikern, noch Orthodoxen gezählt ſeyn wollte, ſo war er doch kein Eklektiker, er war ein origineller Geiſt. Die Rationaliſten ſtießen ſich an ſeiner eigenthümlich chriſtlichen Tendenz, die Supranaturaliſten an ſeinem verſöhnenden Geiſte, der verſchiedene Geiſtesrichtungen als wohlthätig und nothwendig behandelte, und ſtets das Wiſſen mit dem Glauben verbunden wiſſen wollte. Welche kirchliche Lehren er nicht zu rechtfertigen wußte, die ließ er auf der Seite liegen, z. B. die Lehre vom Teufel, von Chriſti Empfängniß durch den h. Geiſt, der Hölle, dem buchſtäblich ſtellvertretenden Tod Chriſti u. ſ. w. Somit konnte er allerdings diejenigen nicht befriedigen, die das Heilige entweiht meinen, ſobald es vom menſchlichen Denken erfaßt iſt, und durchaus Undenkbares, nur Ueberſchwengliches im Dogma haben wollen. Seine verſöhnende Tendenz zeigt ſich auch darin, daß er zwar keine philoſophiſche Moral auf der Kanzel zulaſſen wollte, nicht gern einzelne Pflichten zum Thema ſeiner Predigten machte, aber doch beide in ſeinen Predigten gleich ſehr berückſichtigte, die religiöſen Lehren und die ſittlichen Anſichten und Entſchl

ßungen, was zuſammenſtimmte mit ſeiner Ueberzeugung: Wirkt Chriſtus nur durch Lehre und Beiſpiel, ſo ſind wir noch auf dem alten Wege der Gefahr; nur der Glaube an ihn kann erlöſen. Hieran reiht ſich ſein Mitwirken für Vereinigung beider proteſt. Kirchen; denn obwohl er aus voller Ueberzeugung der reformirten Schule zugethan war (beſonders hinſichtlich der Gnadenwahl), ſo wollte doch ſein verſichernder Sinn, daß die Abweichungen beider Kirchen nur noch als Sache der Schule betrachtet werden, dieſen Gegenſatz war er bemüht, durch eine innere, lebendige Einheit aufzuheben, bei der mancherlei Verſchiedenheiten noch wohl neben einander beſtehen können. — Gegen Starrwerden im Buchſtaben der Orthodoxie kämpfte Sch. eifrig, aber nie hat er auf der Kanzel die Orthodoxen als Parthei angegriffen. — Sch. Verhältniß zur Philoſophie und Wiſſenſchaft überhaupt: Sofern die Lehre von Gott philoſophiſch iſt, trug er ſie nicht auf der Kanzel vor, obwohl er hier nie eine Spur von Pantheismus blicken ließ, wie man ihm ſonſt mit Unrecht vorgeworfen, weil er die Lehre von der individuellen Fortdauer der Menſchen nach dem Tode als ein philoſophiſches Problem anſah, behandelte er ſie nie auf der Kanzel, er glaubte um der Heilslehre willen das jenſeitige Leben ſo behandeln zu müſſen, als ob es nicht wäre, ſein Grundſatz war, der Menſch ſolle immer aus der Gegenwart heraushandeln, das ſey die beſte Sorge für die Zukunft: alſo weder Beweggründe zum Guten, noch Troſtgründe nahm er aus der Lehre von der perſönlichen Fortdauer her, ſelbſt nicht einmal bei der Leichenrede auf ſeinen eigenen Sohn. Beweiſe für das Daſeyn Gottes auf der Kanzel zu geben, hielt er der Erbauung ſchädlich. Sch. hat nicht auf der Kanzel philoſophirt, nur formalen Gebrauch hat er von ſeiner philoſophiſchen Gabe gemacht. Eben ſo wenig hat er politiſirt. Aber wohl hat er bürgerliche Beziehung chriſtlich beleuchtet.

2. Sch's Verhältniß zur Kunſt insbeſondere, hat

einer wahrhaft christl. Buße. Die 15te Pred. enthält 3 Theile, obgleich nur 2 angekündigt sind; in Nr. 17 ist Schilderung des Christensinnes angekündigt, aber zugleich der Weltsinn geschildert. Sogar unanständige bei dem oft eignen Spiel der Ideen-Association gefährlich, und der heiligen Stätte unwürdige Ausdrücke kommen darin vor, z. B. S. 114: in dem angetrauten Weibe eine unversehrte Jungfrau zu umarmen; S. 125 lüsterne Begierden in geiler Brunst, Geschlechtstrieb, Geschlechtsgebrauch. S. 191 Zoten.

Dagegen giebt jede Predigt Zeugniß von den edeln und wohlwollenden Absichten des Hrn. Verfassers; durchaus gut nach Stoff und Form ist die 4te Rede; die Deutung des Taufsteins S. 55, wenn gleich etwas spielend, doch ansprechend, die Ausführung der Predigt ergreifend; die 8., 10., 11., 13. und 20ste Predigt enthalten recht practische, den Verhältnissen ganz angemessene, herzliche Ermahnungen, und überall weht den Leser ein ächt christlicher Geist an.

Was den Katholicismus des Hrn. Verfassers betrifft, so zeigt sich derselbe durchaus ehrwürdig. Zwar sagen wir nicht, wie S. 18, daß man durch Jesum gerechtfertigt wird, da Gottes Gnade causa efficiens der Rechtfertigung ist; oder daß man die Vergebungsgnade durch Reue erringt S. 74; oder daß wir das Fleisch und Blut Jesu durch das Allmachtswort göttliche Verwandlung empfangen S. 97; oder daß die Bischöffe den Aposteln gleich seyen und die Gefirmten gleich den Aposteln am Pfingstfest, den h. Geist mit seinen 7 Gaben durch den Bischoff empfangen S. 105; oder daß Jesus die Ehe zur Würde eines Sacramentes erhoben S. 129; oder daß die kathol. Geistlichen mit der gleichen Geisteskraft und Vollmacht geweiht sind, womit der Vater Jesum gesendet hat, S. 195; sondern wir halten dieses und andre Ausdrücke, wie der h. Verfasser des Buches, oder der Heilige des Evangeliums oder die heil. Mutter Anna für katholische, dem römi-

schen Kirchensystem angemessene Redensarten; aber in der Ausführung ist Alles gar annehmlich dargestellt und gemildert.

Ganz besonders ist die genaue Bekanntschaft mit der Bibel, die derselben gewidmete Aufmerksamkeit und die weise Benutzung ihrer Beispiele und Kernsprüche zu rühmen; und musterhaft zeigt sich diese practische Anleitung bei Erwähnung und Behandlung der confessionellen Lehren der kathol. Kirche. Da gewinnen in der 6., 7. und 10ten Predigt Ohrenbeichte, gute Werke und der kathol. Gottesdienst eine schöne edle Gestalt und in der 20sten erscheint das Priesteramt achtungswürdig und einflußreich. Darum hat auch der Hr. Verfasser dadurch Anspruch auf allgemeine Hochachtung sich erworben, und was alle Zeloten vergeblich erzielen, das ist ihm leicht gelungen, nämlich die katholischen Ansichten auch dem Protestanten schätzenswerth zu machen.

Einzelne Predigten und Reden.

1. Trauerrede bei der Bestattung des Herrn Leonhard Usteri, gew. Professors des Gymnasiums zu Bern, am 21. Sept. 1833, gehalten von Samuel Lutz, Pfarrer an der H. Geistkirche. Bern, 1834.

Der treffliche Usteri, der so frühe und so unerwartet dem Leben und der Wissenschaft entrissen wurde, hätte wohl einen tüchtigeren Parentator verdient, als Herr Lutz in dieser Trauerrede sich darstellt. Es ist dem Verf. eben so wenig gelungen, sich selbst und den Leser in die rechte Stimmung zu versetzen, als ein bezeichnendes Bild von dem Verstorbenen zu entwerfen, sondern, was er vorbringt, ist ein kaltes und wirres

Dun- und Heergerede, aus welchem man nicht klug werden und noch weniger Trost und Beruhigung schöpfen kann. Dieser widerliche Eindruck steigert sich noch durch die Sprache des Verf., die nicht nur in der ganzen Rede auf keinen biblischen Ausspruch hinweist, oder an einen solchen anknüpft, sondern auch so steif, gesucht und prüde sich gebärdet, daß keine Erbauung möglich ist. So hat er z. B. statt zu sagen, die Gattin ist nun Wittwe geworden, den Ausdruck gewählt: im verwaisten Hause weint die Gattin auf der Schwelle des bangen Wittwenthums, dessen Thüre sich ihr so unversehens aufgethan," so heißt es von der Gattin und dem Vater des Verstorbenen: „alle Quellen seines inneren Reichthums hatten sich ihnen in seinem Umgang und seinem Wirken in ihrer eigenthümlichen Stärke und Mischung eröffnet, und weithin noch dehnte sich vor ihrer Hoffnung ihr nährendes und erfrischendes Fließen," was gewiß einfacher und herzlicher hätte ausgedrückt werden können, zumal Herr Lutz statt auch an sie ein Wort des Trostes zu richten, mit seltsamer Prüderie sagt: „des Vaters und der Gattin Trauer jetzt schon mit Worten der Tröstung zu berühren, versagt die theilnahmsvolle Scheu vor der besondern Innigkeit und Zartheit ihres Schmerzes." Was soll doch ein solches affectirtes Rücksichtvoll- und Vornehmthun, wodurch die Blösen einer mit sich selbst ringenden Verlegenheit so schlecht bedeckt werden, in einer christlichen Rede? Ref. könnte noch mehr als einen Beleg für sein Urtheil citiren, er hat aber schon mit dem Angeführten ein Opfer der Selbstverläugnung gebracht, und kann nur in seinem und Aller Namen, die Usteri's Geist und Verdienste zu würdigen wußten, wünschen, bald von einer geübteren Hand und einem wärmeren Herzen eine Schilderung seines Denkens und Wirkens zu erhalten.

2. Von der Gerechtigkeit und Rechtfertigung durch den Glauben an Christum. Predigt über 1 Petr. 2, 21—25. gehalten von Otto Rindfleisch, Predigtamts-Kandidaten. Bonn. Verlag von T. Habicht. 1835. S. 24.

Kein Vorwort giebt den Grund der Erscheinung dieser Predigt an, welche ihr Thema, dem Texte folgend, nach den 3 Theilen behandelt:

1) Die Gerechtigkeit, welche der Weltsinn erzeugt, und ihre Unseligkeit.
2) Die Gerechtigkeit, die aus dem Glauben an Christum kommt mit ihrem seligen Frieden.
3) Die zerstörende Wirksamkeit jener, der erbauenden dieser gegenüber. (Eine für die Kanzel offenbar gar zu schwerfällige Ausdrucksweise.)

Hinsichtlich der Ausführung kommt manches vor, worin Ref. mit dem Verf. nicht ganz zusammen stimmen kann; z. B. die Definition: Gerechtigkeit besteht darin, daß unser Denken und Handeln mit dem übereinstimme und dadurch allein geleitet werde, worin wir unsere Wohlfahrt finden dürfen, dessen Herrschaft [von wem ist denn die Rede?] wir daher unterworfen sind. — Sollte Ref. die Menge logischer oder unlogischer Sprünge aufzählen, welche diese Predigt enthält, so würde er den ihm vergönnten Raum bei weitem überschreiten müssen. Eben so ist es mit den Sätzen, welche einem Mißverstande sehr leicht ausgesetzt sind, oder wirklich auf Mißverstand zu schließen nöthigen, z. B. S. 24. Sollten wir denn am Alten und Herkömmlichen festhalten, wenn dem Geiste, der Gott sucht, eine äußere Form geboten wird, die er mit Leichtigkeit sich zu eigen machen kann? [Ist denn die Leichtigkeit der Aneignung ein Criterium des Guten, und muß man das Alte deswegen fahren lassen, weil sich ein Neues findet, das man sich leicht aneignen kann?] Ref. fügt noch den Schlußsatz bei, dessen eigentlicher Sinn ihm nicht deutlich ist. Die Er-

kenntniß, m. chr. Fr., wir wollen es uns nicht verhehlen, sie ist größer geworden [wann, wo, durch was?] und deutet auf das Erscheinen des Reiches Gottes. Möge die Liebe nicht zurückbleiben, sondern das sehnsüchtige Seufzen, das der Freiheit der Kinder Gottes in Allen sich zuwendet, zum Gebete in vollem Bewußtseyn werden, in welchem wir Rechtfertigung haben. Amen.

Möchte der Verf. deutlicher reden lernen, ehe er die Kanzel wieder betritt. —

3. Zwei Predigten (,) nach dem in dem Dorfe Luppa (im Königr. Sachsen) zweimal erlittenen Brandunglücke am 21. Mai und am 7. Juni 1832, in der Kirche daselbst gehalten von M. Joh. Ludw. Wendler, Pfarrer. (Der Ertrag ist zum Besten der Abgebrannten [bestimmt]). Leipzig, in Comm. b. Reclam. Oschatz, in Comm. b. F. Oldekops Erben. 1833. gr. 8. XV. u. 52 S.

In einer historischen Einleitung, die als Vorrede den zwei Predigten vorausgeht, giebt Hr. Pfarrer W. ein sehr trauriges Bild von dem in seiner Gegend herrschenden Verbrechen des Feueranlegens. Daß seine Angaben nicht übertrieben sind, hat er durch die in seinem Orte in dem Zeitraum von zwei Jahren geschehenen vier Brandstiftungen bewiesen, so wie auch die Anordnung, daß jährlich das Mandat wegen Bestrafung des vorsätzlichen Feueranlegens von den Kanzeln vorgelesen werden muß, dafür spricht. Eine große Schuld an solchen frevelhaften Verbrechen haben unstreitig die überall immer mehr sich ausbreitenden Privat-Brandversicherungsanstalten, bei denen nicht immer die gehörige Vorsicht beim Einschätzen und Assecuriren der Gebäude gebraucht wird. Um solchem Frevel da, wo man zu demselben schon sehr geneigt ist, entgegenzuarbeiten, darf der

Geiſtliche die Gelegenheiten nicht unbenützt vorübergehen laſſen, wo er auf das Strafbare dieſes Verbrechens und auf die Verworfenheit ſolcher Menſchen, die ſich zu demſelben hingeben, aufmerkſam machen und davor nachdrücklichſt warnen kann. Das iſt nun auch von dem Verf. nach den vorliegenden zwei Predigten auf eine rühmliche Weiſe geſchehen.

Die erſte Predigt wurde über Pſ. 33, 12—15. gehalten, in welcher der Verf. „dreierlei Worte" an ſeine Zuhörer zu ſprechen hatte und zwar 1) an die Verunglückten — ein Wort des Troſtes; 2) an die aus der Noth Geretteten oder vor Unglück Bewahrten — ein ermunterndes Wort zum Dank; und 3) an „den Gottloſen, der dieſes Unglück anrichtete — ein Wort des Ernſtes." In dieſer Eintheilung iſt alles enthalten, was man in einem ſolchen Falle ſagen kann. Lobenswerth iſt der erſte Theil bearbeitet, in welchem der Verf. den Verunglückten Troſt zuſpricht, indem er ſie ermuntert: a) nicht wider Gott zu murren und an ſeiner Liebe zu zweifeln; b) nicht zu vergeſſen, daß ihr Unglück noch größer, ihre Noth noch ſchrecklicher werden konnte; c) ihre Sorgen auf Gott zu werfen, er wird gewiß für ſie ſorgen. Die andern zwei Theile ſind — gegen den erſten — etwas zu kurz abgethan; auch iſt bei ihnen die beim erſten Theile gemachte Partition nicht beibehalten worden. Sehr ernſt und vernehmlich ſpricht der Verf. mit dem — zwar noch nicht bekannt geweſenen, aber vielleicht doch ſchon in Verdacht geſtandenen Anſtifter des Brandunglücks, wenn er unter andern ſagt: „Wer du auch biſt, hier oder dort, nah oder fern, alt oder jung; ich gedenke jetzt noch einmal deiner böſen That. Ich muß jetzt mit dir ſprechen, Böſewicht! Ich muß jetzt zu deinem Gewiſſen reden, als ob du vor meinem Angeſichte da ſtändeſt." Ob das hierauf von dem Verf. aus dem Evangelium angeführte Gleichniß gut gewählt ſey, wollen wir dahin

gestellt seyn lassen. Er sagt nach den Worten Jesu: Es hatte Einer einen Feigenbaum, der war gepflanzt in seinem Weinberge, und kam und suchte Frucht darauf und fand sie nicht. Da sprach er zu dem Weingärtner: „Siehe, ich bin drei Jahre nach einander gekommen und habe Frucht gesucht auf diesem Feigenbaume und finde sie nicht. Haue ihn ab, was hindert er das Land. — Dieser Feigenbaum bist du; denn du bist ein Teufel! und deine böse That war in der Hölle ausgedacht und ersonnen ꝛc." — In diesem Tone spricht er noch weiter oft auf eine sehr ergreifende Weise mit ihm. Nach dieser Predigt folgt ein vom Hrn. Pfr. W. gefertigtes Kirchengebet, das wir durchaus gelungen nennen können.

Die zweite Predigt hat die Stelle Tobiä 2. V. 5 und 6. zum Grunde, wo der Prophet Amos sagt: „Eure Feiertage sollen zu Trauertagen werden." Sie wurde gehalten am Pfingstfeste, und hat zum Thema: „Unser heutiges Pfingstfest als ein Trauerfest. Denn wir müssen trauern 1) über das Unglück, das Viele unter uns aufs Neue betroffen hat; 2) über die Missethat, durch welche solches Unglück über uns verhängt wurde, und 3) von diesem Trauerfeste wollen wir auch den Trost annehmen, auf daß wir als Christen nicht traurig sind, wie die Andern, die keine Hoffnung haben." Schade, daß der 3te Theil nicht in gehörige Verbindung mit den beiden ersten und mit dem Thema selbst gesetzt ist. Uebrigens enthält auch diese Predigt viel Treffliches, besonders im 2ten und 3ten Theile. Der Verf. versteht es, wenn auch hie und da auf eine etwas sehr populäre Weise, zu den Herzen seiner Zuhörer zu sprechen und einzelne Umstände recht gut zu benutzen und anzuwenden. Auch zu dieser Predigt hat Hr. W. ein passendes Kirchengebet geliefert. Angehängt ist noch ein Verzeichniß der milden Beiträge für die Abgebrannten, dann der Subscribenten auf diese Predigten.

4. Die Ruchlosigkeit und der Fluch der Brandstiftung, eine Predigt: Richter 15, 4—6. am Buß- und Bettage, den 1. Mai 1833, gehalten von K. H. L. Pischon, Prediger der evangel. St. Petri-Kirche zu Burg, und ordentlichem Mitgliede der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig. Magdeburg, gedruckt in der Faberschen Buchdruckerei. gr. 8. 16 S.

Einen neuen Beleg zu dem, was Ref. in der vorstehenden Anzeige gesagt hat, liefert die erst später ihm zugekommene über dieselbe Sache verfaßte Predigt des Herrn Pastor Pischon, den das theologische Publicum aus seinen literarischen Arbeiten, zum Theil auch in diesen Annalen, von der rühmlichsten Seite kennen gelernt hat. Aus der Geschichte Simsons (Richter 15, 4—6.), der durch Feuerbrände der Philister Getraide, Weinstöcke und Oelbäume verwüstete, und aus der Rachsucht der Philister, die dessen Haus sammt Weib und Schwiegervater verbrannten, nimmt der Hr. Verf. Veranlassung, die Ruchlosigkeit und den Fluch der Brandstiftung, wie sie auch in unsern Tagen nicht selten vorkommt, darzustellen. Die Ruchlosigkeit eines solchen Verbrechens zeichnet der Verf. in ernsten und scharfen Zügen im ersten Theile nach den Geboten: „Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Hauses — noch Alles, das dein Nächster hat;“ — „du sollst nicht stehlen,“ — „Du sollst nicht tödten ꝛc.“ „Verwundert euch nicht — heißt es bei Anführung dieser letzten Worte — daß auch dieses Gebot hier in Betracht komme; es kann nicht anders seyn, weil die Brandstifter — man möge sie auch nicht Mordbrenner nennen, wie die Philister waren — oft genug zu Mördern werden nach dem Buchstaben des Gesetzes, wenigstens

zu Todtschlägern nach dem Geiste, in welchem Christus die Gebote erklärt ꝛc." „Ja, zum Entsetzen ist es, daß neuerlich so mancher gute Mensch seinen Tod in den Flammen fand; — zum Entsetzen ist es, daß rechtschaffene Familienväter bei rastloser Dämpfung des Feuers zerschmettert niedersanken, oder, auf immer verkrüppelt, unfähig wurden, ihr trostloses Weib und ihre jammernden Kinder zu ernähren; zum Entsetzen ist es, daß Unschuldige, umlodert und immer enger eingezwängt von dem wachsenden Glutmeere, verzweiflungsvoll den Ausgang suchen, ohne ihn zu finden ꝛc." — Auch in Verdorbenheit eines Brandstifters stellt der Hr. Verf. die Ruchlosigkeit seiner That dar. „Ach, wie verderbt, wie verkrüppelt — sagt er — muß die Seele, wie verdorret muß die liebliche Blüthe seiner Empfindung, wie ungezügelt muß die Selbstsucht, wie schrankenlos muß die Leichtfertigkeit, wie bodenlos muß der Weltsinn, wie fade, (?) locker, lüderlich (?) müssen die Grundsätze des erbärmlichen Wichtes seyn: (,) der blos *seines* Nutzens wegen, ohne alle Rücksicht auf *Andere* sengt und brennt ꝛc." — Mit eben so ergreifendem Ernste spricht der würdige Verf. im II. Theile von dem Fluch, der auf ein solches Verbrechen folgt, und wir sind überzeugt, daß diese kräftige Rede viel gewirkt haben wird.

5. Rede bei der am 25. August 1835 Statt gehabten feierlichen Enthüllung der Gedächtnißtafel, welche den in den Jahren 1805 bis 1815 im Felde gebliebenen und in den Jahren 1813 bis 1815 freiwillig in Kriegsdienste getretenen Angehörigen der evangelischen Stadtpfarrei St. Magnus zu Kempten errichtet wurde, gehalten und auf Verlangen herausgegeben von Dr. Karl Fr. Döbel, k. Stadtpfarrer und Schul-

commissär. Kempten. Gedr. bei Tob. Dannheimer 1835. 7 S. gr. 8.

In wenigen aber gediegenen Worten spricht der schon durch andere Schriften, z. B. über die Auswanderung der evangelischen Salzburger — wohl bekannte Herr Verf. bei der feierlichen Enthüllung des auf dem Titel schon bezeichneten Denksteins aus Marmor gehauen. Er verweist dabei auf jene verhängnißvolle und schwere Zeit, in welcher Deutschlands Fürsten zugleich mit ihren Völkern sich die Hände reichten, „um dem Rechte den Sieg über die Gewalt der Willkühr zu erkämpfen, um Gottesfurcht und christliche Sitte, wo sie gewichen war, wieder herzustellen, und die theuersten Güter des Lebens, Ehre, Freiheit und Frieden zu gewinnen;" spricht dann nach Ps. 118, 14. 16. Worte des Dankes gegen den Höchsten und schließt mit einigen Ermunterungen an die Versammlung. In einem Anhange werden noch die Namen der gefallenen Krieger aus der evangelischen Stadtpfarrei Kempten aufgeführt.

λ.

Praktische Theologie.

Zwiespalt und Einung der Glaubigen. Von M. Christian Gottlob Barth, Pfarrer in Möttlingen. Aus dem Jahrgang 1827 des „Homiletisch-liturgischen Correspondenzblattes" besonders abgedruckt und mit Zusätzen vermehrt. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1835. S. 48. (18 Kreuzer.)

Dieses Büchlein besteht aus 27 §§. mit eben so viel Witz und Gelehrsamkeit, als Erfahrung in geistlichen

zu Todtschlägern nach dem Geiste, in welchem Christus die Gebote erklärt ꝛc.“ „Ja, zum Entsetzen ist es, daß neuerlich so mancher gute Mensch seinen Tod in den Flammen fand; — zum Entsetzen ist es, daß rechtschaffene Familienväter bei rastloser Dämpfung des Feuers zerschmettert niedersanken, oder, auf immer verkrüppelt, unfähig wurden, ihr trostloses Weib und ihre jammernden Kinder zu ernähren; zum Entsetzen ist es, daß Unschuldige, umlodert und immer enger eingezwängt von dem wachsenden Glutmeere, verzweiflungsvoll den Ausgang suchen, ohne ihn zu finden ꝛc.“ — Auch in Verdorbenheit eines Brandstifters stellt der Hr. Verf. die Ruchlosigkeit seiner That dar. „Ach, wie verderbt, wie verkrüppelt — sagt er — muß die Seele, wie verdorret muß die liebliche Blüthe seiner Empfindung, wie ungezügelt muß die Selbstsucht, wie schrankenlos muß die Leichtfertigkeit, wie bodenlos muß der Weltsinn, wie fade, (?) locker, lüderlich (?) müssen die Grundsätze des erbärmlichen Wichtes seyn: (,) der blos seines Nutzens wegen, ohne alle Rücksicht auf Andere sengt und brennt ꝛc.“ — Mit eben so ergreifendem Ernste spricht der würdige Verf. im II. Theile von dem Fluch, der auf ein solches Verbrechen folgt, und wir sind überzeugt, daß diese kräftige Rede viel gewirkt haben wird.

5. Rede bei der am 25. August 1835 Statt gehabten feierlichen Enthüllung der Gedächtnißtafel, welche den in den Jahren 1805 bis 1815 im Felde gebliebenen und in den Jahren 1813 bis 1815 freiwillig in Kriegsdienste getretenen Angehörigen der evangelischen Stadtpfarrei St. Magnus zu Kempten errichtet wurde, gehalten und auf Verlangen herausgegeben von Dr. Karl Fr. Döbel, k. Stadtpfarrer und Schul-

commissär. Kempten. Gedr. bei Tob. Dannheimer 1835. 7 S. gr. 8.

In wenigen aber gediegenen Worten spricht der schon durch andere Schriften, z. B. über die Auswanderung der evangelischen Salzburger — wohl bekannte Herr Verf. bei der feierlichen Enthüllung des auf dem Titel schon bezeichneten Denksteins aus Marmor gehauen. Er verweist dabei auf jene verhängnißvolle und schwere Zeit, in welcher Deutschlands Fürsten zugleich mit ihren Völkern sich die Hände reichten, „um dem Rechte den Sieg über die Gewalt der Willkühr zu erkämpfen, um Gottesfurcht und christliche Sitte, wo sie gewichen war, wieder herzustellen, und die theuersten Güter des Lebens, Ehre, Freiheit und Frieden zu gewinnen;" spricht dann nach Ps. 118, 14. 16. Worte des Dankes gegen den Höchsten und schließt mit einigen Ermunterungen an die Versammlung. In einem Anhange werden noch die Namen der gefallenen Krieger aus der evangelischen Stadtpfarrei Kempten aufgeführt.

λ.

Praktische Theologie.

Zwiespalt und Einung der Glaubigen. Von M. Christian Gottlob Barth, Pfarrer in Möttlingen. Aus dem Jahrgang 1827 des „Homiletisch-liturgischen Correspondenzblattes" besonders abgedruckt und mit Zusätzen vermehrt. Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1835. S. 48. (18 Kreuzer.)

Dieses Büchlein besteht aus 27 §§. mit eben so viel Witz und Gelehrsamkeit, als Erfahrung in geistlichen

Dingen geschrieben, und verdient daher eine ungleich größere Beachtung, als man von einer so kleinen Brochüre erwarten möchte. Die aphoristische Darstellungsweise läßt nicht wohl einen erschöpfenden Auszug zu, daher muß sich Ref. auf die Angabe der Ueberschriften der §§. und einiger den Inhalt nur andeutenden Proben beschränken. §. 1. Von dem Wege zur Erkenntniß des Lichts — „Weder fällt alles Licht durch die Kirchenfenster herein, noch machen die Kirchenfenster finster." — §. 2. Von der Gefahr einseitig zu werden. — „Sowohl Zersplitterung als stetes Hinsehen auf einen Punkt führt zur Einseitigkeit." §. 3. Ueber den Gang der Wiedergeburt. — „Die Bekehrung ist ein Akt der göttlichen Freiheit und daher an kein Regulativ gebunden." §. 4. Von der Ewigkeit der Höllenstrafen. — „Weder diese noch die völlige Wiederbringung aller Dinge ist ein Diametralirrthum." §. 5. Von der unbedingten Gnadenwahl. — „Es ist doch wohl nicht das die Hauptsache, wie wir zum Vater gekommen sind, sondern ob und daß. Und ich mußte mich über das Eine eben so wundern, wie über das Andere, wie ein Sünder zu Gott kommt, und wie Gott zu dem Sünder kommt." §. 6. Christus für uns und in uns. — „Wie viel unnöthigen Streits darüber! Als ob da Christus für uns, nicht auch für unsere Streitsucht gestorben, und eben Christus in uns damit verherrlicht wäre, daß wir ihn so äußerlich machen." §. 7. Unterschied zwischen Lehren und Thun. — „Es ist durchgängig Erfahrung, daß die Menschen bald besser, bald schlechter sind, als ihr System, bald höher, bald tiefer fallen, als seine Kreise gehen." — §. 8. Ueber das Sektenwesen. — „1 Cor. 11, 19. Das Sektenwesen hat die Kirche vor dem Einschlafen und Sterben bewahrt. Manche Stadt des Alterthums verdankte ihm Erhaltung der Hülfe ihrer Colonie. Es ist daher eine Wohlthat von Gott und zum Heil der Kirche versehen, daß er so viele Typologien und Methodologien zugelassen

hat, um die verschiedenen geistlichen Charaktere in ihre passenden Fächer zu bringen, wo sie Früchte tragen, die der Kirche selbst zu Gute kommen. Und ob sich wohl immer eine an der andern reibt, so giebt doch eben das Feuer. Durch den Blick auf die Mängel und Unvollkommenheiten der andern wird ein Jeder veranlaßt, sich selbst um so besser zu arrondiren, und seiner Sache gewiß zu werden. Zugleich ist es eine laute Donnerwolke von Zeugen, für die Eine und ewige Wahrheit, daß das Menschenherz nur Ruhe findet bei dem Fürsten des Lebens." §. 9. Verschiedenheit der Aemter. „Scheint es doch, als wenn ein Menschenherz zu klein wäre, um alle Geheimnisse des Evangeliums jedes in seinem ganzen Umfang zu fassen." §. 10. Ueber die Art der Schriftauslegung. „Die eine hält sich streng an den einfachen hist. grammat. Sinn, die andere nimmt zwar Typen an, aber keine Stellen zum mehrfachen Sinn, die dritte betrachtet die Bibel als eine unerschöpfliche Quelle unendlicher Manchfaltigkeit — alle sind nothwendig in der Kirche, damit nie Eines zu sehr herrschend werde." §. 11. Dogmatische Gebäude. „Wenn schon in die Heidensteppen von dem Lichte der Offenbarung durch das Prisma ihrer Mythologien hie und da ein Strahl hineingefallen ist, so ist gewiß kein dogm. Gebäude irgend einer Sekte aus lauter falschen Steinen aufgebaut: Bestand hat aber nur, was auf den Fels Christum gebaut ward." §. 12. Ueber Mitteldinge. „Ueber das, was im Allgemeinen freigestellt ist, wird jedem ein besonderes Gesetz gegeben." §. 13. Ueber den Separatismus. „Wo von keiner desertio malitiosa die Rede ist, ist es das rathsamste, keinen Separatfrieden mit diesen separaten Leuten zu schließen und den Riß mit Liebe auszufüllen, daß er nicht größer werde." §. 14. Ueber Partheinahme und Chiliasmus. §. 15. In wiefern wir wieder katholisch werden müssen — „in der Liebe zum Herrn." §. 16. Ueber chronische Wahrheiten. §. 17. Die Nothwendigkeit der Trennung

zwischen denen, die glauben, und denen, die nicht glauben. — „Ohne diese ist keine Vereinigung möglich.“ §. 18. Auch die Glaubigen verkennen sich unter einander. §. 19. Es giebt nur Eine Wahrheit. §. 20. Die wahre Liebe. §. 21. Was allein Vereinigung bewirken kann. §. 22. Die Union. „Die Steine am Tempel des lebendigen Gottes brauchen keine römische Kitt, sie sind λιθοι ἐμψυχοι. §. 20. Die Communion. Beim Abendmahl des Lammes werden verhoffentlich Lutheraner und Reformirte brüderlich beisammensitzen. §. 24. Das Schiboleth. — Warum bleibt man nicht beim Apostolischen? §. 25. Nur an der Demuth ist Liebe. §. 26. Kennzeichen einer guten Lehre. §. 27. Schlußwort. —

Vermischte Schriften.

Die Fragen unsrer bewegten Zeit, im Lichte des Evangeliums und mit beständiger Rücksicht auf die Urtheile der Reformatoren betrachtet. In fünf Reden an die Freunde des Christenthums und des Vaterlandes, von L. Weidmann, Prediger in Monsheim bei Worms. Frankfurt a. M. Druck und Verlag von Heinr. Ludw. Brönner. 1834. broch. kl. 8. 130 S. (9 gr.)

Diese im rein christlichen und evangelischen Geiste geschriebene Schrift wurde durch den unseligen Freiheitsschwindel der neuern Zeit und durch die daraus hervorgegangenen politischen Bewegungen in den europäischen Staaten hervorgerufen, und hat, wie aus dem Ganzen hervorgeht, die Tendenz, dieser verkehrten und verderblichen Richtung des Zeitgeistes mit den Waffen des Evangeliums entgegenzuwirken. Gewiß eine sehr

lobenswerthe Aufgabe, die der Hr. Verf. sich hier gestellt und in den vorliegenden, wenn auch nicht mit einander verbundenen, doch zusammengehörenden Reden im Ganzen gut gelöst hat. Die kleine Schrift beginnt, ohne Vorwort, mit der Rede: „Alle Obrigkeit ist von Gott.“ Der Verf. sucht hier nach Röm. 13, 1. die Lehre des Christenthums von den Rechten und Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen rechtfertigend zu entwickeln. Ganz zweckgemäß weißt er zuerst darauf hin, daß der Mensch durch das Christenthum in eine neue geistige Ordnung eingeführt und dadurch auch in ein neues Verhältniß zur Welt gestellt wurde, und daß er im Besitze der nun erlangten höheren Güter des Geistes, und erhoben zur höchsten Freiheit, leicht auf den Gedanken hätte kommen können, sich nun der menschlichen Ordnung entziehen und von dem Gehorsam gegen menschliche Obrigkeit entbunden achten zu dürfen. Daher haben Christus und seine Apostel nicht unterlassen, die Anhänger der neuen Lehre über ihr Verhältniß zur weltlichen Obrigkeit gehörig zu belehren und sie von jenem Irrthume zu befreien. Hierauf wird weiter gezeigt, was es heiße: Alle Obrigkeit ist von Gott verordnet, und dann welche Bedeutung diese Wahrheit für die Obrigkeit habe. Seine aufgestellten Beweise und Grundsätze belegt der Verf. sowohl mit Stellen aus der heil. Schrift, als auch aus den Schriften der Reformatoren, und wendet das Ganze auf die bürgerlichen Verhältnisse der neuern Zeit an.

Die zweite Rede handelt von dem Gehorsam des Christen gegen seine Obrigkeit. Hier setzt der Verf. erst aus einander, daß das Christenthum als Weltreligion an äußere Formen und Verhältnisse des Lebens oder der einzelnen Völker und Staaten sich nicht binden konnte oder kann, weil es sonst den Charakter der Allgemeinheit, Allen Alles zu seyn, verlieren würde. Gleich einem Sauerteige sollte es vielmehr alle menschlichen Verhältnisse durchdringen und von innen heraus

läutern und veredeln. Von da aus geht die Rede auf das Verhältniß der Unterthanen zu ihrer Obrigkeit über, und zeigt, nach 1 Petri 2, 12—20: „Seyd unterthan aller menschlichen Ordnung, um des Herrn willen ꝛc.“ welche Beweggründe den Christen zum Gehorsam gegen die Obrigkeit verpflichten, und in welcher Art und Ausdehnung dieser Gehorsam sich zu äußern habe. Auch hier wird auf das Treiben „unserer beweglichen Zeit“ Rücksicht genommen und S. 40 unter anderm sehr richtig gesagt: — „wie die Menschen die Befreiung vom dem drückenden Joche des Gesetzes einst dazu mißbrauchten, um sich einem ungesetzlichen Leben hinzugeben, so wird jetzt auch von Vielen eine Freiheit gesucht, die nichts als Willkühr und Gesetzlosigkeit zum Ziele hat. Als die Freien möchten sie überall auftreten und sich geltend machen, aber nicht als die Knechte Gottes, die da unterthan haben seyn lernen um seines und des Gewissens willen. Sie wollen nicht freiwillig und aus Liebe gehorchen einem höhern Gesetz, sondern eine schrankenlose Bahn für die Begehrungen ihres Eigenwillens. Feind jeder menschlichen Autorität, weil sie der göttlichen sich nicht unterworfen haben, sind sie es, welche die Freiheit zum Deckel der Bosheit machen.“ Eben so kräftig und wahr wird der verkehrte Freiheitssinn der neuern Zeit weiter unten geschildert, wo der Verf. über die Gränzen des christlichen Unterthansgehorsams spricht.

In der dritten Rede handelt der Verf. über die wahre Stütze der Throne. Er geht von dem Grundsatze des Apostels 1 Tim. 4, 8: „die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze, sie hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens“ — aus, verweiset dann auf die Geschichte der Staaten, um zu beweisen, daß „die Stühle der Könige durch Frömmigkeit bestehen,“ und kommt dann auf seinen Hauptsatz, daß die Frömmigkeit die Beschützerin der Könige und die sicherste Stütze der Throne sey. Gehaltreiche Worte spricht hier

der Verf. über das Verderbliche einer auf Willkühr und Eigenmacht gegründeten Regierung und eines Staates, in welchem die Grundsätze der Religion und der Moralität nicht geachtet werden.

Ueber die rechte Freiheit verbreitet sich der Verf. noch besonders in der vierten Rede, nach den Worten Jesu Joh. 8, 36: „So euch nun der Sohn frei macht, so seyd ihr recht frei.“ Es wird hier zuerst auseinandergesetzt, worin die rechte Freiheit bestehe, und dann wie sie jeder andern zu Grunde liegen und als Muster dienen muß. Wenn wir die bisherigen Reden mehr als gelehrte Abhandlungen betrachten mußten, so erscheint dagegen die vierte als eine eigentliche Predigt, die wahrscheinlich, auch mit Weglassung mancher, auf die Kanzel nicht wohl passender Stellen, gehalten worden seyn wird. Dasselbe gilt auch von der fünften Rede mit der Ueberschrift: „Prüfet die Geister!“ Ein Wort der Warnung und der Beruhigung, nach den Worten des Apostels 1 Joh. 4, 1—6: „Ihr Lieben, glaubet nicht einem jeglichen Geist, sondern ꝛc.“ Nach der Erklärung des Verf. ermahnt hier der Apostel Johannes die Christen, den Geist Gottes vom Geiste der Welt und die falschen Lehrer von den ächten Verkündigern des Evangeliums wohl zu unterscheiden, giebt ihnen die Merkmahle dazu an und tröstet sie am Ende durch die Versicherung, daß der Geist des Herrn viel mächtiger sey, als der Geist dieser Welt, und daß also sein Reich einen herrlichen Sieg über alle seine Feinde davon tragen werde. — „Da wir uns mit jenen — schließt der Verf. weiter — die hier den Rath des Apostels empfangen, in Bezug auf die falschen Lehrer und Propheten, in einer ganz ähnlichen Lage befinden und in Betreff ganz anderer, aber gewiß nicht weniger gefährlichen Lehren, die jetzt gepredigt werden, auch nicht minder des apostolischen Rathes bedürftig sind, so wollen wir in Bezug auf unsre bewegte Zeit 1) die Warnung, 2) den Rath oder die Belehrung, und 3) den

Kopf des Apostels vernehmen. — Neben dem vielen Trefflichen, das diese Rede enthält, findet sich auch viel Schiefes und Uebertriebenes, Vieles auch, bei dem man nicht recht klar wird, was eigentlich damit gemeint sey, z. B. S. 116, 117. Wenn es freilich wahr ist, daß (S. 118) selbst christliche Lehrer in öffentlicher Rede nicht blos dem Zeitgeiste fröhnen, sondern ihn sogar auch öffentlich für den heil. Geist selber erklären und die Menschen auffordern, seinen Eingebungen zu folgen — was uns doch zu viel behauptet scheint — dann müssen freilich, wie der Verf. sagt, die Unmündigen verführt, die Schwachen irre geleitet, die Kraft der Wahrheit gelähmt, das Ziel aller Menschenbestimmung verrückt, die Ordnung des Heils umgekehrt und alle Begriffe von Wahrheit und Recht verwirrt werden.

Wir glauben hiermit hinlänglich dargethan zu haben, was diese fünf Reden enthalten und welchen Werth sie haben. Wenn sie auch gerade nichts Neues enthalten, so sind sie doch ein Wort zur rechten Zeit, das da dienet zur Lehre, zur Warnung und Ermahnung, und Alle, die mit dem Herrn Verf. von gleichem christlichen Geiste beseelt sind, werden ihm für seine Mittheilungen Dank wissen.

A.

II.

Wiſſenſchaftliche Abhandlungen und Aufſätze.

Ueber den Leidenskampf Jeſu auf Gethſemane.

Von

Johann Friedrich Köhler,

Pfarrer zu Groß-Garnſtadt bei Coburg.

Lucas bemerkt Ev. 4, 13. am Schluſſe ſeines Berichts über die ſataniſchen Verſuchungen, welchen Jeſus am Eingang ſeines meſſianiſchen Lebens ſich unterwerfen mußte: *καὶ συντελέσας πάντα πειρασμὸν ὁ διάβολος, ἀπέστη ἀπ' αὐτοῦ ἄχρι καιροῦ.* Wir ſehen daraus, daß wir noch eine ſpätere Verſuchung Jeſu durch den Satan anzunehmen haben. Sie kann nur in der letzten Nacht des Lebens Jeſu Statt gefunden haben, in welcher Judas Iſcharioth, auf ſataniſche Eingebung, ſeinen Herrn und Lehrer verrieth (ſ. 22, 47. ff. vgl. m. V. 3.), der Satan die Jünger ſichten wollte wie den Waizen (ſ. V. 31.), Petrus nur auf das Gebet des Meſſias vor Glaubensſchiffbruch bewahrt wurde (ſ. V. 32), Jeſus im Berggarten Gethſemane die Jünger zum Gebet aufforderte, damit ſie nicht in Verſuchung fielen (ſ. V.

42.), und darauf den schrecklichsten Todeskampf bestehen mußte (s. V. 44.).

Schauplatz der letzten Versuchung durch den Satan, welcher der Sohn Gottes sich unterwerfen mußte, war also der Berggarten Gethsemane, und die Absicht des Versuchers kann nur gewesen seyn, völlig aufs Reine darüber zu kommen, ob Jesus von Nazareth der Sohn Gottes sey oder nicht. Nimmermehr würde der Teufel die Juden verleitet haben, auf Jesu Kreuzigung zu dringen, wenn er von dessen übermenschlicher Natur überzeugt gewesen wäre. S. 1. Kor. 2, 8. ff. vgl. m. Eph. 6, 12.*), da nach dem göttlichen Rathschluß der Sohn Gottes durch Aufopferung seines Lebens am Kreuze des Teufels Werke und Reich zerstören sollte.

Einen andern Weg, als in der Wüste, schlug auf Gethsemane der Teufel mit Jesu ein; er erschien ihm nicht als die Lust, sondern als der Schrecken der Welt, ließ ihm die empfindlichsten Schmerzen, den fürchterlichsten Todeskampf ausstehen, um zu sehen, wie er hierbei sich verhalten werde. Dem Willen seines himmlischen Vaters zufolge mußte Jesus leiden, wie ein Mensch leidet; er fühlte das ganze Gewicht der Martern, die ihm auferlegt wurden, und der Teufel überzeugte sich, der Gemarterte, der von Gott verlassen und dem härtesten Loose Preis gegeben schien, könne unmöglich der Sohn Gottes seyn.

Von dem Bericht der ersten zwei synoptischen Evangelien über Jesu Leidenskampf auf Gethsemane unterscheidet sich der des dritten durch zwei eigenthümliche Züge, den stärkenden Engel (ὤφθη δὲ αὐτῷ ἄγγελος ἀπ' οὐρανοῦ, ἐνισχύων αὐτόν) und den blutigen Schweiß (ἐγένετο δὲ ὁ ἱδρὼς αὐτοῦ ὡσεὶ θρόμβοι

*) S. a. Evang. Nicod. c. 20. (Cod. apocryph. N. T. ed. Thilo. I. p. 702. sqq.), wo der Satan zum Hades sagt: ἐγὼ γὰρ οἶδα, ὅτι ἄνθρωπός ἐστι, καὶ ἤκουσα αὐτοῦ λέγοντος· ὅτι περίλυπός ἐστιν ἡ ψυχή μου ἕως θανάτου.

αἵματος, καταβαίνοντες ἐπὶ τὴν γῆν). Lucas kann sie von den Jüngern erfahren haben, welchen sie der Auferstandene mitgetheilt hatte. Durch den blutigen Schweiß wird die übermäßige Heftigkeit des Todeskampfes (ἀγωνία), welchen Jesus ausstehen mußte, angedeutet, da die Vergleichung des Schweißes mit auf die Erde fallenden Blutstropfen, wie Strauß*) mit Recht erinnert, in ihrem vollen Sinne genommen werden muß.

Eine Beziehung auf den Leidenskampf Jesu im Berggarten Gethsemane findet sich Hebr. 5, 7. 8. Hier hat man τὴν ὑπακοὴν wegen des Artikels von einem bestimmten Gehorsam Jesu, vom Gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze (vgl. Phil. 2, 9.), aufzufassen, und: ὃς ἐν ταῖς ἡμέραις — προσενέγκας kann aus Luc. 22, 44.: καὶ γενόμενος ἐν ἀγωνίᾳ ἐκτενέστερον προσηύχετο, so wie: εἰσακουσθεὶς ἀπὸ τῆς εὐλαβείας aus Luc. 22, 45. erklärt werden. Der Kampf auf Gethsemane war das Vorspiel des Leidens am Kreuze; der Sohn Gottes erhielt durch jenen Kampf, in welchem er die ganze Größe der Schmerzen, denen die menschliche Natur unterworfen seyn kann, aus eigener Empfindung kennen lernte, Kraft zur gottergebenen Erduldung des Kreuzestodes (καίπερ ὢν υἱὸς, ἔμαθεν ἀφ' ὧν ἔπαθε τὴν ὑπακοήν).

Die Schmerzen, welche der Sohn Gottes auf Gethsemane ausstehen mußte, waren für ihn etwas Neues, vorher noch nicht Empfundenes. Sein wiederholter Wunsch, Gott möge den Kelch der Leiden von ihm nehmen, war daher natürlich; aber immer verschwand der Wunsch alsbald vor der unbedingten Ergebung in den göttlichen Willen; er zeigte sich standhafter im Leiden als Hiob**). Während des Todes-

*) Leben Jesu. II. S. 451. ff.

**) S. Jac. 5, 11.: τὴν ὑπομονὴν Ἰὼβ ἠκούσατε, καὶ τὸ τέλος κυρίου εἴδετε „Ihr hörtet von der Geduld Hiob's und kennt das Ende des Herrn (Jesu)"

Kampfes zitterte er für sein Leben, durch dessen Aufopferung am Stamme des Kreuzes die Stiftung des menschlichen Geschlechts vollbracht werden sollte, daher sein inbrünstiges Gebet zu dem, der ihn retten konnte vom Tode, welches auch erhört wurde. Er stand, wie Luc. 22, 45—47. erzählt ist, auf vom Gebet, kam zu seinen Jüngern, fand sie schlafend vor Traurigkeit, und während er zu ihnen sprach: „Was schlafet ihr? Stehet auf und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet," nahet sich Judas mit der Schaar, um ihn gefangen zu nehmen. So ging er als Ueberwinder des Satans aus dem letzten, größten Kampfe, der mehr ein körperlicher als geistiger Zustand war, hervor.

Bei der eben gezeigten Auffassung dieses Kampfes kann Jesu Zittern und Zagen mit der sichern Voraussicht seiner Auferstehung und dem Inhalt seines hohepriesterlichen Gebets Joh. 17, 1. ff. vereinigt werden. Auch die Stärkung durch den Engel erscheint nun nicht als etwas Unnöthiges. Da die Jünger, welche mit Jesu auf Gethsemane waren, jenen Engel so wenig wie den Teufel sahen; so folgt daher, daß von Jesu selbst nach seiner Auferstehung, sein Leiden auf Gethsemane als der letzte und größte Kampf, den er dem Willen seines himmlischen Vaters zufolge mit dem Satan zu bestehen hatte, seinen Jüngern dargestellt worden war.

Sein Verhalten auf Gethsemane wird in den epistolischen Schriften des N. T. den Christen als Vorbild zur Nachahmung in Versuchungen und Leidenskämpfen vorgehalten; können Leidende wie er vertrauensvoll ausrufen: Ἀββᾶ ὁ πατὴρ, so können sie fest versichert seyn, daß sein Geist sie beseelt, daß sie Kinder Gottes sind. S. Röm. 8, 15. Gal. 4, 6. Hebr. 4, 14—16. Man ersieht aus diesen Stellen, so wie auch aus Hebr. 5, 7. 8. Jac. 5, 11., daß im apost. Zeitalter die Christengemeinden frühzeitig, bald nach ihrer Stiftung, mit dem Vorfall auf Gethsemane bekannt gemacht wurden,

was mich abhält, ihn mit Strauß u. A. als Mythus aufzufassen.

Im johanneischen Ev. ist er nicht erzählt, aber eine Anspielung auf ihn findet sich 14, 30. 31. V. 30. sagt Jesus zu seinen Jüngern: „der Fürst dieser Welt kommt, hat aber keine Gewalt über mich.“ Der Fürst dieser Welt ist das Oberhaupt der gefallenen Geister; es redet also Jesus von einem ihm im Garten Gethsemane bevorstehenden Kampf mit dem Satan, aus welchem er als Sieger hervorgehen werde. V. 31. steht in der innigsten Verbindung mit V. 30., zeigt die Absicht des Kampfes an und nach οὕτω ποιῶ muß ein Punctum gesetzt werden*). Jesus sollte deswegen auf Gethsemane mit dem Fürsten dieser Welt zum letzten, entscheidenden Kampf zusammentreffen, damit die Welt erkenne, daß er den Vater liebe und so thue, wie ihm der Vater befohlen habe. Von dem Kampf selbst hat Johannes nichts erwähnt, weil er Bekanntschaft mit demselben bei den Empfängern seines Ev., die schon auf einer hohen Stufe christlich-religiöser Bildung standen, voraussetzte.

Er selbst konnte mündlich mit diesem Kampf sie bekannt gemacht und ihnen Jesu Beispiel zur Nachahmung empfohlen haben. Daß er aber auch in Bezug auf das Lucas-Ev. den Vorfall auf Gethsemane übergangen hat, zeigt die ganze Beschaffenheit seines Berichts über die Ereignisse der letzten Nacht. Im 13. und 14. Cap. berichtet er von einer Mahlzeit, die Jesus mit den zwölf Aposteln hielt. Die Passahmahlzeit kann sie nicht gewesen seyn, weil 13, 2. δείπνου ohne Artikel steht; es war die Mahlzeit, die nach jüdischer Sitte auf die Passahmahlzeit folgte**). In der Erzählung von der Fußwaschung V. 2—20. und von der Bezeich-

*) Einige Ausleger setzen nur ein Komma, allein dagegen ist der Imperativ ἐγείρεσθε. Bei Absichtssätzen wird ἵνα dem Imperativ nachgesetzt.

**) Cf. Sagittarius Harmon. histor. passion. J. C. p. 159.

nung und dem Weggang des Verräthers V. 21—30. kommen unverkennbare Beziehungen auf die Luc. 22, 24—30. erzählte Streitigkeit der Jünger über den Vorrang, die man später als Einsetzung des h. Abendmahls, folglich auch später als die Osterlammsmahlzeit (s. V. 20.: μετὰ τὸ δειπνῆσαι) anzusetzen hat. V. 27.: ἐγὼ δέ εἰμι ἐν μέσῳ ὑμῶν ὡς ὁ διακονῶν geht auf die Verrichtung eines Dieners bei Mahlzeiten, welcher Jesus sich unterzogen hatte, wovon Lucas jedoch nichts gesagt hat, und V. 28—30. setzt den Weggang des Verräthers voraus, welches Factum Lucas ebenfalls unerwähnt gelassen hat. Zur Vervollständigung seines Ev. dient also der Abschnitt Joh. 13, 1—30.

In demselben wird auch V. 2.: τοῦ διαβόλου ἤδη βεβληκότος εἰς τὴν καρδίαν Ἰούδα Σίμωνος Ἰσκαριώτου und V. 27.: καὶ μετὰ τὸ ψωμίον τότε εἰσῆλθεν εἰς ἐκεῖνον ὁ σατανᾶς ein kleines Versehen des Lucas verbessert, welcher Ev. 22, 3. bemerkt hat: εἰσῆλθε δὲ ὁ σατανᾶς εἰς Ἰούδαν τὸν ἐπικαλούμενον Ἰσκαριώτην und damit behauptet, der Teufel sey noch vor der letzten Mahlzeit in den Verräther unter den Zwölfen gefahren. Dagegen berichtet Johannes, Judas Ischarioth sey zwar noch vor dieser Mahlzeit durch satanische Eingebung auf den verruchten Gedanken gekommen, den Synedristen seinen Lehrer zu überliefern, aber immer dabei noch unschlüssig gewesen, ob, wann und wie er sein Vorhaben ausführen werde; erst, nachdem er den Bissen genommen, den Jesus ihm während der letzten Nacht reichte, sey der Satan in ihn gefahren, habe sich seiner so bemächtigt, daß sein schändlicher Vorsatz nun unerschütterlich fest stand und er in der Absicht, denselben auf der Stelle auszuführen, sich entfernte. S. V. 30.: λαβὼν οὖν τὸ ψωμίον ἐκεῖνος εὐθέως ἐξῆλθεν. Von seinem Weggang wird zwar auch in den ersten zwei Evangelien keine Erwähnung gethan, aber Lucas ist doch der Einzige unter den Synoptikern, der die Verrätherei des Judas aus-

drücklich satanischer Eingebung zuschreibt, daher Johannes in seinem Bericht über die Ereignisse der letzten Nacht auf die ersten zwei Synoptiker keine Rücksicht genommen haben kann.

Was Jesus nach dem Weggang des Verräthers zu seinen Jüngern sagte, ist Joh. 13, 31 ff. berichtet. Der Zusammenhang zwischen Cap. 13. und 14. wird besser hergestellt werden, wenn man die Luc. 22, 31—38. erzählten Reden Jesu dazwischen einschaltet. Die Vorherverkündigung der Verleugnung Petri Joh. 13, 38. ist sonach eine spätere als die Luc. 22, 34. berichtete; eine dritte Vorherverkündigung ist nach Marc. 14, 26—31. auf dem Wege nach Gethsemane anzunehmen.

Aus Joh. 14, 22.: λέγει αὐτῷ Ἰούδας, οὐχ ὁ Ἰσκαριώτης geht hervor, daß die Empfänger des vierten kanon. Ev. schon wußten, unter den zwölf Aposteln seyen zwei Judasse gewesen, was sie nur aus dem Ev. des Lucas erfahren haben konnten, da Matthäus und Marcus in den Namensverzeichnissen der zwölf Apostel nur einen einzigen Judas, den Verräther, aufführen.

Man ist hiernach vollkommen berechtigt, Joh. 14, 30. 31. als Beziehung auf den Bericht des Lucas über den Kampf auf Gethsemane zu nehmen, und das Zeugniß des johanneischen Ev. wird uns abhalten, diesen Kampf als Mythus aufzufassen.

Lust des Apostels vernehmen. — Neben den vielen Vortrefflichen, das diese Reden enthält, finden sich auch viel Schiefe und Uebertriebene, Manches auch, bei dem man nicht recht klar wird, was eigentlich damit gemeint sey, z. B. S. 116, 117. Wenn es freilich wahr ist, daß (S. 118) selbst christliche Lehrer in öffentlicher Rede nicht blos dem Zeitgeiste fröhnen, sondern ihn sogar auch öffentlich für den heil. Geist selber erklären und die Menschen auffordern, seinen Eingebungen zu folgen — was uns doch zu viel behauptet scheint — dann müssen freilich, wie der Verf. sagt, die Unmündigen verführt, die Schwachen irre geleitet, die Kraft der Wahrheit gelähmt, das Ziel aller Menschenbestimmung verrückt, die Ordnung des Heils umgekehrt und alle Begriffe von Wahrheit und Recht verwirrt werden.

Wir glauben hiermit hinlänglich dargethan zu haben, was diese fünf Reden enthalten und welchen Werth sie haben. Wenn sie auch gerade nichts Neues enthalten, so sind sie doch ein Wort zur rechten Zeit, das da dienet zur Lehre, zur Warnung und Ermahnung, und Alle, die mit dem Herrn Verf. von gleichem christlichen Geiste beseelt sind, werden ihm für seine Mittheilungen Dank wissen.

A.

nicht gewußt, daß Christus auferstehen werde, habe irren können, und oben ist außerdem noch gezeigt worden, daß die Annahme, Christus habe seine Auferstehung vorausgesehen, unseren Vorstellungen von der Möglichkeit eines Vorherwissens widerstreitet.

Käme nun gar noch hinzu, daß diejenigen Stellen, in welchen Jesus seine Auferstehung angedeutet haben soll, deutliche Spuren eines, von Seiten der Evangelisten nicht selten (vergl. Joh. 21, 18—23.) Statt findenden, Mißverstehens an sich trügen: so wüßte ich nicht, welcher andere Umstand noch fehlte, um uns völlig zu überzeugen, der Heiland habe seine Auferstehung weder vorherverkündigt, noch vorausgesehen. Solche Spuren finden sich nun in der That, und es wird nicht schwer fallen, sie überall, freilich mehr oder weniger in die Augen fallend, nachzuweisen.

Betrachten wir zuerst Matth. 12, 39—42: „Das böse und ehebrecherische Geschlecht begehrt ein Zeichen; es wird ihm jedoch kein Zeichen gegeben werden, es sey denn das Zeichen des Propheten Jonas. Denn so wie Jonas drei Tage und drei Nächte in dem Bauche des Seeungeheuers war, also wird auch des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte im Schooß der Erde seyn. Die Niniviten werden am Gerichtstage auftreten gegen dieses Geschlecht, und werden es verdammen; denn sie bekehrten sich nach des Jonas Predigt. Und siehe, hier ist mehr, als Jonas. Die Königin von Mittag wird am Gerichtstage auftreten gegen dieses Geschlecht, und wird es verdammen; denn sie kam vom Ende der Erde, Salomo's Weisheit zu hören. Und siehe, hier ist mehr, als Salomo." Offenbar läßt hier Matthäus den Heiland seine Auferstehung vorhersagen; vergleichen wir jedoch die ähnliche Aeußerung Jesu Matth. 16, 4. und die Parallelstelle Luc. 11, 29. 30: so sehen wir, daß an beiden Orten die, Matth. 12, 40. gegebene, Erklärung von dem Zeichen des Propheten Jonas fehlt, und wir müssen schon hieraus einigen

Verdacht schöpfen, daß die beigefügte Deutung nicht von Jesu selbst herrühre, sondern nur ein Zusatz des Matthäus, wo nicht gar einer noch späteren Hand sey. Dies aber wird um so wahrscheinlicher, da man den 40. Vers, ohne dem Zusammenhange die mindeste Gewalt anzuthun, von Jesu eigener Rede absondern und als ein erklärendes Einschiebsel des Berichterstatters ansehen könnte, in welchem Falle vielleicht das ἐσται wie ἐσομενος ἦν zu nehmen wäre und übersetzt werden müßte: „Denn so wie Jonas drei Tage und drei Nächte in dem Bauche des Seeungeheuers war, so sollte auch des Menschen Sohn, u. s. w." So aufgefaßt wären die Worte nur als die subjective Ansicht des Erzählers zu betrachten, und wie sich bei demselben, und bei den Jüngern Christi überhaupt, diese Ansicht ausbilden konnte, liegt vor Augen. Je wichtiger ihnen nämlich die Auferstehung ihres Meisters erscheinen mußte, um so weniger vermochten sie sich zu erklären, daß sie so ohne alle vorhergegangene Andeutungen erfolgt seyn sollte, zumal da Christus nach seiner Wiederbelebung Mehre von ihnen ihrer Kleingläubigkeit wegen getadelt hatte; sie maaßen sich selbst daher die Schuld bei, daß ihnen das Ereigniß so unerwartet gewesen, riefen sich Jesu frühere Reden in das Gedächtniß zurück, suchten in ihnen auf seine Auferstehung hinzielende Aeußerungen, und überredeten sich auch bald, dergleichen wirklich gefunden zu haben, was um so leichter geschehen konnte, als Jesu Reden bisher nicht aufgezeichnet, sondern blos dem Gedächtniß der Zuhörer anvertraut waren. Denn, daß uns, was namentlich diejenigen Stellen betrifft, in welchen der Heiland von seiner Auferstehung geredet haben soll, nicht seine eigenen Worte überliefert sind, beweiset außer dem Umstande, daß die Berichte der Evangelisten den Worten nach von einander abweichen, besonders Matth. 16, 21. Marc. 8, 31., wo nicht die Rede Jesu selbst, sondern nur der Inhalt derselben angeführt wird.

Was bis hieher indeſſen bloße Vermuthung ſcheint, wird zur Gewißheit, wenn wir bei einer unbefangenen Betrachtung bemerken, daß die im Evangelium hinzugefügte Erklärung den Umſtänden, unter welchen, und dem Zuſammenhange, in welchem Jeſus redete, durchaus nicht entſpricht. Was nämlich das Erſte anlangt, ſo dürfen wir mit Recht die Frage aufwerfen: Konnten die Phariſäer, mit denen Jeſus redete, ihn verſtehen, wenn er von ſeiner Auferſtehung in den, Matth. 12, 40. angeführten, Worten ſprach? Müſſen wir dieſes aber verneinen, ſo wird auch wohl die zweite Frage, ob Jeſus nichts deſtoweniger, alſo völlig nutzlos und eitel, ſo geredet habe, ſchwerlich bejaet werden können. Man beleuchte ferner nur einmal das Gleichniß, ob es des Mannes würdig ſey, dem wir ſonſt die ſchönſten und treffendſten Bilder zu verdanken haben. Giebt es wohl etwas Unſtatthafteres und Matteres, als: „Das böſe und ehebrecheriſche — — — in dem Schooß der Erde ſeyn?“ Ich will nicht erinnern, daß Jeſus, da er in ſeinem neuen Leben nur ſeinen Jüngern, nicht aber den Phariſäern erſchien, ſeine Auferweckung nicht wohl als ein den letzteren gegebenes Zeichen charakteriſiren konnte; eben ſo wenig will ich darauf aufmerkſam machen, daß er ſich bei dem Allen doch verrechnet haben würde, da er ja nicht wirklich drei Tage und drei Nächte*), ſondern nur zwei Nächte und einen Tag im Grabe war; ich frage nur, ob denn das Verborgenſeyn des Jonas in des Ungeheuers Bauch den Niniviten in der That ein Zeichen war; ob ſie, welche über hundert Meilen vom Mittelmeer entfernt wohnten, wiſſen konn-

*) Dieſer Ausdruck iſt zu beſtimmt, als daß man ihn, wie Krehl (ſiehe deſſen Diſſert. pag. 6.) will, für die ſprichwörtliche Bezeichnung einer kurzen Zeit und für gleichbedeutend mit der Redensart „am dritten Tage“ nehmen könnte. Freilich muß man einräumen, daß auch der Erzähler wohl wußte, daß Chriſtus keine drei Tage und drei Nächte im Grabe gelegen habe, aber ihm läßt ſich eher eine Uebereilung zutrauen, als dem von ſich ſelber aus der Tiefe ſeines Bewußtſeyns redenden Heilande.

ten, was ſich mit Jonas zugetragen, daß er nämlich, weil er ſich dem ihm gewordenen Auftrage habe entziehen wollen, von einem Unthier ſey verſchlungen worden. Der Prophet ſelbſt konnte ſich unmöglich darauf berufen, und es als ein Zeichen ſeiner göttlichen Sendung geltend machen, da ja die Niniviten, ſtatt dieſe ſo wunderbare Erzählung für ein Zeichen zu nehmen, vielmehr ein Zeichen für die Wahrheit derſelben gefordert haben würden.

Was endlich die Sache über allen Zweifel erhebt, iſt dieſes, daß Jeſus ſelbſt gegen die Erklärung des Berichterſtatters zeugt, indem er nämlich auf die, von ihm vorgetragene, Gleichnißrede ſeine eigene Erklärung folgen läßt: „Das Zeichen des Propheten Jonas, will er Matth. 12, 40. 41. ſagen, war ſeine Bußpredigt. Sie hatte ihre Beglaubigung in ſich ſelbſt; die Niniviten konnten ihre Wahrheit nicht leugnen; ſie verlangten alſo kein Zeichen und bekehrten ſich. Mein Zeichen, fährt er fort, iſt auch die Bußpredigt, und obwohl auch ſie ihre Beglaubigung in ſich ſelber hat, obwohl auch ihr nicht leugnen könnt, daß ich die Wahrheit rede, verlangt ihr nichts deſtoweniger ein Zeichen für die Untrüglichkeit meiner Worte. Und doch verdiene ich mehr Glauben, als Jonas. Deshalb erwartet auch die Niniviten in jenem Leben ein beſſeres Loos, als euch; ihr werdet verdammet werden, ſie aber werden euch beſchämen, und eure Ankläger, eure Richter ſeyn; denn was ſie thaten, konntet auch ihr thun, thatet es aber nicht. Eben ſo zeugt gegen euch die Königin von Mittag. Denn als ſie kam zu Salomo, verlangte ſie nichts weiter, als ſeine Rede zu vernehmen. Und doch bin ich mehr, als Salomo.“ — Noch deutlicher wird dies aus der Parallelſtelle Luc. 11, 30—32., wo nicht die wundervolle Rettung des Propheten, ſondern er ſelbſt, ſein Auftreten als Bußprediger, das Zeichen genannt wird. Ein ſolches Zeichen war auch Chriſtus ſeiner Zeit, ein Zeichen, das ihr laut predigte, in welchen

Sünden sie befangen sey, und wie Noth ihr die Bekehrung thue. Weder die Niniviten, noch die Zeitgenossen Jesu hatten, ein anderes Zeichen zu verlangen, Ursach.

So unmöglich es indeß auch fällt, mit dieser eigenen Erklärung des Heilandes die Ansicht des Berichterstatters zu vereinigen, so verdient dennoch dieser Letztere (wenn es anders der Verfasser des Evangeliums selbst, und nicht vielmehr ein Unbekannter ist, von welchem der 40. V. als ein Einschiebsel herrührt) unser größtes Zutrauen, da er, ungeachtet seiner verschiedenen Auslegung, uns doch die eigenen Worte Jesu so getreu berichtet hat, daß uns der wahre Sinn nicht zweifelhaft seyn kann. Nichts destoweniger möchte ich eine so taktlose Deutung dem Matthäus selbst nicht aufbürden, sondern sie lieber als die Glosse eines Abschreibers betrachten. Widerspricht ihr doch der Apostel im Verlaufe seines Evangeliums, indem er Cap. 16, 21. bestimmt erklärt, daß sich Jesus nicht früher, als zu der Zeit, da er zum zweitenmale nach Jerusalem hinaufzuziehen beschloß, über seine Leiden und seine Auferstehung geäußert habe.

Eine fast in jeder Hinsicht ähnliche Stelle ist Joh. 2, 19—22: „Brechet diesen Tempel ab, und am dritten Tage will ich ihn wieder aufrichten. Da sprachen die Juden: Dieser Tempel ist in sechs und vierzig Jahren erbauet, und du willst ihn in dreien Tagen aufrichten? Er aber redete von dem Tempel seines Leibes. Als er nun auferstanden war von den Todten, erinnerten sich seine Jünger, daß er dies gesagt hatte, und glaubten der Schrift und dem Worte, das Jesus geredet hatte.“ Hier liegt sogleich deutlich vor Augen, was wir in der vorigen Stelle erst zu beweisen hatten, daß Jesus seine Worte nämlich nicht selbst auf die Auferstehung deutet, sondern daß es lediglich von dem Erzähler geschieht: „Er aber redete von dem Tempel seines Leibes.“ Ja, der Berichterstatter hat es kein Hehl,

daß man erst, als Jesus bereits auferstanden war, darauf gekommen sey, sowohl in den Schriften, als in den Reden Christi die Auferstehung angedeutet zu finden, indem er hinzusetzt: Da er nun auferstanden war u. s. w., ein Verfahren, das überhaupt nicht ungewöhnlich bei den Evangelisten gewesen zu seyn scheint. Vergl. Joh. 12, 16. Es ist also lediglich die Meinung des Berichterstatters, die wir hier vor uns sehen, und daß dieselbe als ein Kind des Vorurtheiles aller Wahrheit entbehre, wird uns völlig klar werden, wenn wir die Umstände berücksichtigen, unter welchen Jesus die bezüglichen Worte redete. Als er nämlich die Krämer und Wechsler aus dem Tempel getrieben hatte, begehrten die Juden zu wissen, aus welcher Machtvollkommenheit er dieses thue, und nun antwortete er: Brechet u. s. w. Wie sonderbar, hätte Christus dabei an seine Auferstehung gedacht! Durfte er erwarten, daß ihn die Juden verstanden, wenn er im Angesicht des Tempels sich des Ausdruckes „Tempel" bediente, und doch nur seinen Körper damit meinte? Und sollte der, welcher sagte: „Ich muß wirken, so lange u. s. w.," seine Zeit mit unnützem Geschwätze hingebracht haben? Daß aber die Juden seine Worte wirklich nicht auf die Zerstörung seines Leibes, sondern des wirklichen Tempels bezogen, erhellt nicht bloß aus der Antwort, welche sie V. 20. geben, sondern auch aus Matth. 26, 61. wo sie auf die Behauptung Jesu, den Tempel zerstören zu können, ihre Hauptanklage gründen, und aus Matth. 27, 40. Marc. 15, 29., wo sie ihn dieser seiner Aeußerung wegen noch im Tode verspotten.

Am überzeugendsten geht endlich aus Marc. 14, 58. hervor, daß Jesus nicht, wie der Erzähler meint, von dem Tempel seines Leibes geredet habe. Hier wird nämlich von den Zeugen*) gerichtlich ausgesagt, daß

*) Daß sie falsche Zeugen genannt werden, thut zu der Sache nichts: falsche Zeugen waren sie nach der Ueberzeugung des Evangelisten.

sich Jesus bei der Gelegenheit, deren Joh. 2. erwähnt wird, folgender Maaßen ausgedrückt habe: „Ich will diesen von Händen gemachten Tempel abbrechen und in drei Tagen einen andern auferbauen, der nicht von Händen gemacht ist;" eine Aussage, deren Wahrheit der Angeklagte stillschweigend anerkennt, und in welcher die Worte „diesen von Händen gemachten" und „der nicht von Händen gemacht ist" auch deshalb nicht als falscher Zusatz der Zeugen erscheinen können, da man nicht wohl einsieht, was sie besonders durch eine solche Hinzusetzung gewonnen haben würden. Dazu sieht es auch dem Heilande durchaus nicht unähnlich, wenn er sich gerade auf diese Weise geäußert hat; ja, er konnte sich nicht anders äußern, wenn er den Juden eine passende Antwort geben wollte. „Ihr fraget mich, dies war der Sinn seiner Worte, mit welchem Rechte ich den Tempel säubere. Wisset also, ich bin gekommen, die Gottesverehrung von allen Mißbräuchen zu reinigen und zu vergeistigen, und besitze die dazu erforderliche Kraft. Brechet diesen von Menschenhänden erbaueten Tempel ab, d. h. begebet euch eures, größtentheils auf Menschensatzungen beruhenden, Gottesdienstes, und in kurzer Zeit (in drei Tagen) will ich einen anderen, nicht von Menschenhänden erbaueten, Tempel aufrichten, einen Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit anordnen." So wenigstens scheint auch Stephanus (Act. 6, 13. 14.) die in Rede stehende Aeußerung gedeutet zu haben, da ihn seine Ankläger zu den Worten: „Wir haben ihn sagen hören: Jesus von Nazareth wird diese Stätte zerstören," den erklärenden Zusatz machen lassen: „und wird die Religionsgebräuche ändern, welche uns Moses gegeben hat."

Bei allem diesem müßte es wahrlich Wunder nehmen, wenn die, Joh. 2, 21. 22. gegebene, grobsinnliche Erklärung wirklich von dem so geistigen Johannes selbst, und nicht vielmehr von dem Unbekannten herrühren sollte, der das, von dem Apostel vielleicht nur frag-

mentarisch aufgezeichnete, Evangelium zu einem Ganzen verarbeitete. Ein solcher späterer Ausarbeiter scheint sich wenigstens in einigen Stellen zu verrathen. So athmet in dem ganzen 21. Cap. durchweg ein fremder Geist, besonders auffallend aber ist daselbst V. 24: „Dies ist der Jünger, der von diesen Dingen zeugt und dies geschrieben hat. Und wir wissen, daß sein Zeugniß wahr ist.“ Offenbar sind hier zwei Personen zu unterscheiden, eine, welche redet, („wir wissen“) und eine andere, von welcher geredet wird („dies ist der Jünger“ u. s. w.) *). Dasselbe möchte sich aus Joh. 19, 35. schließen lassen, wo, wenn die Worte καὶ ὁ ἑωρακὼς μεμαρτύρηκε u. s. w. von Johannes selbst herrührten, gewiß μαρτυρεῖ st. μεμαρτύρηκε stehen würde, denn ein Schriftsteller wird nie, wenn er sich selbst meint, schreiben: „dies hat Jemand bezeugt, der es gesehen, sondern: „dies bezeugt (jetzt, indem er es schreibt) Jemand, der“ u. s. w. Da nun an keinem anderen Orte des johanneischen Evangeliums berichtet wird, der Heiland habe seine Auferstehung vorher gesagt, sich Joh. 20, 9 vielmehr das freimüthige Geständniß finden, die Jünger hätten nichts davon gewußt, daß Jesus am dritten Tage sein Grab verlassen sollte: so glaube ich mit gutem Grunde auch diese Stelle als von dem späteren Bearbeiter herrührend ansehn zu dürfen. Dann aber möchte das gänzliche Schweigen des Johannes ein sehr bedeutungsvolles sein, da er keineswegs die Gelegenheiten unberührt läßt, wo Christus nach den Berichten der übrigen Evangelisten von seiner Auferstehung geredet haben soll. Dies sehen auch die Vertheidiger **) der von uns angefochtenen Meinung sehr wohl ein, und behaupten, Johannes lasse Jesum allerdings mehr denn einmal und sogar ausführlicher, als die übrigen

*) Vergl. das Leben Jesu von Dr. Paulus, Th. I. S. 150. 151.

**) Süßkind: „Bemerkungen in Beziehung auf die Frage, ob Jesus seine Auferst. bestimmt vorhergesagt habe,“ in Flatt's Magazin, Sieb. St. S. 182 ff. — Reinhard: De Christo suum etc. — Krehl: De momento etc.

Evangeliſten, von jenem wichtigen Ereigniß reden, und wenn bei ihm (Joh. 14, 16. 16, 16 u. a. m.) auch nicht die Wörter Auferſtehung und Auferweckung vorkämen, ſo ergebe ſich doch aus dem Zuſammenhange, daß kein anderer Gegenſtand gemeint ſey. So muß ich mich denn aus Achtung gegen meine gelehrten Gegner auf einen Gegenbeweis einlaſſen, den eigentlich Johannes ſelbſt in jedem ſeiner klaren Worte führt.

Was nämlich zuerſt Joh. 14, 16. ff. betrifft, ſo leugnet ſelbſt Süßkind, der ſich am ausführlichſten darüber verbreitet, keineswegs, daß Jeſus theilweiſe vom Paraklet rede, meint aber, es ſey dies nicht der einzige, den Jüngern dargereichte Troſt, ſondern neben dieſer Verheißung werde von dem Heilande auch auf ſeine Wiederbelebung (V. 19.) und die himmliſche Seligkeit (V. 23.) hingewieſen, welche ſeiner treuen Anhänger harre. Jedenfalls alſo, dies muß auch von den Gegnern wegen V. 16 und 26. eingeräumt werden, beziehen ſich die Worte Jeſu an dieſer Stelle wenigſtens theilweiſe auf den Paraklet. Wie aber, wenn ſie ſich nicht etwa nur theilweiſe, ſondern in ihrem ganzen Umfange auf das aller Einfachſte und Leichteſte auf den Paraklet beziehen ließen, würde es da nicht die größte Willkühr verrathen, wenn man deßungeachtet einige Verſe zwar von dem Beiſtande des heiligen Geiſtes, andere aber von der Auferſtehung und wieder andere von der Seligkeit im Himmel verſtehen wollte? Ich glaube, jeder Unpartheiiſche wird dieſe Frage bejahen müſſen, und ſo läge es mir nur ob, im Folgenden zu zeigen, daß die ganze Stelle gar wohl einzig und allein auf den Paraklet gedeutet werden kann.

V. 16: Ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen anderen Beiſtand (als ich euch bisher geweſen bin) verleihen, damit derſelbe ewig (im Gegenſatze zu meinem kurzen Zuſammenſeyn mit euch) bei euch bleibe, 17. den Geiſt der Wahrheit, welchen die Welt

[redacted] ihn, [redacted] 18. [redacted] werde euch also nicht verwaiſet laſſen*); ich komme zu euch (nämlich durch meinen, euch unter dem Namen des Paraklet verheißenen, Geiſt, der mit dem heiligem Geiſte Eins iſt. Vergl. über die Identität beider Joh. 16, 14. 15. 20, 22. 23. 1 Petr. 1, 11. Gal. 4, 6. Phil. 1, 19.). 19. Es währt nicht lange mehr, dann wird mich die Welt nicht mehr ſehen, ihr aber werdet mich ſehen (werdet dennoch mit mir vereinigt ſeyn**); denn was ich lebe***), (daſſelbe ſollt

*) Auf die Auferſtehung läßt ſich dieſer Vers ſchon deswegen nicht beziehen, weil durch ſie das Verwaiſetſeyn der Jünger wohl einige Zeit unterbrochen, nicht aber aufgehoben wurde.

**) Gegen dieſe Auslegung, nach welcher das Sehen (θεωρειν) das erſte Mal von einem leiblichen, das zweite Mal aber von einem geiſtigen Sehen zu verſtehen iſt, erklärt ſich Süßkind nachdrücklich, indem, wie er meint, dadurch der Gegenſatz, welchen Chriſtus doch offenbar zwiſchen der Welt und den Jüngern machen wolle, völlig aufgehoben werde. Damit kann ich jedoch keineswegs einverſtanden ſeyn. Schon V. 17. hatte der Heiland geäußert, daß nicht die Welt, wohl aber die Jünger den Paraklet, der, wie ſchon angedeutet, mit dem Geiſte Chriſti identiſch iſt, erkennen, geiſtig ſehen und empfangen könnten. Da nun dieſe Erklärung durch V. 19. durchaus nicht aufgehoben wird: ſo bleibt immer noch der Gegenſatz: „Die Welt kann meinen Geiſt nicht ſchauen, nicht in ſich aufnehmen. Wird ihr nun auch meine äuſſere Erſcheinung geraubt, ſo ſiehet ſie mich gar nicht, weder geiſtig, noch körperlich, mehr; nur ihr werdet mich auch nach meinem Tode noch ſchauen.“ Wollte man überhaupt dem, von Süßkind aufgeſtellten, Grundſatze huldigen, ſo müßte Jeſus, wenn er, gleichfalls in einem Gegenſatze redend, zu der Samariterin Joh. 4, 14. ſagt: „Wer aber von dem Waſſer trinkt, das ich ihm geben werde, den wird nie wieder dürſten,“ auch wirkliches Waſſer und eigentlichen Durſt gemeint, oder aber müßte die Ueberzeugung gehabt haben, im Himmelreiche wirklichen Wein zu trinken, als er ſich Matth. 26, 29. äußerte: „Ich werde nun nicht eher wieder von dieſem Gewächs des Weinſtocks trinken, als bis ich neu mit euch es trinke im Reiche meines Vaters.“

***) Ich nehme das ὁ, τι hier in ſeiner urſprünglichen Bedeutung „das, was,“ und finde an dieſem Orte den, nicht bloß von Chriſtus (vergl. nur gleich den folgenden Vers: καγω ἐν ὑμιν) und Johannes (vergl. 1 Joh. 3, 24. u. a. m.), ſondern auch von den andern Apoſteln

welches ich lebe) ſollt auch ihr leben. 20. An jenem Tage werdet ihr erkennen, daß ich in meinem Vater bin, und ihr in mir, und ich in euch (daß ich mit dem Vater, und ihr mit mir, und ich mit euch in der innigſten Verbindung ſtehe. 21. Wer meine Gebote kennt und ſie befolgt, der liebt mich. Wer mich aber liebt, wird von meinem Vater geliebt werden; auch ich werde ihn lieben und werde mich ihm offenbaren. (Vergl. V. 19.) 22. Judas, nicht der Iſcharioth, ſpricht zu ihm: Herr, und was heißt das, daß du dich uns willſt offenbaren, und nicht der Welt? 23. Jeſus antwortete und ſprach zu ihm: Wenn Jemand mich liebt, ſo wird er meine Lehre befolgen, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und werden Wohnung bei ihm machen*). 24. Wer mich nicht liebt, der folget meiner Lehre nicht. Und die Lehre, welche ihr hört, iſt nicht mein, ſondern des Vaters, der mich geſandt hat. (Darum wird, wer mich nicht höret, auch von meinem Vater nicht geliebt, nicht ge-

---

(Röm. 8, 9 ff. Gal. 2, 20. u. a. m.) häufig ausgeſprochenen, Gedanken wieder, daß Chriſtus, d. h. ſein heiliger Geiſt, in uns leben ſolle. Keine andere Ueberſetzung entſpricht überdies ſo vollkommen dem Zuſammenhange; vor allem aber ſcheint es mir unpaſſend, die Worte ἐγω ζω auf die Auferſtehung zu beziehen, denn alsdann hätte Chriſtus nicht das Präſens, ſondern das Futurum ἐγω ζησω gebrauchen müſſen.

*) So gewiß ſich die Frage des Judas: „Herr, was heißt das" u. ſ. w. auf die Aeußerung Jeſu im 19. Verſe: „Die Welt wird mich nicht mehr ſehen, ihr aber werdet mich ſehen," bezieht, ſo gewiß berückſichtigt die Antwort Jeſu im 23. Verſe: „Wenn Jemand" u. ſ. w. die Frage des Judas. Hieraus folgt aber unleugbar:

1) daß die Worte V. 19: „Ihr werdet mich ſehen," und V. 21: „Ich werde mich ihm offenbaren," ſowohl dem Judas, als Jeſu ſelbſt, indem er die Erklärung ſeines Jüngers nicht mißbilligte, als gleichbedeutend galten; und

2) daß nach Jeſu V. 23. gegebener Erörterung unter den Worten: „Ihr werdet mich ſehen," oder: „Ich werde mich euch offenbaren," nichts anderes zu verſtehen iſt, als: „Ich und der Vater werden Wohnung bei euch machen, d. h. mein und des Vaters Geiſt (beide ſind Eins) werden ſich in eure Herzen ſenken, werden in euch leben, euch nicht verwaiſet laſſen. Vergl. V. 18.

würdigt werden, seine Wohnung zu seyn.) 25. Dieses habe ich zu euch gesagt jetzt, da ich noch bei euch bin. Der Beistand aber, der heilige Geist — — — und so ist also noch immer vom Paraklet die Rede.

Die andere Stelle des johanneischen Evangeliums, Joh. 16, 16. ff., in welcher Süßkind eine Andeutung auf Jesu Auferstehung finden will, scheint mir gleichfalls nach Art der eben in Erwägung gezogenen erklärt werden zu müssen. Der Heiland äußert nämlich im Anfange des Cap., seine Jünger würden schwere Verfolgung leiden müssen, und er sage ihnen dieses voraus, damit die Trübsal sie nicht unerwartet und unvorbereitet treffe. (Siehe V. 1—4.). Anfänglich habe er es ihnen freilich verschwiegen, jetzt aber, da er von ihnen scheide, dürfe er es ihnen nicht länger vorenthalten (V. 5.) Sie möchten sich indessen über sein Scheiden nicht so sehr betrüben, wie sie thäten, denn es sey für sie gut, daß er von ihnen ginge. Erst nach seinem Tode würden sie selbstständig werden und den heiligen Geist empfangen. Dieser, in ihnen wirksame, heilige Geist werde die Welt der Sünde überführen, daß sie nicht an den Heiland geglaubt habe, die Unschuld und Gerechtigkeit des, zu seinem Vater eingegangenen, Sohnes an den Tag bringen und über den Geist der Welt den Sieg davon tragen. (V. 6—11.) Er habe ihnen noch viel zu sagen, aber sie würden ihn jetzt noch nicht fassen; der heilige Geist jedoch werde sie in alle Wahrheit leiten, und das Werk der Erlösung in seinem (Christi) Geiste fortführen. (12—15.) „In kurzer Zeit, fährt er dann V. 16. fort, werdet ihr mich nicht schauen, aber wiederum in kurzer Zeit werdet ihr mich sehen, denn ich gehe zum Vater," um euch (dies dürfen und dies müssen wir aus V. 7 ergänzen) den heiligen Geist zu senden, in welchem ich mich euch offenbaren, euch gleichsam sichtbar werden will*).

*) Auch hier wendet Süßkind wieder ein, daß dem Nichtsehen, welches sich doch offenbar auf das persönliche Ent-

Für diese Auslegung spricht auch das Folgende, namentlich das Bild, welches Jesus gebraucht, um den fragenden Jüngern deutlich zu machen, was er unter dem Wiedersehen verstehe. Es ist dies das Bild eines gebärenden Weibes. Sie leidet während ihres Gebärens große Schmerzen, ist das Kind aber geboren, so wird ihr Schmerz in Wonne verwandelt. Gewissermaaßen ließe sich dies freilich auch auf die Angst der Jünger bei des Heilands Tode und ihre Freude nach seiner Auferstehung beziehen; jedoch weit passender und dem Zusammenhange des ganzen Cap. weit angemessener bezeichnet der Schmerz den Kampf, welchen die Jünger nach V. 23. gegen die Welt bestehen sollten, die Anstrengung des Gebärens aber die Arbeit der Jünger, um das Reich Gottes in's Leben zu setzen, also gleichsam zu gebären, und die darauf folgende Freude (denn Niemand soll sie von ihnen nehmen) die Seligkeit über das Gelingen ihrer Bemühungen, eine Seligkeit, die ihnen in das ewige Leben nachfolgte. Nun läßt sich endlich auch leicht erklären, warum Jesus V. 23. hinzusetzt: „An jenem Tage werdet ihr mich um nichts befragen;" denn nun, nachdem sie durch den heiligen Geist selbstständig geworden waren, bedurften sie der persönlichen Belehrung des Heilandes nicht mehr. So wohl dieser Zusatz aber, als die Bezeichnung der Freude als einer ewigen und ungetrübten, möchte, wenn man die Worte auf Jesu Auferstehung bezöge, gar große Schwierigkeit haben, da die Apostel weder aufhörten, den Heiland nach seiner Auferstehung zu befragen, noch ihre Freude über ihren zwar auferweckten, ihnen bald aber wieder entrissenen Meister eine ununterbrochene war.

---

ferntseyn des Heilandes beziehe, ein Wiedersehen entgegengesetzt werde, und der Gegensatz daher schlechterdings denselben Begriff des Sehens in beiden Sätzen erfordere. Doch darüber habe ich mich erst eben erklärt. Ueberdies wird hier das Sehen sogar durch zwei verschiedene Wörter θεωρειν und ὀψεσθαι bezeichnet.

Auch Joh. 10, 17. 18. wird ſowohl von Süskind als Reinhard und Krehl auf die Auferſtehung Jeſu bezogen, ohne daß jedoch irgend Einer von ihnen einen eigentlichen Grund dafür anführt; denn daß Krehl (S. 10.) ſchreibt: „παλιν λαβειν αὐτην (sc. ψυχην) denotat vivere et in terra quidem," iſt doch wohl nichts weiter, als eine bloße Behauptung, denn warum ſoll ich, auch wenn ich nur meine Hoffnung auf das himmliſche Leben damit bezeichnen will, nicht ſagen können: Ich ſterbe, werde aber mein Leben wieder erhalten? Und müßten dann nicht alle Stellen, wo ſich Chriſtus ähnlich ausdrückt, z. B. Luc. 17, 33.: „Wer da ſuchet ſeine Seele zu erhalten, der wird ſie verlieren; wer ſie aber verlieren wird, der wird ihr zum Leben verhelfen" (Vergl. Matth. 10, 39. Joh. 12, 25.), auch ähnlich interpretirt werden? Wo ſind aber jemals die Apoſtel, auf welche ſich dieſe Verheißung bezieht, leiblich auferſtanden?

Noch unbegründeter, ja, ganz von Gründen entblößt, als ob ſich die Sache von ſelbſt verſtehe, werden von Reinhard und Krehl mehre andere johanneiſche Stellen auf die Auferſtehung bezogen, in denen auch nicht einmal eine einzige Sylbe, die darauf anſpiele, vorkommt. Statt aller, denn dieſes würde meine Unterſuchung nur ungebührlich verlängern, führe ich bloß Joh. 12, 24. an, wo Jeſus ausruft: „Wahrlich, wahrlich ich ſage euch, wenn das Waizenkorn nicht in die Erde fällt und abſtirbt, ſo bleibt es allein. Wenn es aber abſtirbt, ſo bringt es viele Frucht." — Es ſcheint beinahe, als kennten die oben genannten Gelehrten, indem ſie dieſe Worte ſchlechterdings auf die Wiedererweckung des Heilandes beziehen, keine andere Frucht des Todes Jeſu, als ſeine Auferſtehung. Aber wirkte nicht ſein bloßer Tod ſchon wohlthätig auf den Wache haltenden Hauptmann, auf Joſeph und Nicodemus ein? War er nicht das vollgültigſte Zeugniß für ſeinen Gehorſam und ſeine Liebe? Predigt er uns nicht mit lauter Stimme: Alſo hat Gott die Welt geliebt u. ſ. w.?

Schlug er nicht die irdiſchen Meſſiaserwartungen der nun erſt ſelbſtſtändig werdenden Jünger mit Einem Schlage nieder? Was berechtigt uns alſo, beſonders an die Auferſtehung zu denken? Iſt doch das Gleichniß vom Waizenkorn nur dann recht paſſend, wenn man annimmt, Chriſtus habe ſich deſſelben bedient, ohne ſeine Auferſtehung zu erwarten; denn das geſäete Waizenkorn ſelbſt erſtehet ja nicht, ſondern verweſet (dieſe Bedeutung ſcheint wirklich in dem ἀποθνησκειν zu liegen) und verjünget ſich nur in der neuen fruchtbaren Aehre, die ſeinem Staube entkeimt.

In allen dieſen johanneiſchen Stellen iſt alſo keineswegs von Jeſu leiblicher Wiederbelebung die Rede, wie leicht aber ſolche und ähnliche Aeußerungen des Heilandes zu der Meinung Anlaß geben konnten, als habe er wirklich ſeine Auferſtehung angekündigt, davon liefern den augenſcheinlichſten und ſchlagendſten Beweis die rühmlich bekannten Interpreten, deren Behauptung ich im Vorhergehenden zu widerlegen geſucht habe. Wenn ſie aber, die doch ohne Zweifel die Sache ſtill und unbefangen prüfen konnten, ſich dennoch verleiten ließen, jene Aeußerungen auf Chriſti Auferweckung zu beziehen, wie dürfte es uns Wunder nehmen, wenn die Evangeliſten, welche von dem betäubenden Strudel der Begebenheiten, deren Berichterſtatter ſie ſind, ergriffen und mit fortgeriſſen waren, ein Gleiches thaten, und wenn nur etwa Johannes, den nicht umſonſt der Herr zu ſeinem Liebling auserwählet hatte, nur er, der ſeinen Lehrer ganz verſtand und das Geiſtige geiſtig richtete, von dieſem Vorurtheile frei blieb? Wie alſo noch heutiges Tages manche Bibelſtellen, in denen Chriſtus entweder von dem himmliſchen Leben, zu welchem er nach ſeinem Tode einzugehen überzeugt war (Joh. 10, 17. 18.), oder von ſeiner Paruſie, ſeiner geiſtigen Wiederkunft, der Erſcheinung ſeines Geiſtes in den Herzen ſeiner Bekenner (Joh. 14, 16 ff. 16, 16 ff.), oder endlich von ſeinem, ſiegreich aus dem Staube der Un-

terdrückung sich erhebenden und selbst den Tod (nämlich den Tod des Stifters) überwindenden Reiches redet (Joh. 12, 24.), auf seine leibliche Auferweckung bezogen werden: so geschah es auch schon von den Evangelisten.

Was der Erlöser, wenn er seines bevorstehenden Todes gegen die Jünger erwähnte, über die Fortdauer seines unsterblichen Geistes geäußert haben mag, konnte nämlich um so eher als eine Ankündigung seiner später erfolgenden leiblichen Auferstehung aufgefaßt werden, als sich sein Zeitalter (siehe Dan. 12, 2. 13. 2 Macc. 7, 9. 11, 14. 23. 12, 43. 15, 12. 14. 3 Macc. 7, 14.) und ohne Zweifel auch er selbst (Joh. 6, 39—40. 44. 54. Joh. 11, 25. Matth. 22, 33., wo er die pharisäische Ansicht nur von grobsinnlichen Vorstellungen zu reinigen sucht) das Leben nach dem Tode durch die Auferstehung des Leibes vermittelt dachte, und daher den Eingang in das neue überirdische Leben mit dem Ausdrucke „Auferstehung" zu bezeichnen pflegte.

Ein anderer Trost, den Jesus nach dem Berichte des Johannes seinen Jüngern gewährt, ist die Verheißung seines Geistes. In ihm, den er in ihre Herzen auszugießen verspricht, will er wieder erscheinen. Dieser Gedanke liegt unfehlbar der sogenannten Parusie, der Wiedererscheinung Jesu, zum Grunde, und wenn es ausgemacht ist, daß schon in der frühesten christlichen Kirche statt einer geistigen eine leibliche Erscheinung des Heilandes erwartet wurde, so dürfen wir uns wohl nicht erstaunen, wenn die Apostel, was Christus über seine geistige Wiedervereinigung mit ihnen äußerte, später, als er leiblich auferstanden war, so deuteten, als wenn er von einer leiblichen Wiedervereinigung geredet hätte.

Endlich tröstet er, dem johanneischen Evangelium zufolge, die Jünger mit dem endlichen Siege seiner Stiftung, ermahnt sie, nicht zu verzagen, denn wenn er auch sterben müsse, sein Reich werde nicht untergehen, sondern sich, wie das gesäete Weizenkorn, aus der ihm zugedachten Vernichtung triumphirend erheben. Bedenkt

man nun, daß man (und ganz besonders der Hebräer; vergl. Jes. 26, 19. 52, 2. Ezech. 37, 1—14. Luc. 2, 34.) das Unglück des Einzelnen sowohl, als eines ganzen Reiches, als einen Fall, ja, einen Todesfall, seinen nachfolgenden glücklicheren Zustand aber als eine Auferstehung und Wiederbelebung zu betrachten pflegt; erwägt man ferner, daß sich an Christum das ganze Christenthum knüpft, daß seine eigene Persönlichkeit ganz in dem großen Plane aufging, für welchen und in welchem er lebte, daß er also in dem Schicksale seines Gottesreiches sein eigenes Schicksal sah und fühlte, daß sich ferner in jedem wahren Christen Christus abspiegeln soll, und daß aus allen diesen Gründen die Apostel unter dem Namen Christus nicht selten die ganze christliche Kirche befassen; berücksichtigt man endlich, daß sich Jesus, wie gewöhnlich, so vornehmlich hier, alttestamentlicher Redeweisen bediente, und wahrscheinlich auch Hos. 6, 2., wo unter dem Bilde der Auferstehung von der Erneuerung des jüdischen Reiches die Rede ist, anwandte: so läßt sich nicht verkennen, daß auch die Hoffnung, welche er von dem endlichen Siege seiner zuerst verfolgten und unterdrückten, Stiftung verkündigte, zu dem Glauben Anlaß geben konnte, als habe er seine leibliche Auferstehung, und zwar bestimmt als drei Tage nach seinem Tode erfolgend, vorausgesagt.

Doch diese kurzen Bemerkungen, thun höchstens die Möglichkeit, nicht aber die Wirklichkeit der Sache dar, und darum werde ich mich bemühen, nun auch an den einzelnen Stellen, welche ich aus dieser oder jener falsch verstandenen Aeußerung des Heilandes erkläre, wirklich Spuren eines solchen Mißverständnisses nachzuweisen.

Betrachten wir zuvörderst Matth. 16, 21 ff.! Vrgl. Marc. 8, 31 ff. Luc. 9, 22 ff. — Wenn hier der Evangelist, nachdem er berichtet hat: „Seit der Zeit fing Jesus an, seinen Jüngern zu zeigen, daß er hinauf gen Jerusalem ziehen müßte und viel leiden von den

Aeltesten und Hohenpriestern und getödet werden und am dritten Tage auferstehen," V. 22. fortfährt: „Und Petrus wandte sich zu ihm, hub an ihn zu warnen und sprach: Gott sey dir gnädig! das widerfahre dir nicht!" so leuchtet auf den ersten Anblick ein, daß sich der Ausruf des erschrockenen Jüngers nur darauf beziehen könne, was Jesus von seinem Leiden und Tode, nicht aber, was er von seiner Auferstehung geäußert haben soll; ja, es muß uns sogar mehr, denn wahrscheinlich, werden, daß der Erlöser, als Petrus in jene Worte ausbrach, nichts von seiner glorreichen Wiederbelebung angedeutet habe. Hätte er dieses nämlich gethan, so war es natürlich, daß seine Jünger in tiefes Staunen über Gottes wunderbaren Rathschluß, nicht aber, daß Petrus laut aufschrie über das traurige Schicksal seines Meisters; und da wir nicht wohl bezweifeln können, daß der Apostel jene Worte wirklich ausgerufen habe, so muß uns derjenige Theil der Rede Jesu, der sich auf seine Auferstehung bezieht, verdächtig werden. Auch scheint dieser Verdacht dadurch, daß der Evangelist die Aussage des Heilandes nicht wörtlich, sondern nur dem Sinne nach anführt, und noch mehr durch das Folgende gerechtfertigt zu werden. Nachdem Jesus nämlich (V. 23.) den gutgemeinten Versuch des Petrus, ihn von dem Entschlusse, der Todesgefahr entgegen zu gehen, abzubringen, als unsittlich zurückgewiesen hat, wendet er sich mit dem 24. Verse an sämmtliche Jünger und spricht: „Wer mir nachtreten will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir. Denn wer sein Leben erhalten will, wird es verlieren, und wer sein Leben meinetwegen verlieret, wird es gewinnen." Wer ruft sich hier nicht die ganz ähnliche Aeußerung Joh. 10, 18. in das Gedächtniß zurück: „Ich habe Macht, mein Leben aufzuopfern, und habe Macht, es wieder zu empfangen?" und nehmen wir nun an, der Heiland habe statt jener, von Matthäus nur dem Sinne nach ange-

führten, Worte: „am dritten Tage auferſtehen," ſich dieſer, von Johannes uns aufbewahrten, Aeußerung bedient, und ſich etwa folgender Maaßen ausgeſprochen: „Ich werde freilich getödet werden, aber ich werde mein freiwillig aufgeopfertes Leben auch wieder empfangen:" ſo wird uns Alles klar. Denn erſtens ließ dieſe, von den Apoſteln damals noch richtig, nämlich von einem Fortleben im Himmel, verſtandene, Aeußerung Jeſu gar wohl die ängſtliche Abmahnung des Petrus zu, und zweitens bringt ſie Chriſti Worte V. 21. mit dem, was er vom 24. Verſe an zu ſeinen Jüngern ſagt, in einen innigen Zuſammenhang. Hatte er dort nämlich erklärt, er müſſe noch viel leiden und getödet werden, ſo wendet er ſich hier an ſeine, von ihm zur Nachfolge aufgefordekten, Schüler und ſpricht: „Wer mir nachtreten — — — folge mir;" hatte er dort mit dem Worte „auferſtehen" auf das himmliſche Leben hingewieſen, zu welchem er nach ſeinem Tode wiederum erwachen werde, ſo verſpricht er hier ſeinen Nachfolgern einen gleichen Lohn: „Denn wer ſein Leben — — — wird es gewinnen."

Ich will jedoch keineswegs behaupten, daß gerade dieſe hier gegebene, und keine andere Erklärung die richtige ſey, denn auch der gleich folgende 27. Vers konnte die Apoſtel zu der Meinung veranlaſſen, der Heiland habe bei dieſer Gelegenheit von ſeiner Auferſtehung geredet. „Denn, heißt es daſelbſt, des Menſchen Sohn wird kommen in der Herrlichkeit ſeines Vaters mit ſeinen Engeln, (man denke an die Engel am Grabe des Herrn) und einem Jeden nach ſeinem Thun vergelten," und ſo iſt denn von ſeiner Paruſie, ſeiner geiſtigen Wiedererſcheinung, der Abſpiegelung ſeines herrlichen Weſens in ſeinen Bekennern die Rede, und man wird ſich erinnern, daß auch ſolche Aeußerungen des Heilandes geeignet waren, den Glauben zu verbreiten, er habe ſeine leibliche Wiederbelebung vorausgeſagt.

Uebrigens sind diese verheißene [redacted] Eintreten des Geistes Jesu in die Menschen, diese Begeisterung seines, d. i. des christlichen, Lebens in [redacted] und die von Jesu gleichfalls verheißene siegreiche Ausbreitung des Christenthumes oder der Sieg seines Gottesreiches durchaus verwandte Ideen. Als ähnliche Ideen aber konnten sie auch zu ähnlichen Mißverständnissen Anlaß geben, und deshalb darf es uns nicht auffallen, wenn endlich auch die Aeußerungen Jesu über das siegreiche Aufblühen seiner Stiftung später als auf seine Auferstehung sich beziehend angesehen wurden. So wenigstens möchte ich Matth. 20, 18. 19. (vergl. Marc. 10, 34. Luc. 18, 33.) erklären. Was hier in den beiden Versen („Siehe wir ziehen hinauf nach Jerusalem, und des Menschen Sohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überantwortet werden, und sie werden ihn zum Tode verdammen und den Heiden zur Verspottung, Geißelung und Kreuzigung überliefern; aber am dritten Tage wird er auferstehen.") zusammengefaßt wird, darüber ließ sich Jesus wahrscheinlich weitläuftiger aus, und mochten seine Worte auch hie und da den Jüngern dunkel seyn, so scheinen sie dieselben anfänglich doch nicht von seiner leiblichen Auferstehung, sondern bildlich und zwar von der Frucht seines Todes, von der gleichsam aus seinem Grabe hervorkeimenden zukünftigen Herrlichkeit seines Reiches verstanden zu haben. So muß seine Rede wenigstens, wenn sie den tieferen geistigen Sinn derselben auch verkannte, die Mutter der Kinder Zebedäi gefaßt haben, da sie unmittelbar darauf mit ihren Söhnen zu ihm tritt und bittet: „Verspricht, daß diese meine beiden Söhne in deinem Reiche, der eine zu deiner Rechten, der andere zu deiner Linken sitzen sollen." Wie hätte sie aber zu dieser Bitte kommen sollen, wenn Christus nur von seinen Todesleiden, und nicht vielmehr auch von der zukünftigen Herrlichkeit seines Reiches, das anfänglich zwar unterzugehen und mit dem Stifter begraben zu

werden schien, sich bald aber („nach drei Tagen") aus dem Staube wieder emporwand, unter dem Bilde der Auferstehung geredet hätte? Es ist dabei wohl zu berücksichtigen, daß uns Matthäus unmöglich Jesu eigene Worte überliefert haben kann, denn so bloß beiläufig, als ob sich die Sache von selbst verstehe, möchte sich der Heiland doch wohl schwerlich über das höchst wunderbare und höchst wichtige Ereigniß seiner Auferstehung geäußert haben; und da uns nun Lucas 18, 34. zugleich berichtet, die Rede Jesu sey damals schon den Aposteln dunkel und unverständlich gewesen: so scheint der Annahme nichts im Wege zu stehen, das man erst nach der Auferstehung auf diese bezogen habe, was Christus selber von dem Schicksal seiner Religion, von dem, nach vielen Drangsalen doch endlich erfolgenden, Siege seines Reiches, in welchem er selbst gleichsam wieder auferstehen und ewig herrschen werde, verstand*).

*) Eine Ausnahme von dieser befangenen Ansicht der Jünger macht auch hier der tiefer blickende Johannes, denn seinem Berichte zufolge (Joh. 11, 7—10.) sahe Jesus (und nicht bloß er, sondern auch die Apostel), als er seine letzte Reise nach Jerusalem antrat, zwar die Gefahr voraus, die ihm dort drohete, tröstete sich und die Seinen aber, statt an seine Auferstehung, wie bei den übrigen Evangelisten, zu erinnern, mit dem Gedanken: „Hat nicht der Tag zwölf Stunden? Wenn nun Jemand am Tage wandelt, stößt er nirgends an, denn er siehet das Licht dieser Welt. Nur wenn er in der Nacht wandelt, stößt er an, da kein Licht in ihm ist." Und ist nun folgende Erklärung die angemessenste: „Seid unbesorgt! Wie es zwölf Stunden giebt, an welchen uns das Tageslicht leuchtet, so giebt es für den, der im Lichte wandelt, (für den Erleuchteten, Klugen und Vorsichtigen) auch viele Mittel und Wege, der Gefahr zu entrinnen. Nur derjenige, welcher in der Finsterniß des Unverstandes wandelt, ist in Gefahr, denn ihm fehlt das Licht der Weisheit" — entspricht, will ich sagen, diese Erklärung besser, als jede andere, sowohl den Worten, als dem Zusammenhange: so kann sich Christus damals seinen Tod nicht einmal sehr nahe gedacht, geschweige denn seine Auferstehung vorhergesehen haben. Erst in Jerusalem selbst, wenn wir anders dem Johannes glauben wollen, überzeugte er sich, daß seine Zeit gekommen war (Joh. 13, 1. Vergl. 12, 13.); erst hier sahe er seinen Untergang bestimmt voraus, und erklärte wohl, daß sein Tod gesegnete Früchte bringen (12, 24.) werde, nicht aber, daß er erwarte, aus dem Grabe zu erstehen, obgleich er den Einwurf des Volkes:

Ob aus einem ähnlichen Mißverständniß auch Marc. 9, 9. (vergl. Matth. 17, 9.) [illegible] (vergl. Matth. 17, 22. 23.) zu erklären sey, wage ich nicht zu entscheiden, da der Inhalt der ersten Stelle durchaus geheimnißvoller Art ist, hinsichtlich der andern aber von dem Evangelisten selbst gestanden wird, daß der Heiland bei dieser Gelegenheit sich so dunkel ausgedrückt habe, daß er von seinen Jüngern (damals wenigstens, worüber uns Joh. 2, 22. hinreichenden Aufschluß giebt) nicht verstanden worden sey.

Dennoch bin ich, was wenigstens Marc. 9, 9. anlangt, nicht abgeneigt, an eine ähnliche Entstehungsart der, in jenem Verse ausgesprochenen Behauptung, der Heiland habe seine Auferstehung angekündigt, zu denken, sobald ich die Worte nicht bloß für sich, sondern in ihrem ganzen Zusammenhange betrachte. Jesus hatte mit einigen seiner Schüler einen Berg bestiegen, um sich daselbst in der Stille der erhabenen Natur dem Gebete und dem Nachdenken zu überlassen. Bald aber bemerkten seine Jünger zwei mit ihm redende Männer, welche Petrus für Moses und Elias hielt. Nachdem dieselben verschwunden waren, trat Jesus wieder zu seinen Vertrauten, und — so erzählt nun Marcus, welcher den vollständigsten Bericht darüber liefert, weiter: „Als sie aber von dem Berge niederstiegen, schärfte er ihnen ein, Niemandem eher, was sie gesehen, zu erzählen, als bis des Menschen Sohn von den Todten auferstünde.“ Fragen wir nun, warum der Heiland seinen Jüngern dies Gebot gegeben habe, so finden wir wohl schwerlich einen triftigeren Grund, als diesen: Da es herrschende Vorstellung unter den Juden war, Elias müsse dem Messias, ehe derselbe sein irdisches Reich errichte, vorangehen: so konnte die Erzählung der

„Du willst der Messias seyn, von dem wir wissen, daß er ewig lebt, und behauptest doch, sterben zu müssen,“ durch Nichts besser, als durch die Ankündigung seiner Auferstehung, hätte niederschlagen können.

Jünger, Elias sey bereits erschienen, gar leicht zu ausschweifenden messianischen Erwartungen, mit welchen Christus ohnehin schon genug zu kämpfen hatte, Anlaß geben. Hatte sich aber die Stiftung des Erlösers erst aus der Unterdrückung emporgearbeitet und festen Fuß gefaßt, dann durfte jene Verklärungsscene offenkundig werden, dann konnte sie nicht mehr gemißdeutet werden, sondern nur zur Befestigung des Glaubens dienen. Nach dieser Bemerkung ergiebt sich aber von selbst, daß Jesus nicht von seiner leiblichen Auferweckung, wie die Apostel späterhin meinten, sondern von der Aufrichtung seines Reiches geredet habe, und der Umstand ist nicht bedeutungslos, daß Lucas, welcher Kap. 9, 28—36. dieselbe Begebenheit erzählt, die Worte, worauf es hier gerade ankommt, („Bis des Menschen Sohn von den Todten auferstünde.") wegläßt.

Geringere Aufklärung möchten wir über Marc. 9, 31. 32. erhalten, denn obschon der Evangelist erzählt: „Er (Jesus) sprach zu ihnen: Des Menschen Sohn wird in der Menschen Hände überantwortet werden, und sie werden ihn tödten, getödet aber wird er am dritten Tage auferstehen," gestehet er doch sogleich darauf: „Sie aber begriffen seine Rede nicht, und fürchteten, ihn zu fragen." In dieser Bemerkung stimmt auch Lucas 9, 45. völlig mit ihm überein, er geht jedoch noch weiter, und verfährt auch hier, wie wir ihn schon einmal (9, 36.) haben verfahren sehen, indem nach seinem Berichte Jesus der Auferstehung mit keinem Worte gedenkt, sondern die Jünger nur ermahnt, die Aeußerungen der verwunderten Menge sich ins Gedächtniß zu schreiben, da dasselbe, jetzt ehrfurchtsvoll staunende, Volk ihn über kurz oder lang zum Tode führen werde. Diese Abweichung von der Erzählung der beiden andern Evangelisten nimmt Dr. Krehl ihm freilich in seiner mehrerwähnten Dissertation (S. 7.) gewaltig übel, und meint: At vero, Lucam pessime fecisse, quod ommiserit praedictionem de resurrectione, quis est,

qui neget? Patet enim, hoc tantum obscurum esse potuisse atque fuisse discipulis Jesu. Aber dunkel und unbegreiflich konnte den Jüngern allerdings auch dieſes ſeyn, daß der Heiland von demſelben Volke, deſſen Bewunderung er eben jetzt in ſo hohem Grade auf ſich zog, dereinſt getödet werden ſollte. Wir ſind deshalb nicht im Mindeſten berechtigt, den Lucas wegen jener Auslaſſung zu tadeln, und nicht blos dieſes Umſtandes, ſondern auch des Marcus eigenen Geſtändniſſes wegen, daß die Apoſtel ihren Meiſter nicht begriffen hätten, kann die in Rede ſtehende Stelle kein Gewicht bei unſerer Unterſuchung haben.

Ich habe indeſſen noch nicht Alles erſchöpft, was die Evangeliſten zu der, hier angefochtenen, Meinung veranlaſſen konnte und, wie ſie in ihren Berichten verrathen, wirklich veranlaßt hat. So ſcheint z. B. Matth. 26, 31. 32. („Da ſprach Jeſus zu ihnen: In dieſer Nacht werdet ihr euch alle an mir ärgern; denn es ſtehet geſchrieben: Ich werde den Hirten ſchlagen, und die Schafe der Heerde werden ſich zerſtreuen. Nach meiner Auferſtehung aber will ich vor euch hingehen nach Galiläa.“ Vergl. Marc. 14, 27. 28.) aus einem, durch ganz andere Umſtände verurſachten Mißverſtändniſſe erklärt werden zu müſſen; denn daß die fragliche Stelle an und für ſich nicht deutlich ſey, ſondern in ihrer gegenwärtigen Geſtalt durchaus einer Erklärung bedürfe, wird Jedem einleuchten, der die Worte: „Nach meiner Auferſtehung — — nach Galiläa“ mit dem Vorhergehenden in Verbindung zu ſetzen verſucht. Offenbar ſind ſie, obwohl auf der andern Seite ſogar auf einen Nebenumſtand („Ich will vor euch hingehen nach Galiläa“) Rückſicht nehmend, doch nur ſo ganz beiläufig hingeworfen, als wenn von Etwas die Rede wäre, worüber man ſchon ein Langes und Breites geſprochen, und dennoch enthält die ganze Erzählung nichts dergleichen, ja, das Vorhergehende ſcheint ſogar im geraden Widerſpruche mit dem zweiunddreißigſten Verſe zu

ſtehen. Oder konnte Chriſtus, indem er ſeine Auferſtehung, welche doch ſo ſehr geeignet war, auch den verzagteſten ſeiner Jünger mit Muth und froher Zuverſicht zu beleben, konnte er, frage ich, indem er ſeine Auferſtehung ankündigte, zugleich befürchten, was er wirklich befürchtet, wenn er ſagt: „In dieſer Nacht“ u. ſ. w.? Entweder redete er von ſeiner Auferſtehung und äußerte nicht jene Beſorgniß, oder er äußerte jene Beſorgniß, und redete nicht von ſeiner Auferſtehung. Daß ich mich aber für den letzten dieſer beiden Fälle entſcheide, überredet mich der Umſtand, daß Lucas nichts dieſer Art berichtet, eine Erſcheinung, die hier nunmehr zum dritten Male wiederkehrt, und daher gewiß nicht blos zufällig iſt. Doch dies iſt nicht der einzige Grund; Matthäus ſelbſt giebt uns Cap. 28, 6. 7. Gelegenheit, ſeinen Irrthum zu erklären. Dort ſpricht der Engel nämlich zu den Weibern: „Kommt, ſehet die Stätte, wo der Herr gelegen hat. Und gehet eilend hin, und ſaget es ſeinen Jüngern, daß er auferſtanden ſey von den Todten. Und ſiehe, er wird vor euch hingehen nach Galiläa. Dort werdet ihr ihn ſehen. Siehe, ich habe es euch geſagt.“ Hier behauptet der Engel nicht, daß Chriſtus den Jüngern angedeutet habe, er wolle ihnen nach Galiläa vorausgehen, ſondern, daß er ſelbſt, der Engel dies verkündige: „Siehe ich habe es euch geſagt.“ Wie leicht aber konnte es geſchehen, daß aus den Worten: „Siehe ich habe“ u. ſ. w. die Worte: „Siehe, er hat es euch geſagt“ entſtanden, indem ſie vom Munde zu Munde gingen, und der Unterſchied im Griechiſchen nur auf einen einzigen Buchſtaben (ειπεν ſt. ειπον) beruht! Und ſo verändert giebt denn auch wirklich Marc. 16, 7. die Stelle („Da werdet ihr ihn ſehen, wie er euch geſagt hat), während wiederum die Parallelſtelle Luc. 24, 6. 7. („Erinnert euch, wie er noch in Galiläa zu euch redete und ſprach: Des Menſchen Sohn muß“ u. ſ. w.) Galiläas zwar auch erwähnt, aber in einem ganz anderen Sinne. — Es kann uns alſo nicht entgehen,

sowohl, wie zweifelhaft es sey, daß Jesus Matth. 26, 31. 32. wirklich von seiner Auferstehung geredet habe, als auch, wie die Evangelisten zu der Vorstellung gekommen seyen, er habe ihnen noch bei seinen Lebzeiten die Absicht mitgetheilt, sich nach seiner Auferweckung nach Galiläa zu begeben. Diese Vorstellung war nämlich zuerst von den Unbekannten am Grabe in ihnen angeregt, und nun erst, wie Lucas 24, 8. ausdrücklich meldet, „gedachten sie an seine (Jesu) Worte;" sie suchten und — fanden; sie erinnerten sich mancher Aeußerungen ihres Lehrers, die ihnen früher dunkel gewesen waren, ihnen jetzt aber plötzlich klar zu werden schienen; sie zweifelten nicht mehr, und legten natürlich ihren Erzählungen auch ihre Ansicht unter.

Aber, könnte man einwenden, wenn gleich die angeführten Stellen uns verrathen, in welchem Mißverständnisse die Berichte des Matthäus (26, 31. 32.) und Marcus (14, 27. 28.) ihren Grund haben: so beweisen doch auch wiederum dieselben Stellen, nämlich das Zeugniß des Engels, Matth. 28, 5—7., des Jünglings, wie ihn Marc. 16, 5. nennt, der zwei Männer mit glänzenden Kleidern, wie sie Luc. 24, 4. heißen, daß Christus seine Auferstehung nicht nur vorher gewußt, sondern auch vorher verkündigt habe. Allerdings möchte dies Zeugniß viel Gewicht haben, wenn wir mit Bestimmtheit anzugeben wüßten, wer diese Männer gewesen seyen. Darüber lassen uns jedoch die Evangelisten durchaus im Zweifel, ja, sie vermehren das Dunkel, in dem ihre Berichte sämmtlich von einander abweichen. Ist aber noch unentschieden, wer sie gewesen, und welcher Worte sie sich bedienten: so haben wir weder ein Recht, über den Werth ihrer Aussage abzuurtheilen, noch können wir mit Gewißheit bestimmen, welchen Sinn (vielleicht wiesen sie nur überhaupt auf die zuversichtliche Hoffnung hin, die Jesus stets von dem Gelingen seines Werkes gehegt hatte) sie mit ihrer Aussage verbanden, zumal da ihre Worte von den ganz in Stau-

nen verlorenen Jüngern, mehr oder weniger überhört werden mußten.

Kaum darf ich vermuthen, daß man auch Luc. 24, 25. 26. meiner Ansicht entgegen setzen werde, denn indem sich Jesus hier mit den Worten: „O ihr Thoren, die es nicht über sich erlangen können, allem dem zu glauben, was die Propheten geredet haben! Mußte nicht Christus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen?" zu den beiden Jüngern wendet, spricht er ja keineswegs die Behauptung aus, als habe er ihnen seine Auferstehung vorausgesagt. Allerdings tadelt er ihre Verzagtheit, und macht ihnen zum Vorwurf, daß sie, trotz der, von den Propheten vielfältig gegebenen, Verheißungen, es könne der Gerechte zwar wohl leiden, werde aber endlich alle Hinderniſſe siegreich überwinden, so geringes Vertrauen auf Gottes Hülfe gesetzt hätten, und sogar jetzt noch an der Wirklichkeit seines wunderbaren Beistandes zweifelten. Allein nur dieses Mißtrauen im Allgemeinen, nicht, daß sie seiner ausdrücklichen Vorhersagung keinen Glauben beigemessen hätten, macht er ihnen zum Vorwurf. Ja, er bedienet sich des Ausdruckes „auferstehen" nicht einmal, und redet nur von der Herrlichkeit, zu welcher er nach den Aussprüchen der Propheten habe eingehen müssen, und somit kann vorliegende Stelle keineswegs einen Beweis für die Behauptung abgeben, daß Christus seine Auferweckung für eine längst von ihm vorausgesehene und vorherverkündigte Begebenheit angesehen habe, zumal er in diesem Falle sich nicht auf alte Prophezeihungen, sondern auf die weit näher liegende eigene Vorhersagung berufen haben würde.

Dasselbe gilt von Luc. 24, 46.; denn obwohl der Heiland daselbst ausdrücklich erklärt: „Also ist es geschrieben, und also mußte Christus leiden und auferstehen von den Todten am dritten Tage," ist doch die Stelle nur dazu geeignet, mich in der eben ausgesprochenen Ansicht zu bestärken. Betrachten wir die obigen

Worte nur in ihrem Zusammenhange! „Christus erscheint nach seiner Wiederbelebung den versammelten Jüngern, welche vor seinem unerwarteten Anblick erschrocken, und nicht eher aufhören, ihn für ein bloßes Schattenbild zu halten, als er vor ihren Augen Speise zu sich nimmt. Dann aber spricht er zu ihnen V. 44—46: „Was wundert ihr euch? Es ist ja nur erfüllt, was ich euch lehrte, da ich noch bei euch war; gerechtfertigt nur ist mein Vertrauen auf Gottes Beistand, der das Gute nicht untergehen läßt. Denn es mußte ja wohl erfüllt werden, was von mir (von dem Gottesfürchtigen überhaupt und dem Messias insbesondere) geschrieben stehet im Gesetze Mosis (1 Mos. 3, 15.) in den Propheten (Hos. 6, 1. 2. Hiob 19, 25. 26.) und in den Psalmen (Ps. 15, 9. 10.). Und er eröffnete ihnen das Verständniß, daß sie die Schrift verstanden, und sprach: Also ist es geschrieben, und also (wie wir lesen Jes. 53, 5.) mußte Christus leiden, und (wie Hos. 6, 2. verkündigt) am dritten Tage auferstehen." — Ich glaube nicht, daß ich zu diesen, nur hie und da weiter ausgeführten, sonst aber durchaus eigenen Worten des Erlösers noch etwas hinzuzusetzen brauche, um genügend darzuthun, daß Christus nicht bezweckt, seine Auferstehung als von ihm angekündigt, sondern nur als ein Ereigniß darzustellen, durch welches seine stets gehegten frohen Hoffnungen auf Gottes, in der Schrift verheißenen, Beistand in Erfüllung gegangen seyen.

Größere Schwierigkeit dagegen möchte Matth. 27, 62—66. 28, 2—4. 11—15. machen, da hier nicht bloß die, leicht dem Mißverständniß ausgesetzten, Worte Jesu, sondern eine offenbare Thatsache gegen unsere Behauptung zu zeugen scheint. Die Pharisäer und hohen Priester sollen nämlich zu Pilatus gekommen seyn, und um eine Wache am Grabe Jesu gebeten haben, indem sie erklärten, der Gekreuzigte habe sich bei seinen Lebzeiten gerühmt, er wolle lebendig wieder aus seinem Grabe hervorgehn. Deshalb fürchteten sie nun, die

Jünger möchten den Leichnam entwenden, und das Gerücht verbreiten, ihr Meister sey wirklich auferstanden. Pilatus, fährt die Erzählung fort, gewährte ihnen ihre Bitte; die Hüter aber, durch ein Erdbeben und die Erscheinung eines Engels, der das Grabmal öffnete, erschreckt, flohen in die Stadt und wurden von dem Sanhedrin, dem sie die Begebenheit meldeten, durch Bestechung vermocht, das Gerücht auszustreuen, die Jünger seyen des Nachts gekommen, und hätten den Leichnam gestohlen. — Wie wenig indessen vermag dieser Bericht eine scharfe Prüfung seiner inneren Wahrheit auszuhalten! Es befremdet nämlich auf den ersten Anblick, daß die Pharisäer so bekannt mit Jesu Vorhersagung, am dritten Tage wieder aufzuerstehen, erscheinen, während doch selbst die vertrautesten Jünger so wenig ihres Meisters Rückkehr ins Leben ahndeten, daß sie nach seinem Tode in die größte Hoffnungslosigkeit versanken. Wie konnte nun aber, fragen wir mit Recht, den jüdischen Priestern eine Aeußerung des Heilandes zu Ohren gekommen seyn, von welcher diejenigen, die täglich um ihn waren, keine Kunde hatten? Schwerlich werden wir den Knoten anders lösen, als dadurch, daß wir ihn zerhauen, d. h. die ganze Erzählung für ein bloßes Gerücht erklären. Willkührlich würde freilich dies Verfahren seyn, wenn uns der Evangelist nicht selbst dazu berechtigte, indem wir von ihm erfahren, daß es wirklich eine allgemeine Sage war, die Jünger hätten des Nachts den Leichnam ihres Lehrers aus der Gruft genommen. Den Christen, zu deren Ohren diese Rede kam, war es natürlich nicht darum zu thun, zu wissen, ob wirklich eine Wache vor dem Grabe gewesen war oder nicht; dies untersuchten sie nicht; dies gaben sie, wenn es verlangt wurde, zu, indem sie einzig die Behauptung zu widerlegen suchten, Christus sey nicht auferstanden, sondern sein Leichnam von den Jüngern gestohlen worden. Mit Unwillen erfüllte sie ein Gerücht, dessen Falschheit ihnen der vierzig-

tägige Umgang mit dem Auferstandenen [illegible] bezeugte; und wer könnte sie tadeln, wenn sie [illegible] sen: „Wenn es wahr ist, daß ihr eine Wache [illegible] Grab gestellt habt, und diese Wache ausgesagt hat, die Jünger hätten den Leichnam entwandt: so müßt ihr die Hüter durch Bestechung zu dieser falschen Aussage bewogen haben; denn wir haben unsern Meister nicht heimlich aus der Gruft genommen, sondern er ist durch Gottes Allmacht auferwecket, und offenbar worden zwar nicht allem Volke, aber uns, den auserwählten Zeugen, die mit ihm nach seiner Auferstehung gegessen und getrunken haben." Nach und nach ließ man die Vordersätze weg, indem man sich keine Mühe gab, zu untersuchen, ob denn auch wirklich eine Wache am Grabe gestanden habe, und so ward es zuletzt unter den Christen eine ausgemachte Sache, daß die römischen Soldaten zu jener Aussage von den Pharisäern gedungen worden seyen.

So hätten wir denn die Stellen, in welchen dem Heilande das Vorherwissen seiner Auferstehung zugeschrieben wird, der Reihe nach beleuchtet; und blicken wir nun noch einmal auf die Ergebnisse unserer Forschung zurück, erwägen wir, daß ein Vorherwissen reiner zufälliger Dinge sich weder aus Jesu menschlicher, noch göttlicher Natur erklären läßt; daß überdieß mit der Annahme, als habe er seine Auferweckung voraus gesehen, zahlreiche Zeugnisse der Evangelien selbst in Widerspruch treten; und daß es endlich nicht schwer hält, nachzuweisen, wodurch jenes Vorurtheil der Jünger veranlaßt worden ist: so drängt sich unserem Verstande die feste Ueberzeugung auf, Christus könne seine Auferstehung weder vorhergesagt, noch auch vorhergesehen haben.

Ob diese Ueberzeugung sich unserem Gefühle auch empfiehlt? ob nicht die Ehrfurcht, welche wir dem Erlöser schuldig sind, uns zwingt, ihm alles das, was seine unerreichte Größe erhöhet und in ein helleres Licht setzt, und so vielleicht auch das Vorherwissen selbst

Auferstehung dennoch beizulegen? Diese Frage ist allerdings zu berücksichtigen, denn wer fühlt sich nicht geneigt, nicht aus dem innersten Grunde seines Herzens gedrungen, das höchste Menschen-Ideal, den Sohn und Abglanz Gottes, vor allem Vorwurf zu vertheidigen? wer wollte nicht gestehen, daß uns ein absolut vollkommenes Vorbild durchaus nothwendig ist, wenn wir mit Zuversicht uns unserem hohen Ziele nähern wollen, und daß daher mit des Erlösers fleckenloser Größe auch die beseligende Kraft des Christenthumes bedeutend sinken würde?

Ich weiß indessen nicht, was der Heiland in unseren Augen gewinnen könnte, wenn wir ihm das Vorherwissen zufälliger Dinge und namentlich seine Auferstehung zuschrieben. Ja, wenn noch sein Wissen oder Nichtwissen einen Gegenstand beträfe, welcher der Erkenntniß eines durch Raum und Zeit beschränkten Wesens erreichbar wäre; wenn es von der Tiefe und dem Eifer seiner Forschung abgehangen hätte, sich dieses Gegenstandes zu bemächtigen: so würde unsere Pietät gegen den Vollkommensten in Menschengestalt, den wir verehren, billig Anstand nehmen, ihm das Wissen davon abzusprechen. Nun aber, wem gegenüber verliert der Heiland etwas? Keinem Menschen, keinem Engel, nur dem Unendlichen und allein Allwissenden gegenüber, und demüthig ordnet sich ja selbst der Sohn dem Vater unter. (Marc. 13, 32. Joh. 10, 29. 14, 28.) Und kann denn überhaupt wohl das Mehr oder Weniger des Wissens den Maaßstab hergeben, nach welcher wir die Größe und Erhabenheit eines uns verwandten Wesens bestimmen? Müssen wir doch den Höchstgebildeten verachten, wenn er den Anforderungen des Moralgesetzes nicht entspricht, während wir dem Sittlichguten, und wäre er auch noch so ungebildet, unsere Achtung nicht versagen können. Die Tiefe und der Umfang unseres Wissens steht ja meistens nicht in unserer Gewalt. Mehr, als der gute Wille, vermö-

gen hier die angeborenen Talente, und selbst diese sind nichts ohne die Gunst der Umstände, da Vermögen, Gesundheit, häusliche und bürgerliche Verbindungen und tausend andere Verhältnisse den größten Einfluß auf unsere Bildung haben. Nicht also der Umfang unserer Kenntnisse, sondern einzig die Sittlichkeit kann den Maaßstab unseres Werthes, unserer Vollkommenheit seyn, und wenn der Heiland selber sagt (Matth. 5, 48): „Werdet vollkommen, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist": so verstehet er darunter nur die Vollkommenheit in der Heiligkeit, in der Liebe, welche Paulus (1 Cor. 13.) gleichfalls weit über alle Erkenntniß erhebt. Sie, diese heilige Liebe, ist ja auch das eigentlichste Leben und Wesen unseres, mit Gott (Gott ist die Liebe) verwandten, Geistes, der nur in ihr erhaben über Zeit und Raum, in ihr nur frei, in ihr allmächtig, in ihr nur mit der Gottheit unmittelbar verbunden ist, während der Verstand mühsam von einer Stufe zu der anderen klimmt, ohne doch jemals den Urgrund aller Wesen zu erreichen. So oft deshalb die Apostel die Würde ihres Meisters schildern, heben sie nur seine sittliche Größe hervor; so Petrus 1 Petr. 2, 21—23.; so Paulus Phil. 2, 8—11.; so der Verfasser des Hebräerbriefes Hebr. 7, 26.

Und verliert denn nun der Heiland an dieser seiner moralischen Größe, wenn er nicht wußte, was kein von Zeit und Raum beschränktes Wesen wissen kann? Erbleicht der Glanz seiner Majestät, wenn er nicht vorhergesehen hat, was ihm am dritten Tage nach seinem Tode widerfuhr? — Kaum sollte man glauben, daß diese Frage im Ernst bejaet werden könnte, und doch geschiehet es von denen, welche Alles herbeiziehen, um dem Erlöser jenes Vorherwissen zu vindiciren. So behauptet z. B. Süßkind in seinen „Bemerkungen u. s. w.," wenn Jesus nicht die bestimmte Ueberzeugung von irgend einer außerordentlichen göttlichen Unterstützung gehabt habe, so seyen seine so zuversichtlich ausgespro-

seinen Hoffnungen hinsichtlich des Gelingens seines gro-
ßen Planes „schwärmerische Erwartungen einer erhitzten
Phantasie oder Erwartungen eines eingeschränkten, die
Schwierigkeiten aus Kurzsichtigkeit nicht berechnenden
Verstandes" gewesen. Aber ist dann nicht alles Gott-
vertrauen, d. h. die feste Ueberzeugung, daß Gott das
wahrhaft Gute, selbst unter den ungünstigsten Umstän-
den, zum Siege führen werde, Schwärmerei? Zwar
fehlt dem gewöhnlichen Menschen die Einsicht meisten-
theils, ob irgend eine Unternehmung auch wahrhaft
gut, d. i. mit Gottes Willen übereinstimmend sey, und
darum beschränken sie ihre Erwartungen durch den Ge-
danken: „Wenn Gott es will;" Christus aber konnte
doch gewiß nicht zweifeln, ob das, von seinem himmli-
schen Vater ihm aufgetragene, Werk der Erlösung dem
Willen Gottes gemäß sey, und darum war es weder
Schwärmerei, noch Kurzsichtigkeit, wenn er in der ver-
nünftigen Ueberzeugung, daß gegen Gottes Rathschluß
keine menschliche Gewalt aufkommen könne, den Sieg
seiner Stiftung erwartete, ohne eine außerordentliche
göttliche Unterstützung bestimmt vorauszusehen.

„Wie aber willst du, wendet mir ein Anderer*)
ein, Jesu freiwillige Hingabe an den Tod vor der Sitt-
lichkeit rechtfertigen, wenn er von seiner Wiederbelebung
nicht fest überzeugt gewesen ist? Jedes freiwillige,
durch äußere, außer der menschlichen Freiheit liegende
Umstände, nicht erzwungene Hingeben und Nehmen des
Lebens, ist und bleibt nämlich, unter welcher Form es
auch erscheinen möge, unrecht; denn das Leben opfern
wollen, um es zum Mittel eines, wenn auch noch so
herrlichen Zweckes zu machen, da durch das Weggeben
und Wegnehmen desselben doch das Weiterstreben nach
dem höchsten Ziele unmöglich wird (die Zukunft und
die Aussicht auf die Ewigkeit ändert hier gar nichts),

*) Holst: Kann und soll der Tod Jesu Bestätigung seiner Lehre seyn? in Schuderoff's neuen Jahrb. B. IX. H. 2. S. 277 ff.

das ist und bleibt eine That, welche vor dem Richter-
stuhle der Moral keine Rechtfertigung zuläßt. Ob
weit mein Gegner, und wer sieht nicht, daß, wenn er
Recht hat, das allgemeine Sittlichkeitsgefühl, wie es
sich als öffentliche Meinung ausspricht, bisher ein völ-
lig verkehrtes gewesen ist? Denn nach dem eben refe-
rirten Urtheile beging Winkelried, als er sich in die
mörderischen Speere stürzte, um seinen Landsleuten eine
Gasse zu brechen, begingen so viele andere Helden, die
sich in alter und neuer Zeit für das Wohl des Vater-
landes aufopferten, ein Verbrechen; ja, der, dem Arm
der Gerechtigkeit entronnene, Mörder, welcher sich, von
Gewissensbissen gepeinigt, seinen Richtern wieder stellt,
verräth durch diesen Schritt, wie man gewöhnlich doch
annimmt, keine Reue, sondern fügt dadurch nur eine
zweite Schuld zu der ersten. Statt mich jedoch bloß
oberflächlich auf die vox populi als die vox dei zu
berufen, will ich die Sache tiefer nehmen, indem ich
auf das Wesen der Moralität zurückgehe. Gott ist der
Urgrund unseres Seyns und Lebens. Da unser Seyn
und Leben nun aber in Gott gegründet und gewurzelt
ist, ohne Gott also nicht einmal denkbar wäre, so ge-
höret es ursprünglich nicht uns, sondern Gott an; Gott
müssen wir als unseren unbedingten Herrn und Regie-
rer anerkennen, sein Wille ist unser absolutes Gesetz,
und was nach seinem Willen geschieht, moralisch. Unser
Seyn und Leben, da es in seinem Grunde von Gott
bedinget ist, kann also nicht über Gott, auch nicht mit
Gott auf Einer Stufe, sondern muß unter Gott, unter
Gottes Willen stehen, und willig müssen wir es auf-
opfern, wenn wir nur mit diesem Opfer Gottes Willen
genügen können. Wollen wir demnach darüber entschei-
den, ob Christus, auch wenn er seine Auferstehung
nicht voraussah, sein Leben aufopfern durfte, so müssen
wir zuvörderst fragen: Was wollte, was verlangte Gott
von ihm? Die Antwort kann nicht schwer fallen. Er
hatte ihn zum Messias, zum Erlöser der Menschheit

berufen. Diesen Beruf konnte der Heiland aber nicht durch stilles Wirken, nach Art der griechischen Weisen, im Kreise weniger Schüler erfüllen; öffentlich mußte er auftreten, das Volk gewinnen, sich ihm als den erwarteten Messias durch Lehre, Leben und Thaten bewähren. So wie aber sein Ansehn, sein Anhang wuchs, nahm auch der Haß der jüdischen Priestercaste zu, und bald war der Entschluß gefaßt: Es ist besser, Ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe. Es war dem Heilande demnach das Dilemma gestellt, entweder dem Willen dessen, der ihn berufen hatte, gemäß sich nach wie vor laut und öffentlich für den Messias zu erklären, und damit seinem gewissen Tode entgegen zu gehen, oder aufzuhören, das Himmelreich zu predigen, und damit seinem, ihm von Gott ertheilten, Berufe untreu zu werden. Ein Mittelweg, auf welchem er sowohl seine Pflicht erfüllen, als sein Leben hätte erhalten können, ließ sich nicht einschlagen; denn aus Jerusalem, dem Herzen des religiösen Lebens der jüdischen Nation, der Stadt Davids, an welche sich alle messianischen Erwartungen knüpften, dem heiligen Berge, wo Jehovahs Tempel stand, die Priesterschaft wohnte, die Blüthe des gottesfürchtigen Volkes sich zu versammeln pflegte, durfte er sich so wenig ganz zurückziehen, daß er selbst nach seiner Auferstehung seinen Jüngern noch den Auftrag gab, in Jerusalem mit der Verkündigung seiner Lehre zu beginnen, einen Auftrag, den der Verfasser obbenannter Abhandlung, will er anders consequent verfahren, gleichfalls für unsittlich erklären muß, da er die nächste Ursache von des Stephanus und Jakobus Tode war, die doch beide nicht leiblich wieder auferstanden. Und hätte er sich auch auf Galiläa beschränken wollen, würde nicht, wenn nun auch in jenem ferneren Lande seine Sache Anklang unter dem Volke gefunden hätte, auch dahin der Arm des Synedriums gereicht haben, wie er später sogar nach Damaskus (Act. 9, 2.) reichte? Freilich hätte er

sich der augenblicklichen Todesgefahr, [illegible] seinem letzten Aufenthalte in Jerusalem [illegible] entziehen, und vielleicht später wieder zurückkehren können, aber dadurch würde er seiner Stiftung offenbar mehr geschadet, als genützt haben. Daß seine Feinde ihn nach einiger Zeit mit weniger glühendem Hasse, mit abgekühlter Mordlust in der Hauptstadt empfangen würden, darauf konnte er, wofern er fortfahren wollte, für das Reich Gottes zu werben, sicherlich nicht rechnen; wohl aber hätte er ihnen, die ohnehin begierig jeden Anlaß ergriffen, um seinem Ansehn bei dem Volke entgegen zu arbeiten, durch seine Flucht die gefährlichste Waffe gegen sich selbst in die Hand gegeben. Gott, würden sie seinen Anhängern zugerufen haben, in welchen feigen Betrüger ihr euer Vertrauen gesetzt habet! Warum scheuet er sich, uns unter die Augen zu treten, wenn seine Werke gut sind? Warum, wenn er in Wahrheit der Messias ist, vertrauet er nicht auf Gottes Beistand? Warum fürchtet er, der doch berufen seyn will, den ganzen Erdkreis zu richten, sich selbst vor dem Gericht der Menschen? Kaum aber würden diese und ähnliche Aeußerungen nöthig gewesen seyn, um das Volk gegen den Messias mißtrauisch zu machen; es würde ihn von selbst haben fahren und fallen lassen, das Gottesreich wäre nicht zu Stande gekommen, und Jesus hätte zwar sein Leben erhalten, aber, dem Willen Gottes, die Erlösung zu vollbringen, sich nicht fügend, unmoralisch gehandelt, statt daß er jetzt, dem Willen seines himmlischen Vaters sein Leben zum Opfer bringend, moralisch handelte.

Noch wunderlicher ist, wozu uns Reinhard in seiner mehrerwähnten Abhandlung überreden möchte, indem er behauptet, gerade darin, daß Christus seinen Tod und seine Auferstehung bestimmt vorhergesehen habe, und doch in seinem Eifer keinen Augenblick erkaltet sey, offenbare sich seine Geistesstärke in ihrer ganzen unvergleichlichen Größe, und er müsse daher in [illegible]

Augen an Würde verlieren, wenn wir annehmen wollten, er habe seine Auferstehung nicht erwartet. Aber welchen lähmenden Einfluß konnte möglicher Weise das Vorherwissen seiner Wiederbelebung auf die freudige Thätigkeit des Heilandes ausüben? Mußte eine solche Aussicht nicht vielmehr tröstend und erhebend seyn? Nur also, wenn Christus nicht seine Auferweckung, wohl aber seinen Tod voraussah, und dennoch nicht in seinem Vertrauen erschüttert, in seiner rastlosen Thätigkeit aufgehalten wurde, erscheint seine Geistesgröße in ihrem höchsten Glanze. Oder war etwa das Vorherwissen seines Todes von dem Vorherwissen seiner Auferstehung unzertrennlich, und lassen wir uns eine Folgewidrigkeit zu Schulden kommen, wenn wir ihm die Fähigkeit, seine Wiederbelebung vorauszusehen, absprechen, und doch von ganzem Herzen die Ueberzeugung hegen, er habe seinen Tod, sogar seinen Kreuzestod, nicht nur voraussehen **können**, sondern auch wirklich vorausgesehen?

Wir dürfen uns indessen nicht damit begnügen, die Angriffe unserer Gegner abgeschlagen, und ihnen das Schwert entwunden zu haben; wir wenden nun auch ihre eignen Waffen gegen sie und geben ihnen den uns gemachten Vorwurf zurück, indem wir die, der ihrigen entgegengesetzte Behauptung aufstellen und zu verfechten suchen, daß Christi Willensfestigkeit, sein Gottvertrauen und seine Liebe, mit Einem Worte! sein ganzes moralisches Wesen gerade dann erst in dem schönsten Lichte erscheinen, wenn wir voraussetzen dürfen, er habe seine Auferstehung **nicht** vorhergesehen.

Das nämlich müssen unsere Gegner uns doch immer einräumen, der Heiland habe jenes, ihm selbst, wie sie behaupten, bekannte, zukünftige Ereigniß nur räthselhaft und leise angedeutet. Weder Maria, noch die übrigen gläubigen Frauen, weder die Apostel, noch Einer von den Siebenzigen verräth auch nur die geringste Hoffnung eines baldigen Wiedersehens, als der Meister

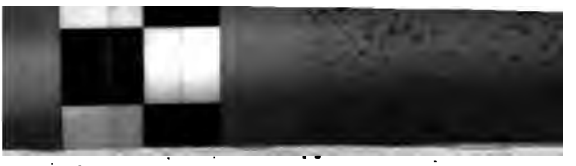
ihnen entrissen, gefangen genommen, gekreuzigt, getödtet werden wird, ja, dieser selbst sagt voraus: „In dieser Nacht werdet ihr euch alle an mir ärgern; denn es ist geschrieben: Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Heerde werden sich zerstreuen.“ Was sollen wir aber von Jesu denken, daß er nicht deutlicher verkündigte, was man nach seinem Tode zu erwarten habe? Denn der Gegenstand war in Wahrheit doch der Art, daß eine klare, alle Mißverständnisse beseitigende, Belehrung darüber möglich war. Nun aber stehet Maria trostlos mit ihren Freundinnen, trostlos stehen die Jünger unter dem Kreuze. Wer mag nachempfinden den ungeheuern Schmerz, von welchem sie erbebten, als sie die Qualen des Geliebten sahen, und mit seinem Tode alle ihre Hoffnungen, so große, schöne Hoffnungen! auf einmal untergingen? Und gewinnt nun der moralische Charakter Christi an Liebenswürdigkeit und Würde, wenn wir aussagen müssen, der Sohn hätte seine Mutter, der Freund seine Freunde dieser Angst und Hoffnungslosigkeit, um nicht zu sagen Verzweiflung, überheben können, und hätte es nicht gethan? Läßt sich diese absichtliche Verschweigung oder doch nur räthselhafte Andeutung seiner Auferstehung mit seinen Worten Joh. 15, 15. („Ich nenne euch hinfort nicht meine Diener, denn ein Diener weiß nicht, was sein Herr vor hat; ich nenne euch vielmehr meine Freunde, denn alles, was ich von meinem Vater hörte, habe ich euch kund gethan“) vereinigen? Wie? fragen wir, wie konnte Jesus, der doch sonst die Liebe und Wahrhaftigkeit selbst war, wie durfte er so verfahren, er, der doch sicher den Grundsatz: „Lasset uns Böses thun, auf daß Gutes daraus komme!“ nicht billigte? Und welches Gute wäre denn auch nur daraus entsprungen? Etwa dieses, daß Petrus, weil er alles für verloren achtete, seinen Herrn und Meister verleugnete? daß Alle, die auf Israels Erlösung geharret hatten, versucht wurden, zu verzweifeln? Wünschte Christus seine Jünger so zu demüthigen, und

mußte er, der doch schon längst vorher wohl wußte, was im Menschen war, ihnen eine Prüfung bereiten, in welcher sie erlagen? Gewiß nicht! Aber was war denn seine Absicht dabei, daß er sich nicht deutlicher erklärte, daß er, wie Krehl in seiner Dissertation S. 19 — 23. wahrscheinlich zu machen sucht, sich nicht des, keinen Doppelsinn zulassenden Ausdruckes ἐγειρεσθαι ἐκ νεκρων, sondern des unbestimmteren ἀναστηναι, λαβειν την ψυχην und ähnlicher schwankender Redensarten bediente? — Damit er den irdischen Erwartungen seiner Jünger vom Messiasreiche keine neue Nahrung gäbe, erwiedert man. — Gut! aber diese Besorgniß konnte ihn doch gewiß nicht abhalten, wenigstens kurz vor seinem Tode, wo eine solche Erklärung ganz unschädlich seyn mußte, seine jammernden Jünger und Freunde durch eine, alles Mißverstehen ausschließende, Verkündigung seiner baldigen leiblichen Auferstehung zu trösten, und so sind wir denn durch obige Antwort um Nichts klüger geworden. Wozu also, frage ich von Neuem, wozu die fortwährend von Jesu verschleierte Andeutung seiner Auferstehung? Warum, wenn er dennoch Gründe hatte, sie nicht mit deutlichen Worten anzukündigen, schwieg er nicht lieber ganz davon? — Dann aber, höre ich einwenden, hätte er nachmals, als er vom Tode auferstanden war, die erstaunten Freunde nicht darauf aufmerksam machen können, daß er ja dieses wundervolle Ereigniß, welches ihnen an die Unmöglichkeit zu gränzen schien, vorausgesehen und verblümt schon angedeutet habe; er hätte sich also eines Mittels begeben, seine Anhänger in ihrem Glauben und ihrer Ehrfurcht gegen ihn zu bestärken. — Doch war der belehrende Umgang dreier Jahre, waren so viele vorhergegangene Wunder, war besonders die nachfolgende Auferstehung selbst nicht ein weit kräftigeres Mittel zu diesem Zwecke? und wer möchte einen so kleinlichen, um nicht zu sagen eitlen, Zug in dem Gemälde eines Mannes dulden, dessen einfache Größe die Bewunderung aller Zeiten auf sich gezogen hat?

Dies ist jedoch nicht der einzige [illegible], welcher durch die von uns bestrittene Ansicht [illegible] Bild des Welterlösers zu entstellen droht. [illegible] nämlich durch eine göttliche Offenbarung, deren Möglichkeit in dieser Art wir einmal zugeben wollen, die Ueberzeugung geworden, er werde auferstehen, war ihm also von Gott der Kreuzestod auf das Gewisseste bestimmt, dann (denn wie könnte der Wahrhaftige je zum Lügner werden?) dann hing es ja nicht mehr von ihm, dem Heilande, ab, so oder so zu handeln; er mußte gekreuzigt werden, er selbst und die Juden, die ihn mordeten, mochten wollen oder nicht. Ich schweige davon, daß Gott nach dieser Voraussetzung als Urheber des Bösen (des Mordes) erscheinen würde; ich will nur auf den Schatten hinweisen, der dadurch auf des Heilandes Charakter fällt, denn nachdem Gott einmal erklärt hatte, was geschehen sollte, wurde Christus ganz unfreiwillig seinem Schicksale entgegen getrieben, und fiel ein Opfer des unwiderstehlichen himmlischen Rathschlusses; wenigstens bleibt es unausgemacht, wie großen Antheil sein eigner Wille an dem hatte, was er that. Ist dieses aber der Fall, und giebt es, was doch wohl nicht zu leugnen ist, ohne Freiheit keine Tugend, wie kann dann noch der Tod des Herrn einen Beweis für seinen Gehorsam gegen den Vater, für seine Liebe gegen die Brüder abgeben? Doch nein! freiwillig, weil er die Menschen liebte und sich bewußt war, Gottes Willen ins Werk zu setzen, begann er sein großes Unternehmen, und opferte lieber sein Leben auf, als daß er seinem hochherzigen Plane untreu wurde. „Niemand, sagt er Joh. 10, 18. nimmt mein Leben, sondern ich lasse es aus eigenem Antriebe," und damit stimmt auch Paulus und Johannes überein, (vergl. 1 Tim. 2, 6. 1 Joh. 3, 16.) so daß also der, für das Heil der Welt erlittene, Tod des Heilandes als freie That, freiwilliger Gehorsam gegen Gott betrachtet werden muß, und nun erst wahrhaft sittlich groß erscheint.

Kann aber ohne sittliche Freiheit von keinem sittlichen Verdienste die Rede seyn, so wird man auch nicht wohl umhin können, zu gestehen, daß eine Handlung um so edler und glänzender erscheine, ein je größerer Aufwand sittlicher Kraft dabei in Anschlag gebracht werden muß. „So ihr liebet, die euch lieben, sagt Christus an einer Stelle der Bergpredigt, welches Verdienst habt ihr dabei? Denn die Sünder lieben ihre Freunde auch" u. s. w. „Liebet aber eure Feinde!" fährt er dann fort, und giebt dadurch zu erkennen, was er für verdienstlich hält, nämlich nicht, was auf Antrieb des Eigennutzes oder aus bloßer Neigung des Herzens geschieht, sondern was wir aus reiner Liebe zu Gott, selbst gegen unsere Neigung, thun. Die Stärke des besiegten Feindes bestimmt auch unsere Stärke, unsere Tapferkeit, und wie nur demjenigen der Name eines Helden gebührt, der einen kräftigen Gegner überwunden: so mag auch nur derjenige ein Tugendheld heißen, der mächtige Versuchungen zurückgewiesen hat. Je stärker diese Versuchungen, je schwerer die Opfer waren, welche die Pflichterfüllung von ihm erheischte, je mehr Hindernisse dem Siege seines besseren Willens im Wege standen, mit Einem Worte! eine je größere Kraft des Willens er geäußert, in einem desto größeren Glanze erscheint der siegende Held. — Erkennen wir aber die Wahrheit dieses Grundsatzes an, so dürften wir wohl schwerlich dem widersprechen, daß Christi Verdienst weit höher anzuschlagen sey, wenn er ohne die Gewißheit, nach dreien Tagen wieder aus dem Grabe zu erstehen, der Pflicht sein Leben opferte, als wenn er es in dieser Hoffnung und Gewißheit that. Zwar wollen wir damit nicht in Abrede stellen, daß schon ein seltener Muth, ein hohes Gottvertrauen dazu gehört, Geißelung und Dornen, Schmach und Spott, zuletzt die fürchterlichen Kreuzesqualen auf sich zu nehmen, müssen aber doch bekennen, daß uns der Heiland noch weit bewunderungswürdiger und heldenmüthiger und über alle ge-

hässige Vermuthungen erhaben erscheint, [illegible] voraussetzen dürfen, er habe seine Auferstehung [illegible] hergesehen. Ueber alle gehässige Vermuthungen erhaben — denn welcher Zweifel könnte sich noch regen, daß Ehrgeiz keine, auch nicht die leiseste Triebfeder seines aufopfernden Todes gewesen sey? Noch weit bewunderungswürdiger und heldenmüthiger aber — denn nunmehr hatte er auch, was nicht am Leichtesten zu überwinden war, den schaurigen Gedanken der Vernichtung zu besiegen, einen Gedanken, welcher, und ist er auch mit der festen Ueberzeugung eines nachfolgenden überirdischen Lebens verknüpft, das menschliche Gemüth doch unwillkührlich von seinem Grunde aus erschüttert, und nicht selten alle Schmerzen und Martern überwiegt. Nein! gewiß hat der, welcher sich selber rühmte: „Ich habe die Welt überwunden," (Joh. 16, 33.) auch dieses so tief eingepflanzte, als allgewaltige Widersträuben des Fleisches gegen die Vernichtung zu besiegen gehabt, und wollten wir das Gegentheil behaupten, wollten wir dazu noch annehmen, daß er, fest überzeugt, auch seine Freunde würden Trost aus seiner, ihnen nicht unbekannten, Hoffnung ziehen, leichter den Schmerz seiner gebeugten Mutter, seiner trauernden Jünger getragen habe; wollten wir endlich, und das müßten wir doch, erklären, ihn habe nicht die fürchterliche, wenn auch nur dunkel aufsteigende und durch sein Gottvertrauen stets siegreich zurückgewiesene Unruhe, was aus seinem Werke, dem er sein ganzes mühseliges Leben gewidmet hatte, und das noch immer im Entstehen begriffen war, nach seinem Heimgange werden möge, mit bangen Zweifeln versucht: raubten wir dann nicht einen Stachel nach dem andern aus seiner Dornenkrone, die ihm den größten Glanz verleiht? würden wir nicht dem Heilande widersprechen, wenn er in Bezug auf seinen, gläubig und gehorsam übernommenen, Tod (Joh. 8, 28.) erklärt: „Wenn ihr des Menschen Sohn erhöhen werdet, dann werdet ihr erkennen, wer ich bin, und daß



ich nichts von mir ſelbſt (nichts aus ſelbſtſüchtigen Zwecken) thue, ſondern ſo, wie mich mein Vater gelehret hat?" würden wir nicht Anſtoß daran nehmen müſſen, wenn wir (Hebr. 5, 7—9.) leſen: „Er, in den Tagen ſeines leiblichen Lebens Gebet und Flehen mit großem Angſtgeſchrei und Thränen zu dem emporſendend, der ihn vom Tode retten konnte, und wegen ſeiner Gottesfurcht erhöret, er, obwohl Gottes Sohn, hat in ſeinen Leiden Gehorſam bewieſen, und iſt nach ſeiner Vollendung, allen denen, die ihm gehorchen, Urſache ewiger Seligkeit geworden?"

Indem ich aber mit dieſem letzten Verſe an die ſegensreiche Frucht erinnere, welche der Stamm des Kreuzes für uns getragen hat, werfe ich die Frage auf, ob nicht durch die gewöhnliche hier bekämpfte Vorausſetzung der Tod des Heilandes den größten Theil ſeiner Wirkſamkeit verliert; ob nicht der allmächtige Eindruck, den dieſer aufopfernde Liebestod („Niemand hat größere Liebe, denn u. ſ. w." Joh. 15, 13.) auf unſer Herz macht, augenblicklich geſchwächt wird, wenn der Gedanke ſich regt, Chriſtus ſey mit dem Bewußtſeyn geſtorben, bald wieder aus dem Grabe zu erſtehn; ob endlich uns etwas zum Vorbilde dienen kann, was unter ganz anderen Umſtänden erfolgt iſt, als in welchen wir uns befinden. Hört nicht der Tod des Erlöſers auf, ein Liebestod zu ſeyn, wenn er ſo unabänderlich über ihn verhängt war, daß er ſogar die auf denſelben erfolgende Auferſtehung lange vorher verkündigte? Und wenn Johannes (1 Joh. 3, 16.) ſchreibt: „Daran haben wir erkannt die Liebe, daß er ſein Leben für uns gelaſſen hat; und auch wir ſollen unſer Leben für die Brüder laſſen," kann dieſe Ermahnung uns gründlich rühren, wofern wir nicht vorausſetzen, daß ſich Chriſtus unter keinen der menſchlichen Natur fremden Verhältniſſen, unter keinen anderen Erwartungen, als ſie jeder Tugendhafte hegen darf, dem Tode

hingegeben habe? Muß sie nicht hingegen ihres Zweckes mehr oder minder verfehlen, wenn wir weniger zu hoffen haben, als der Heiland? wenn ihm vergönnt war, zu schauen, wo wir nur zu glauben vermögen? wenn er einer, bald nach seinem Tode erfolgenden, leiblichen Auferstehung gewiß war, während wir nur gläubig unsere Seele in Gottes Hände befehlen können?

So wie sein Tod würde aber auch seine Auferstehung ihre moralische Wirksamkeit für uns verlieren, wenn wir zu der Annahme gezwungen wären, Christus habe dieses, doch sonst für unsere Sittlichkeit höchst wohlthätige, Ereigniß bestimmt vorhergewußt. Dem Willen seines Vaters gehorchend, hatte er nach dem schweren Seelenkampfe zu Gethsemane alle Besorgniß über den glücklichen Fortgang seines Werkes aufgegeben, sich seinen Feinden, seinem gewissen Untergange überliefert, und war mit der festen Ueberzeugung gestorben, daß Gottes Wege, so unbegreiflich sie seyn mögen, doch immerdar zum Heile führen. Und siehe da! die Wahrheit seiner Ueberzeugung bestätigte sich bald. Der heilige Lenker der Welten und der Weltbegebenheiten ließ ein Werk nicht untergehen, zu dem er selber den geliebten Sohn berufen hatte, ja, er that noch mehr, er legte klar vor Aller Augen, daß er sich nicht nur der guten Sache, sondern auch des Gerechten selbst, durch welchen sie gefördert war, annehme, und ihn sogar durch die Pforten der Vernichtung zum Siege und zu ewiger Glückseligkeit führe. Christus erstand aus seinem Grabe, und seinem Gottvertrauen ward der schöne Lohn zu Theil, daß er (und nun erst recht mit unwiderstehlichem Erfolg, da die Hoffnungen seiner Feinde vernichtet, die Hoffnungen seiner Jünger aber belebt, die Herzen der bisher Gleichgültigen ihm nun geöffnet waren) das Werk vollenden konnte, dem er sein kurzes Erdenleben in völliger Selbstverleugnung geweihet hatte. Und damit liegt auch am Tage, wie

wichtig die Auferſtehung des Heilandes als ein Beweis der unbegreiflichen, ſtets aber weiſen und gütigen Weltregierung Gottes für unſeren Glauben ſey. „Gott hat ihn auferweckt von den Todten, ſagt Petrus, (1 Petr. 1, 21.) auf daß ihr Glauben und Hoffnung zu Gott haben möchtet;“ und Paulus (1 Cor. 15, 17.) thut ſogar den eben ſo wahren, als kühnen Ausſpruch: „Iſt Chriſtus nicht auferſtanden, ſo iſt euer Glaube eitel, ſo ſeyd ihr noch in euren Sünden.“ Wo aber bleibt dieſe, uns ſo wohlthätige, Frucht des Todes und der Auferweckung Jeſu, wenn ſein Auge den Schleier der Zukunft durchdrungen hatte? Iſt nicht der Glaube die Zuverſicht deſſen, was man hofft, eine Ueberzeugung der Dinge, welche man nicht ſieht? (Hebr. 11, 1.) Und kann uns Chriſtus noch als Vorbild unſeres Glaubens dienen, wenn er nicht bloß gehofft, ſondern auch geſehen hat? Denn, wie ſchon früher bemerkt worden, wofern er ſie beſtimmt vorausſah, war ſeine Auferſtehung unausbleiblich, kein Lohn für ſeine Liebe, ſein Vertrauen, ſondern nichts als die Erfüllung ſeines Schickſales. Da finden wir in dem Erlöſer nicht mehr den bis zum Tode Gläubigen, in Gott nicht mehr den Vater, den gerechten Richter, der die unendliche Hingebung ſeines Sohnes belohnt; ein übermenſchliches Weſen erblicken wir in Chriſto, das mit dem Ewigen übereingekommen, wo nicht gezwungen iſt, durch einen willkührlich gewählten Act die Sünden der Menſchen abzubüßen. Wir machen ſomit ſeinen Tod zu einem bloßen opus operatum, ſeine Auferſtehung zu einer zwar unbegreiflichen, doch völlig unfruchtbaren Erſcheinung, und können die Conſequenz der älteren Dogmatiker nur loben, welche den Kreuzestod des Erlöſers als den unmittelbaren Erwerbungsgrund der Sündenvergebung, einen richterlichen Satisfactionsact betrachteten. — Statt daß ſich alſo das Gefühl der Ehrfurcht gegen Jeſum durch die Anſicht, er habe ſeine Auferweckung nicht vorhergeſehen, beleidigt fühlen ſollte, ver-

langt es sogar dringend diese Annahme, indem es nur der Ueberzeugung leben kann: „Nichts Kleinliches, nichts Hartes, nichts Verstocktes lag in dem fleckenlosen Charakter des Erlösers; freiwillig und aus reiner Liebe hat er, als der Größte auch das Größte vollbringend, den Tod mit allen seinen Schrecken überwunden.“

Eben so wenig glauben wir aber auch das Ansehn und die Glaubwürdigkeit der Evangelisten angetastet zu haben, indem wir einem kleinen, höchst unbedeutenden Theile ihres Berichtes die Unbefangenheit absprechen mußten. Wir lernen vielmehr die Wahrhaftigkeit der biblischen Geschichtserzählung erst recht bewundern, da, trotz irrig aufgefaßter Einzelnheiten, das Ganze doch so beschaffen, mit solcher Treue und Aufrichtigkeit abgefaßt ist, daß es uns aus seiner eigenen Fülle die Mittel an die Hand giebt, den Knoten zu lösen, das Irrige zu berichtigen, das Fehlende zu ergänzen, und also stets das Wahre und das Rechte zu entdecken. Wie ganz anders müßte die Erzählung der Evangelisten beschaffen seyn, wie vieles Widersprechende hätten sie weglassen, oder doch in anderer Gestalt geben, wie Vieles der Bestimmtheit wegen hinzufügen müssen, wenn sie absichtlich darauf ausgegangen wären, die Meinung zu verbreiten, der Heiland habe seine Auferstehung vorhergewußt. Auf dieser ihrer Aufrichtigkeit beruhet die Wahrheit, auf dieser Sichselbst-Ergänzungsfähigkeit die Deutlichkeit und Vollständigkeit unserer Evangelien.

Ueber die unmittelbaren Einwirkungen Gottes zum Guten.

Ein Synodalvortrag

des

verewigten Herrn G. K.-R. und Prof. der Theologie

Dr. Vogel

in Erlangen.

Wir sind, wie ich voraussetze, darin übereinstimmend, daß der Mensch des göttlichen Beistandes zum Guten, so wie der Begriff desselben in dem umgelaufenen Aufsatze darüber bestimmt worden ist, bedürftig sey; aber es ist in diesem Aufsatze unbestimmt gelassen worden, ob dieser Beistand, den wir zu hoffen haben, nur ein mittelbarer, oder ob er auch ein unmittelbarer sey. Diese Bestimmung ist es also, die ich jetzt versuche. Ich wünsche darzuthun,

daß uns unmittelbare Einwirkungen Gottes zum Guten zu Theil werden.

Dabei rechne ich darauf, daß Sie es billigen, wenn ich den freien Gang fest halte, den ich in jenem Aufsatze genommen habe, und mich nicht an die gelehrtern und ausführlichern Schriften und Abhandlungen binde, die für und wider diese Einwirkungen erschienen sind. Unbeachtet habe ich sie indessen nicht gelassen, zumal diejenigen, die ich für die wichtigsten halte, namentlich das berühmte und schätzbare Buch des trefflichen Junkheim von dem Uebernatürlichen in den Gnadenwirkungen (Erlangen 1775), des scharfsinnigen und gründlich gelehrten Storr Dissertation de Spiritus S. in mentibus nostris efficientia (in seinen opusculis theologicis, Tüb. 1788), und unsers verehrten Freundes und Bruders, Herrn D. Krafft, tiefeindringende Dissertation de servo et libero arbitrio (Nürnb. 1818).

I.

[illegible] der gegenwärtige Vortrag die Fortsetzung und der Beschluß der vorherigen Untersuchung seyn soll, und demnach nur von den Einwirkungen auf den Menschen zum Guten sprechen sollte: so bedarf es wohl einer Entschuldigung, daß ich weiter aushole und dem eigentlichen Thema die Frage vorausschicke, ob nicht selbst in die Natur ein unmittelbares Einwirken Gottes anzunehmen sey; aber viele Worte wird diese Entschuldigung nicht nöthig haben. Es ist ja wohl für sich klar, daß man nicht sehr geneigt seyn kann, ein unmittelbares Einwirken Gotttes auf die Menschen zu ihrer Besserung anzunehmen, wenn man ein solches Einwirken auf die Natur unvereinbar mit Gottes Allvollkommenheit findet; und daß man dagegen nicht abgeneigt seyn kann, jenes anzuerkennen, wenn man gegen dieses die Bedenklichkeiten verloren hat.

1) Bei dem Worte: Natur, denken wir am gewöhnlichsten an die Körperwelt, und bezeichnen durch den Namen Natur ihre gesetzmäßige Einrichtung, nach welcher das, was in ihr vorgeht, durch die Kräfte der Wesen bewirkt wird, aus denen sie besteht, die wir deßwegen Naturkräfte nennen. Behaupten wir dann, alles in der Körperwelt werde durch diese Kräfte bewirkt: so schließen wir alles unmittelbare Einwirken des Schöpfers in seine Körperwelt aus.

Wir betrachten dann diese Welt als ein Automat, kunstvoller freilich, als irgend eine endliche Weisheit es hervorbringen kann, aber doch darin den menschlichen mechanischen Kunstwerken gleich, daß alles durch seine innere Structur in ihm bewirkt wird. Die Naturkräfte wurden bei der Schöpfung so geordnet, daß sie durch die Fortpflanzung in die erzeugten Wesen übergehn; und daß durch die im voraus bestimmte Wirksamkeit der einzelnen Kräfte und der Summe aller Kräfte immer genau das zu Stande gebracht wird, was Gott durch sie zu Stande kommen lassen will.

Durch diese Ansicht rechtfertigt sich die Behauptung, daß alles in der Welt durch die Naturkräfte, ohne einiges Einwirken des Schöpfers, bewirkt werden müsse. Denn nach dieser Ansicht müssen wir dieses unendliche Kunstwerk eben so beurtheilen, wie die menschlichen, und müssen also auch zur Vollkommenheit desselben erfordern, daß es frei sey von allen den Mängeln, mit denen die menschlichen mechanischen Kunstwerke behaftet sind. Offenbar ist es aber an diesen ein Mangel, daß sie des Aufziehens bedürfen, wenn ihr Triebwerk abgelaufen ist, daß sie sich abnützen, daß sie von Zeit zu Zeit eine Nachhülfe nöthig haben. Diesen Mangel entfernen wir von unserm Begriffe der Natur; und sonach bleibt dem Schöpfer in seiner Welt nichts zu thun übrig. Jede Einwirkung von ihm würde einen Mangel in seinem Kunstwerke voraussetzen, und also mit seiner Allmacht oder Allweisheit in Widerspruch stehn.

Indessen wird uns bei dieser Ansicht eine Reflexion lästig, deren wir uns durchaus nicht entschlagen können. Was thut nun Gott, seitdem er die Welt geschaffen hat? Außer ihm existirt nichts als die Welt; er betrachtet sie also, er sieht ihrem Gang müssig zu. Wie müßten wir aber von einem menschlichen Künstler urtheilen, der nichts thäte, als sein Kunstwerk betrachten? Wie müßten wir, nach den Aussprüchen des Gewissens, von jedem vernünftigen Wesen urtheilen, das nach Einer großen That, ungeachtet des Vollgenusses aller Kräfte, sich der Unthätigkeit überließe? Wir haben jede Unvollkommenheit aus unsrer Idee von dem Allvollkommnen entfernen wollen, und haben eine moralische Unvollkommenheit in sie hineingetragen.

Das muß uns doch wohl zweifelhaft machen, ob diese Ansicht der Welt die richtige sey; und wir werden uns geneigt fühlen, dem, gewiß nüchternen, Kant beizupflichten, „daß niemand die Einbildung von seiner Einsicht so hoch treiben könne, entscheidend aussprechen zu wollen, daß z. B. die höchst bewundernswürdige

Erhaltung der Species im Pflanzen-Reiche, da jede neue Zeugung ihr Original mit aller innern Vollkommenheit des Mechanismus, und selbst allen sonst so zärtlichen Farbenschönheit, in jedem Frühjahre unvermindert wiederum darstellt, ohne daß die sonst so zerstörenden Kräfte der unorganischen Natur in böser Herbst- und Winter-Witterung jener ihrem Samen in diesem Punkte was anhaben können, daß, sage ich, dieses eine bloße Folge nach Naturgesetzen sey; und ob nicht vielmehr jedesmal ein unmittelbarer Einfluß des Schöpfers dazu erfordert werde, einsehen zu wollen *)."

Auch wird uns, sobald wir eine genauere Aufmerksamkeit auf den Organismus in der Natur wenden, ein höchst bemerkenswürdiger Unterschied zwischen ihr und allen menschlichen Kunstwerken auffallend werden. Denn in diesem liegt ja das Geheimniß des Lebens, das kein Pygmalion seinen Kunstgebilden einzuhauchen vermag.

Wenn wir daher die Materie, aus der die Körperwelt besteht, für erschaffen anerkennen und sie dadurch von dem göttlichen Wesen unterscheiden: so müssen wir, wenigstens für möglich, erkennen, daß das Leben, das diesem Gebilde der Allmacht eingehaucht ist, aus dem göttlichen Wesen ausgeströmt sey. Es ändert sich daran nichts, wenn wir auch der Meinung zugethan seyn sollten, daß die Materie an sich nicht eine solche starre Substanz sey, wie sie uns erscheint, sondern eine Art geistiger Substanz, die sich nur unsern Sinnen in dieser Starrheit darstelle; immer müssen wir sie doch von dem Lebendigen, das wir in ihrem Organismus erblicken, unterscheiden, und zugestehn, daß sie durch das allmächtige Wollen aus dem Nichts hervorgerufen, und daß dagegen das Leben aus dem Wesen Gottes in sie übergegangen seyn könne. Denn ich darf ja in dieser Versammlung voraussetzen, daß niemand

*) Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft. Königsberg 1793. S. 115.

versucht sey, sich in die traurige Wüstenei des Pantheismus zu flüchten, um dem Unbegreiflichen in dem Schaffen der Allmacht zu entgehn.

Gestehen wir nun zu, daß von Gott das Leben in die Natur ausgeflossen ist: so werden wir wohl auch uns selbst gestehen, daß es vermessen wäre, zu behaupten, dieses Leben sey nunmehr von Gott so total geschieden, daß ein unmittelbares Einwirken Gottes auf dasselbe mit seiner Allvollkommenheit unvereinbar wäre.

Finden wir aber ein solches Einwirken den Einsichten der Vernunft nicht widerstreitend: so haben wir gewiß dringende Ursache, mit unsrer Vorstellung das, was die heilige Schrift von der Erhaltung und Regierung der Welt sagt, zu vergleichen; und da berufe ich mich auf den exegetischen Takt unser aller, ob wir nicht den Worten der Schrift einige Gewalt anthun müssen, um sie mit der Vorstellung: die Welt erhält und regiert sich selbst, durch die Kräfte, die der Schöpfer in sie gelegt, und durch die Richtung, die er bei der Schöpfung ihnen gegeben hat, in Einklang zu bringen.

2) Bisher haben wir uns bei der Natur nur die Körperwelt gedacht; wie nun vollends, wenn wir auch die Geisterwelt in dem Worte: Natur, mitbegreifen? Können wir noch geneigt seyn, anzunehmen, daß die Natur auch in Absicht auf diese ein bloß mechanisches Kunstwerk sey? Und wenn es uns nicht mehr zweifelhaft ist, daß das Leben der Geister, Vernunft und Freiheit, von Gott aus seinem Wesen in die, uns gänzlich unbekannte, geistige Substanz, die der Träger der geistigen Kräfte ist, gelegt worden sey: sollten wir uns denn nicht um so geneigter fühlen, zu glauben, daß auf dieses Göttliche in uns ein unmittelbares Einwirken Gottes Statt finde? Befremden müßten uns wenigstens, wenn wir ja noch abgeneigt wären, die Aussprüche, die wir in uns vernehmen, wie z. B. die Urtheilssprüche des Gewissens, die wir nicht aus-

gesonnen haben, von denen wir wohl keine Gründe anzugeben vermögen, und die sich und dennoch mit einer Gewalt aufdringen, deren wir uns nicht erwehren können.

Lassen Sie uns doch hier einen Augenblick still stehen. Wenn Ihnen ein unmittelbares Einwirken Gottes auf die Natur und besonders auf die Geisterwelt wahrscheinlich ist: so bedenken Sie mit mir, wie anmassend diejenige Philosophie war, die vor ungefähr einem halben Jahrhundert anfing, einen so gebieterischen Einfluß auf die Theologie zu gewinnen. Zählte sie es nicht zu den untrüglichen Aussprüchen der gesunden Vernunft, daß nicht nur unmittelbare Einwirkungen Gottes auf seine Welt undenkbar seyen, sondern: daß sogar alle Wirkungen auf unsere Erde nur durch die Kräfte sichtbarer Wesen hervorgebracht werden müßten, daß nicht einmal eine Wirksamkeit unsichtbarer Geschöpfe, wie etwa der Engel, Statt finden könnte? Woher kam doch diese Einsicht dieser Philosophie? Mich dünkt, wenn es irgendwo augenscheinlich werde, wie ausschließlich diese oberflächliche Philosophie sich an die gemeinste Empirie hielt, so werde es hier.

II.

Setzen wir nun unsern Gang fort! unbekümmert, welche Wege andere einschlagen. Wir gehen über zur Hauptfrage, ob den Menschen, neben dem mittelbaren Beistande, auch ein Beistand Gottes zum Guten durch unmittelbare Einwirkungen zu Theil werde.

1) Wir wollen zuerst vernehmen, was die Bestreiter eines solchen unmittelbaren Beistands gegen ihn einzuwenden haben, wenn sie zugeben, daß er nicht der Allvollkommenheit Gottes widerstreite.

a) Die gewöhnlichste Einwendung ist diese: der mittelbare Beistand Gottes zum Guten sey schon hinlänglich, ein zu ihm hinzukommender unmittelbarer wäre also überflüssig.

Dieser Einwurf ist schon oft beantwortet worden,

und es ist dennoch die Einigkeit darüber nicht zu Stande gekommen. Ich betrachte ihn jetzt als einen mir von mir selbst gemachten Einwurf, und begnüge mich, Ihnen vorzulegen, was ich mir darauf geantwortet habe und was mich bestimmt hat, ihn aufzugeben, Ihnen, verehrte Brüder, das Urtheil anheimstellend.

Indem ich mir selbst sagte: Der mittelbare Beistand Gottes ist schon hinreichend, das Gute in dem Menschen zu bewirken; fragte ich mich: Weißt Du das aus Deiner Erfahrung? Wenn Du auch gewiß bist, bisher nur diesen mittelbaren Beistand erhalten zu haben, bist Du durch denselben wirklich schon gut geworden? Ich blickte in mein Inneres: ach welche Gewalt der Sinnlichkeit! wie viel Bösartiges sitzt noch fest in mir! wie häufig sind die pflichtwidrigen Unterlassungen! wie viele Uebereilungen, wie viele Ausbrüche liebloser Heftigkeit! wie viel Unreines in den Antrieben befleckt selbst die pflichtmäßigen Handlungen! Mußte ich mir nicht sagen: Wie? Du wolltest Dir anmassen, zu behaupten, ein unmittelbarer Beistand Gottes sey Dir zum Guten entbehrlich? könntest Du Dich erfrechen, zu beten: Herr, gieb mir ferner, wie bisher, Deinen mittelbaren Beistand, Deinen unmittelbaren brauche ich nicht?

Noch war meine Einwendung nicht ganz gehoben; sie nahm eine andere Wendung. Du bist freilich, sagte ich mir, noch weit von der Güte entfernt, die Dir eigen seyn sollte; aber vollkommen würde Dich doch auch der unmittelbare Beistand Gottes nicht machen; sollte er also nicht doch überflüssig seyn? Ich that indessen diese Frage schon schüchterner; denn mit ihr verband sich von selbst die Frage: Sollte er Dich aber nicht doch etwa der unerreichbaren Vollkommenheit näher bringen können, als Du ihr ohne ihn kommen könntest? So anmassend war ich nicht, behaupten zu wollen, unmittelbare Einwirkungen Gottes könnten zur Besserung des Menschen nicht mehr ausrichten, als

die mittelbaren. Bald schlug mir das Herz: Wenn unmittelbare Einwirkungen des Geistes Gottes Dich zu einer höheren Stufe der Güte erheben, wenn sie Dich zu dem Eintritt in den Stand der höheren Vollkommenheit im künftigen Leben tüchtiger machen könnten: wären sie überflüssig? Ich gab die Einwendung auf.

Mißtrauisch gegen mich selbst geworden, fragte ich mich: Bist Du denn auch gewiß, daß das so unvollkommene Gute, das bis jetzt in Dir zu Stande gekommen ist, schlechterdings ohne einen unmittelbaren Beistand Gottes zu Stande gebracht worden sey? woher hast Du denn die Gewißheit, daß Gott bis jetzt nicht anders, als mittelbar auf Dich gewirkt habe? Ich antwortete mir: Bei den meisten Anregungen und Stärkungen zum Guten habe ich deutlich bemerkt, wie die Umstände, in die mich die Vorsehung gesetzt hat, dazu gewirkt haben. Andere heilsame Bewegungen in meinem Gemüth haben von der Gemüthsstimmung hergerührt, in der ich mich eben befand, und diese Stimmung ist eben sowohl, als das Zusammentreffen des Eindringenden mit dieser Stimmung, durch die Vorsehung herbeigeführt worden; eine unmittelbar göttliche Einwirkung habe ich nicht wahrgenommen. Dieser Grund der Gewißheit erschien mir nun selbst schwach. Ich konnte doch nicht behaupten, daß ich das Unmittelbare der Einwirkungen hätte wahrnehmen müssen, wenn es Statt gefunden hätte, daß es schlechterdings nicht Statt finden könnte, ohne wahrgenommen zu werden. Und nun drängte sich mir noch die Erinnerung an manche in ihren Folgen für mich heilsame Regungen auf, die mich selbst befremdet hatten, die ich mir weder aus den Umständen noch aus meiner damaligen Gemüthsstimmung hatte erklären können. Ich hatte wenig auf sie geachtet, weil ja gar vieles durch natürliche Ursachen, die wir nicht bemerken, in uns entstehen kann; jetzt fiel mirs aufs Herz, daß diese Regungen doch eben sowohl durch unmittelbare göttliche Ein-

wirkungen entstanden seyn konnten. Und nun war die Einwendung ganz beseitigt; ich konnte mir nicht mehr beigehen lassen, solche Einwirkungen für überflüssig zu erklären, da ich nicht mehr gewiß war, ob ich nicht selbst schon durch solche zum Guten erweckt und gestärkt worden sey.

b) Eine andere Einwendung, die auch nicht selten gemacht wird, habe ich nie mir selbst machen können. Es ist diese, daß unmittelbare göttliche Einwirkungen den Menschen zum Guten nöthigen und ihm also seine Willensfreiheit entziehen würden. Ich habe mir diese Einwirkungen niemals anders gedacht, denn als Anregungen, und sie können und dürfen nicht anders gedacht werden. Sie bringen Bewegungen in unserm Innern hervor, wie die mittelbaren Einwirkungen, zwar mit größerer Stärke, aber keineswegs mit unwiderstehlicher. So wie wir den Anregungen zum Bösen widerstehen können, sie mögen vom Satan oder von bösen Menschen oder von den eigenen Begierden herrühren: so kann der Mensch auch den Anregungen zum Guten sich widersetzen, sie mögen durch die Fügungen der Vorsehung oder durch unmittelbares Einwirken des Geistes Gottes in ihm hervorgebracht werden. Den Anregungen können wir uns nicht entziehen, aber ihre Wirksamkeit ist dem freien Gebrauche unsrer Folgsamkeit oder Widersetzlichkeit übergeben.

2) Durch die siegreichsten Beantwortungen der Einwürfe können indessen die Bestreiter der unmittelbaren Einwirkungen Gottes doch nicht weiter gebracht werden, als daß sie ihre Möglichkeit oder höchstens, bei tieferem Nachdenken über die Natur und das Geisterreich, die Wahrscheinlichkeit solcher Einwirkungen zum Guten zugestehen. Immer können sie noch verlangen, daß wir ihnen die Wirklichkeit derselben beweisen sollen. Ich gehe also zu diesem Beweise über.

Dabei ist aber höchst nöthig, die Forderungen zu unterscheiden, die an uns gemacht werden; denn es

wird ſich zeigen, daß wir nicht allen gleiche Genüge leiſten können. Viele beſtehen darauf, daß wir die Wirklichkeit des unmittelbaren göttlichen Beiſtandes aus der Erfahrung beweiſen ſollen; andere begnügen ſich, einen ſtrengen Beweis aus Gründen zu verlangen, und von dieſen fordern einige bloße Vernunftgründe, andere dringen auf ganz entſcheidende, keine Einwendung übrig laſſende, bibliſche Beweisſtellen.

a) Die, welche Erfahrungsbeweiſe fordern, wollen uns gewöhnlich gar nicht zur Beweisführung kommen laſſen.

Sie ſagen, alle angeblichen Erfahrungen können bloß in einem eigenen Gefühle bei einer inneren Regung beſtehen, das uns verſichert, dieſe Regung ſey unmittelbar von Gott erzeugt worden. — Wir wollen ihnen das zugeben; denn was könnten wir über ſie zu gewinnen hoffen, wenn wir Verſicherungen von göttlichen Stimmen, die von außen an gewiſſe Menſchen ergangen ſeyen, gegen ſie geltend machen wollten, da ſie dieſen Verſicherungen ihren Glauben verſagen oder auf der Möglichkeit einer Selbſttäuſchung bei ihnen beſtehen würden? —

Sie fahren alſo fort: Bei keinem Gefühle haben wir aber völlige Sicherheit, daß es uns nicht täuſche. Und nun ſtellen ſie uns, mit aller Kraft der Beredtſamkeit, vor, daß das ungemeſſene Vertrauen auf ſolche Gefühle die Quelle aller Schwärmerei ſey, die Quelle des Fanatismus, in den die Schwärmerei bei ſo vielen übergeht, und ſomit auch die Quelle aller ſeiner ſchrecklichen Folgen, von denen auch noch die Geſchichte unſrer Tage uns ſo ſchauderhafte Beiſpiele aufſtellt.

Wir können nicht anſtehen, zuzugeben, daß das blinde Vertrauen auf irgend ein Gefühl nicht nur unſicher, ſondern oft gefährlich und nicht ſelten höchſt verderblich ſey. Daraus folgt zunächſt, daß nur ſolche

Gefühle unmittelbarer Einwirkungen zu einem Erkennungsbeweise tauglich sind, bei denen die Uebereinstimmung der Anregung mit den Offenbarungen Gottes durch die Vernunft und durch die h. Schrift, nach einer ruhigen Prüfung, erkannt worden ist.

Die Gegner werden nicht unterlassen, zu erinnern, daß dann zwar die Güte der Anregung entschieden, daß aber damit noch keineswegs erwiesen sey, daß das Gefühl, sie habe von einer unmittelbaren Einwirkung Gottes hergerührt, nicht täuschen könne. Was ich hierauf zu antworten habe, läßt sich in die wenigen Worte zusammendrängen: Es kommt darauf an, ob dieses Gefühl das untrügliche Wahrheitsgefühl sey; aber leider erlaubt mir die Zeit, auf die sich dieser Vortrag beschränken muß, nicht, das, was in diesen Worten liegt, gehörig auseinander zu setzen, und ich kann also nicht hoffen, ganz verständlich, und noch weniger, überzeugend zu werden, wenn Ihnen nicht etwa schon bekannt ist, was ich in mehr als einer Schrift darüber gesagt habe, was noch nicht widerlegt worden ist und nie widerlegt werden kann.

Ich kann daher Sie, verehrteste Brüder, nur bitten, für sich selbst mehrmals sorgfältig zu bedenken, woher wir von Wahrheiten, die uns die ausgemachtesten sind und die wir doch schlechterdings nicht demonstriren können, die Gewißheit haben, wie z. B. von der, daß die Vorstellungen, die wir uns im wachen und gesunden Zustande von äußeren sinnlichen Gegenständen machen, wirklich von diesen äußeren Gegenständen veranlaßt, und nicht, wie im Traume oder in der Fieberhitze, bloß von unsrer Phantasie erzeugt worden seyen. Ich bin gewiß, Sie werden finden, daß uns einzig ein Gefühl dafür bürge, nemlich eine gewisse Nöthigung, der wir uns zwar widersetzen, die wir aber durchaus nicht abweisen können; Sie werden finden, daß dieses Nöthigungsgefühl für uns einzig und allein das letzte Kriterium aller Wahrheit ist, und

daß uns, wenn wir dieſes Gefühl nicht dafür gelten laſſen wollen, nichts übrig bleibt, als uns dem allgemeinſten Myſticismus in die todkalten Arme zu werfen.

Und nun ſehen Sie wohl, wie es mit dem Erfahrungsbeweiſe ſteht. Wer bei einer Gottes würdigen Anregung dieſes nöthigende Gefühl, ſie rühre unmittelbar von Gott her, in ſich vernimmt, der hat dieſen Beweis, und er bedarf zu ſeinem unerſchütterlichen Glauben an die Wahrheit dieſes Gefühls gar keines weiteren Beweiſes. Wer aber nie ein ſolches Gefühl gehabt hat, dem kann auch nicht angeſonnen werden, einem andern, der ein ſolches zu haben verſichert, zu glauben, daß dieſer es wirklich habe; für ihn alſo haben wir keinen Erfahrungsbeweis.

Offenbar aber hat er Unrecht, wenn er deßwegen behaupten will, es könne niemand ein ſolches die Wahrheit verbürgendes Gefühl haben, alle, welche ſolcher Gefühle ſich rühmten, ſeyen Schwärmer oder Betrüger. Offenbar muß er ſich einlaſſen auf die Gründe, auf denen der Glaube an unmittelbare göttliche Einwirkungen zum Guten im Allgemeinen beruht.

b) Dieſe Gründe können denn Vernunftgründe oder bibliſche Gründe ſeyn.

α) Ich hoffe, was ich bisher geſagt, werde Sie überzeugt haben, daß ich nicht darauf ausgehe, irgend etwas zu erſchleichen, und es werde Ihnen daher nicht unerwartet ſeyn, daß ich Ihnen ohne alle Zurückhaltung geſtehe, daß ich die Unmittelbarkeit des göttlichen Beiſtandes aus Vernunftgründen zwar für ſehr wahrſcheinlich, aber nicht für ſtreng erweislich, halte. Warum für wahrſcheinlich? das habe ich in dem erſten Theile dieſes Vortrags ausgeführt. Warum nicht für erweislich? weil es mir eine zu kühne Anmaſſung ſcheint, die Gränzen der Wirkſamkeit des Göttlichen in unſrer Natur und des zu ihm hinzukommenden mittelbaren Beiſtandes Gottes beſtimmen und ausſprechen zu wollen, nur bis zu einer gewiſſen Stufe

des Guten könne der Mensch durch diese Wirksamkeit gefördert, von da an könne er nur durch eine unmittelbare Wirkung Gottes weiter gebracht werden.

Hierdurch erklärt sich auch vollständig, warum die rationalistischen Theologen durchaus keine unmittelbaren Einwirkungen Gottes zum Guten gelten lassen wollen. Auf die Verwandtschaft des Lebens in der Natur und des Geistigen im Menschen mit der Gottheit haben sie keine Aufmerksamkeit gewandt, die Natur erscheint ihnen unveränderlich als das vollkommenste mechanische Kunstwerk, ihre Naturforschung strebt ausschließlich dahin, alles in der Natur aus der Natur zu erklären; eigne Erfahrungen von einem unmittelbaren Wirken Gottes in der Seele haben sie nicht gemacht, und fremden glauben sie nicht; die Unzulänglichkeit der versuchten Vernunftbeweise für ein solches Wirken erkennen sie, und den Aussprüchen der Bibel gestehen sie keine Beweiskraft zu.

β) Aber auch unter denen Theologen, welche die heilige Schrift als die Urkunde übernatürlicher göttlicher Offenbarungen verehren, sind nicht wenige, welche die Stellen, die man als Beweise unmittelbarer göttlicher Einwirkungen zum Guten ihnen vorhält, nicht für entscheidend gelten lassen, sondern ihrer Beweiskraft Einwendungen entgegen stellen.

Daß die h. Schrift von solchen Einwirkungen spreche, und von ihnen spreche nicht als von einer wahrscheinlichen, sondern als von der ausgemachtesten Sache, von ihnen spreche nicht als von etwas ungewöhnlichem, das nur besonderen Werkzeugen Gottes bisweilen widerfahren sey, sondern als von etwas, das jedem zu Theil werde, das gestehen sie willig zu, und wer könnte das auch läugnen? aber sie weisen doch zuerst die Stellen des alten Testamentes von sich ab, weil sie die alttestamentliche Religionslehre entweder ganz und gar nicht oder doch nicht in allen ihren Theilen für geoffenbart erkennen.

Darüber haben wir denn aber auch zu unſrem heymaligen Zwecke gar nicht mit ihnen zu ſtreiten; denn der Glaube, der ſich in den Worten: „Nimm deinen heiligen Geiſt nicht von mir (Pſ. 51, 13.), und in ſo vielen andern Stellen des A. T. ausſpricht, erhält ja mehr als bloß hinlängliche Beſtätigung durch ſo viele ähnliche Stellen des neuen Teſtaments.

Allein auch gegen dieſe haben ſie der Einwendungen mehrere. Sie nehmen an, daß Jeſus und ſeine Jünger ſich bisweilen pflichtgemäß nach dem Volksglauben accommodirt haben, und daß dieſer ſehr wohl auch in den Aeußerungen, die hier in Betracht kommen, geſchehen ſeyn könne. Sie erinnern noch beſonders in Beziehung auf die apoſtoliſchen Ausſprüche, daß die Jünger Jeſu manche Aeußerungen des Herrn unrichtig aufgefaßt und in dem, was ſie zu dieſen Aeußerungen hinzuſetzten, die Wahrheit verfehlt haben könnten, und daß insbeſondere Paulus manches, nach ſeinen Einſichten, irrig der Lehre Jeſu beigefügt haben könne. Sie ſehen wohl, verehrte Brüder, daß hier nicht alle dieſe Einwendungen ausführlich erörtert werden können; aber ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht in unſerem Kreiſe ſchon einige wenige Bemerkungen zu ihrer Entkräftung hinreichend wären.

Wenn wir zugeben, daß Jeſus und die Apoſtel ſich bisweilen nach dem Volksglauben an unmittelbare Einwirkungen Gottes zum Guten accomodirt haben könnten: ſo müßte doch vor allem erwieſen werden, daß dieſer Glaube damals Volksglaube in Paläſtina, und ſo allgemeiner und ſo feſtgewurzelter Volksglaube geweſen ſey, daß ihm nicht hätte widerſprochen werden können, ohne die Juden für alle andere Religionswahrheiten, die ihnen mitgetheilt werden ſollten, ganz unempfänglich zu machen. Aber der iſt wohl um ſo weniger zu erweiſen, da wir dieſen Glauben in den Paläſtiniſchen Apokryphen nicht finden. Wenigſtens iſt mir nur Eine Stelle bekannt, in welcher ein

unmittelbarer Beistand Gottes den Frommen überhaupt verheißen seyn kann, nehmlich die Worte im Sirach K. 39. V. 6. (bei Luther v. 8.) „Wenn es dem erhabenen Herrn gefällt, wird er mit dem Geiste der Einsicht erfüllt werden;" und selbst bei diesen Worten ist es bisweilen nicht so gewiß, daß sie von einer unmittelbaren Verleihung des Geistes Gottes sprechen, als z. B. bei den Worten im Alexandrinischen Buche der Weisheit K. 9. V. 17.: „Wer kann Deinen Rathschluß ergründen, wenn Du ihm nicht Weisheit giebst und Deinen heiligen Geist von der Höhe sendest?"

Gesetzt aber auch, dieser Glaube wäre ein solcher unantastbarer Volksglaube gewesen: so würden sich doch Jesus und seine Jünger pflichtwidrig nach ihm accommodirt haben; denn sie hätten sich so nach ihm bequemt, daß sie die spätere Erkenntniß des Irrthums verhindert, und diesen Irrthum auf immer befestigt hätten. Sie hatten ja gar nicht nöthig, sich über ihn zu äußern, sie konnten von dem göttlichen Beistande so sprechen, daß sie unbestimmt ließen, ob er ein mittelbarer oder ein unmittelbarer sey. Aber sie sprechen bestimmt von dem unmittelbaren, ohne eine an sie gebrachte Veranlassung dazu; die Apostel sprechen davon so oft, zu Heidenchristen wie zu Judenchristen, sprechen davon so nachdrücklich. Offenbar machten sie sich dadurch einer schwereren Verletzung der Pflichten gegen die Wahrheit schuldig, wenn sie es für unwahr erkannten, daß Gott unmittelbar zum Guten auf die Menschen einwirke.

Auch kann man nicht sagen, daß sie Aeußerungen Jesu falsch verstanden, oder aus ihren eigenen Meinungen allein geschöpft hätten, was sie von diesem Wirken Gottes sagen. Können denn wir die Worte Jesu: „Was vom Geist geboren ist, das ist Geist" (Joh. 3, 6.) anders verstehen, als von einem unmittelbaren Wirken?

Wollte man endlich noch auf Zweifel gegen die, besonders vielen und starken Aeußerungen des Apostels Paulus bestehn; wollte man, wegen seiner Bekanntschaft mit der Jüdischen Gelehrsamkeit, solchen Stellen, wie Röm. 5, 5.: „die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den heiligen Geist, der uns gegeben ist" ihre Beweiskraft absprechen: so müßte man darthun, daß die übrigen Apostel, die den Unterricht Jesu während seines Lehrgeschäftes genossen hatten, nirgends so sprächen. Aber sagt denn nicht auch Petrus (1 Petr. 1, 22.): „Reiniget Eure Seelen im Gehorsam gegen die Lehre durch den h. Geist?" und Johannes (1 Joh. 3, 24.): „Daß wir in ihm bleiben, erkennen wir an dem Geist, den er uns gegeben hat?"

3) Die bisherigen Erörterungen setzen es für mich außer Zweifel, daß uns unmittelbare Einwirkungen Gottes zum Guten zu Theil werden.

a) Wenn uns die Einwürfe dagegen in diesem Glauben nicht erschüttern: so können wir auch dadurch nicht wankend in ihm werden, daß es uns etwa praktisch gleichgültig scheinen möchte, ob wir glauben, daß uns ein unmittelbarer, oder bloß ein mittelbarer Beistand Gottes zu Theil werde; daß es uns scheinen möchte, zu unsrer Beruhigung bei der Erkenntniß unsrer Schwachheit und zu unsrem Besserwerden sey nur der Glaube an Gottes Beistand überhaupt nöthig, der Glaube, daß dieser Beistand uns auch unmittelbar geleistet werde, könne uns darin nicht weiter fördern. Wir würden uns doch sagen müssen: Ist es gewiß, daß uns Gott auch unmittelbar beistehe: so müssen wir es glauben, wir mögen den Nutzen dieses Glaubens einsehen oder nicht.

Aber nicht lang wird uns die mehrfache Wohlthätigkeit und Wichtigkeit dieses Glaubens ver-

borgen bleiben. Bald werden wir erkennen, und werden innig fühlen, wie viel näher wir durch dieſen Glauben Gott gebracht werden, wie nahe Gott uns iſt, wenn er unmittelbar auf uns wirkt; wenn er im eigentlichſten Sinne in uns iſt, wenn im eigentlichſten Sinne Chriſtus in uns lebt, wenn wir im eigentlichſten Sinn Tempel Gottes ſind, in denen der Geiſt Gottes wohnet. Bald werden wir auch erfahren, daß durch dieſen Glauben unſre Liebe zu Gott und den Menſchen, unſre Zuverſicht, unſer Muth zu jeder Pflicht eine ganz neue Innigkeit, eine ganz neue Stärke gewinnt, daß unſer ganzer Glaube an die Lehre Jeſu ſich neu belebt, daß uns dieſe Lehre noch viel theurer, viel unſchätzbarer wird.

b) Zum Beſchluſſe ſetze ich noch hinzu, um auch jeder Bedenklichkeit zu begegnen, daß wir keineswegs befürchten dürfen, durch die Zuſicherung des unmittelbaren Beiſtandes des heiligen Geiſtes die Brüder, die unſrer Leitung anvertraut ſind, in eine verderbliche Sicherheit einzuwiegen, ſie träge zu machen in dem Tugendkampfe, ihnen den Wahn einzuflößen, als ob Gott ohne ihr Zuthun alles Gute in ihnen wirken werde. Haben wir das von der Zuſicherung des mittelbaren Beiſtandes Gottes nicht zu fürchten, ſo haben wir es auch nicht von der Zuſicherung des unmittelbaren. Denn wir müſſen mit dieſer Zuſicherung, wie mit jener, ſtets die Ermahnung verbinden, nicht nur auf jede Anregung zum Guten aufmerkſam zu ſeyn und ihr nicht zu widerſtreben, ſondern auch dieſen Anregungen gemäß, ihr Kräfte unabläſſig zu gebrauchen, keine Anſtrengung, keine Aufopferung zu ſcheuen, den guten Kampf, der uns verordnet iſt, fortzukämpfen bis ans Ende, weil niemand gekrönt wird, er kämpfe denn recht.

Laſſen Sie uns alſo, verehrteſte Herren Amtsbrüder, dieſen Glauben, wenn er uns einwohnet, getroſt und freudig bekennen und predigen; und Gott laſſe uns alle mit Freude und Wonne erfahren, daß Er nicht fern iſt von einem jeglichen unter uns, daß wir in ihm leben, weben, und ſind.

III.

Miscellen.

Practiſche Schrifterklärung.

Matth. XVIII. 21—35.

Oft und nachdrücklich hatte Chriſtus Seinen Jüngern eingeſchärft, daß ſie Beleidigungen nicht rächen, ſondern vergeben, dem Widerſacher nicht zürnen, ſondern ſich mit ihm verſöhnen ſollten. Ihr habt gehört, ſprach Er in der Bergpredigt, daß engherzige Lehrer das Gebot Gottes: Du ſollſt deinen Nächſten lieben, mißdeutet und daraus die Irrlehre abgeleitet haben, daß man den Feind haſſen dürfe und ſolle. Ich aber ſage euch: Liebet eure Feinde, ſegnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch haſſen, bittet für die, ſo euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder ſeyd eures Vaters im Himmel. Denn Er läßt Seine Sonne aufgehen über die Böſen und über die Guten, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

Das hatte Petrus verſtanden und wohl behalten. Aber, dachte er, manche Menſchen ſind ſo böſe, daß ſie gerade dadurch ſchlimmer und Anderen ſchädlicher werden, wenn man ihnen ihre Beleidigungen vergiebt. Darum muß auch die Liebe ihr Maaß und die Verſöhnlichkeit ihre Gränze haben. Ich will gerne das Gebot Chriſti erfüllen, und es wäre mir leid, wenn ich im Jähzorn es übertreten ſollte; aber — man thut doch auch nicht gerne des Guten zu viel!

Darum ist es nöthig zu wissen, wie weit man in der Güte und Nachgiebigkeit gehen darf, und wann man mit Fug und Recht sagen kann: Jetzt habe ich dir oft genug vergeben; aber nun hat meine Geduld ein Ende. Du machst es zu arg: von nun an kann das Gesetz nicht mehr gelten, daß man dem, der uns auf den rechten Backen schlägt, auch den linken darreichen müsse; sondern jetzt heißt es: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Christus will, daß wir das Böse mit Gutem überwinden. Das habe ich oft versucht; aber deine Bosheit ist unüberwindlich: darum soll dir für deine Uebelthaten Uebles widerfahren.

Mit solchen und ähnlichen Gedanken ging Petrus um, da er Christum fragte: Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist's genug siebenmal? Jesus aber sprach zu ihm: Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal.

Dieß ist eben so viel, als wenn Christus gesagt hätte: Immerdar mußt du vergeben. Wenn du es so weit gebracht hast, daß du 490mal vergeben kannst, so wird es dir nicht schwer werden, noch öfter zu vergeben: dein Herz wird voll Liebe und Versöhnlichkeit seyn. Dagegen wenn dein Herz nicht gedemüthigt ist durch das Bewußtseyn deiner eignen Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit, nicht erweicht und gänzlich umgewandelt durch Gottes Gnade: so wirst du auch nicht siebenmal vergeben können. Wenn du bedenkst, daß der heilige Gott dir mehr als 1000 Sünden, unzählige Beleidigungen gegen Ihn und Sein Gesetz, vergiebt: dann wirst du einsehen, daß dein Bruder, wenn er dir übelthut, allerdings Strafe verdient, daß aber du ihn nicht strafen darfst, sondern Gott die Rache überlassen mußt, daß du als ein begnadigter Sünder deinem Mitsünder zu vergeben, ja für ihn zu beten schuldig bist, wenn du nicht durch deine Unbarmherzigkeit die Gnade wieder verscherzen willst, die dir durch Gottes Barmherzigkeit zu Theil geworden ist. Denn wie du das zeitliche Leben dir nicht gegeben hast, wohl aber es zerstören kannst, so kannst du auch das ewige

Leben und alle Gaben der göttlichen Liebe nicht durch eignes Verdienst erwerben, wohl aber durch deine Schuld verlieren.

Dieß zeigt der Herr dem Petrus und allen Jüngern und auch uns allen durch das obige Gleichniß.

Der Herr des Himmelreichs verfährt, in Bezug auf unsre Sünden gegen Ihn und unser Benehmen gegen andre Sünder, wie jener König, der mit seinen Knechten rechnen wollte. Und als er anfing zu rechnen, kam ihm Einer vor, der war ihm 10000 Pfund schuldig.

Dieser Knecht war vielleicht ein Statthalter des Königs über ein großes, reiches Land, und hatte die Abgaben, die er von den Unterthanen für den König eingefordert hatte, verschwendet. Durch eignen Leichtsinn und durch leichtsinnige Freunde verleitet, hatte er immer glänzender und ausschweifender gelebt, bis er die ungeheure Summe von 10000 Pfund, etwa 10 Millionen Thaler, dem König schuldig war.

Da kam endlich der langgefürchtete Tag der Rechenschaft. Und da er es nicht hatte zu bezahlen, hieß der Herr verkaufen ihn und sein Weib und seine Kinder und Alles, was er hatte, und bezahlen. Denn das war damals Recht und Sitte, daß der Schuldner nicht blos seine ganze Habe, sondern auch mit allen den Seinigen die Freiheit verlor. Sie wurden mit ihm entweder leibeigne Sclaven des Gläubigers, oder von diesem an den Meistbietenden verkauft.

Da fiel der Knecht auf die Knie, ja auf das Antlitz nieder vor dem König, und sprach: Herr, habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen. Der Unglücklichel Damals, als er anfing, das Geld seines Herren zu verschwenden, da hätte er sich ernstlich vornehmen sollen, ihm Alles zu bezahlen; aber jetzt kam dieser Vorsatz zu spät. Ein so leichtsinniges Versprechen war nicht geeignet, den Zorn des Königs zu besänftigen und die gerechte Strafe abzuwenden; aber der König that mehr, als der Knecht bat. Den Herrn jammerte des Knechts, und ließ ihn los, und die Schuld erließ er ihm auch.

Mit erleichtertem Herzen eilte der Knecht hinweg, um den Seinen zu verkünden, daß durch des Königs Gnade

das Unglück abgewendet sey, das er, als ein schlechter Haushalter, über sich und sie gebracht hatte. Da fand er unterwegs einen seiner Mitknechte, der war ihm 100 Groschen schuldig. Aber statt an diesem im Kleinen seine Dankbarkeit zu beweisen für die große Gnade, die ihm vom König widerfahren war, griff er ihn zornig an, würgte ihn und sprach: Bezahle mir, was du mir schuldig bist. Du hast durch deine Saumseligkeit im Bezahlen dazu geholfen, daß ich mich so lange vor dem König fürchten, so tief vor ihm demüthigen mußte.

Dieser aber demüthigte sich vor dem, der doch nicht sein König, sondern sein Mitknecht war, eben so, fiel vor ihm nieder, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir: ich will dir Alles bezahlen.

Hundert Groschen mit der Zeit zu bezahlen, war ihm gewiß nicht unmöglich, da ein andrer Knecht so viele Millionen Thaler hatte schuldig bleiben können. Dieser aber hätte wohl warten, ja er hätte die geringe Summe jenem ganz schenken können. Aber er wollte nicht; sondern ging hin, und warf ihn in's Gefängniß, bis daß er bezahlete, was er schuldig war.

Da aber seine Mitknechte Solches sahen, wurden sie sehr betrübt, und kamen und brachten vor ihren Herrn Alles, was sich begeben hatte. Siehe, sprachen sie, dieser Unwürdige und Undankbare ist durch deine Güte nicht erweicht, sondern vielmehr verhärtet worden.

Da forderte ihn sein Herr vor sich und sprach zu ihm: Du Schalksknecht, alle diese Schuld habe ich dir erlassen, dieweil du mich batest. Solltest du denn dich nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmt habe? Und sein Herr ward zornig, und überantwortete ihn den Peinigern, bis daß er bezahlete Alles, was er schuldig war. Da mußte er freilich bis an sein Ende im Gefängniß und in der Gewalt der Peiniger bleiben. Denn hatte er früher als ein freier und angesehener Mann seine Schuld nicht tilgen können: wie vermochte er es jetzt als ein verurtheilter und gefangener? — Aber also wird

euch Mein himmlischer Vater auch thun, spricht Christus zu Seinen Jüngern, eine solche ewige Strafe habe auch ihr zu erwarten, wenn ihr nicht vergebet von eurem Herzen, ein jeglicher seinem Bruder seine Fehler.

Dieß gilt auch uns, Geliebte. Denn auch wir sind untreue Knechte des himmlischen Königs, die nicht bezahlen, was sie ihrem Herren schuldig sind. Die Menge unsrer Sünden hat der Herr im Auge, indem Er von dem Knechte redet, der seinem Herren eine so ungeheuere Summe schuldig war. Wir müssen mit David klagen und beten: Wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir auch die verborgenen Fehler!

Alle meine Seelenkräfte,
Meine Glieder sind ja Dein,
Und sie sollten zum Geschäfte
Deines Dienstes fertig seyn.
O wie hab' ich sie entweiht!
Ach! zur Ungerechtigkeit
Und zum schnöden Dienst der Sünden
Ließ ich mich oft willig finden.

Deine Huld war jeden Morgen
Ueber mir, o Vater, neu.
Von wie manchen schweren Sorgen
Machtest Du das Herz mir frei.
Was mir nützte, gabst Du mir.
Aber ach! wie dankt' ich Dir?
O wie hab' ich so vermessen
Deines Wohlthuns Zweck vergessen!

Herr, habe Geduld mit mir, ich will dir Alles bezahlen, ruft Mancher, der die Größe und Strafbarkeit seiner Schuld erkannt hat, mit dem Knechte in unserm Evangelium: ich will mich bessern, die gewohnten Sünden lassen und alles von mir begangene Unrecht wieder gut machen. Aber — wir können gewöhnlich nicht einmal den Schaden gut machen, den die Menschen durch unsere Schuld erlitten haben; noch viel weniger aber können wir unsre Verfündi-

ganz gegen Gott wieder gut machen. Denn alles Gute, das wir thun können, sind wir Gott zu thun schuldig, der uns geschaffen hat, in dem wir leben, weben und sind, für den wir deshalb zu leben, zu dessen Ehre, nach dessen Willen und Wohlgefallen wir zu wandeln haben. Wenn ihr, spricht Christus, Alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprechet: Wir sind unnütze Knechte, wir haben gethan, was wir zu thun schuldig waren; wir können uns nicht rühmen, daß wir mehr gethan haben, als Gott von uns fordern kann.

Aber wir thun nicht einmal so viel, als wir schuldig sind und vermögen; wir fehlen alle manchfaltig, wie Jakobus schreibt, auch nachdem wir Besserung gelobt und vom Wege, der zum Verderben führt, uns abgewendet haben, und statt Gott für die früheren Sünden genugzuthun, fügen wir neue hinzu.

Doch Gott, „der reich ist von Barmherzigkeit," hat Schuld und Strafe uns erlassen. Er hat den Bürgen für uns gestellt, den eingebornen Sohn für uns dahingegeben, daß Er die Strafe unsrer Sünden trage und unsre Schuld bezahle, daß Er Sein Leben gebe zu einer Erlösung für Viele, für Alle, die an Ihn glauben, die Seine Gnade nicht verschmähen, Seine helfende Hand nicht zurückstoßen, das ewige Leben mit kindlicher Anspruchlosigkeit und Freude von Ihm empfangen, und die dann, wenn sie selbst gesegnet sind, auch dem Bruder Herz und Hand nicht verschließen, ihren Glauben an die Liebe Gottes in Christo Jesu durch herzliche Dankbarkeit, durch thätige Liebe beweisen.

Dagegen wenn wir für uns Gott um Gnade anflehen, mit unseren Brüdern aber nach dem strengen Rechte handeln wollen; wenn wir Barmherzigkeit erlangen wollen, und selbst unbarmherzig sind: dann betrügen wir uns selbst; denn ohne Liebe ist der Glaube und die Hoffnung eitel. Dann heißen wir mit Unrecht Christen, weil wir Christo ungehorsam und unähnlich sind, und wir verunreinigen uns von Neuem, nachdem wir durch Christi Blut rein geworden sind; unsre Unbarmherzigkeit ist ein unaustilglicher Flecken

an dem weißen Kleide der Gerechtigkeit, das Er uns geschenkt hat. Auch unser Gottesdienst ist ohne Menschenliebe eitel, und Gott kann nicht mit Wohlgefallen auf die Gebete derer hören, die Seine Kinder hassen. Darum, spricht der Herr, wenn du deine Gabe auf dem Altare opferst, und wirst allda eindenken, daß dein Bruder Etwas wider dich habe: so laß allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm, und opfere deine Gabe.

Das wollen wir bedenken, so oft wir zum Hause Gottes gehen, und uns zuvor versöhnen mit unseren Nebenmenschen. Sonst möchte Einer von denen, die mit uns vor Gottes Angesicht stehen, um unser Härte und Unversöhnlichkeit willen uns vor Ihm verklagen. Vergieb uns unsre Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern, — sprechen wir in dem Gebete, das Jesus uns gelehrt hat. Der Unversöhnliche aber betet gegen sich selbst: Vergieb mir meine Schuld nicht, wie ich auch meinem Schuldiger nicht vergebe. Gott behüte uns vor feindseliger Gesinnung und heuchlerischem Gebete! Er schaffe in uns ein reines Herz, und gebe uns einen neuen gewissen Geist! Er verwerfe uns nicht von Seinem Angesichte, wie auch wir Niemanden verwerfen, verachten, hassen und verdammen wollen. Amen.

K. Hg.

Vorrede der ältesten protestantischen Kirchenagende in Sachsen,

mitgetheilt von

Dr. M. Müller,
Pfarrer zu Bucha bei Jena.

Der Titel dieser ältesten, von den sechs Theologen: Justus Jonas, Georgius Spalatinus, Caspar Creuziger, Fridericus Myconius, Justus Menius und Johannes Weber bearbeiteten, vom 19. Sep-

tember 1539 en datirten und im Jahre 1540 in der protestantischen Kirche des damaligen Fürstenthums Sachsen eingeführten Kirchenagende — für ihre Zeit musterhaft — ist: Agenda, das ist, Kyrchenordnung, wie sich die Pfarrherrn und Seelsorger in jren Ampten und Diensten halten sollen, Fur die Diener der Kyrchen in Hertzog Heinrichen zu Sachsen V. G. H. Fürstenthumb gestellet. Gedruckt zu Leipzig, durch Nicolaum Wolrab. MDXL. Sie verfährt in folgender Ordnung: I. Von der Tauffe. II. Von der Nottaufe. III. Wie mit den Leuten in der Beicht zu handeln. IV. Wie man die krancke Leut berichten und tröſten sol. V. Wie man die Krancken communicirn soll. VI. Kyrchenordnung in Stedten, und wo man Schulen hat. a) Sonnabents und andere Feste; b) des Sonntags; c) Communio; d) Vesper; e) Werckdage in der Wochen. VII. Kyrchenordnung auff den Dörffern. a) Communio; b) Vesper. VIII. Litania. IX. Breutigam und Braut zu trawen und segenen. X. Von den sonderen Festen oder Feiertagen, so man im jar halten sol. XI. Ordnung und Form des Gesangs zum Ampt der Communion, Beide auff die Festa, und Gemeinen Sonntage. XII. Folgen etliche Collecten oder Gebet, so man in der Kyrchen, unter dem Ampt der Messe (vor der Epistel) und auch sonst, lesen mag. XIII. Vom Begrebnis der Todten. — Wir theilen hier den Lesern der Annalen die, des ächt-christlichen, evangelischen Predigt- und Seelsorger-Amtes Würde und Wichtigkeit, im Gegensatz des groben Papismus, mit kräftigen Worten einschärfende, in vielem Betracht auch für unsere Zeit noch beherzigenswerthe, Vorrede mit. Sie lautet der Hauptsache nach also: „Gnade und Friede Gottes in Christo. Dis kurtze Büchlin haben aus bevelh der Oberkeit, zu fodderung der Kyrchen sachen, derhalben also einfeltig gestellet, damit etliche frome, Gottfürchtige Pfarrher, welche jtzund an stat der ungelehrten Papisten gesetzt sind, und weiter eingesetzt werden sollen, inn diesem Fürstenthumb (da nu die Lere des Evangelii newlich ist angenommen) ein gleichförmige weise haben möchten, sich mit

denen Kyrchen zu vergleichen, da allbereit vor vielen jaren das Bapſts misbreuche abgethan ſind.

Und die ſelbigen Gottfürchtigen und guten Hertzen, die da recht erkennen, welch ein gros befelh, hohe ampt, trefflich, wichtig Titel das iſt, wenn ſich einer ſchreibt, Seelhirt, Pfarrher, in der Stad N. N., in dem Dorff, und wie fur einen groſſen Herren und hohe Majeſtet, diejenigs tretten, die, wie Paulus ſagt, fur Gottes augen, an Gottes ſtat predigen, leren, an Gottes ſtat die Heiligen Sacrament reichen, fur dem Angeſicht Chriſti und ſo vieler Engel, mit iren Pfarrkindern beten, dankſagen, Pſalmſingen ꝛc. Werden uns dancken, das wir jenen brüderlich mitteilen ein Chriſtliche Form, die Bapſtgrewel und Abgötterey, in einen recht Apoſtoliſchen, Chriſtlichen Gotesdienſt zu verendern, Und werden wiſſen, das es billich ein groſſ, tewer, hertzlich zucht und ernſt ſein ſol, das es auch billich mit aller ehrerbietung, furcht, zittern ſol zugehen (ſonderlich da die Chriſten Gemein in der Kirchen bey einander iſt) wenn man Gott dienen wil.

Denn es iſt recht geredt, wie die Collect lautet (ſo die Papiſten offt ſelbs gebraucht) Deus, cui ſervire regnare eſt, denn welcher Pfarrher trewlich den namen und die Gnade Chriſti prediget, die Tauff und Sacrament in rechtem Brauch reichet, der iſt freilich alle ſtunde ein gewaltiger Siegmann, ein König und Herrſcher uber die groſſe macht und ſchrecklichs Reich des Satans, der thut alle ſtunde dem Feind ſchaden und vermehret das Reich Chriſti, wie auch der acht und ſechzigſt Pſalm, die Apoſteln und Pfarrherr, Könige der Heerſcharen nennet.

Es ligt ein trewer Seelſorger alle ſtunde zu felde, im Heer des Herrn Zebaoth, bewacht, errettet, und ſchützet ſeine Pfarrkinder, wider allerley liſt, verrererey, wider ſo ſtarcken ſtreit und ſturm des Teufels, Und iſt ein Pfarrher oder Prediger ampt, nicht ein Müſſiggang odder ſcherzweſen, Wie denn Paulus Timotheum ein ſtreiter und Kriegsmann Chriſti nennet, Aber davon wiſſen die Papiſten eben ſo vil, als ein Rind.

Denn ein rechter Papiſt iſt nichts anders, denn ein Bauchdiener, der gar nichts darnach fraget, ob er zehen oder zwentzig jar in einer gantzen Stad, drey, vier tausent Seele verſeumet, Ja ob er in Stedten, Dörffern drey, vier pfarhen auff einmal habe, und unzelich viel arme Seelen und Gewiſſen jemerlich, troſtlos laſſe, welche er weder leren, tröſten noch unterrichten kann, Sein ſorge iſt nicht Seelſorge, ſondern Korn und Meelſorge, Sein beſte kunſt iſt, das er ſein Zinsregiſter leſe, und macht wol das gantz jar kein feder naß, denn wenn er auff Michaelis und Martini, in das Regiſter (debit) ſchreibt.

Ein recht natürlich Papiſt, iſt ein ſolch leſterlich Unmenſch, das er beides verlachet, ſpottet und veracht, es ſey rechte Religion, oder jr eigen erfunden ſchein, allerley ſazzung, es ſey Bapſt oder Euangelium, Denn man weis noch wol, wie die Papiſten jr eigen Winckel und Papiſten Meſſe ſpotteten, Iſt gelt und Preſentz vorhanden (ſprachen ſie) ſo wachſen uns die Meſſe im leib, wie den Hünern die Eier. Item, wie ſie jr eigen Horas canonicas verlacheten, Nicht viel Gelt oder Korn habe ich (ſprach einer zum andern) aber gewis Retardat, und ungebetete Veſper und Metten habe ich etlich boden vol.

Welche nu ſolche rohe böſe leut ſind, das ſie die Religion verachten, ſchmehen und ſpotten dürffen, die ſind auch gewislich aller ander böſer leſterlicher Untugent, aller Sünde und ſchande vol, und da iſt gewislich nichts guts, ſondern eitel Sataniſch gedancken und Werck. Und ſonderlich von Gottes warheit, von dem Euangelio, ſpötlich reden, iſt zwar ein ſolch löbliche kunſt, da der Teufel öberſter Meiſter iſt, welches diejenigen, ſo an Gott verzagen, und dem Satan ſich gantz ergeben haben, am beſten künnen.

Was Gott der Herr für Göttlich ſtarck werck bei dem Euangelio, auch zu unſer zeit Thut und gethan hat (welches ſie erſt ſeer erſchreckt hat), das ſehen die ſelbigen verherten Papiſten, und mögen es mit henden greiffen und taſten. Wöllen ſie aber nicht deſte weniger arme ſtrohelmer mit brennendem fewr ſchertzen, ſo wird ſie Gott auch wol fin-

den, und der Herr Christus, welcher gewis in den Pfarren, da das Euangelium und die Sacrament rein gehen, öbetster Seelhirt, Pfarrher, Bischoff, Tauffer und Sacramentreicher ist, sie auch zum Fußschemel seiner füß zu legen wissen.

Paulus der Apostel warnet mit grossem ernst, wol höher und gröſſer leut, denn die Papistischen Dorffpfarrher sein, sich furzusehen, das sie sich nicht an Gott verbrennen, 2 Corin. 13., Suchet jr denn (sagt er) das jr einmal gewar werdet, des der inn mir redet, nemlich Christi? Wagets nicht zu hoch, Gott ist euch zu starck, jr seid menschen, er ist Gott, Lasset sie hin lachen und spotten, Es ist einer (sagt der HERR Johannis am achten Capitel) der Christum und das Euangelium wil geehret haben, und wirds richten.

Wir aber, und alle Gottfürchtigen sollen nicht so klein achten das Predigtamt ꝛc., sondern sollen wissen, das ein jglich recht bestalt Pfarre (wenn es auch das geringst Dörfflin were) des lebendigen waren Gottes Hauß und Saal ist, da Gott und viel tausend Engel (welche auch Dorffpfarrher, und der geringsten Christen hüten, Pfarrher mit sein) wandeln und wonen, Wie die Epistel zu den Hebreern am zwelfften Capitel sagt, Ihr, die jr das Euangelium höret, seid kommen zu der wonung des lebendigen Gottes, zu dem waren Hierusalem, und zur menige vieler tausend Engele, Und wo das heilige Euangelium in ein Stad oder Dorff kompt, und den Satan und Bapst austreibt, sollen wir uns rein haben, Euangelium, Tauff, Sacrament, Absolution ꝛc.

Denn wo diese stücke sind, da ist wiederumb das Paradies angefangen, das ist das Himmelreich, wie Christus selbs sagt. Wie herrlich preiset David Gottes haus, wo Gott warhafftig ein Pfarr anricht, und da er durch sein wort wonet? Der Psalm 84. sagt, Wie lieblich sind deine wonunge HERR Zebaoth, mein leib und Seele frewen sich, das ich mag predigt hören ꝛc.

Man sehe, wie herrliche wercke Gott der Herr wircket (als in Geschichten der Aposteln beschrieben) wo ein Pfarr oder kirche angehet, wo das Wort des Herren Jesu, wo die Tauff ist, da gibt er bald den heiligen Geist, da thut

er helt den gantzen Himmel auff, thut wunderwerck, gibt weisheit, Geist, zungen und sprache, streitigkeit zu predigen, macht das Euangelium endlich zu ehren, den Satan zu schanden, fasset die Pfarren, Predigstül, und das Himmelreich in eine Haushaltung, in eine Oeconomia, Wie denn die Schrifft auch die Pfarrher Oeconomos nennet, das ist, Haushalter über die Geistlichen und Himlischen Schetze.

Und warlich, Adel, Ritterschaft, Stedte, Dörffer, die Christen sein wöllen, solten wissen, und recht erkennen, das Pfarrhen und Christliche Predigstül gros zu achten und zu ehren sind, Denn im gantzen Buch der Aposteln geschicht, ist das der Aposteln fürhaben, das sie in Landen, Stedten, Dörffern, Heusern, Pfarre anrichten, Und ist kein blat im selbigen Buch, es wird die Lere vom Glauben an Jesum Christum angezogen, heuchelei der Pharisaischen und falschen heiligkeit verworffen. Es hat allein der Apostel Paulus sechs und dreissig oder acht und dreissig jar an einander, von Tiberio an (unter welchem er bekeret ist) bis auf den Keiser Nero, diese Lere und Gottes dienst hin und wieder gepflanzt und geleret. Johannes der Apostel hat sechzig jar lang dis Euangelium gepredigt, und ist doch ja nicht new. Alle andere Aposteln in jren Episteln stimmen mit jnen, und warnen trewlich fur newen Leren und newen falschen Gottesdiensten (wie denn das gantz Bapstthumb ist).

Diese und kein andere Lere, diesen und kein andern Gottesdienst haben sie auff die Christen geerbt, wie sie denn auch kein unordnung in den Kyrchen gelitten haben, Wie Paul. 1 Corinth. 14. deutlich sagt, Sehet das alles züchtiglich und ordentlich zugehe. Darumb der Satan sampt seinen ungelerten, bittern, boshafftigen Papisten, wüte, zörne und spotte gleich was er wolle, und nenne diese Lere und Gottesdienst, Ketzerey, newigkeit ꝛc. So wissen wir, das es die elteste rechte Apostolische ordnung ist, und schemen uns (wie Paulus zu den Römern sagt) des Evangelii von Christo nicht, wie verechtlich es bei den Gottlosen Papisten, Heuchlern (welche Christus der Herr Ottern und Schlangen nennet) gehalten ist. Sinds gewis, und wissen

furwar, Gott wird sein angefangen Werck fort füren, solch recht bestalte Pfarrhen, als heilige Wonung und Heuser Gottes erhalten, und an stat Bennonis und der gleichen Götzen und Abgötterey, Christum und das Euangelium pflantzen, denn es stehet jr urteil schon geschrieben im drey und achtzigsten Psalm, Schemen müssen sie sich, und erschrecken imer mehr und mehr, und zu schanden werden und umbkommen, so werden sie erkennen, das du es bist, und dein Name sey HERR, das du seiest der aller höhest in allen Landen.

Wöllet auch derhalben, liebe Herren und Brüder in Christo, zu einem anfang, bis Gott weiter Gnad verleihet, inn ewren Pfarrhen, Ambten und Diensten, dieser einfeltigen, und doch in Göttlicher schrifft wolgegründeten Ordnung und Form, an stat der Papistischen Agenda eintrechtiglich gebrauchen. Got aber wölle, wie er angefangen hat, seinen lieben Sohn, Jesum Christum, für aller welt erkleren und Herrlich machen, dem sey lob und ehr allezeit, Amen. Datum 19. Septembris Anno Domini 1539. (Folgen die Namen der sechs oben genannten Theologen.)

Gottes Geistigkeit.

Gott ist ein Geist, sein ganzes Seyn ist Leben,
Das reinste Licht ist kein Gewand für ihn.
Er ist und wirkt, so weit Gedanken sich erheben,
So weit die hohen Sonnen glüh'n.

Aus seines Wesens ew'ger Fülle fließen
Die Lebensströme, wie ein Ocean.
Die grenzenlose Welt, sie kann ihn nicht umschließen,
Kein Raum ist, der ihn fassen kann.

Verborgen ist sein wunderbares Walten,
Kein Endlicher erkundet seine Spur;
Er ist, wo Herzen glüh'n, wo Keime sich entfalten,
Die große Seele der Natur.

Der Einzige, allwirkend, ohne Schranke,
Der alles ordnet, alles lenkt und hält,
Der über allem thront, der ewige Gedanke
Im Unermeßlichen der Welt.

Er führt in ſicherm Wechſellauf die Sphären,
Er bindet alles mit des Willens Kraft,
Selbſt wenn in wildem Kampf die Elemente gähren,
Folgt Ruhe wieder, die er ſchafft.

Das iſt ſein Geiſt, der frei und ſelig webend
Durch alle Adern ſeiner Schöpfung dringt,
Die Urkraft alles Seyns, die, in ſich ſelber lebend,
Durch Ewigkeiten ſich verjüngt.

O Herr, vor dem ich tiefanbetend ſtehe,
Wer bin ich, daß du huldreich mein gedenkſt,
Daß du auch mir Vernunft, und Ahnung deiner Nähe,
Und Geiſt und Leben mir auch ſchenkſt?

Daß höheres Gefühl in mir ſich reget,
Und daß, dem trägen Staub nicht unterthan,
Sich eine freie Welt in meiner Bruſt beweget,
Daß ich dich ewig lieben kann?

So haſt du mir ein göttlich Loos beſchieden,
So ſey mein Geiſt auch einzig dir geweiht,
Er ſuche nur in dir ſein Heil und ſeinen Frieden
Jetzt und in alle Ewigkeit.

Neuffer.

Denkſpruch.

Achte den Menſchen in dir, nichts größeres giebt es auf Erden,
Nichts im Himmel, der Menſch lebet mit beiden verwandt.
Iſt er ein Pilger auf Erden, ſo iſt er auch Erbe des Himmels;
Wenn er die Erde verläßt, ſchwingt er zum Himmel ſich auf.

Neuffer.

Die theologischen Annalen, als eine wissenschaftliche Zeitschrift, umfassen nach ihrer Tendenz das ganze Gebiet der Theologie und Kirche mit Rücksichtnahme auf das Erziehungswesen, in so weit es mit Religion und Kirche in Verbindung steht. Der Geist des reinen biblischen Christenthums, dem der aufgeklärte Katholik wie der vom Extremen freie Protestant huldigt, wird immer das leitende Princip seyn. Es liegt daher auch in dem Plane des Journals, die streitenden Partheien möglichst zu versöhnen und sich als Organ der sich bildenden allgemeinen christlichen Kirche — nach dem Ausspruche Christi Joh. 10, 16. — darzustellen. Dazu mitzuwirken, werden Alle, die diesem Geiste hold sind, eingeladen. Nur Tüchtiges und dem Zwecke Angemessenes wird aufgenommen und anständig honorirt. Die Zusendung der Beiträge, so wie der Schriften, die hier besprochen werden sollen, geschieht (im Wege des Buchhandels) durch die Grau'sche Buchhandlung an

Die Redaction.

Von diesen Annalen erscheinen jährlich 12 Hefte in monatlichen Lieferungen à 7 Bogen. Der Jahrgang kostet 5 Thlr. 8 gr. oder 9 fl. 36 kr. Literarische Anzeigen werden in dem Intelligenzblatte, das den Heften beigegeben wird, die Zeile für 1 gr. sächs. aufgenommen.

Grau'sche Buchhandlung.

Druck von Höreth in Bayreuth.

BR117.
A66

STACKS

Annalen
der
gesammten Theologie
und
christlichen Kirche.

STANFORD UNIV. LIBRARIES
MAR 11 1985

Herausgegeben
von
mehren Gelehrten,
unter Mitwirkung
von

Bauer, Böhme, Böttcher, Eisenschmid, Francke, Fritzsche, Genßler, Görwitz, Gruner, Hagenbach, Hauff, Henkel, Heydenreich, Hildebrand, Hoffmann, Holzhausen, Jakobi, Justi, Kaiser, Kraußold, Lehmus, Lomler, Lorberg, Meinel, Olshausen, Pertsch, Schreiber, Spieker, Süskind, Theile, Weber, Wohlfarth u. a. m.

Sechster Jahrgang.

Zweiten Bandes zweites Heft.

Mai.

Baireuth 1836.
In Commission der Grau'schen Buchhandlung.

Inhalts-Anzeige.

Seite

I. Literatur.

D. F. H. Schönhuth, Johannes Gayling, erster evang. Hofprediger zu Hohentwiel und Mömpelgard, oder die Reformation in Würtemberg. 113

Dr. A. O. Spazier, Gallerie der ausgezeichnetsten Israeliten aller Jahrhunderte ꝛc. 115

Bibliothek vorzüglicher Predigten, Homilien und Predigtentwürfe. 2. Bd. 3. u. 4. Heft. . . . 128

Dr. J. A. G. Steuber, Rückblick auf meine einjährige Wirksamkeit als Diener des göttl. Wortes. Eine Predigt. 130

Dr. J. A. G. Steuber, Kanzel- u. Altarrede ꝛc. 130

K. F. G. Burkhart, Christliches Erbauungsbuch für gebildete Landleute. 133

Dr. L. Neuffer, Vermächtniß für christl. gesinnte Söhne und Töchter ꝛc. 137

II. Wissenschaftliche Abhandlungen und Aufsätze.

Beweis der Unentbehrlichkeit des göttl. Beistandes zum Guten, aus Vernunftgründen und der Erfahrung. Von Dr. Vogel. 140

Erwiderung auf den offenen Brief des Herrn Dr. Böhme, in dem Maihefte der Annalen 1835. S. 172—189, über meine Vorstellung von einem Urevangelium. Von Dr. Rochen. . . . 154

Etwas über Musik in pädagogischer Hinsicht. Von Herklotsch. 177

III. Miscellen.

Zur praktischen Schrifterklärung. Luc. II. 33—35. Von K. Hg. 202

Kleine kritische Bemerkungen aus dem Gebiete der praktischen Theologie. Von C. Welfe. . . 209

Epikureismus und Stoicismus in ihren Extremen bei der Erziehung der Menschen. 213

Osterhymnen. Von E. Cruſius. 214

Jesu Himmelfahrt. Von Sunderhoff. . . . 215

Gefühle und Wünsche bei der 50jährigen Amtsjubelfeier eines würdigen Geistlichen. Von C. Schreiber. 216

Literarische Anzeigen.

I.

Literatur.

Historische Theologie.

1. Johannes Gayling, erster evang. Hofprediger zu Hohentwiel und Mömpelgard, oder die Reformation in Würtemberg. Eine kleine Gabe zur dritten Jubelfeier der würtembergischen Reformation, von D. F. H. Schönhuth, Pfarramts-Verweser auf Hohentwiel. Tuttlingen, 1835. Gedruckt bei Johann Friedr. Bofinger. S. 80.

„Nichts dem Historiker Neues will der Verf. geben, aber das Zerstreute sammeln und zusammenordnen.“ Johannes Gayling wurde zu Ilsfeld bei Brackenheim (im Würtemb.) geboren, studirte zu Erfurt und lernte dort Luthern kennen, der von da an mit ihm correspondirte. Nachdem er sich inzwischen kurze Zeit in Tübingen aufgehalten hatte, ging er nochmals zu Luthern, und begann dann, jedenfalls als der erste, der aus dessen Munde die neue Lehre vernommen hatte, in Würtemberg evangelisch zu predigen. Allein Erzherzog Ferdinand vertrieb ihn 1523 von Ilsfeld, und er folgte, auf Empfehlung Dietrichs von Gemmingen, seinem vertriebenen Fürsten Ulrich, der damals in Gold-

thurn sich aufhielt. Er begleitete ihm bald darauf nach Mömpelgard, und war es ohne Zweifel, der Ulrich die Anhänglichkeit an Luthers Lehre einflößte. In Mömpelgard wirkte er mit Farel eine Zeitlang zur Beförderung der Reformation, dann zog er sich nach der Veste Hohentwiel zurück, wohin ihm bald Herzog Ulrich folgte, der hier seinen Waffenplatz hatte, während Gayling den Kriegsleuten aus allerlei Volk das Evangelium predigte. 1525 begleitete er als Feldprediger die unglückliche Expedition des Herzogs. Nach derselben erhielt er seine Entlassung und eine Vocation vom Churfürst Ludwig von der Pfalz als Hofprediger zu Heidelberg; als solcher nahm er an der Reformation seines Vaterlandes auch aus der Ferne Antheil, und unterschrieb das Syngramma Suevicum. Nachdem er später auch dem Marggrafen Georg im Anspachischen Dienste geleistet hatte, so traf ihm 1534 zu Feuchtwangen die Nachricht von der Einsetzung Ulrichs in sein Stammland; sogleich bot er ihm seine Dienste an, und empfahl ihm zugleich den Johannes Brag. Zu Weinsperg angestellt, wirkte er 17 Jahre still, aber segensreich, während nun die Reformation in Würtemberg durch Ambr. Blaurer und Schnepf eingeführt wurde. Als Intermezzo wird dieß miterzählt. — Die Geschichte des Interims 1548 führt auf Gayling zurück, der um seiner Weigerung willen, dasselbe anzunehmen, wie viele Andere, abgesetzt wurde, aber im nahen Löwenstein eine Zufluchtsstätte fand. Aber nach Aufhebung des Interims fand er wieder eine Anstellung zuerst in Beilstein, dann in Grosbottwar, wo er bis ans Ende seines Lebens blieb. Er starb den 27. Febr. 1559, und hinterließ aus der Verbindung mit Anna Maria Erhardt aus Ulm einen Sohn und eine Tochter.

Können wir diesem Büchlein das Lob einer fleißigen Zusammenstellung nicht absprechen, so vermissen wir dagegen anziehende Lebendigkeit und geistreiche Durchführung der Rücksicht auf ein bestimmtes Publi-

eum, daher bald populäre erbauliche Fassung, bald wieder der Ton des gelehrten Forschers.

2. Gallerie der ausgezeichnetsten Israeliten aller Jahrhunderte, ihre Portrait und Biographie. Herausgegeben von Eugen Grafen Breza, Landboten am polnischen Reichstage von 1831, redigirt von Dr. Reichard Otto Spazier, Mitglied des franz. hist. Instituts und der polnisch liter. Gesellschaft zu Paris. Stuttgart, Fr. Brodhagische Buchhandlung. 1834. 4. Erste Lieferung 1 fl. 48 kr. 2te Lief. desgl.

Das Vorwort spricht davon, seit einer Reihe von Jahren sey Gerechtigkeit gegen die Juden („endliches Aufhören jener furchtbaren Bestrafung, die ein finsterer Aberglaube (!) einem unschuldigen (?) Volke aufgelegt) das Losungswort jedes aufgeklärten Staatsmannes und Philosophen, jedes einer wahren Humanität huldigenden Mannes und jedes Predigers des wahren göttlichen Worts geworden; aber die Freisprechung der Israeliten sey nicht nur eine moralische Pflicht, sondern gehe aus dem höchsten Interesse der Civilisation und des intellektuellen Fortschreitens der Menschheit hervor; denn die Verfolgung dieses hochbegabten und geistreichen Volkes beraube die Staaten der intellektuellen Gaben desselben, welche sich in diesem Falle blos dem materiellen Gute zuwenden. Schon habe die Emancipation der Juden in Frankreich, Holland und Deutschland die erfreulichsten Früchte getragen. Um nun aufs Lebendigste für das israelitische Volk und seine Sache anzuregen und am kräftigsten die bestehenden Vorurtheile zu besiegen, werde nun in dieser Gallerie ohne bestimmte Ordnung eine Reihe der ausgezeichnetsten Israeliten beiderlei Geschlechtes vorgeführt. Jede Lieferung enthält Schilderungen aus der ältern und neuern Zeit.

Zuweilen wurden auch biographische Notizen über solche bedeutende Männer beigefügt, von denen keine Bildnisse auf uns gekommen sind, so wie Abhandlungen über Sitten, Gebräuche, Religionsbücher und Literatur der verschiedenen jüdischen Sekten.

1te Lieferung S. 1—48. Mit den Bildnissen von Moses, Moses Mendelssohn, Abraham Furtado und Abraham Stern. Ueber diese mit vieler Kunst und Sorgfalt lithographirten Bildnisse kann Ref. nur beifällig sich aussprechen. Was der Text gewährt, mögen die nachfolgenden Auszüge zeigen.

Moses und sein Volk. Mag man annehmen, daß das zu aller Zeit und für immer in religiösen, sittlichen, gesetzlichen und gesellschaftlichen Begriffen allgemein Gültige, was durch die hebr. Bücher zu uns gebracht worden, eine unmittelbare Eingebung Gottes, oder daß es das eigene Erzeugniß des Volkes gewesen sey; immer bleibt dadurch die geistige und moralische Größe des letztern dieselbe. Denn jedenfalls haben sie der Vorsehung in ihren hervorragenden Eigenschaften eine Gewähr scheinen müssen, daß sie besonders geeignet seyen, einen solchen Schatz aufzunehmen und dereinst der ganzen Welt zu überliefern. Was sie auszeichnet, ist, daß sie von ihrem Ursprung an unter allen Verhältnissen eine geistige und moralische Idee und deren Verwirklichung verfolgten, bei der, was andern Völkern Zweck, ihnen nur Mittel war, nämlich das Leben selbst. [Ist aber nicht eben dieß schon Folge der ihren Urvätern gewordenen Offenbarungen?] Diese Idee war die geistigste und reinste, welche als Ziel eines Volks- und Staatslebens gedacht werden kann. Die Verwirklichung der ihnen gegebenen Verheißungen, welche, nachdem sie eine lange Gegenwart zum Opfer gebracht und allen Völkern die Erkenntniß Gottes dargeboten, zum Lohne ihrer Ausdauer, vorzugsweise von allen Völkern der Erde an ihnen erfüllt werden sollte. Eine solche Idee konnte nur bei einem isolirten Hirten-

volke entstehen, das seine Familiengeschichte in ununterbrochener Reihenfolge bis zur Weltentstehung zurückführen konnte. Einfluß des Aufenthalts in Aegypten: unter einem sie zwar zurückstoßenden Volke, das aber die Idee einer Priesterherrschaft auf eine sehr lehrreiche Weise bereits ausgebildet hatte. Moses, obwohl einer der größten und gewaltigsten Geister der Weltgeschichte, und ohne Widerstreit ein nie erreichter Gesetzgeber und Volksführer, war doch nur das Produkt seines Volkes, bei dem jene Idee der Ansteckung von dem ägyptischen Götter- und Staatsdienste ungeachtet doch schon zu einem festen Charakter sich ausgebildet hatte, sonst hätte es sich nicht zur Auswanderung entschlossen. Moses schuf und erfand nicht selbst, sondern wie jeder große Mann (?) vereinigte er in sich die Summe der Kräfte und Gedanken, welche Vergangenheit und Gegenwart darbot, brachte sie zu klarem Bewußtseyn, und führte das große Resultat ins Leben. So arbeitet jedes Zeitalter, wenn es noch so geistes- und thatendürre erscheint; so arbeitet jeder Einzelne an der Erzeugung eines spätern großen Genius: eine unendlich folgereichere und anfeurendre Geschichtslehre, als alle Annahmen von Gottesgesandten, und besonders inspirirten Propheten (!?). —

Nachdem nun hierauf entwickelt ist, wie Moses seine Aufgabe löste, kommt der Verf. auf Christus. Bis auf ihn hatte es nun eine Menge Volksgeschichten gegeben, jedes Volk hatte eine besondere Idee auszubilden, die Israeliten die religiöse, die Römer die politische und gesetzliche, die Griechen die philosophische u. s. w. Von Christus datirt sich die allgemeine Weltgeschichte, weil von nun an nicht nur die Ereignisse, sondern auch alle Ideen und Bestrebungen nach dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte einer allgemeinen Weltreligion sich hinrichtend, immer mehr zu einem großen, alle Länder und Völker tränkenden Strome zu vereinigen und zu verschmelzen streben. Die Zeit war für Christum hiezu

die günstigste. Von nun an war der Zweck des mosaischen Staats erreicht, und seine Bestimmung hatte ein Ende. Dies hartnäckige Festhalten der Juden an der Hoffnung eines irdischen Religionsweltreiches unter ihre Herrschaft, begründete ihren Widerspruch gegen Christum. Muhameds Geschichte zeigt die Unmöglichkeit eines solchen religiösen und irdischen Weltreiches, wodurch alle Erdenbewohner ein monotones Volk würden, und der vom Papstthum gemachte ähnliche Versuch führte einen Stillstand in der Ausbreitung des Christenthums herbei. — Entstehung des Talmud: als Versuch etwas zu beleben, was geistlich todt war, dadurch wurde der Gegensatz gegen das Christenthum schroffer, und es mußten gegenseitige Anfeindungen entstehen. Allein die Judenverfolgung ist uns erst seit der Zeit ein Verbrechen, seit das Christenthum sich so festgesetzt hat, daß es den Protestantismus ertragen kann. Die Juden sind die eigentlichen Märtyrer der Weltreligion, sie allein mußten die Nachwehen der großen Geburt dulden; wäre aber ihr Charakter nicht so starr gewesen, so wäre die Entwicklung der Weltreligion nicht möglich gewesen. In so fern sollen sie uns ehrwürdiger seyn, und mit unbeschränkter Liebe behandelt werden. — Auch hat das Christenthum jetzt nichts mehr von ihrer Emancipation zu fürchten, denn die aufgeklärtesten unter ihnen, welche am ehesten noch zu fürchten waren, suchen und finden in der mosaischen Religion und deren von allen Nebenbegriffen entkleideten Umgestalt nur den Deismus, seine Natur- und Vernunftoffenbarung, die das Wesen der Weltreligion ausmacht.

Ref. hat die Hauptgedanken dieses Aufsatzes darum etwas vollständiger dargelegt, weil man aus derselben am sichersten auf den Geist schließen kann, in welchem das Ganze durchgeführt werden wird.

Moses Mendelssohn. Er war 7. September 1729 zu Dessau geboren, sein Vater war ein armer Schulmeister und Abschreiber, unterrichtete aber den ta-

lautvollen Sohn sorgfältig; dieser machte frühe Verse, und studirte die philosophische Schrift des Maimonides, besonders dessen Moreh Nebochim (Führer der Irrenden) so eifrig, daß er dadurch in ein Nervenfieber fiel. Indieß war dieß Studium die Grundlage seiner reinen Ansichten über den Mosaismus. Nachdem er im 13. Jahre die Einsegnung empfangen hatte, begab er sich 1742 nach Berlin, in der Hoffnung, seinen ehemaligen Lehrer David Fränkel dort noch weiter benützen zu können. Er schmachtete aber mehrere Jahre in Armuth und Dürftigkeit, da die Juden unter Friedrich II. noch sehr bedrängt waren. Durch einen gallicischen, von den polnischen Rabbinern verfolgten Juden Israel Moses wurde er mit Euclid in einer hebräischen Uebersetzung bekannt gemacht und gewann auch durch ihn die erste Anregung reformatorisch auf sein Volk einzuwirken. Es war eine Zeit, wo der Rabbinismus sich gewaltig gegen neuentstehende reformirende Sekten wehrte. Z. B. gegen die Cabbalistischen Maggidim und Sabbathianer, welche mystische Messias-Verkündigungen darboten und gegen christianisirende Sekten wie die Frankisten und Polen, eine Art judaisirender Katholiken. Um desto erfolgreicher wirken zu können, nahm Mendelssohn an der allgemeinen christlichen Bildung Antheil. Erlernte die lateinische Sprache, obwohl ohne Wörterbuch und Grammatik durch den Prager Juden, med. stud. Kisch, las Lockes Versuch über den menschlichen Verstand, und ließ sich von dem Medic. Salomon Gumperz in den neuern Sprachen, besonders im Deutschen unterrichten. Eben darum, weil ihm die deutsche Sprache eine fremde war, schrieb er sie auch reiner, als die meisten damaligen deutschen Schriftsteller. 1750 versuchte er durch eine Wochenschrift „der moralische Prediger" unter seine Volksgenossen zu wirken, allein der Widerstand der Rabbiner war zu stark. Er wandte sich daher auf eine andere Seite und übersetzte Rousseaus Abhandlung Sur l'origine de l'Inégalité, und schrieb die bekannte Abhand-

lung „Ueber die Empfindung“ in diesen Grundzügen der Aesthetik an die allgemeine Bewegung der Geister in Deutschland sich anschließend. Als Lessing 1754 nach Berlin kam, verband er sich innig mit ihm, lehrte ihm das Griechische, las mit ihm den Plato, und schrieb gemeinschaftlich mit ihm „den metaphysischen Pope.“ Als sie auch noch den talentvollen jungen Abt und den Buchhändler Nicolai gewonnen hatten, gaben sie 1761—65 die neue Bibliothek der schönen Wissenschaften, und von 1765 an die allgemeine deutsche Bibliothek heraus, was Mendelssohn Gelegenheit gab, sich in eleganterm Vortrag und in einer neuen Entwicklung fremder Ideen zu üben. Schon 1763 zog er durch die gekrönte Abhandlung „Ueber die Evidenz in der Metaphysik“ die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich; aber noch entschiedener rückte er seinem reformatorischen Ziele näher durch sein „Phädon.“ — Ohne diese seine Absicht zu verrathen, sicherte er sich dadurch großen Kredit bei Christen und Juden. Deutschland überschätzte seinen Werth als eigentlichen Philosophen und rechnete ihn von da an unter seine ersten Schriftsteller, was seinen Religionsgenossen nicht wenig schmeichelte. Die Abweisung der Lavaterschen Aufforderung zur Bekehrung zum Christenthum erhöhte seinen Kredit bei den Juden, ohne den bei den Christen zu schwächen; aber die Sache griff ihn doch so sehr an, daß ihm eine anhaltende Krankheit lange Zeit alles Denken unmöglich machte. Wieder genesen ging er rüstig an seine eigentliche Lebensaufgabe, und gab nicht nur mit dem Grosrabbiner Levy die Erbfolgegesetze der Juden, sondern auch eine deutsche Uebersetzung des Pentateuchs heraus, welcher bald die noch schönere Uebersetzung der Psalmen folgte. Diese Arbeiten waren innerhalb wenig Jahren von unglaublichem Erfolge. 1780 ließ er seine Uebersetzung mit hebräischen Buchstaben drucken, und versah sie mit hebräischen Scholien von sich, von Salomo Dubno und Hartwig Wessely, daneben leitete er die Erziehung reicher und

armer Judenkinder in Berlin. Aus einer Armenſchule, wo die neuere Bildung gefördert wurde, giengen in 10 Jahren 500 Zöglinge hervor, und Mendelsſohns Schüler arbeiteten in ſeinem Geiſte fort. Schon las man in jüdiſchen Familien die Werke Friedrich II., Rouſſeaus, Voltaire u. a. Seit 1762 mit einer Tochter Abraham Gugenheims aus Hamburg günſtig verheirathet, lebte M. in einer glücklichen Ehe, führte eine feine bürgerliche Wirthſchaft, und hatte beſtändig gebildete Tiſchgenoſſen zu ſeiner Unterhaltung. Nur fortwährende Kränklichkeit ſtörte ſein Glück, und hinderte ihn oft am Denken und Arbeiten. Eine 1781 erſchienene Schrift des Herrn von Dohm, die erſte in Deutſchland über Emancipation der Juden verwickelte ihn in einen wichtigen Streit, denn Dohm hatte als Garantie für den Staat eine Art jüdiſch hierarchiſcher Verfaſſung begehrt. Als Gegenſatz gab M. eine Ueberſetzung der Werke des Portugieſen Manaſſe Ben Israel aus der Cromwelliſchen Zeit heraus, und proteſtirte im Namen der Juden gegen die Dohmſche hierarchiſche Verfaſſung. Als ihm nachher Kranz und der proteſtantiſche Prediger Morſchel entgegen hielten: hierarchiſche Verfaſſung ſey der Grundſtein des Judenthums, ſo ſchrieb er ſeine berühmte Schrift: „Jeruſalem, oder über religiöſe Macht und Judenthum.“

Hier entwickelte er: der Staat habe weder ein Recht, noch ein Intereſſe, ſich um die Glaubensanſichten ſeiner Unterthanen zu bekümmern. Das Weſentliche des Judenthums aber ſey, daß es ſich nicht auf eine geoffenbarte Religion gründe, den Juden ſeyen neue Geſetze, Gebote, Befehle und Lebensregeln offenbart worden, aber keine Lehrmeinungen in Heilswahrheiten, keine allgemeine Vernunftſätze. Dieſe offenbare Gott durch Natur und Sache, nie durch Worte und Schriftzeichen (!?); das Judenthum habe daher keine ſymboliſchen Bücher und keine Glaubensartikel; Denkfreiheit ſey daher ein weſentliches Religions-Princip deſſelben

in ihr. Merkwürdig war, daß ſich die Juden gegen dieſe Darſtellung nicht ſträubten. Daß letzte Jahr Mendelsſohns wurde durch eine trübe Wolke verfinſtert. Fr. H. Jacobi ſchloß aus einigen Aeußerungen Leſſings — er ſey ein Anhänger des Spinoza, der für einen Atheiſten galt, geweſen. Dieſer Angriff auf ſeinen Freund L. griff M. um ſo mehr an, als Spinoza ein Israelit geweſen war; er ſuchte die Beſchuldigung abzuwälzen durch eine beſondere Schrift, aber ſein von dieſem Streite ergriffener ſchwächlicher Körper erlag den 4. Jan. 1786. Die Wichtigkeit der Reformations-Bemühung M. ergiebt ſich aus folgenden Thatſachen: Seit dieſer Zeit ließen die meiſten Juden im nördlichen Deutſchland ihre Kinder in chriſtlichen Schulen erziehen, gaben ihre alte Sprache auf, und ſtrebten nach bürgerlicher Freiheit. Minder groß iſt M. als Philoſoph in allgemeiner Beziehung, denn er öffnete dem Menſchen-Geiſt keine neue Bahn, gab ihm keine neue Idee, ſondern gab nur dem Alten ein populäres und ſchönes Gewand.

Abraham Furtado war noch im Schooſe ſeiner Mutter, als er ſeinen Vater 1755 bei dem Erdbeben von Liſſabon verlor. Seine Mutter begab ſich, aus den Trümmern der Stadt hervorgezogen, nach London, wo ſie ihren Sohn gebar, den ſie bei ausgewanderten Verwandten im ſüdlichen Frankreich erzog. Anfangs widmete er ſich dem Geſchäfte der Schiff-Aſſecuranz, aber bald wandte er ſich entſchieden den wiſſenſchaftlichen Studien zu; ſchrieb ein Werk über das Gleichgewicht, die Harmonie und Natur der Staatsgewalten, machte ſich dadurch als einſichtsvoller Staatsmann bekannt, und als im Laufe der franzöſiſchen Revolution den Juden die politiſche Laufbahn ſich öffnete, wurde er Municipalrath von Bordeaux; und als ein Decret Napoleons vom 30. Mai 1806 eine Verſammlung jüdiſcher Deputirten nach Paris rief, um ſich über das organiſirende Verhältniß der Juden zum franzöſiſchen Staate zu berathen, ſo wurde Furtado Präſident

dieſer Verſammlung. Als die vorgelegten 12 Fragen zur Befriedigung der kaiſerl. Commiſſion gelöſt waren, wollte Napoleon ihrer antitalmudiſchen Löſung eine Sanktion durch ein beſonderes Sanhedrin geben, welches 9. Februar 1807 eröffnet wurde, und an deſſen Beſchlüſſen F. großen Antheil hatte. Hauptſätze: Unterwerfung unter das Landesgeſetz iſt erſte Pflicht des Juden, dieſer erkennt die Franzoſen als ſeine Brüder. Fundament der Religion: „thue deines Gleichen nicht, was du nicht willſt, daß dir geſchehe. Wer ſein Kind nicht ein Gewerbe lehrt, erzieht es nach dem Talmud zum Leben eines Räubers. Liebe zum franzöſiſchen Vaterlande iſt den Juden ein heiliges Gefühl. Wucher gegen Mitbürger, auch chriſtlicher iſt verboten; dieſe Beſchlüſſe erhielten die Zuſtimmung aller Hauptſynagogen Europas. Furtados Reden erwarben ihm allgemeinen Beifall, ſein ſchönes Organ, der Adel ſeiner Züge und ſeine majeſtätiſche Haltung erhöhte den Eindruck ſeiner Worte. — Indeß wurde das Sanhedrin plötzlich aufgelöſt, und Napoleon gab wieder den Juden ungünſtige Decrete. So ward auch Furtado von ihm entfremdet, und nahm bei ſeiner Rückkehr von Elba kein Amt von ihm an, dagegen übernahm er die Verwaltung der Stadtfinanzen von Bordeaux unter Ludwig XVIII. die er zur größten Zufriedenheit bis zu ſeinem Tode führte. Außer politiſchen Schriften verdankt man ihm auch eine poetiſche Uebertragung des Buchs Hiob.

Abraham Stern, geb. 1769 in den Städtchen Hrubieszow, in der polniſchen Wojewodſchaft Lublin, ſtammte von ganz armen Aeltern ab, und übte ſein mathematiſches Talent an der Uhrmacherkunſt. Der Staatsmann und katholiſche Prieſter Staszyc bewog ihn, nach Warſchau zu gehen und förmlich die Mathematik zu ſtudieren. Er machte darin ungemeine Fortſchritte, machte mehrere Erfindungen, beſonders aber erregte ſeine Rechenmaſchine Erſtaunen, und führte die angeſehenſten Leute in ſeine kleine Werkſtätte. Die be-

rühmte Geſellſchaft der Freunde der Wiſſenſchaften ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Indeß hat er ſeine Rechenmaſchine ſehr vervollkommt, ſo daß ſie ſogar Quadratwurzeln auszieht u. ſ. w. 1823 ward er Mitglied eines berathenden Comites von Israeliten, zur Ordnung ihrer Schul- und Religions-Angelegenheit, opponirte aber hier von rabbiniſchem Standpunkte aus den Reform-Vorſchlägen der deutſch-jüdiſchen Mitglieder, wahrſcheinlich, weil er die halben Maasregeln derſelben nicht für befriedigend erkannte, denn er hat ſonſt in Diſſertationen die Nothwendigkeit neuer Bibelüberſetzung deducirt, und gilt für einen liberalen menſchenfreundlichen Mann bei Chriſten und Juden. Von ſeiner Erfindung hat er noch wenig Nutzen gezogen.

2te Lieferung. S. 49—86. Roboam oder Rehabeam erſter König von Juda. Dieſes Bildniß iſt abgezeichnet von einem ägyptiſchen Basrelief, das der auf Befehl Carl X. abgeſandte Hieroglyphen-Entzifferer Champollion entdeckte, auf welchem der ſiegreiche Pharao Seſak (bei Manetho Scheſchonk) die unterworfenen Könige an Stricken führt, unter welchen ſich auch Rehabeam befindet, deſſen Schild wenigſtens, wie er auf den Basrelief abgebildet iſt, mit nach Aegypten geführt worden ſeyn mag. Die Schönheit der davidiſchen Familie, dazu Stolz, Uebermuth, und eine gewiſſe Ironie ſpricht aus ſeinem Geſichte; man findet Aehnlichkeit mit altgriechiſchen Chriſtusbildern, wie man ſie in Italien findet.

Der Talmud, ſein Urſprung, kurze Bezeichnung ſeines Inhaltes. Schon zu Julius Cäſars Zeit verließen viele Juden die griechiſche Bildung und bildeten ägyptiſche Schulen, in welchen allmählig eine exegetiſche Tradition ſich bildete, welche zuerſt durch Rabbi Jehuda (220—40 p. Chr.) aufgeſchrieben wurde; dieſer war ein Naſi oder geiſtlicher Fürſt, und ſtand in allgemeinen Anſehen, war Vorſteher eines großen Schulhauſes, wo mit ihm befreundete Lehrer ſektionenweiſe eine Menge Jünglinge unterrichteten; dieſe Jünglinge

wurden nachher mit Patenten verſehen, welche ſie zum Lehramt befähigten. Hieraus iſt begreiflich, daß Jehudas Arbeit zu einflußreich wurde. Da er die alte Tradition ſichtete und zuſammenſtellte, ſo hemmte er dadurch die weitere Entwicklung der jüdiſchen Rechtsgrundſätze. Indeß trat in der Folge zu der von ihm verfaßten Miſchna, die Gamara, welche dieſelbe erläutert und vervollſtändigt. Beide zuſammen beſtehen aus 12 Bänden in Folio, und heißen der Talmud. Die erſte Recenſion deſſelben geſchah 358 zu Jeruſalem, die zweite 425 zu Babylon durch Aſche, erſtere iſt in einer ſchwer zu verſtehenden Sprache geſchrieben, und wenigen Gelehrten zugänglich, letztere iſt angeſehener und fleißiger benützt. In derſelben treten beſonders 2 Schulen auf, die von Hillel und Schammai, letztere iſt ſtrenger und kleinlicher. Die Sprache iſt verdorben hebräiſch, mit ſyriſchen babyloniſchen und griechiſchen Wörtern vermiſcht. Eine ungeheure Menge Schriftſteller hat wohl den Talmud nach allen Richtungen bearbeitet: rabbiniſche Schule. Neben vielem Guten kommt viel Ungereimtes im Talmud: Beiſpiele von beiden. In Polen ſind die meiſten und eifrigſten Anhänger des Talmud, den aber die Sekte der Caraiten oder Samaritaner nicht anerkennt. Er iſt auch ſehr reich an noch nicht genug ausgebreitetem naturhiſtoriſchem Material. Papſt Eugen IV. wollte ihn 1434 verdrängen, aber die Rabbinenverſammlung von Tivoli brachte ihn zur Rücknahme ſeines Entſchluſſes. Auch der Jude Joh. Pfefferkorn in Cöln rieth 1510 zur Verbrennung des Talmud, der Reuchlin ſeine Rettung verdankte; aber ſchon 1254 waren 24 Wagen voll talmudiſcher Bücher in Frankreich verbrannt worden, ähnliches geſchah durch die Päpſte Julius III. Paul IV. Pius V. Clemens XIII., jedoch ohne daß dadurch der Talmud hätte ausgerottet werden können.

Moſes Maimonides, geb. zu Cordova 1140 ward Schüler und Freund des aufgeklärten Muhamedaner Averroes (Abdallah Mohamed Ibn Omar Ibn Roschd) welcher

auf den Sturz des Aberglaubens im Islam hinarbeitete. Unsicher in seinem Vaterlande entwich er in einem Alter von 25 Jahren nach Aegypten, dort seine arabische Erklärung der Mischnah vollendend. In Fausttath wohnend, erhielt er sich durch Handel mit Edelsteinen und Münzen. Bald lernte ihn der Feldherr der Goziken kennen, und zog ihn an seinen ägyptischen Hof. Er war als Rath und Arzt 1171—93 bei Fadst Abderrahim Ebn Al Baisani, und später bei dem aufgeklärten und gerechten Fürsten Salaheddin. Hier war er als Arzt und Mitvorstand der Juden-Gemeinde zu Cahira bis ins hohe Alter thätig, und genoß als ein reicher und sehr gelehrter Mann des ausgedehntesten Einflusses auf seine Glaubensbrüder, unter denen er jedoch mehr durch positive Mittheilung guter Lehrsätze, als durch Bestreitung der Irrthümer reformatorisch wirkte. Seine 13 Grundsätze sind ein interessantes Denkmahl der Höhe seines Geistes und der Reinheit seiner Seele. Er bekennt darin den reinen Monotheismus, so wie sein Glaube an die Aussprüche des A. T. und die messianische Hoffnung seines Volks. Ausführlich hat er in seiner zahlreichen philosophischen Schrift seine Ansichten ausgesprochen. Um seine Volksgenossen erwarb er sich insbesondere Verdienste durch sein Jad Chasakn, ein systematisch geordneter Auszug aus dem Talmudischen Gesetze, und durch das arabische Werk Delahath al Hairin (hebr. Moreh Hannebochin, Wegreise der Irrenden), wo er eine philosophische Rechtfertigung der jüdischen Lehre gab, die viele Denker dem Judenthume befreundete. Wichtig ist sein Einfluß insbesondere auch dadurch geworden, daß er eine Scheidung der südwest- und nordöstlichen Europäischen Juden veranlaßte.

Jonatham Eybschütz er wurde 1690 in Krakau geboren, und stammte aus einer durch kabbalistische Gelehrsamkeit berühmten Familie. Er wurde schon im 18ten Jahre Rabbiner in Jungbunzlau in Böhmen, wo er eine berühmte theologische Schule gründete. Er unterrichtete

unentgeldlich, und unterſtützte noch ſeine Schüler. Sein Ruf wuchs ſo ſchnell, daß er ſchon 1711 Chef der Academie und Prediger der Synode zu Prag wurde, und 1728 übertrug ihm die Regierung die Cenſur aller hebr. Bücher in Böhmen; er gab den Talmud mit ſeinem Commentar heraus, und wußte ſich in den Streitigkeiten mit den Katholiken ſehr behutſam zu benehmen.

1742 wurde er zum Großrabbiner und Präſidenten der israelitiſchen Academie und Gemeinde in Mez berufen, wohin ihm bald viele Schüler folgten. 1750 aber ward er Großrabbiner in Hamburg, Altona und Wandsbeck, wo bald ſein Nebenbuhler Jacob Emden gegen ihn auftrat und einen gewaltigen Streit veranlaßte. Er ward beſchuldigt ein Anhänger des zu Duliegno in Albanien 1676 geſtorbenen Schwärmers Schabathai Sevi zu ſeyn, welcher eine Kabbaliſtiſche Sekte geſtiftet hatte, welche anerkennen, daß in Chriſto Gott ſich geoffenbart habe, welcher Offenbarung das Chriſtenthum ſeine Macht verdanke, nun habe ſich Gott aber auch in dem Meſſias Sevi geoffenbart, durch den das Judenthum dieſelbe Macht erlangen werde, wenn man an ihn glaube. Indeß wurde es durch dieſen Streit nicht gewiß, ob Eybſchützer zu der Sekte gehörte, oder nicht? Indeß ſtarb er in Folge des Kummers über dieſen Streit 1757 zu Altona, und erſt ſeiner Kinder Liebe gab ſeine Schriften heraus, die er nicht hatte herausgeben wollen, weil er das Geld zur Unterſtützung anderer brauche. Die meiſten ſeiner Schriften ſind in der Rabbinenſprache des Talmud abgefaßt. Durch ſie ward ſein Anſehen bei den Talmudiſten wieder hergeſtellt.

Jul. Eduard Hitzig, Criminaldirektor in Berlin, und Dr. Eduard Gans ſind mit ihren Portraiten und den den Converſ.-Lex. der neuern Zeit entlehnten Biographien der Lieferung beigefügt als Repräſentanten einer ganz beſonderen Richtung, und um anzudeuten, daß auch Neophyten dem Werke eingereiht werden ſollen. Indeß ſind in dieſer Biographie blos die literariſchen und wiſ-

senschaftlichen Leistungen dieser Männer gewürdigt, daher „über die Zeit und die Motive ihres Uebergangs zum Christenthum" erst spätere Lieferungen berichten werden. —

Ref. verläßt diese Unternehmung für dießmal, indem er den Wunsch ausspricht, daß ihre Herausgeber den historisch-wissenschaftlichen Standpunkt festhalten und sie nicht in eine leere Geld-Speculation mögen ausarten lassen, wozu die Versuchung nicht eben ferne zu liegen scheint. Was besonders zu dieser Ermahnung veranlaßt, sind die Aufsätze, welche aus der Feder eines jungen Polen mitgetheilt sind, deren Mangelhaftigkeit so einleuchtend war, daß schon der Herausgeber sie durch gehaltvollere Zusätze zu ergänzen für nöthig fand. Dieß giebt aber Flickarbeit, welche, wie sie den vorliegenden Gegenstand weder gründlich noch in abgerundeter Form behandelt, so auch sich nicht so angenehm liest, wie man von einer Zeitschrift erwarten dürfte. — —

Homiletik.

1. **Bibliothek vorzüglicher Predigten, Homilien und Predigtentwürfe. Zweiter Band. Drittes und Viertes Heft. Augsburg 1834 im Verlag der J. A. Schlosser'schen Buch- und Kunsthandlung.**

Ohne durch eine blinde Vorliebe für seine Confession befangen zu seyn, glaubt Ref. doch entschieden behaupten zu dürfen, daß die hier aufgenommenen Predigten, Homilien und Predigtentwürfe das Prädicat „vorzüglich" nicht verdienen. Eigentliche Predigten finden sich in diesem Bande gar nicht, und über die Homilie scheint nur die negative Vorstellung vorzuwalten, daß sie sich an keine streng logische Ordnung zu

hätten habe, ebenso ist schwer zu ermitteln, was von dem Gegebenen als bloser Entwurf, und was als wirklicher Vortrag gelten soll, da keine bestimmten Merkmale hierüber sich finden. Der Hauptinhalt besteht in verschiedenen, theils ascetischen, theils dogmatischen Reflexionen, die über einzelne Abschnitte der heiligen Schrift, wie sie vom 3ten Fastensonntag bis zum 5ten Sonntag nach Pfingsten zu Grunde gelegt sind, angestellt werden, und in welchen Referent als Verdienst und Vorzug anerkennt, daß die orthodoxe Lehre der katholischen Kirche consequent festgehalten wurde, wie unter Anderem in der Betrachtung auf den dritten Fastensonntag über Luc. XI, 14—28 geschieht. Hier wird eine ausführliche Beschreibung der Messe sammt einer didactischen Exposition des Dogmas über dieselbe gegeben, die mit den Worten eingeleitet wird: „An Jesus, den Versöhner können wir uns wenden, wenn wir mit dem Göttlichen auch noch so sehr zerfallen sind. In dem heiligen Meßopfer, dem Opfer des neuen Bundes — lebt die Erlösung fort. In ihm währet das Reich Gottes. In der heiligen Fastenzeit muß uns das heilige Meßopfer mit seiner tiefsten Bedeutung ergreifen. Denn es ist nicht nur die lebendigste Erinnerung an das Leiden und Sterben Christi, sondern schließt auch die ewige, unblutige Erneuerung des Opfers, das erhabenste und segensvollste Geheimniß in sich.“ — An einer andern Stelle wird gelegenheitlich über die Hülfe der Engel bemerkt: „am Bette eines Kranken stehend und ihn tröstend, einen Flehenden liebreich bei der Hand nehmend und ihn warnend und belehrend, thun wir dasselbe, was, wenn wir es nicht thäten, die unsichtbar um die Menschheit schwebenden Engel verrichten würden. Indem wir es aber thun, werden wir von den Engeln dabei unterstützt und gekräftigt.“ Der Styl in diesen Betrachtungen ist meist einfach, correct und von falschem Pathos frei, was ebenfalls anerkennende Erwähnung verdient.

2. Rückblick auf meine einjährige Wirksamkeit als Diener des göttlichen Wortes in der St. Trinitatis-Gemeinde in Zeitz. Eine Predigt gehalten in derselben St. Trinitatis-Kirche am 22. Sonntag p. Trinitatis 1834, als dem Tage seiner vorjährigen Einführung in sein Amt, von Dr. J. A. G. Steuber, Pfarrer. Zeitz 1834. Webel.

3. Kanzel- und Altar-Rede nebst den Einsegnungsworten, gesprochen bei der Confirmationsfeier am Palmsonntage 1834 in der St. Trinitatis-Kirche zu Zeitz von Dr. J. A. G. Steuber, Pfarrer daselbst. Zeitz 1834. Webel.

Herr Dr. (doch wohl Philosophiae) St. hatte bereits über 25 Jahre als Gymnasiallehrer gearbeitet, als er im Jahre 1833 Pfarrer zu St. Trinitatis in Zeitz wurde und Dom. XXII. p. Tr. a. ej. sein Amt antrat. Als dieser Sonntag im Jahre 1834 wiederkehrte, fühlte er sich veranlaßt, die sub. 1. genannte Predigt zu halten und in derselben „einen Rückblick auf seine einjährige Wirksamkeit als Diener des göttlichen Wortes" zu thun. Obgleich nun zwar Herr St., weil nicht, wie man vermuthen mußte, außerordentliche im ersten Jahre seiner Amtsführung eingetretene Umstände ihn zu diesem öffentlichen Rückblick veranlaßten, dem Verdachte einer gewissen Ostentation schwerlich entgangen seyn dürfte; so würden wir doch im Allgemeinen nichts dagegen einwenden, wenn ein Geistlicher schon am Schlusse des ersten Amtsjahres über seine bisherige Wirksamkeit mit seiner Gemeinde, auch ohne außerordentliche Veranlassung, inter privatos parietes seiner Kirche Rücksprache nähme. Warum aber das vorliegende Product dem Drucke und somit dem größeren Publikum übergeben werden mußte, das haben wir um so weni-

ger begreifen können, als ſich daſſelbe in keiner Hinſicht — weder materiell, noch formell, — über die Mittelmäßigkeit und zum Theil nicht einmal zur Mittelmäßigkeit erhebt. — Herr St. ſchreibt: „laßt mich einen Rückblick auf meine einjährige Wirkſamkeit unter euch als Diener des göttlichen Wortes thun.“ Da erwartet man nun, daß dieſer Rückblick im folgenden geſchehe; ſtatt deſſen aber wird fortgefahren: „Zwei Fragen ſind es, welche zu beantworten mir dieſer Rückblick gebietet: I. warum thue ich ſchon jetzt dieſen Rückblick? und II. womit erfüllt er mich.“ Wie folgt das aus dem Thema, wenn man es anders als ein ſolches gelten laſſen will? — Ad I. antwortet der Verf.: a) „aus heiligem Pflichtgefühle,“ und b) „aus inniger Liebe zur beſonderen Erinnerung?!! an das zwiſchen dieſer chriſtl. Gemeinde und mir geknüpfte Band,“ und ad II. a) „mit freudigem Danke gegen Gott, b) mit innigen Wünſchen für die Zukunft.“ Dieſe Wünſche werden alſo ausgeſprochen: „Es ſind dieſe: daß alle die Meinen, deren Seelen hier zu weiden ich von Gott berufen bin, wieder dort an ihrem eigenen Altare durch das Mahl des Herrn Stärkung und Erquickung für ihre Seelen ſuchen, daß alle jungen Chriſten dieſer Gemeinde wieder dort an ihrem eignen Altare durch Wiederholung ihres Taufbundes (?) als ſelbſtſtändige Mitglieder in die chriſtliche Kirche aufgenommen werden, ja, daß alle die Meinen ſich wieder um den von Gott ihnen beſtimmten Seelenhirten verſammeln mögen“ ꝛc. (der folgende Satz variirt denſelben Wunſch.) Weiter hatte alſo der Verf. nichts zu wünſchen?! Das klingt ja faſt, als wäre er ungehalten geweſen darüber, daß Manche ſeiner Parochianen ihre Erbauung anderwärts geſucht hatten. — O wie nahe mußte doch, ihm, der im I. Theile gerühmt hatte, daß ſeine Gemeinde „ſeitdem er in ihrer Mitte wirke, wieder weit mehr in ihrem eignen Gotteshauſe ſich verſammelt habe“ ꝛc. unter andern der Wunſch liegen: möchteſt du nicht blos Hörerin, ſondern

auch Thäterin des Wortes seyn. — Doch er schweigt darüber, wie über manches Andere, was nahe lag und praktischen Werth gehabt und aus dem schönen, aber keineswegs benutzten, nur hin und wieder oberflächlich allegirten, Texte (Joh. 9, 4.) sich ergeben haben würde, so daß seine Arbeit in materieller Hinsicht nichts anders, als frucht und dürftig zu nennen ist. In formeller Beziehung, ergiebt sich das Mangelhafte derselben schon aus der Disposition; außerdem bemerken wir noch, daß man nicht selten einen streng logischen Ideengang vermißt, daß die einzelnen Sätze, wie z. B. fast im ganzen I. Theile, oft nur lose zusammenhängen und nicht immer nothwendig auseinander folgen, so wie, daß der, II. b. ersichtliche Satz: „Ihr habt so eben den freudigen Dank gegen Gott vernommen, daß ich ꝛc. (doch wohl: dafür, daß ich ꝛc.) eine Unwahrheit enthalte, indem der Dank in dankender Form vorher nicht wirklich ausgesprochen worden ist. Nur daß ihn der Rückblick mit Dank erfülle, hatte der Verf. vorher versichert.

Nicht vielmehr läßt sich von der ad sub 2. bemerkten „Kanzel- und Altar-Rede" rühmen. (Richtiger würde der Titel „Eine Kanzel- und eine Altarrede" gelautet haben, da der Inhalt aus zwei verschiedenen Reden besteht.) Auch sie ist nicht sonderlich reich an praktischem Werthe und entbehrt namentlich ganz des eindringlichen Tones, in welchem gewiß die meisten Confirmationsreden gehalten werden. Die, auf 3 weitgedruckten Seiten an die Katechumenen gerichteten, Worte sagen nichts weiter, als: ich betrachte euch theils mit Wehmuth theils mit Freude, und weil man Ursache hat, sich über euch zu freuen, darum danket Gott, euern Eltern und euern Lehrern. Diese einzige, an die Kinder gerichtete, blos aus dem Gefühle der Freude des Redners hergeleitete und blos auf den Dank sich beschränkende Reflexion wird dürftig genug in 16 Zeilen ausgesprochen, während das Gefühl der Wehmuth gar

nicht, wie es doch logiſcher Weiſe hätte geſchehen ſollen, zur Reflexion benützt wird. — Eben ſo ſeicht und nackt iſt die vorausgeſchickte, von der Kanzel aus an die Gemeinde gerichtete Anſprache. — Uebrigens hängen auch in dieſer Arbeit die einzelnen Sätze nicht immer genau zuſammen, und Sprachfehler laufen mit unter, indem z. B. „wo" ſehr häufig in Stellen, wie: Stunden, wo — Zeit, wo — Augenblicke, wo — als adverb. temporis gebraucht wird, während es bekanntlich blos ein adverb. loci iſt. Auch iſt es gewiß ein ſtyliſtiſcher Uebelſtand, daß es S. 4. heißt: „In euch allen Uebrigen, die ihr" ꝛc. während vorher andere Perſonen nicht genannt ſind, ſo wie, daß die Altarrede anhebt: „Ich kann es nicht verbergen, geliebte Kinder, daß mich in dieſem feierlichen Augenblicke auf der einen Seite gewiſſe (?) Gefühle der Traurigkeit und Wehmuth — (letzteres hätte allein genügt,) — ergreifen," — und daß der Gegenſatz, „auf der andern Seite" erſt 33 Zeilen tiefer folgt. — Der Raum gebietet zu ſchließen und einiges Andere was wir noch zu rügen uns angemerkt haben, mit Stillſchweigen zu übergehen. So viel iſt gewiß, daß Herr St. nicht Doctor der — Homiletik iſt.

Asketik.

1. Chriſtliches Erbauungsbuch für gebildete Landleute von K. F. C. Burkhart, Pfarrer in Zipſendorf bei Zeitz. Zeitz 1835. 8. Webel. (10 gr.)

Auf ziemlich 14 Bogen giebt der Verf. folgende Betrachtungen, Gebete ꝛc. I. Chriſtus, ein großer Freund der Natur. II. u. III. der chriſtl. Landmann ein naher Zeuge der göttl. Weltregierung. IV. Das Wort Got-

tes, das vorzüglichste Saamenkorn. V. u. VI. Das Wort Gottes, ein überaus zartes Gewächs. VII. u. VIII. In dem Frühlinge des menschlichen Lebens säe das Wort Gottes aus. IX. Anhang zu VIII. Verse und Gebete für kleine Kinder enthaltend. X. Gebet zur Aussaat im Frühling. — XI. Desgl. im Herbste. XII. 2 Lieder zur Zeit der Aussaat. XIII. XIV. XV. 2 Betrachtungen und 1 Lied für die Erndtezeit. XVI. Betrachtungen zu der Feier des heiligen Abendmahles (Selbstprüfung. Am Beichttage früh. 1 Beichte für Confirmanden, 1 desgl. für Erwachsene, 1 Lied als Beichte. 1 Beichte im Bibelworte, Betrachtungen nach der Beichte, am Communionstage Morgens einige Verse für die Feier des heil. Abendmahls. Danklied an den Erlöser, Bibelstellen an dem Communiontage zu lesen, Betrachtungen nach der Abendmahlsfeier.) XVII. Zur Feier der Confirmation. a) Worte christlicher Eltern an ihr Kind an dessen Confirmationstage, b) für einen Confirmanden am Tage seiner Confirmation. XVIII. XIX. Hauscommunion — für Betagte — für Jüngere. — XX. Die Schule der Leiden. XXI. Verhalten im Leiden. XXII. Fröhlich in Trübsal, ein Lied. XXIII. Gebet für Leidende, in bibl. Sprüchen ausgedrückt. XXIV. 4 Morgen- und 4 Abendgebete. XXV. Der christliche Landmann am Sterbebette der Seinen. XXVI. Beweise auch an den Todten deine Wohlthat. XXVII. Der Landmann auf den Gräbern heimgegangener Freunde. — Nach sorgfältiger Durchsicht des Gegebenen können wir das Büchlein für recht gut und brauchbar erklären, und zur weitern Recommendation bestens empfehlen. Es ist in einem guten, christlichen Geiste, und dabei in einer meist correcten, edlen und fließenden Sprache geschrieben, so daß wir nicht zweifeln, es werde Seegen stiften. Die Betrachtungen, in welche sehr geschickt Bibelstellen und gute Liederverse eingewebt sind, scheinen zwar größtentheils Fragmente aus früher gehaltenen Predigten zu seyn, doch kaum

das dem Verf. nicht zum Vorwurfe gereichen, so wie wir überhaupt, für den Fall, daß das Büchlein eine zweite Auflage erleben sollte, nur folgendes Wenige zu erinnern haben. — „Christliches Erbauungsbuch für gebildete Landleute" lautet der Titel. Dieß kann heißen, ein Erbauungsbuch, welches sich seinem Inhalte nach an die besondern Situationen des Landmanns anschließt und aus diesen den Stoff entlehnt, oder auch, ein Erbauungsbuch, welches seiner Form nach der dermaligen Bildungsstufe der Landleute angepaßt ist. Hatte der Hr. Verf. wie es aus den Ueberschriften mehrerer Betrachtungen hervorzugehen scheint, die erstere Idee; so wird er sich selbst bescheiden, daß er dieselbe nur bis zum XV. Abschnitt consequent verfolgt habe, indem von da an besondere Beziehungen auf die Situationen des Landmanns nicht mehr vorkommen. — Ferner wollen uns die populär pädagogischen Winke in dem sonst recht guten VIII., die diätetischen Regeln in dem XXV. und die medicinal-polizeylichen Vorschriften in dem XXVI. Abschnitte denn doch nicht in erbauliche Betrachtungen zu gehören scheinen. Was der Hr. Verf. in diesen Beziehungen gesagt hat, ist Alles recht gut und kann nicht oft genug gesagt werden; allein, den Begriff „Erbauung" festhaltend, würden wir doch die dießfallsigen Winke und Rathschläge entweder in Anmerkungen oder in einen Anhang verwiesen haben. — Ferner enthält der XI. Abschnitt zwar eine recht gute Betrachtung, aber kein Gebet, wie die Ueberschrift sagt; auch will uns die Beichte in Bibelworten S. 86. etwas zu lang erscheinen. — Die in den gegebenen Liedern hin und wieder vorkommenden Verstöße gegen die Regeln des Reims und der Metrik (z. B. S. 54. kränken — denken, hin und her — mir gewähr, aufgehn statt: aufgehn ꝛc.) dürften vielleicht nicht dem Verf. zur Last fallen, wohl aber möchte in dem Liede auf S. 55. der „Sperling" mit dem edleren „Vogel" oder „Würmchen" oder sonst im poëtischeren Ausdrucke von ihm zu

vertauſchen geweſen ſeyn. — Ausdrücke und Redeweiſen wie „gekümmert" (S. 3.) — „Lehren der Weisheit ſchenken," (S. 2.) — und „beim heiligen Abendmahle ſehen wir Chriſtum, wie er mit der Miene eines Sterbenden ſeine Jünger um ſich verſammelt hat," (S. 94.) ſcheinen theils ungewöhnlich, theils verfehlt, S. 54. aber möchte wohl in den Worten: „Sollt' aber, was wir doch nicht hoffen, ein Sturm auf unſre Aecker wehn; ſollt' Mißwachs auch, der uns getroffen, ꝛc. nur die Rückſicht auf den Reim die Furcht mit der Hoffnung verwechſelt haben." — Von Sprachfehlern iſt uns nur der eine häufig aufgefallen, daß der Verf. „wo" nicht blos als adverb. loci, ſondern auch als adverb. temporis (z. B. Augenblicke, wo — S. 2. 26. 27. 28. 35. 37. und ſonſt,) gebraucht. — S. 123. äußert der Hr. Verf. in einer Anmerkung den Wunſch: Möchten doch auch die Landbewohner die ehrwürdige Sitte einführen, welche in höheren Ständen jetzt üblicher wird, die Sitte, daß die ganze Familie oder wenigſtens einige Glieder derſelben das heilige Abendmahl mit dem im Hauſe feiern, welcher durch Krankheit oder Schwäche abgehalten wird, es in der Kirche zu genießen." So wenig wir auch gegen dieſe Sitte an ſich haben, ſo wenig können wir doch den Wunſch des Verfs. theilen, theils, weil es bei derartigen häußlichen Familiencommunionen den Familiengliedern an der nöthigen Ruhe und Vorbereitung zum würdigen Genuſſe des heiligen Abendmahles in den meiſten Fällen, namentlich unter dem Volke, fehlen dürfte, theils, weil eine weitere Verbreitung der fraglichen Sitte der öffentlichen Abendmahlsfeier ſicherlich Abbruch thun würde, und dieſe dürfen wir doch in keinem Falle beeinträchtigen laſſen. Schon jetzt fängt hin und wieder auch der Landmann an, die Abendmahlsfeier ſich möglichſt bequem zu machen, und ſich nicht zu ſcheuen, ſelbſt Krankheit oder wenigſtens Uebelbefinden zu ſimuliren, um von ſeinem Pfarrer die Privatcommunion (auch abusive „Abſpei-

ſung" genannt) gleichſam zu erzwingen. Wie, wenn man ihm gar dazu die Hand bieten, zur Täuſchung Veranlaſſung geben, und ſo die Sache noch leichter machen wollte? — Ueberdieß würden dergl. häußliche Familiencommunionen, wenigſtens in Sachſen, gegen die beſtehenden Kirchengeſetze ſeyn und, in Betracht des leicht möglichen Mißbrauches derſelben, gewiß nicht geduldet werden. Ref. behält ſich vor, gegen die quäſtionirte Idee in dieſem oder einem andern Blatte umſtändlicher zu opponiren, und verhehlt nicht, daß er die fraglichen Anmerkungen des Verfs. tilgen zu können wünſcht. Schließlich ſprechen wir noch den Wunſch aus, daß es den Hrn. Verf. gefallen möchte, bei einer folgenden Auflage ſeines Buches das eheliche Leben mehr zu berückſichtigen. Wollte er namentlich einen Abſchnitt einſchalten, in welchem die Schließung der Ehen, die Wahl des Gatten ꝛc. aus dem religiöſen Geſichtspunkte betrachtet würde; ſo würde er ſein nützliches Buch noch nützlicher machen und um etwas Erhebliches bereichern.

Druck, Papier und Correctur ſind gut und der Preis billig.

2. Vermächtniß für chriſtlich geſinnte Söhne und Töchter. Zur weitern Belehrung und Beherzigung bei ihrem Eintritt in die reifern Jugendjahre. Von Dr. Ludwig Neuffer, Stadtpfarrer am Münſter in Ulm. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Kupfer. Ulm, 1836. In der Ebnerſchen Buchhandlung. geh. gr. 8. 398 S.

Mit beſonderem Intereſſe hat Ref. die gegenwärtige Schrift des in der aſketiſchen und homiletiſchen Literatur, vornehmlich auch in der religiöſen Poeſie rühmlichſt bekannten Herrn Verfs. in die Hand genommen und mit eben ſo großem Vergnügen dieſelbe geleſen.

Schon der Umstand, daß eine zweite Auflage derselben nöthig ward, spricht für deren anerkannten Werth. Der Hr. Verf. hat nicht die gewöhnliche Bahn der Jugend-Schriftsteller betreten, welche durch eine für dieses Alter plausible Lectüre sich es leicht zu machen suchen und mehr für bloße Unterhaltung, als für wahre Belehrung und Bildung des Geistes und Herzens sorgen. Er hat es, was auch ganz zu billigen, vorgezogen, die Jugend mehr zu sich heraufzuziehen, als sich zu weit herabzulassen. Seine Absicht war, „mit einer kurzen Abhandlung über die geistige Natur des Menschen die Abhängigkeit desselben von Gott zu zeigen, sofort zu allgemeinen Ansichten über Religion, insonderheit über Christenthum überzugehen, und die Vollendung desselben in der Idee vom Reiche Gottes darzustellen." Dies geschieht von S. 5 — S. 75. Von da geht der Verf. zu den kirchlichen Anstalten über, betrachtet in kurzer Beschreibung der christlichen Feste die Hauptmomente des Lebens und Wirkens Jesu, um auf geschichtlichem Wege zu zeigen, welche Segnungen wir ihm verdanken. Nachdem er auf diese Weise seine Leser zur rechten Erkenntniß Gottes und Jesu Christi zu führen gesucht, zeigt er ihnen den Segen des Gebets und der Privatandacht, worauf er dann Betrachtungen über die gewöhnlichen Kirchengebräuche und Anderes zur Belehrung, Warnung und Ermunterung giebt, als einen Wegweiser auf der Bahn des Lebens. Man sieht schon aus diesem wohlgeordneten und, wie wir uns überzeugt haben, auch gutdurchgeführten Plane, daß die Aufsätze und Betrachtungen, darunter auch mehrere in poetischer Form sich befinden, in einer gewissen Verbindung mit einander stehen. Das Ganze ist durchgehends in einer einfachen, edlen und erhebenden Sprache geschrieben, und beurkundet das tiefreligiöse Gemüth des Verfs., von welcher Seite ihn unsere verehrl. Leser schon in den von demselben hier öfters mitgetheilten religiösen Dichtungen kennen gelernt haben werden. Hie und da scheint der Verf. in seinen

Betrachtungen zu ernſt geworden zu ſeyn und die Sphäre des jugendlichen Gemüthes überſchritten zu haben, ſo wie überhaupt die ganze Schrift für jedes Alter der Erwachſenen geeignet ſeyn dürfte. Manche Betrachtungen ſind auch, beſonders für das Alter, mit dem er es zu thun hat, zu lang und deshalb vielleicht ermüdend. Das beigegebene Kupfer ſtellt, nach Luc. XXIV, die Scene vor, wo der Herr das Brod brach und von den beiden Jüngern erkannt wurde.

Möge das Buch recht Vielen zur religiöſen Belehrung und Erbauung dienen, dazu wir es empfehlen können. Druck und Papier ſind gut.

λ.

II.

Wissenschaftliche Abhandlungen und Aufsätze.

Beweis der Unentbehrlichkeit des göttlichen Beistandes zum Guten, aus Vernunftgründen und der Erfahrung.

Von
Dr. Vogel.

Ich hatte in meinem Synodalvortrage 1816 gesagt: „Beide Kirchen sind mit einander einig über das, was das Wesentliche der Religionslehre ist, über das, was zur christlichen Gottesverehrung erforderlich ist. Sie stimmen überein in der Sittenlehre, in der Lehre von Gott und Christo, in der Lehre von der Schwäche des Menschen zum Guten, von der Unentbehrlichkeit des göttlichen Beistandes zum lebendigen Glauben, von der Begnadigung unter der Bedingung des Glaubens an Gottes erbarmende Vatergüte, der gottseligen Gesinnung, und des pflichtmäßigen Wandels, u. s. w."

Diese Stelle hat Bemerkungen eines von uns allen hochgeschätzten Herrn Amtsbruders, Herrn Pfarrers Hebart, meines sehr werthen Freundes, veranlaßt,

welche ich in unſrer literariſchen Korreſpondenz durch die vierte Sendung in Umlauf geſetzt habe. Sie ſind mir unvermuthet gekommen, aber ſie ſind mir ſehr erwünſcht geweſen; denn ſie haben mir den Anlaß gegeben, den ich hier benütze, meine Behauptung auszuführen und zu beſtätigen.

Es iſt aber unmöglich, in einer Abhandlung, die kein Buch werden ſoll, in die Erörterung aller der Fragen einzugehen, zu denen die ſtreitig gemachte Behauptung führt. Ich ſchränke mich daher ein auf den Beweis der Unentbehrlichkeit des göttlichen Beiſtandes zum Guten aus Vernunftgründen und der Erfahrung.

Ich könnte aber dieſem Beweiſe wenig Eingang verſprechen, wenn ich ihm nicht einige Vorbemerkungen über den Sinn meiner Behauptung vorausſchickte, die allerdings manchen Mißdeutungen ausgeſetzt war, gegen die ich ſie nicht verwahren konnte, da ich ſie nur wie im Vorbeigehn, als eine unter uns ausgemachte Wahrheit ausſprach.

1. Die Lehren, welche in der obigen Stelle mit der Lehre von der Schwäche des Menſchen zum Guten zuſammengeſtellt ſind, ſtehn unter ſich und mit der Lehre von der Schwäche in einer unzertrennlichen Verbindung. Weil der Menſch ſchwach iſt, iſt ihm der Beiſtand Gottes unentbehrlich; und er iſt ihm unentbehrlich zur Wirkſamkeit des Glaubens, unentbehrlich dazu, daß der Glaube an Gottes erbarmende Vatergüte in ihm wirke die gottſelige Geſinnung und den pflichtmäßigen Wandel, welche die Bedingungen ſeiner Begnadigung ſind. Dabei iſt am allerunverkennbarſten die Innigkeit der Verbindung zwiſchen der Schwäche und der Unentbehrlichkeit des Beiſtandes. Was aber unter der Schwäche gemeint ſey, beſtimmt der Beiſtand, der ihr unentbehrlich iſt. Sie kann nicht ein gänzliches Unvermögen ſeyn, denn ſie bedarf nicht einer ſtatt ihrer wirkenden Kraft Gottes; ſie bedarf nur einer mit ihr wirken-

den Kraft. Der Menſch wirkt alſo ſelbſt zum Glauben an Gottes erbarmende Vatergüte und zu den Bedingungen ſeiner Begnadigung; aber ſein Wirken durch ſeine Kräfte allein konnte nicht die gottſelige Geſinnung und den pflichtmäßigen Wandel bewirken, wenn nicht Gott mitwirkte. Dieſe, wieder unzertrennlich miteinander verbundene, gottſelige Geſinnung und pflichtmäßiger Wandel, ſind alſo das Gute, zu dem der Menſch ohne den Beiſtand Gottes zu ſchwach iſt.

In dieſer Verbindung und in dieſem Sinne habe ich die Schwäche des Menſchen und die Unentbehrlichkeit des Beiſtandes behauptet, und in dem nehmlichen Sinne behauptet beides der — öfters beſpottete als richtig gefaßte — Lehrbegriff unſrer Kirche. Aber wenn ich dieſe Lehre für eine weſentliche Lehre des Chriſtenthums erkläre, erkläre ich darum nicht alle Beſtimmungen für weſentlich, die ihr im Lehrbegriff gegeben ſind. Ich erkläre, um es in der Kunſtſprache auszudrücken, das servum arbitrium des Menſchen, des Wiedergebornen, wie des Unwiedergeborenen, inſofern als er einer cooperationis gratiae divinae durchaus bedarf, für eine weſentliche Lehre, erkläre aber auch zugleich die Behauptung des Alleinwirkens der Gnade in der Wiedergeburt für eine nicht weſentliche Beſtimmung dieſer Lehre ſo wie verwandte Beſtimmungen derſelben auch.

2. Vielleicht wird ſchon durch dieſe Vorbemerkung die zweite überflüſſig, daß dem Menſchen durch die Behauptung ſeiner Schwäche und ſeiner abſoluten Hülfsbedürftigkeit keineswegs die Freiheit des Willens abgeſprochen wird; denn es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß ihm dabei zugeſprochen wird die Freiheit, die ihm dargebotene Hülfe anzunehmen oder abzuweiſen. Aber das glaube ich unſerm Lehrbegriffe ſchuldig zu ſeyn, zu bemerken, daß auch er nicht dem Menſchen die Willensfreiheit abſpricht, ungeachtet er ihm nur ein servum arbitrium zuerkennt. Er eignet ihm dennoch die Re-

ſiſtibilität zu oder, wie er es ausdrückt, das arbitrium passivum obedientiale. Darum war auch Luther nur ſo lang ein ſtrenger Auguſtinianer, als er die Unwiderſtehlichkeit der göttlichen Einwirkung behauptete; er war es nicht mehr, als er zwar noch auf den Beſtimmungen beſtand, die ich nicht für weſentlich erkenne, aber doch zugab und lehrte, daß es in der Willkühr des Menſchen ſtehe, ob er die operationes gratiae annehmen wolle oder nicht.

3. Noch eine Vorbemerkung ſcheint mir nöthig zur Beſtimmung des Sinnes, in welchem ich im Synodalvortrage die Lehre von der Unentbehrlichkeit des göttlichen Beiſtandes dem beigezählt habe, was das Weſentliche der chriſtlichen Religionslehre iſt. Ich habe dadurch behaupten wollen, daß dieſe Lehre nicht nur eine der wichtigen Lehren des Chriſtenthums ſey, ſondern daß ſie ſogar zu dem Geiſte des Chriſtenthums gehöre, ſo daß derjenige, der dieſe Lehre nicht im Chriſtenthume finde, den Geiſt des Chriſtenthums noch nicht vollſtändig ergriffen habe. Der Geiſt der chriſtlichen Religion nehmlich nimmt zwar in ſich auf den Geiſt der wahren Vernunftreligion, das heißt, der Mittelpunkt, auf den alle chriſtlichen Lehren ſich beziehen, iſt dieſelbe Verehrung Gottes im Sinn und im Leben, welche der Geiſt der wahren Vernunftreligion iſt; aber zu dieſem Geiſte, zu dieſem Centrum aller Lehren gehören noch eigene, auf die Verehrung Gottes ſich beziehende Lehren, die die Vernunftreligion nicht enthalten kann, weil ſie ſie nicht zu begründen vermag. Wer dieſe Lehren nicht anerkennt, der hat ſich wohl eigen gemacht den Geiſt des Chriſtenthums, ſo weit er eins iſt mit dem Geiſte der Vernunftreligion, aber den vollſtändigen Geiſt des Chriſtenthums hat er nicht erfaßt. Ich übernehme nicht die Beweisführung für dieſe Behauptung in der gegenwärtigen Abhandlung; aber ich kann die Hoffnung nicht unterdrücken, daß ſie ſich in der Beweisführung für die Lehre von der Unent-

behrlichkeit des göttlichen Beiſtandes von ſelbſt rechtfertigen werde.

Noch könnte eine Vorbemerkung nöthig ſcheinen zur Beſtimmung des Begriffs von dem unentbehrlichen göttlichen Beiſtande. Aber ich halte für beſſer, dieſe Beſtimmung erſt am Ende der Abhandlung beizubringen, wo ſie allenfalls für eine Nachbemerkung gelten mag; und ich wünſche, daß man bei der Abhandlung ganz dahin geſtellt ſeyn laſſe, welcherlei Beiſtand dem Menſchen nothwendig ſey, und ſich ausſchließlich mit der Frage beſchäftige, ob ihm irgend ein Beiſtand zum Guten wirklich unentbehrlich ſey.

Daß dieſe Abhandlung der Aufmerkſamkeit und einer ſorgfältigen und uneingenommenen Prüfung ſich zu erfreuen haben werde, darf ich wohl zuverſichtlich hoffen, nicht nur weil ſchon die in dem Synodalvortrage hingeworfene Behauptung das Glück hatte, die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, ſondern hauptſächlich, weil eine gründliche Erörterung dieſer Behauptung von der äußerſten Wichtigkeit iſt. Iſt ſie richtig; ſo iſt es jedem Religionslehrer Pflicht, ſie in ſeinem Religonsunterricht aufzunehmen und kräftig und unabläſſig einzuſchärfen: iſt ſie aber unrichtig, iſt ſie mit Unrecht in den Umfang der chriſtlichen Religionslehren aufgenommen worden; ſo iſt es jedem Religionslehrer Pflicht, ſich vor ihr zu hüten, und wohl ſogar, wenn Glieder ſeiner Gemeinde von ihr angeſteckt ſind, vor ihr zu warnen.

Bewieſen ſoll werden, daß dem Menſchen der göttliche Beiſtand zum Guten unentbehrlich ſey; und das Gute iſt, nach der erſten Vorbemerkung, die gottſeelige Geſinnung und der pflichtmäßige Wandel. Bewieſen ſoll es hier werden nicht aus Ausſprüchen der heiligen Schrift, ſondern aus Gründen der Vernunft und der Erfahrung. Damit dieſer Beweis genügend geführt

werden könne, ist nöthig, das Gute in seine Bestandtheile zu zerlegen. Da wir gewiß alle darin übereinstimmen, daß nicht einzelne Bestandtheile, sondern der Inbegriff der sammtlichen Bestandtheile, das Gute ausmachen, das ein Eigenthum des Menschen werden soll: so ist die Unentbehrlichkeit des göttlichen Beistandes zum Guten schon erwiesen, wenn nur dargethan ist, daß irgend ein Bestandtheil desselben ohne diesen Beistand dem Menschen nicht eigen werden könne. Ich schränke die Beweisführung, die ich übernehme, nicht darauf ein. Nach meinem festen Glauben ist er zu jedem der Bestandtheile, die ich aufzählen werde, unentbehrlich, und es ergiebt sich diese Unentbehrlichkeit theils aus Gründen, theils aus der Erfahrung, theils aus beiden zugleich. Indessen gestehe ich: die Beweise, die ich der Prüfung unterwerfe, sind zwar für mich zur Begründung meines Glaubens hinreichend; es kann mich aber nicht befremden, wenn dieser oder jener andern Forschern unzureichend erscheint, wenn der eine Forscher behauptet, ich habe nicht erwiesen, daß dieser Bestandtheil des Guten, der andere, daß jener nicht von dem Menschen ohne göttlichen Beistand erworben werden könne; nur darauf muß ich bestehen, daß die Unentbehrlichkeit des göttlichen Beistandes zum Guten, als dem Inbegriff aller Bestandtheile des Guten, dennoch nicht geläugnet werden könne, wenn zugestanden wird, zu irgend einem sey er unentbehrlich, weil dieses Gute in demjenigen wirklich nicht vorhanden ist, der einiger Bestandtheile oder auch nur eines einzigen entbehrt. Darum kommt es auch hier nicht auf die Vollständigkeit der Aufzählung der Bestandtheile an.

Aber es scheint nothwendig, diejenigen Bestandtheile, welche schon die Sittenlehre der Vernunft fordert, von denen zu unterscheiden, welche noch außer ihnen von der christlichen moralischen Gesetzgebung für Bestandtheile des Guten erklärt werden.

Schon der Umſtand, daß eine zweite Auflage derſelben nöthig ward, ſpricht für deren anerkannten Werth. Der Hr. Verf. hat nicht die gewöhnliche Bahn der Jugend-Schriftſteller betreten, welche durch eine für dieſes Alter plauſible Lectüre ſich es leicht zu machen ſuchen und mehr für bloſe Unterhaltung, als für wahre Belehrung und Bildung des Geiſtes und Herzens ſorgen. Er hat es, was auch ganz zu billigen, vorgezogen, die Jugend mehr zu ſich heraufzuziehen, als ſich zu weit herabzulaſſen. Seine Abſicht war, „mit einer kurzen Abhandlung über die geiſtige Natur des Menſchen die Abhängigkeit deſſelben von Gott zu zeigen, ſofort zu allgemeinen Anſichten über Religion, inſonderheit über Chriſtenthum überzugehen, und die Vollendung deſſelben in der Idee vom Reiche Gottes darzuſtellen.“ Dies geſchieht von S. 5 — S. 75. Von da geht der Verf. zu den kirchlichen Anſtalten über, betrachtet in kurzer Beſchreibung der chriſtlichen Feſte die Hauptmomente des Lebens und Wirkens Jeſu, um auf geſchichtlichem Wege zu zeigen, welche Segnungen wir ihm verdanken. Nachdem er auf dieſe Weiſe ſeine Leſer zur rechten Erkenntniß Gottes und Jeſu Chriſti zu führen geſucht, zeigt er ihnen den Segen des Gebets und der Privatandacht, worauf er dann Betrachtungen über die gewöhnlichen Kirchengebräuche und Anderes zur Belehrung, Warnung und Ermunterung giebt, als einen Wegweiſer auf der Bahn des Lebens. Man ſieht ſchon aus dieſem wohlgeordneten und, wie wir uns überzeugt haben, auch gutdurchgeführten Plane, daß die Aufſätze und Betrachtungen, darunter auch mehrere in poetiſcher Form ſich befinden, in einer gewiſſen Verbindung mit einander ſtehen. Das Ganze iſt durchgehends in einer einfachen, edlen und erhebenden Sprache geſchrieben, und beurkundet das tiefreligiöſe Gemüth des Verfs., von welcher Seite ihn unſere verehrl. Leſer ſchon in den von demſelben hier öfters mitgetheilten religiöſen Dichtungen kennen gelernt haben werden. Hie und da ſcheint der Verf. in ſeinen

Betrachtungen zu ernſt geworden zu ſeyn und die Sphäre des jugendlichen Gemüthes überſchritten zu haben, ſo wie überhaupt die ganze Schrift für jedes Alter der Erwachſenen geeignet ſeyn dürfte. Manche Betrachtungen ſind auch, beſonders für das Alter, mit dem er es zu thun hat, zu lang und deshalb vielleicht ermüdend. Das beigegebene Kupfer ſtellt, nach Luc. XXIV, die Scene vor, wo der Herr das Brod brach und von den beiden Jüngern erkannt wurde.

Möge das Buch recht Vielen zur religiöſen Belehrung und Erbauung dienen, dazu wir es empfehlen können. Druck und Papier ſind gut.

λ.

Unentbehrlichkeit des göttlichen Beistandes von selbst rechtfertigen werde.

Noch könnte eine Vorbemerkung nöthig scheinen für Bestimmung des Begriffs von dem unentbehrlichen göttlichen Beistande. Aber ich halte für besser, diese Bestimmung erst am Ende der Abhandlung beizubringen, wo sie allenfalls für eine Nachbemerkung gelten mag; und ich wünsche, daß man bei der Abhandlung ganz dahin gestellt seyn lasse, welcherlei Beistand dem Menschen nothwendig sey, und sich ausschließlich mit der Frage beschäftige, ob ihm irgend ein Beistand zum Guten wirklich unentbehrlich sey.

Daß diese Abhandlung der Aufmerksamkeit und einer sorgfältigen und uneingenommenen Prüfung sich zu erfreuen haben werde, darf ich wohl zuversichtlich hoffen, nicht nur weil schon die in dem Synodalvortrage hingeworfene Behauptung das Glück hatte, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sondern hauptsächlich, weil eine gründliche Erörterung dieser Behauptung von der äußersten Wichtigkeit ist. Ist sie richtig; so ist es jedem Religionslehrer Pflicht, sie in seinem Religonsunterricht aufzunehmen und kräftig und unablässig einzuschärfen: ist sie aber unrichtig, ist sie mit Unrecht in den Umfang der christlichen Religionslehren aufgenommen worden; so ist es jedem Religionslehrer Pflicht, sich vor ihr zu hüten, und wohl sogar, wenn Glieder seiner Gemeinde von ihr angesteckt sind, vor ihr zu warnen.

Bewiesen soll werden, daß dem Menschen der göttliche Beistand zum Guten unentbehrlich sey; und das Gute ist, nach der ersten Vorbemerkung, die gottseelige Gesinnung und der pflichtmäßige Wandel. Bewiesen soll es hier werden nicht aus Aussprüchen der heiligen Schrift, sondern aus Gründen der Vernunft und der Erfahrung. Damit dieser Beweis genügend geführt

welche ich in unſrer literariſchen Korreſpondenz durch die vierte Sendung in Umlauf geſetzt habe. Sie ſind mir unvermuthet gekommen, aber ſie ſind mir ſehr erwünſcht geweſen; denn ſie haben mir den Anlaß gegeben, den ich hier benütze, meine Behauptung auszuführen und zu beſtätigen.

Es iſt aber unmöglich, in einer Abhandlung, die kein Buch werden ſoll, in die Erörterung aller der Fragen einzugehen, zu denen die ſtreitig gemachte Behauptung führt. Ich ſchränke mich daher ein auf den Beweis der Unentbehrlichkeit des göttlichen Beiſtandes zum Guten aus Vernunftgründen und der Erfahrung.

Ich könnte aber dieſem Beweiſe wenig Eingang verſprechen, wenn ich ihm nicht einige Vorbemerkungen über den Sinn meiner Behauptung vorausſchickte, die allerdings manchen Mißdeutungen ausgeſetzt war, gegen die ich ſie nicht verwahren konnte, da ich ſie nur wie im Vorbeigehn, als eine unter uns ausgemachte Wahrheit ausſprach.

1. Die Lehren, welche in der obigen Stelle mit der Lehre von der Schwäche des Menſchen zum Guten zuſammengeſtellt ſind, ſtehn unter ſich und mit der Lehre von der Schwäche in einer unzertrennlichen Verbindung. Weil der Menſch ſchwach iſt, iſt ihm der Beiſtand Gottes unentbehrlich; und er iſt ihm unentbehrlich zur Wirkſamkeit des Glaubens, unentbehrlich dazu, daß der Glaube an Gottes erbarmende Vatergüte in ihm wirke die gottſelige Geſinnung und den pflichtmäßigen Wandel, welche die Bedingungen ſeiner Begnadigung ſind. Dabei iſt am allerunverkennbarſten die Innigkeit der Verbindung zwiſchen der Schwäche und der Unentbehrlichkeit des Beiſtandes. Was aber unter der Schwäche gemeint ſey, beſtimmt der Beiſtand, der ihr unentbehrlich iſt. Sie kann nicht ein gänzliches Unvermögen ſeyn, denn ſie bedarf nicht einer ſtatt ihrer wirkenden Kraft Gottes; ſie bedarf nur einer mit ihr wirken-

den Kraft. Der Mensch wirkt also selbst zum Glauben an Gottes erbarmende Vatergüte und zu den Bedingungen seiner Begnadigung; aber sein Wirken durch seine Kräfte allein konnte nicht die gottselige Gesinnung und den pflichtmäßigen Wandel bewirken, wenn nicht Gott mitwirkte. Diese, wieder unzertrennlich miteinander verbundene, gottselige Gesinnung und pflichtmäßiger Wandel, sind also das Gute, zu dem der Mensch ohne den Beistand Gottes zu schwach ist.

In dieser Verbindung und in diesem Sinne habe ich die Schwäche des Menschen und die Unentbehrlichkeit des Beistandes behauptet, und in dem nehmlichen Sinne behauptet beides der — öfters bespottete als richtig gefaßte — Lehrbegriff unsrer Kirche. Aber wenn ich diese Lehre für eine wesentliche Lehre des Christenthums erkläre, erkläre ich darum nicht alle Bestimmungen für wesentlich, die ihr im Lehrbegriff gegeben sind. Ich erkläre, um es in der Kunstsprache auszudrücken, das servum arbitrium des Menschen, des Wiedergebornen, wie des Unwiedergebornen, insofern als er einer cooperationis gratiae divinae durchaus bedarf, für eine wesentliche Lehre, erkläre aber auch zugleich die Behauptung des Alleinwirkens der Gnade in der Wiedergeburt für eine nicht wesentliche Bestimmung dieser Lehre so wie verwandte Bestimmungen derselben auch.

2. Vielleicht wird schon durch diese Vorbemerkung die zweite überflüssig, daß dem Menschen durch die Behauptung seiner Schwäche und seiner absoluten Hülfsbedürftigkeit keineswegs die Freiheit des Willens abgesprochen wird; denn es versteht sich wohl von selbst, daß ihm dabei zugesprochen wird die Freiheit, die ihm dargebotene Hülfe anzunehmen oder abzuweisen. Aber das glaube ich unserm Lehrbegriffe schuldig zu seyn, zu bemerken, daß auch er nicht dem Menschen die Willensfreiheit abspricht, ungeachtet er ihm nur ein servum arbitrium zuerkennt. Er eignet ihm dennoch die Re-

ſtibilität zu oder, wie er es ausdrückt, das arbitrium passivum obedientiale. Darum war auch Luther nur ſo lang ein ſtrenger Auguſtinianer, als er die Unwiderſtehlichkeit der göttlichen Einwirkung behauptete; er war es nicht mehr, als er zwar noch auf den Beſtimmungen beſtand, die ich nicht für weſentlich erkenne, aber doch zugab und lehrte, daß es in der Willkühr des Menſchen ſtehe, ob er die operationes gratiae annehmen wolle oder nicht.

3. Noch eine Vorbemerkung ſcheint mir nöthig zur Beſtimmung des Sinnes, in welchem ich im Synodalvortrage die Lehre von der Unentbehrlichkeit des göttlichen Beiſtandes dem beigezählt habe, was das Weſentliche der chriſtlichen Religionslehre iſt. Ich habe dadurch behaupten wollen, daß dieſe Lehre nicht nur eine der wichtigen Lehren des Chriſtenthums ſey, ſondern daß ſie ſogar zu dem Geiſte des Chriſtenthums gehöre, ſo daß derjenige, der dieſe Lehre nicht im Chriſtenthume finde, den Geiſt des Chriſtenthums noch nicht vollſtändig ergriffen habe. Der Geiſt der chriſtlichen Religion nehmlich nimmt zwar in ſich auf den Geiſt der wahren Vernunftreligion, das heißt, der Mittelpunkt, auf den alle chriſtlichen Lehren ſich beziehen, iſt dieſelbe Verehrung Gottes im Sinn und im Leben, welche der Geiſt der wahren Vernunftreligion iſt; aber zu dieſem Geiſte, zu dieſem Centrum aller Lehren gehören noch eigene, auf die Verehrung Gottes ſich beziehende Lehren, die die Vernunftreligion nicht enthalten kann, weil ſie ſie nicht zu begründen vermag. Wer dieſe Lehren nicht anerkennt, der hat ſich wohl eigen gemacht den Geiſt des Chriſtenthums, ſo weit er eins iſt mit dem Geiſte der Vernunftreligion, aber den vollſtändigen Geiſt des Chriſtenthums hat er nicht erfaßt. Ich übernehme nicht die Beweisführung für dieſe Behauptung in der gegenwärtigen Abhandlung; aber ich kann die Hoffnung nicht unterdrücken, daß ſie ſich in der Beweisführung für die Lehre von der Unent-

an daſſelbe. Es fragt ſich nun, ob er ſeine Fortſchritte in dieſer Bahn durch eigene Kraft mache, oder ob er auch zu ihnen des göttlichen Beiſtandes bedürfe.

Ein Fortſchritt, den der ſich Beſſernde nothwendig machen muß, iſt der zu einer Reinigkeit der Geſinnung bei ſeinen geſetzmäßigen Handlungen. Er ſoll, wie es in der Abhandlung unſers Herrn Collegen S. 5. heißt, „das Gute nicht nur thun, ſondern es auch aus edlen Beweggründen thun.“ Ich ſetze nur hinzu: er ſoll es rein aus edlen Beweggründen thun, das heißt, er ſoll es dahin bringen, daß ſich in die Antriebe zu ſeinen guten Handlungen gar keine eigennützigen miſchen. Daß es dahin kein Menſch bei allen ſeinen guten Handlungen bringe, darf ich wohl getroſt behaupten. Kant, der die moraliſche Nothwendigkeit der Reinheit der Geſinnung unter allen Philoſophen am nachdrücklichſten eingeſchärft hat, hat ſogar gezweifelt, ob ein Menſch gewiß werden könne, auch nur eine gute Handlung je aus ſo ganz reinen Beweggründen vollbracht zu haben. Er mag das Mißtrauen zu weit getrieben haben; aber das iſt doch gewiß, daß die Menſchen, wenn ſie nicht eine große Fertigkeit in der Selbſtbeobachtung erlangt haben, ſich leicht in dem Urtheil über ihre Geſinnung bei ihren geſetzmäßigen Handlungen täuſchen, leicht ſich bereden können, das Pflichtmäßige rein um der Pflicht willen gethan zu haben, ohne gewahr zu werden, daß Ehrbegierde, Eitelkeit, perſönliche Zuneigung u. ſ. w. nicht nur auch Antheil, ſondern wohl ſogar entſcheidenden Antheil, an dem Entſchluß und ſeiner Ausführung hatten. Wer die innerſten verborgenſten Winkel ſeines Herzens erforſcht hat, hat gewiß erkannt, wie ſchlau ſich ſolche Regungen zu verbergen, zu jeder andern ſich zu geſellen, und den Schein von edleren anzunehmen wiſſen. Gewiß iſt es alſo ein ſchweres Werk, eine ſolche Reinheit der Geſinnung zu erringen. Ich kann nicht demonſtriren, daß es dem Menſchen ohne Gottes Beiſtand nicht gelingen könne,

oftmals zu dieſem Siege zu gelangen; aber gewiſſenhaft muß ich bezeugen, daß ich beſtimmt-weiß, mir könnte es ohne dieſen Beiſtand auch nicht Einmal gelingen, und wenn es mir ja irgend einmal gelungen ſeyn ſollte, ſo ſey es mir nur durch Gottes Beiſtand gelungen.

Aber ſelbſt dieſe Reinigkeit der Geſinnung iſt bei weiten noch nicht das Ziel, zu dem wir anzuſtreben haben. Die geſetzgebende Vernunft ſelbſt entſcheidet, zur vollendeten moraliſchen Vollkommenheit werde erfordert eine entſchiedene Herrſchaft über alle inneren Regungen, eine Vertilgung aller geſetzwidrigen Begierden, eine Erweckung und Erhaltung einer Neigung zu allem, was das Geſetz fordert, eine durchgängige Uebereinſtimmung des Wollens und Begehrens mit dem Geſetze. Dieſe höchſte Stufe des Guten kann keiner von uns Menſchen zu erſteigen hoffen; es wäre alſo überflüſſig, zu fragen, ob aus eigener Kraft. Aber höher hinan müſſen wir doch ſtreben, als wir jetzt ſtehen, dazu müſſen wir es doch zu bringen ſuchen, daß wir wenigſtens irgend etwas Bösartiges in uns austilgen, und das ihm entgegenſtehende Gute uns eigen machen: da iſt alſo zu fragen, ob uns das aus eigener Kraft, ohne Beiſtand von Gott, gelingen könne. Zu einem Beiſpiele diene der Neid, dieſe unſtreitig bösartige mürriſche und feindſelige Unzufriedenheit, die in uns hervorgebracht wird, nicht durch irgend eine Kränkung oder Beſchädigung, die wir von dem Beneideten erlitten hätten, ſondern bloß dadurch, daß er etwas beſitzen ſoll, was wir uns wünſchen und entbehren, eine Unzufriedenheit, die oft nicht einmal das zu ihrer Beſchönigung anzuführen hat, daß wir des Beſitzes würdiger wären, als der Beſitzer. Ich brauche dieſes Beiſpiel, weil es gar keinem Zweifel unterworfen iſt, daß wir alle dahin arbeiten müſſen, dieſes bösartige Gefühl auf immer los zu werden, und dagegen das Gefühl der theilnehmenden Freude über das Glück des

Glücklichern in uns zu verpflanzen, und weil, nach meiner Erfahrung, die Austilgung dieſes feindſeligen Gefühls überaus ſchwer iſt. Jeder ſetze an die Stelle des Neides irgend etwas anderes Bösartiges, das er in ſich findet und auszutilgen bemüht iſt, das aber ebenſo in dem tiefſten Grunde ſeines Herzens Wurzeln geſchlagen hat, an deren Stelle nun das entgegenſtehende Gute wurzeln ſoll. Wem es gelungen iſt, der frage ſich mit gewiſſenhaftem Ernſt, ob er vor Gott hintreten und ſagen könne; das habe Ich gethan, Du haſt mir nicht dazu geholfen. Ich verberge nicht, daß ich das für unmöglich halte; auch bin ich es ja nicht allein, der von jedem Siege über ſich ſelbſt mit tiefer Empfindung ſagt: Gottes Kraft iſt in mir Schwachen mächtig geweſen.

Ich glaube daher, daß auch diejenigen, die ſich verſichert halten, ihre Fortſchritte im Guten ganz durch eigene Kraft gemacht zu haben, durch den Beiſtand Gottes, ohne es zu wiſſen, unterſtützt worden ſind; ich begreife aber wohl, daß er ihnen nicht demonſtrirt werden kann. Aber wie iſt es denn mit denen, die kein Vertrauen zu ihrer Kraft haben, die es ſo unmöglich finden, ihre Geſinnung zu reinigen, die zur andern Natur ihnen gewordenen ſchlimmen Beſchaffenheiten umzuſchaffen, daß ſie nicht einmal zu dem Vorſatze daran zu arbeiten, ſich ermannen könnten, wenn ſie nicht auf die mächtige Kraft des Geiſtes Gottes ſich verließen? Wie iſt es mit dieſen, wenn ihnen wirklich gelingt, was ihnen unmöglich ſchien? Kann man auch da behaupten, es gelang dennoch einzig durch ihre Kraft; ſie kannten nur ihre Kräfte nicht? Und wenn ſie vollends verſichern, ſie ſeyen gewiß, durch eine eigene Erfahrung gewiß, daß ihnen Gott beigeſtanden habe; kann man ihnen wohl ohne Umſtände dieſe Erfahrung abſprechen, kann man ihnen auf den Kopf zuſagen, ſie ſeyen durch ſchwärmeriſche Gefühle getäuſcht worden? Wenigſtens könnte man ihnen das durch nichts anders beweiſen, als dadurch, daß man ſelbſt nie dergleichen

erfahren habe, und daß man nicht begreife, wie solche Erfahrungen etwas anders als Schwärmerei sein könnten. Ausrichten wird man bei ihnen durch diese Art von negativer Demonstration so wenig, als durch positive Demonstrationen bei denen, welche die Vollgewalt ihrer eigenen Kraft zu kennen glauben. Mir wird niemand weg demonstriren, was ich, erfahren zu haben, mir rein bewußt bin, was ich von jedem schwärmerischen Gefühle bestimmt zu unterscheiden weiß, ob ich gleich nicht im Stande bin, meine Erfahrung Andere verständlich mitzutheilen, und in völlig angemessenen Worten auszusprechen.

II.

Lassen Sie uns übergehen zu denjenigen Bestandtheilen des Guten, auf welche die christliche Gesetzgebung dringt, und auf welche in der Vernunftmoral nicht gedrungen wird und in der That nicht gedrungen werden kann. Unbekümmert um Vollständigkeit, lege ich ihnen drei solche Bestandtheile vor.

1. Der erste ist die Demuth.

Darüber sind wir gewiß einverstanden, daß sie eine Gesinnung ist, die von den Christen gefordert und ihnen, als eine Bedingung der Gnade Gottes eingeschärft wird. Wohl aber könnte es scheinen, daß das Gebot der Demuth nicht ein der christlichen Tugendlehre eigenthümliches, sondern ein schon in der reinen Vernunftmoral enthaltenes, Gebot sey. Allerdings wird auch schon in dieser Demuth von dem Menschen verlangt, ungeachtet scharfsinnige kritische Prüfer der Moralprinzipien, wie Schleiermacher, zu finden geglaubt haben, daß sie mit der Pflicht der Selbstschätzung im Streit liege. Allerdings fordert die Vernunftmoral die Gesinnung, welche aus der Erkenntniß unsers Unwerths entsteht, von uns, und muß sie fordern, weil sie keinem Menschen einen vollkommenen Werth zugestehen kann. Aber sie fordert diese Gesinnung nicht in der Ausdehnung, in der sie von dem Christenthume gefordert wird.

Sie muß doch demjenigen, der bei seiner Selbstprüfung erkennt, daß sein Werth seinen Unwerth überwiege, zugestehn, daß auch das Gefühl der Selbstachtung das Gefühl der Selbstverachtung in ihm überwiegen dürfe; wodurch seine Gesinnung mehr zur Bescheidenheit als zur Demuth wird. Sie muß sogar demjenigen, der erkennt, daß sein Unwerth ehehin viel größer, als sein Werth, gewesen sey, zugestehn, daß er sich selbst sage: Aber meine Besserung ist doch mein Werk, meinen jetzigen Werth verdanke ich mir; und sie muß es also billigen, daß das Gefühl der Selbstachtung das überwiegende in ihm wird. Nicht so das Christenthum. Dieses besteht darauf, daß der Mensch, selbst wenn er sich von dem Uebergewichte seines Werthes versichert halten sollte, dennoch demüthig bleiben, dennoch dem Gefühle der Selbstachtung nicht das Uebergewicht in sich lassen müsse. Diese Forderung kann sich aber auf nichts anders gründen, als auf den Ausspruch, daß das Gute im Menschen nicht sein Werk sey, daß er es ohne den Beistand Gottes nicht hätte sich eigen machen können. Dieser Grund ist auch ausgesprochen 1 Kor. 15, 9. 10., in welcher Stelle zugleich das Charakteristische der christlichen Demuth scharf bestimmt ausgesprochen wird.

Hieraus ergiebt sich indessen nur, daß der Glaube an den göttlichen Beistand zur christlichen Demuth nothwendig sey; es folgt nicht daraus, daß selbst bei diesem Glauben noch der göttliche Beistand zur Hervorbringung der Demuth unentbehrlich sey. Schon das ist aber wichtig zur Bestätigung der Unentbehrlichkeit des göttlichen Beistandes zum Guten; denn er läßt doch nur die Wahl übrig, entweder diese Unentbehrlichkeit anzuerkennen, oder das Gebot der christlichen Demuth zu verwerfen. Es soll aber hier kein besonderes Gewicht darauf gelegt werden, weil der Beweis der Unentbehrlichkeit nicht aus der heiligen Schrift sondern aus Vernunftgründen und der Erfahrung, geführt werden soll.

Ich kann mich daher, in Hinsicht auf die Möglichkeit, ganz ausschließlich aus eigener Kraft demüthig zu werden, nur auf das beziehen, was am Ende des ersten Theils dieser Abhandlung über die Möglichkeit, ausschließlich durch sich selbst irgend etwas Bösartiges in uns so rein auszutilgen, daß das entgegenstehende Gute an seine Stelle trete, gesagt worden ist; denn der selbstgefällige Stolz sitzt doch gewiß in den meisten Menschenherzen so fest, als der Neid oder irgend ein anderes Böses. Doch muß ich bitten, noch besonders zu bedenken, welche ganz eigene Schwierigkeit es habe, den Stolz durch die Demuth gänzlich zu verdrängen. Wenn wir nämlich auch wirklich dazu gelangt sind, unsern Werth nicht uns selbst zuzueignen, und also wirklich demüthig zu werden: so wird es uns doch schwer, uns dabei eines geheimen Stolzes, eines Wohlgefallens an uns selbst, eines starken Gefühls der Selbstachtung, zu erwehren, wenn wir bedenken, wie viel sich Andere auf das Gute einbilden, auf das wir nicht stolz sind, wie stolz Andere auf das Gute sind, das dem nicht gleich kommt, welches unser Eigenthum ist. Man hat doch wohl Ursache, zu zweifeln, ob es uns ohne Gottes Hülfe gelingen könne, christlich demüthig zu werden, da der Stolz sich sogar hinter dieser christlichen Demuth noch heimtückisch verbergen kann.

2. Ungefähr eben so verhält es sich mit einem andern, und zwar mit dem allerwesentlichsten Bestandtheile des christlichen Guten, mit der Liebe zu Gott und den Menschen.

Darüber kann keine Verschiedenheit der Meinungen statt finden, daß diese Liebe den Christen zur Grundpflicht gemacht werde; welches Christenkind wird unbekannt gelassen mit dem Ausspruch, daß Liebe zu Gott von ganzem Herzen das erste aller Gebote, und eine Liebe zum Nächsten, die gleich sey der Liebe zu uns selbst, das zweite, aber dem ersten gleiche, Gebot sey,

das alſo aus dem erſten ausflieſſe, und daß dieſe zwei Gebote der Inbegriff aller übrigen ſeyen?

Aber auch hier kann bezweifelt werden, ob dieſes zweifache Gebot dem Chriſtenthum eigenthümlich ſey, ob es nicht zu den Geboten gehöre, die uns ſchon die Vernunft giebt. Es iſt daher auch hier nöthig, das Unterſcheidende der Geſetzgebung der Vernunft und der des Chriſtenthums ſcharf in das Auge zu faſſen.

Die Vernunft fordert auch Liebe zu Gott. Denn ſo wie ſie gebietet, die unendliche Vollkommenheit Gottes ſo ernſtlich zu bedenken, daß ſich mit der Erkenntniß das Gefühl der Ehrfurcht verbinde: ſo gebietet ſie auch, mit gleichem Ernſt die Güte Gottes zu bedenken, mit deren Erkenntniß ein Gefühl der Liebe ſich verbinden muß. Aber bei dieſem Nachdenken über Gott verliert ſich das Gefühl der Liebe faſt gänzlich in dem Gefühle der Ehrfurcht; denn durch die Erkenntniß der Güte wird der unermeßliche Abſtand zwiſchen uns armen Geſchöpfen und dem unendlichen Schöpfer um nichts vermindert, Gott wird uns durch dieſe Erkenntniß nicht näher gebracht. Darum iſt denn auch in den philoſophiſchen Sittenlehren nicht die Liebe zu Gott die Quelle, aus der alle Tugenden fließen ſollen, ſondern die Ehrfurcht gegen Gott iſt es. Diejenigen Philoſophen, die ſich durch Beſtimmtheit der Begriffe vorzüglich auszeichnen, ſagen uns: Aus Achtung gegen die geſetzgebende Vernunft ſollſt du ihr gehorchen; das heißt denn in der theologiſchen Vernunftmoral, welche die Gebote der Vernunft für Gebote Gottes erkennt: Aus Ehrfurcht gegen Gott ſollſt du ihm gehorchen. Von der Verbindlichkeit, Gott aus Liebe zu gehorchen, ſprechen dieſe Philoſophen gar nicht, — mit gutem Grunde; denn ſie ſehen wohl, daß die Liebe zu Gott ſo geſtärkt werden ſolle, daß es der ſtärkſte Antrieb zum Gehorſam gegen ihn werde; ſie fordern nur, daß man es ſich zum unverbrüchlichen Geſetze mache, ſo geſinnt zu ſeyn und

ſo zu handeln, wie das Gefühl der Ehrfurcht denjenigen antreibt, in dem es mächtig iſt.

Wie ganz anders das Chriſtenthum! Die Güte Gottes, die es verkündigt, iſt eine ſich herablaſſende Liebe, die dem Menſchen ſich nähert, eine wahre Vaterliebe, die ſich in der Menſchwerdung des eingebornen Sohnes Gottes, des Ebenbildes des Vaters, den Menſchen geoffenbaret hat. Sie iſt eine Vaterliebe, die auf die Schwachheit ihrer Kinder achtet, auf ihre kleinſten Bedürfniſſe Rückſicht nimmt, ſelbſt auf ihre Bitten höret. Sie iſt eine Vaterliebe, die nicht, wie von der Güte der unendlichen Heiligkeit erwartet werden muß, ſich endlich zurückzieht und die richterliche unerbittliche Gerechtigkeit an ihre Stelle treten läßt, ſondern die auch im Vergelten Vaterliebe bleibt und den gebeſſerten Kindern alle verſchuldete Strafe erläßt. Dafür verlangt ſie aber auch die ihr entſprechende Gegenliebe. Nicht blos der kalte Verſtand ſoll beſchließen, dem Gott, der ſo uns liebt, zu gehorchen, ſondern die Erkenntniß der göttlichen Vaterliebe ſoll ſo lebendig in uns werden, daß das Gefühl kindlicher, zutraulicher und dennoch ehrfurchtsvoller, Liebe ſich mit ihr verbinde, und nicht etwa nur ein ſchwaches, veränderliches, und vergängliches Gefühl dieſer Liebe, ſondern ein Gefühl, das das ganze Herz durchdringe, das Gemüth erfülle und die Geſinnung regiere. Dieſes Gefühl ſoll der mächtigſte Antrieb zum Gehorſam für uns werden.

Die Vernunft gebietet auch, wie das Chriſtenthum, Menſchenliebe. Aber auch hier, welche Verſchiedenheit! Was die Vernunft zur Pflicht macht, iſt nicht eigentliche Liebe; es iſt Achtung für die Vernunft, die jedem Menſchen eigen, wie uns. Auch fordert ſie hier wieder nicht unmittelbar das Gefühl dieſer Achtung, ſondern nur der Beſchluß, ſo gegen die Menſchen ſich zu benehmen, wie das Gefühl der Achtung treiben muß, wenn es vorhanden iſt. Darum kann auch die Vernunft das Gefühl des Haſſes gegen

Einzelne nur dann für sträflich erklären, wenn es ungerecht ist, und kann nur dazu ermahnen, es nie gleichgültig werden zu lassen, damit es nicht hinreiße, in dem Benehmen die Achtung zu verletzen, die der Mensch einem vernünftigen Wesen immer schuldig bleibt.

Das Christenthum billigt das von der Vernunft gegebene Gebot der Menschenliebe, aber es bleibt nicht dabei stehen. Es verlangt Liebe, und meint damit nicht bloß die Maxime, auch ohne das Gefühl der Liebe sich so zu benehmen, wie man sich durch dieses Gefühl bewogen finden würde; es verlangt das Gefühl selbst. Zwar verlangt es nicht eine pathologische Zuneigung, die nur gegen gewisse Menschen in uns entstehen kann, und die es sogar mißbilligt, wenn sie zur unbändigen Leidenschaft wird; aber es verlangt, daß das Gefühl der Liebe zu Gott in uns so herrschend sey, daß sich mit der Erkenntniß der Vaterliebe Gottes gegen alle Menschen ein wirkliches Gefühl der Liebe zu ihnen verbinde, und nun gleichfalls so stark werde, daß es uns zu allen Aeußerungen der Liebe, wirklich antreibe. Um die Verschiedenheit der christlichen Menschenliebe von der bloß vernünftigen recht schneidend auszudrücken, und sie dadurch ganz unverkennbar zu machen, — das Christenthum verlangt, daß wir Gott in den Menschen und die Menschen in Gott lieben sollen; — Ausdrücke, die nicht schwärmerisch sind, wie sie scheinen mögen, sondern sich vor der ruhigsten Ueberlegung rechtfertigen. Doch können wir in der That den Unterschied zwischen dem christlichen und dem Vernunft-Gebote schon dann nicht verkennen, wenn wir bedenken, wie ganz anders das Christenthum den Haß gegen Einzelne verbiete, oder wenn wir uns erinnern, daß er sogar Liebe gegen unsere Feinde fordere, — eine Liebe, die die Vernunftmoral zwar schön findet, deren Möglichkeit sie aber nicht begreift.

Die Frage ist also, ob die so bestimmte christliche Gottes- und Menschen-Liebe uns eigen werden kön-

ne ganz und allein durch uns selbst oder nur unter dem Beistande Gottes. Und hier kommen wir wieder auf das zurück, was nun schon zweimahl eingestanden worden ist. Man kann behaupten, durch unser beharrliches Nachdenken über die Vaterliebe Gottes erzeuge sich von selbst das Gefühl der kindlichen Liebe mit solcher Stärke, daß es unsre ganze Gesinnung beherrsche, und die mächtigste Triebfeder unsrer Worte und Thaten werde, auch das Gefühl der Menschenliebe in gleicher Gewalt hervorbringe. Mit Vernunftgründen läßt sich diese Behauptung nicht wiederlegen; es läßt sich nicht demonstriren, daß uns dazu der Beistand Gottes unentbehrlich sey. Es muß auch hier die Erfahrung entscheiden, und dabei muß jeder zunächst an seine Selbsterfahrung verwiesen werden.

Wer nun versichert ist, den göttlichen Beistand zu diesem Geschäfte erfahren zu haben, und dennoch sich gestehen muß, daß er es darin noch lang nicht so weit gebracht habe, als er, nach dem Ausspruch seines Gewissens, gesollt hätte, der bleibt gewiß überzeugt, daß weder er noch ein Anderer es ohne solchen Beistand nur so weit hätte bringen können.

Und wer sich noch nicht entschieden hat, weder für noch gegen den Glauben an den Beistand Gottes, muß doch die Unentbehrlichkeit desselben zum Fortgang des Strebens nach dieser Liebe wahrscheinlich finden, wenn er bedenkt, wie große Schwierigkeiten dabei besiegt werden müssen. Zur Belebung und Stärkung des Gefühls kindlicher Liebe gegen Gott ist doch erforderlich eine Fertigkeit, unablässig die Vaterliebe Gottes vor Augen zu haben, so daß wir durch alles andere, was unsern Geist beschäftigt, nicht zu weit und nie zu lang von ihrer Beherzigung abgezogen werden. Dem, der jetzt erst unternimmt, diese Fertigkeit zu erwerben, und selbst dem, der bereits einigen Anfang damit gemacht hat, darf man wahrhaftig nicht erst vorstellen, daß sein Unternehmen ein schweres Unternehmen sey; eher muß

man ihm Muth einsprechen, damit er nicht alle Hoffnung des Gelingens und damit zugleich das Unternehmen selbst aufgebe. Wie schwer wird es aber ferner selbst dem, der bereits diese Fertigkeit in einem ziemlichen Grade erlangt hat, auch in harten Trübsalen die Vaterliebe zu erkennen, die sich hinter dem Anschein von Härte, vielleicht von Grausamkeit, verbirgt, und die nur der unerschütterliche Glaube fest halten kann, der die höchste Lebendigkeit in uns haben muß, wenn er das Gefühl der Kindesliebe kräftig in uns erhalten soll.

Alle diese Schwierigkeiten müssen überwunden seyn, wenn die christliche Menschenliebe, die eine Frucht der Liebe zu Gott ist, Raum im Herzen finden, es so einnehmen soll, daß sie der stärkste Antrieb zur Vollbringung der Pflichten der Liebe werde. Aber welche ihr eigene Schwierigkeiten hat sie nicht dann erst noch zu bekämpfen! Wie schwer wird es uns, boshafte Feinde von uns, oder Bösewichter, die unsägliches Unheil angerichtet haben, für Gegenstände der Vaterliebe Gottes, die noch immer über ihnen walte, noch immer sie zur Besserung rufe, noch immer ihnen Gnade verheiße, anzuerkennen!

Und das alles sollte uns möglich seyn durch uns selbst, ohne Beihülfe des Gottes, der der Urquell der Liebe ist?

3. Kürzer werde ich mich fassen können bei dem letzten Bestandtheile des christlichen Guten, von dem ich zu reden mir vorgenommen habe. Es ist der himmlische Sinn, der sich so stark ausspricht in Gal. 2, 20, und in mehreren bekannten herrlichen Stellen der Paulinischen Briefe.

Daß er einen Bestandtheil des christlichen Guten ausmache, darüber sind wir gewiß alle einverstanden. Es ist zu hoffen, daß es in der ganzen Christenheit keinen Religionslehrer geben werde, der nicht seine Gemeinde vor dem irdischen Sinne warnte und zu dem entgegengesetzten himmlischen ermahnte.

Auch lernen wir dieſen Sinn leicht kennen aus dem irdiſchen, der das Gegentheil von ihm iſt. Denn unter dieſem können wir doch nichts anders verſtehen, als die Befangenheit in den irdiſchen Dingen, die alle Ereigniſſe und Schickſale des Erdenlebens bloß aus dem Geſichtspunkte ihrer Folgen für dieſes Leben betrachtet, und alle Beſtrebungen des Menſchen auf irdiſche Angelegenheiten hinrichtet. So iſt denn alſo der himmliſche Sinn die höhere Anſicht des Erdenlebens, der es ſich darſtellt als die Vorbereitung auf das künftige, die Anſicht, der alle Geſchäfte und alle Bedürfniſſe, alle Freuden und Leiden, als Mittel erſcheinen, die uns Gottes Vorſehung zu unſerer Bildung für das künftige Leben, für unſere ewige Beſtimmung, darbietet. Der Chriſt, dem dieſer himmliſche Sinn einwohnet, betrachtet ſich hier ſchon als einen Bürger des himmliſchen Reichs Gottes (Phil. 3, 20.). Er fängt hier ſchon ſein künftiges Leben an. Sein Uebergang in dieſes iſt nicht ein Uebergang in ein fremdartiges Leben, er iſt ein Fortgang von der Vorbereitung zur Beſtimmung. Was von dem Erdenleben nicht mit ihm in das höhere übergehen kann, gebraucht er doch als Mittel zu ſeiner Bildung für dieſes.

In dieſem himmliſchen Sinne iſt nichts überſpanntes. Wenn es entſchieden iſt, daß wir uns in dem gegenwärtigen Leben vorbereiten ſollen auf das herrlichere jenſeits der Gräber: ſo iſt es auch gewiß, daß dieſer Sinn die beſte, ja daß er die einzige wirklich fördernde Vorbereitung auf daſſelbe iſt. Man kann zugeben, daß auch der im Irdiſchen Befangene tugendhaft ſeyn kann; iſt er das; ſo iſt ſein Erdenleben allerdings eine Vorbereitung auf das Künftige, denn ſie verhütet, daß er der Seligkeit nicht unwürdig und nicht unempfänglich wird. Daß ſie aber noch nicht eine eigentlich fördernde, eine den Uebergang bahnende Vorbereitung ſey, zeigt ſich daraus, daß ſolche Tugendhafte der Seligkeit nicht mit einer Freude entgegen ſehe, ſondern ſich

die Fortdauer des gegenwärtigen Lebens wünschen, so lang es ein angenehmes Leben für sie ist. Ich möchte einen solchen Tugendhaften mit einem Sohne vergleichen, den sein Vater zu einem Geschäfte bestimmt, zu dem er durch Reisen sich geschickt machen soll. Der Vater macht ihn mit dem Geschäfte noch nicht völlig bekannt; aber er giebt ihm doch einen Begriff davon und die Anweisung, wie er seine Reise zur Bildung für dieses Geschäft benützen soll. Der Sohn beträgt sich auf der Reise verständig und, als Reisender, untadelhaft. Er bleibt rein von Ausschweifungen, durch welche andere Söhne sich zu ihren künftigen Geschäften ganz untauglich machen. Aber er gewinnt das Reisen lieb, der Gedanke, es einmal aufgeben zu müssen, ist ihm verhaßt, er sucht sich seiner zu entschlagen, er zittert vor dem Augenblicke, da ihn der Vater zu dem Geschäfte abrufen wird. Sein Reisen mag als eine Vorbereitung auf das Geschäft betrachtet werden, er mag manche Erfahrungen, die er im Reisen gesammelt hat, bei dem Geschäfte benützen können; aber eine solche Vorbereitung war diese Reise doch nicht, wie die eines Sohnes, der den Willen und die Anweisung des Vaters immer vor Augen hat, dem es bei dem Vergnügen und der Beschwerlichkeit der Reise immer klar ist, daß der Vater es weislich darauf angelegt habe, ihn durch beides zu dem Geschäfte tauglich zu machen, der des Zweckes seiner Reise nie vergißt, alles in Beziehung auf dieses beobachtet, sein ganzes Betragen seiner Bestimmung gemäß einrichtet und dem Abruf zu demselben freudig, vielleicht sehnend, entgegen harret, und nur darum eine Verlängerung der Reise wünschet, um sich noch geschickter zu derselben zu machen.

Daß die Vernunftmoral diesen himmlischen Sinn nicht von den Menschen fordern kann, ist wohl klar genug. Die Vernunft hat genug zu thun, um sich der Zweifel an dem Fortleben nach dem Tode zu erwehren; und die sublimste, über die Sphäre der Menschlichkeit

hinaufgesteigerte, Moralphilosophie verlangt ja sogar, daß dem Menschen die Hoffnung des Fortlebens entbehrlich werden soll zum Fortstreben nach dem Ideal von moralischer Vollkommenheit, die er hier nicht zu erreichen hoffen kann, und also nie. Der christliche Glaube ist demnach zu diesem himmlischen Sinne offenbar unentbehrlich.

Ob aber auch der göttliche Beistand bei diesem Glauben? — Ich will nicht wiederholen, was ich bei den vorigen Bestandtheilen gesagt habe. Ich bitte nur, zu bedenken, wie eng uns alle das Erdenleben mit tausend Armen umschlingt.

Heilsam ist der Glaube an die Unentbehrlichkeit des göttlichen Beistandes darum, weil er uns vor einem stolzen Vertrauen auf unsere Kräfte bewahrt, und uns zu einem demüthigen und doch zuversichtlichem Gebete um das, was uns noth ist, wenn der treue Gebrauch unserer Kräfte gedeihlich sein soll, anhält. Diese Heilsamkeit behält er, welche Vorstellung man sich auch von der Art des Beistandes mache, den Gott uns gewährt, ob man ihn sich denke, als einen bloß durch die Vorsehung nach dem Laufe der Natur, oder als einen durch geistige unmittelbare Einwirkung geleisteten. Da mir die Lehre von seiner Unentbehrlichkeit um ihrer Heilsamkeit willen über alles wichtig ist, so könnte ich die Frage über seine Art wohl übergehen. Aber ich will es doch nicht verbergen, daß ich zwar auch glaube, daß uns Gott durch seine Vorsehung Hülfe leiste, daß ich mir aber nicht denken kann, daß diese Art der Hülfsleistung die einzige sey. Ich kann mir wahrlich nicht denken, daß die Reinigung des Herzens, die Umbildung des Bösartigen, die Heiligung, daß diese wahre Wiedergeburt einzig mit Hülfe der auf uns wirkenden äußeren Umstände zu Stande gebracht werde.

Warum sollte ich auch gerade jetzt und hier verbergen wollen, was ich nie und nirgends verborgen hätte, von dem Augenblicke an, da ich zum Glauben daran gelangte? Das ist ja zugestanden, daß die h. Schrift von einem unmittelbaren Beistande Gottes spricht; nur das wird erinnert, daß in dieser Sprache Zeitideen liegen. Das gestehe ich hinwieder zu; aber daraus folgt doch nicht, daß diese Ideen falsch seyen. Die Weltschöpfung durch Gottes Allmacht, die Weltregierung durch Gottes Weisheit war ja auch eine Idee der damaligen und der früheren Zeit; müssen wir deßwegen dem Glauben an sie entsagen? Offenbar muß erst die Falschheit der Zeitidee von unmittelbaren geistigen Einwirkungen erwiesen werden.

Ihre Unbegreiflichkeit ist aber kein Beweis ihrer Falschheit. Gott wäre nicht der Unendliche, wenn er von uns beschränkten Geschöpfen begriffen werden könnte. Wer kann denn zu einigem Begriffe von der Weltschöpfung gelangen? Und wie vieles ist uns nicht noch in unserm eigenen beschränkten Wesen unbegreiflich, und wird uns, durch Erfahrungen, die man vorhin für schlechterdings unmöglich ansah, immer unbegreiflicheres.

Daß die Philosophie, die hauptsächlich durch die allgemeine deutsche Bibliothek so sehr in Umlauf unter unsern Theologen gebracht wurde, sich das Ansehen gab, die Falschheit solcher Einwirkungen erwiesen zu haben, ist mir wohl bekannt. Aber waren ihre Gründe gründlicher, als ihr ganzes Philosophiren, das, tief in die Prinzipien einzudringen, sorgfältig vermied?

Ich kann mir nicht beigehen lassen, am Schlusse einer Abhandlung eine neue Abhandlung anzufangen; auch fühle ich keine Neigung, zu wiederholen, was ich schon in gedruckten Schriften darüber gesagt habe; aber eine Frage mag doch noch hier stehen, nicht um die Sache zu entscheiden, sondern weil das Nachdenken darüber in mehrfacher Hinsicht fruchtbar werden kann.

Wenn wir glauben, daß Gott die Welt durch sein

Allmacht, nicht aus seinem Wesen geschaffen habe: müssen wir nicht auch glauben, daß er in die Gebilde seiner Allmacht, daß er vorzüglich in seine vernünftigen Geschöpfe, Göttliches, Göttliches aus seinem Wesen, gelegt habe? Und wenn wir das glauben: kann es uns denn vernunftwidrig scheinen, zu glauben, daß dieses Göttliche mit Gott und Gott mit diesem Göttlichen in unmittelbarer Berührung bleibe?

Und nun nur noch eine wiederholte Bemerkung, zur Verhütung eines etwa doch möglichen Mißverstandes. — Wer eine unmittelbare göttliche Einwirkung behauptet, behauptet dadurch noch nicht, daß der Mensch sich dieser durch ein eigenes Gefühl bewußt werde. Es ist wahrscheinlich, daß ein eigenes Gefühl eine solche Einwirkung begleiten werde; aber es ist unerweislich, daß es sie begleiten müsse, so wie es unläugbar ist, daß die Schwärmerei sich in der Beurtheilung gewisser Gefühle täuschen könne. Darum bleibt es möglich, und es ist mein wirklicher Glaube, daß auch diejenigen, die an keine unmittelbaren Einwirkungen Gottes glauben, durch solche Einwirkungen im Guten gefördert werden, und daß Gottes Vaterliebe selbst denen, die sich nicht kennen, die von der christlichen Religion nichts wissen oder nichts glauben, seinen unmittelbaren Beistand nicht vorenthalte.

Πάντα δοκιμάζετε, τὸ καλὸν κατέχετε.

Vogel.

Erwiderung

auf den offenen Brief

des Herrn

Dr. Böhme,

in dem Maiheste dieser Annalen 1835. S. 172—189.

über meine Vorstellung von einem Urevangelium.

Die ärgerlichen Streitigkeiten unserer Tage über das, was für christlich oder unchristlich, für alt- oder neu-evangelisch, mithin für annehmlich oder verwerflich zu achten sey, haben mich längst auf das Bedürfniß einer höhern Instanz, oder, geradezu gesagt, einer ausschließlich entscheidenden Autorität wieder zurückgeführt, welche ich in dem Urevangelio, als dem Träger des offenbar gewordenen Geistes Christi zu finden glaube. Das unsichtbare Gotteswort nemlich, von dessem Vorhandenseyn uns schon Vernunft und Gewissen Zeugniß geben, hat sich vollständig und klar in Christo und durch ihn ausgesprochen; wir aber besitzen in den evangelischen Urkunden hievon nur Bruchstücke, und eben diese möchte ich gesammelt, gesichtet, zu einem in sich zusammenhängenden Ganzen vereinigt sehen; gesammelt in den Aussprüchen Christi selbst, gesichtet*) von dem späteren mündlichen oder schriftlichen Zusätzen seiner Biographen, der Apostel, der späteren Kirchenlehrer,

*) Der gelehrte und freisinnige von Ammon hat in seiner Fortbildung des Christenthums u. s. w. H. 2. Abth. 2. vollständig erwiesen: daß das Christenthum, wie es sich gegenwärtig in den Kirchen, Bekenntnissen, Gebräuchen und Sitten seiner Verehrer ausgeprägt hat, keineswegs mehr dasselbe ist, wie es aus dem Munde seines erhabenen Stifters hervorging. Schon die Quelle desselben (sagt er S. 221), wie sie uns gegenwärtig eröffnet sind, verhalten sich zu seinem Urinhalte und seiner Urgestalt fast wie der Pentateuch zu dem reinen Mosaismus und die heiligen Bücher helleniſtischer Form haben, wie sich der Titel der Evangelien nachweist, eine Reihe von Veränderungen erfahren, die dem scharfen Auge der Kritik aller Zeiten nicht entgangen sind.

der neueren Symboliker und der neuesten Dogmatiker, zu einem Ganzen endlich, zu einer positiven Grundlage der Weltreligion, welche Christus im Auge hatte, verbunden.

Der erweislich dem erhabensten Reformator eigenthümlichen Worte möge es immerhin nur wenige geben; die durch ihn an uns gelangte göttliche Offenbarung möge auf ein minimum beschränkt; die viva vox möge dem kritischen Sammler nicht in dem Grade hörbar werden, wie einst seinen heilsbegierigen Jüngern; es bleibt immer das Wort himmlischer Weisheit aus seinem Munde. Auch mögen die Evangelisten und Apostel, welche dem Meister zunächst standen, denen er sich zum Theil persönlich in Wort und Rede mittheilte, immerhin als Berichtserstatter, Zeugen und Commentatoren, nach ihrer Individualität, eine gewisse Geltung behaupten; nur dürfen wir sie nicht, was sie auch selbst nie gethan, dem Meister gleich, oder wohl gar, wie die Neuevangeliker unserer Zeit (und so auch Harms in seiner Pastoralanweisung S. 69.) über ihn stellen. Sie beriefen sich ja ausdrücklich auf den, von dem sie empfangen hatten, und erkannten also in Christo die höchste Autorität an; da hingegen die gewiß nicht Irrthumsfreien Kirchenlehrer und Lehrer der Kirche bis auf unsere Tage herab noch eine Autorität daneben suchten, als hätten sie an Christo nicht genug. Und nur zu einem Ganzen logisch geordnet können die ipsissima verba Jesu eine positive Grundlage der durch Christum entwickelten — wenn gleich bis jetzt nur zu einem gewissen Grade fortgebildeten und der weiteren Fortbildung ihrer Natur nach bedürftigen — Weltreligion d. h. die Idee und das Prinzip des Christenthums darbieten. Das nun ist in meinen Augen die Hauptsache.

Es war nemlich die höhere Ansicht Jesu von einer für alle Zeiten und Menschen geltenden sittlichen Einigung, was ihn kein in Worten und Formen abgeschlossenes System, keine Dogmatik als Glaubensnorm vor-

tragen ließ; es lag ihm die praktisch fortschreitende Bildung zur Aehnlichkeit mit Gott am Herzen, die sich von allen äußeren Fesseln immer mehr frei macht; es war ihm um den Geist und das Wesen zu thun, die sich nicht in den todten Buchstaben einzwängen lassen; es handelte sich um die Idee und das Prinzip. Er wollte daher keine (philosophische) Schule, noch weniger eine (pharisäische) Sekte stiften, sondern eine Kirche als Gemeinschaft, ein Ganzes, worin Gott der Mittelpunkt ist, ein Himmel und Erde umfassendes Gottesreich, das nicht von Außen kommt, wohl aber über die sichtbare Welt hinausgeht, ein unaufhörliches Fortschreiten der Menschheit in der sittlichen Vervollkommnung zum Bilde Gottes, wozu er in sich selbst, und in seiner Person das Vorbild gab — das war die Idee, welche er als die höchste schon aus dem A. T. mit den Worten entlehnte: seyd vollkommen, wie der Vater im Himmel! eine Idee, welche er durch Lehre und That, durch Sinn und Wandel, durch seine ganze Persönlichkeit aussprach; eine Idee, deren allmählige Entwickelung und Ausbildung recht eigentlich die Aufgabe des Christenthums ist. Das Prinzip aber war (im Gegensatze der knechtischen Furcht, welche der übel verstandene oder ausgeartete Mosaismus zur Folge hatte) die freie Liebe, und zwar nicht blos zu dem unsichtbaren Haupte und seinem heiligen Willen, sondern auch zu den sichtbaren Gliedern des unendlichen Gottesreichs ohne Ausnahme (im Gegensatze des jüdischen Partikularismus), vermittelt durch den Geist und das Vorbild Christi. Man kann eigentlich nicht sagen, er habe dieses Gottesreich geschaffen — wenn sich gleich diese Ansicht bei den Aposteln vorfindet, sondern nur, er habe die höhere unsichtbare Welt in der sichtbaren hervortreten lassen und in diesem Sinne das Himmelreich auf Erden gegründet. Das eigentliche Gottesreich war, als solches, zugleich mit Gott und seinen vernünftigen Geschöpfen von Ewigkeit her vorhanden

nur die Darstellung desselben als ein rein sittliches, alle Menschen, ja Himmel und Erde umfassendes, war das große unschätzbare Verdienst des Weltheilandes. Vor seiner persönlichen Erscheinung schon hatte der Mosaismus die menschliche Bestimmung, heilig zu werden, aufgenommen, aber als eine allgemeine, allen vernünftigen Geschöpfen durch ihre höhere Natur gegebene, schon auf Erden zu erstrebende und über das Grab hinaus fortgehende, bezeichnete sie zuerst eben das Evangelium, welches Leben und unvergängliches Wesen an das Licht brachte.

Person und Lehre also, Gesinnung und Handlung, Geist und Leben Christi bildeten in weiterer Bedeutung das Urevangelium, in engerer das von ihm gesprochene lebendige Wort, im engsten alle die Aussprüche, welche sich auf das Wesentliche des Christenthums, die Idee und das Prinzip beziehen. In dieser Hinsicht wünsche ich — und Sie, Verehrtesten, gewiß mit mir — ihn selbst zu hören. Was man bis dahin für sein Wort (Christenthum als Lehre Christi) ausgegeben hat, was die Apostel, die Kirchenväter, die symbolischen Bücher, die Neu-Evangeliker als solches anpreisen, oder was in unseren Katechismen und dogmatischen Lehrbüchern als solches zusammengetragen wird, ist es mehr oder weniger gar nicht. Da hat der Teufel schon Unkraut unter den Waizen gesäet, und daher alle die theologischen Schulfehden von jeher bis zu unsern Tagen herab. Idee und Prinzip hat sich unter den Federkämpfen älterer und neuerer Zeit so vermischt, daß an ein reines und zwar in dem Meister selbst begründetes Christenthum kaum mehr zu denken ist; und das Ferment für den menschlichen Geist, das Saamenkorn, welches auf dem Boden des Geistes zu einem Zweig- und Frucht-reichen Stamme des sittlichen (in Verbindung mit Gott angeschaut, religiösen) Lebens aufwachsen und sich immer freier und allgemeiner entwickeln sollte, ist vertreten. Wir haben keine unsichtbare und

keine sichtbare Kirche mehr, sondern eine alte corrumpirte Schule, keine Gemeinschaft der Heiligen mehr, sondern Sekten und Spaltungen, keinen lebendigen Glauben mehr, sondern einen Wust von todten Buchstaben, eine Gedächtnißreligion, so gut wie gar keine.

Daher scheint es mir ein Zeit- ja ein Welt-Bedürfniß zu seyn: die wesentliche Idee und das eigentliche Prinzip des Christenthums aus dem Schutte wieder hervorzuziehen, und die einzige göttliche Autorität (im weiteren Sinne) in Christo und (im engeren) in seinen eigenen Aussprüchen, soweit dieselben beide betreffen, wieder in ihr gutes Recht einzuführen. Eine kritisch und historisch nachgewiesene, der Vernunft und Schrift zusagende, positive Grundlage, von Christo selbst wörtlich als solche bezeichnet und ausgesprochen, halte ich für nothwendig aber auch noch im neunzehnten Jahrhunderte für möglich.

Da entgegnen Sie mir nun, verehrtester Herr Amtsbruder,

1) ein Urevangelium, als wohlgeordneter Inbegriff aller Lehren Jesu mit seinen eigenen Worten, könne nie zu Stande kommen.

An ein System freilich, wie es die Dogmatiker verlangen, habe ich dabei nicht gedacht und nicht denken können, sondern unter der buchstäblichen Hülle an den Geist, welchen Christus selbst als den Geist der religiösen Wahrheit aussprach, an die Offenbarung seines eigenen Wesens und des Wesentlichen in seiner eigenen religiösen Denkart, ja auch an die Bestätigung und Berichtigung oder Aufhellung und Verständlichung dessen, was er bereits zu seiner Zeit als wahrhaft religiöses Material vorfand; sowie ja nicht in Abrede gestellt werden kann, daß er seine persönliche religiöse Entwickelung und Ausbildung dem eigenen Eindringen in den Geist derjenigen Schriften verdankte, welche als Urkun-

den der göttlichen Offenbarung schon damals vorlagen.*) Eben dieser Geist, eben dieses Wesen der Religion, die Gottesidee, von der er ausging, und das sittliche Lebensprinzip, wovon er selbst durchdrungen und geleitet wurde — frei von allen Ausschmückungen seiner apostolischen Zeitgenossen — in seinen eigenen Aussprüchen nachgewiesen und allerdings nach einer logisch-richtigen Denk- und Vorstellungsweise geordnet (wobei es auf den Umfang, die Qualität, nicht so sehr ankommt); das ist es, was ich im Sinne gehabt habe und noch habe. Sie gestehen ja auch selbst, Verehrtester, S. 179, daß wir an dem bei seinen biblischen Lebensbeschreibern darüber Vorkommenden genug besitzen. Nehmen wir also die eigentlichen Cardinallehren des Christenthums, wie ich dieselben S. 301 bezeichnet habe; ordnen wir hierüber einmal die eigenen Aussprüche Christi, und entkleiden dieselben von der bildlichen Hülle der Zeit und Sprache, ja — was nicht zu übersehen und soweit es uns möglich ist — von der beschränkten menschlichen Vorstellungsweise überhaupt und seines Zeitalters insbesondere; gewiß wir haben eine reiche Erndte zu erwarten.

Doch — fahren Sie fort — 2) wäre ein solches Urevangelium auch möglich und sogar schon wirklich, so würde es doch seinen Zweck nicht erreichen.

Nun freilich, ein so voluminöser Kanon, als wir bis jetzt in der Offenbarung des A. und N. T. besitzen, wird nicht herauskommen, und soll es auch nicht. Aber um so leichter wird in unserer Kirche die so wünschenswerthe Einheit zu vermitteln seyn, um die es unserem Erzhirten vorzüglich zu thun war. Was hat denn auch dem ursprünglich so einfachen und weniger in Worten,

*) Vergl. J. C. F. Witting: über die Frage, warum Jesus nichts Schriftliches hinterlassen habe. Braunschw. 6. Vieweg 1822. Schade nur, daß W. hie und da das Evangelium mit der Kirche verwechselt.

als im Geiste zusammengehaltenen Christenthume mehr geschadet, was seine früheren und späteren Anhänger mehr unter einander zerfallen machen und aus der ersten friedlichen Gemeinschaft ein so unübersehbares Heer von Sekten und feindseligen Partheien hervorgehen lassen, als der an sich schon große, durch apokryphische Schriften obendrein vermehrte materielle Umfang des Kanons, dem sogar die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts auch noch ihre symbolischen Bücher gewissermaßen einverleibten! Und wo soll es denn zuletzt mit allen den theologischen Schulsystemen hinaus, deren fast jede Leipziger-Messe ein neues liefert?

Zurück müssen wir zu dem ganz kleinen Kanon der Aussprüche Christi über die ewigen Grundwahrheiten der Religion, vor allem zu der einfachen Hervorhebung der Idee und des Prinzips, wovon man sich im Laufe der Jahrhunderte entfernt hat. Immermehr ablassen müssen wir von dem der Kirche aufgebürdeten Glaubenssysteme und uns an den Gottgesandten allein und an seine unbestrittenen klaren Aussprüche halten, wobei wir den gesammten Urkunden des A. und N. T. ihren eigenthümlichen Werth für die Geschichte der göttlichen Offenbarung unbedenklich einräumen.*) Auch sollen die neutestamentlichen Berichtserstatter, Zeugen und Commentatoren des Lebens und der Lehre Jesu Christi, als solche und insoweit, ihre Geltung behaupten. Ja wer möchte sich überdies von dem Lichte abwenden, welches die fortgeschrittene und immer noch fortschreitende Wissenschaft über die ins Unendliche fortschreitende Entwickelung des Christenthums verbreitet hat und annoch verbreiten wird?**) — Indeß was aus alter scholastischer Zeit

*) Die Entwickelungsgeschichte der religiösen Wahrheit, die Hervorhebung der einzelnen Stufengänge und Formen, vermittelst derer die Grundidee des Christenthums sich bis zu der heutigen Höhe herangebildet hat, das alles gehört nicht in die Lehre des Evangeliums.

**) Vergl. Bretschneiders Weltanschauung in seiner Grundlage des evangelischen Pietismus S. 394 ff.

das Licht der gegenwärtigen helleren Einsicht und Erkenntniß nicht verträgt, das möge fallen;*) nur das praktische, unser sittliches Leben weckende und nährende Christenthum möge an Umfang, wie an Tiefe gewinnen. Christus in uns!

Ein neues System der christlich-biblischen Theologie vollends, und wohl gar im Charakter der Stabilität, thut am wenigsten Noth, und würde, von oben herab — sey es Kirche oder Staat — geboten, das wahre Christenthum, als eine Religion des Geistes, in seiner völligen Entwickelung und Ausbildung nur zurückgehalten. Genug, wenn sich die Christen in der Annahme und in dem Verständnisse der unbestrittenen klaren Aussprüche ihres Herrn und Meisters einigen und dabei von seinem Sinne und Geiste durchdringen lassen; so werden sie auch schon in der Anerkennung derjenigen Lehr- und Glaubenssätze zusammentreffen, welche für das Wesentliche der Religion, und des praktischen Christenthums insbesondere, geltend und brauchbar sind. Von dem Nichtwesentlichen und Temporellen aber, sowie von dem mehr zur Geschichte des Evangeliums Gehörigen, möge jeder nehmen nach Bedarf und soviel seine individuelle An-

*) „Kommt ein Priester zu dir und sagt: du mußt auch an die sieben Sacramente, Papst, Concilien, Fegfeuer, Kraft der Messe glauben; oder ein (vorgeblich) evangelischer Theologe und spricht: du mußt auch an die Verdammniß deiner Vernunft, an den Verlust des Ebenbildes Gottes, an die Verdammlichkeit der menschlichen Natur, an die stellvertretende Genugthuung Christi, an die Rechtfertigung durch den Glauben allein, mit einem Worte an des großen Luthers Theologie und an die Dogmen der symb. Bücher glauben, so sprich: ich will mich allein an Christus halten. Dieser verheißt mir: wenn ich an den Einen wahren Gott und an Jesum als seinen Gesandten glaube und Gottes Gebote redlich zu erfüllen trachte, so bin ich Sein und ein Erbe des ewigen Lebens. Daran will ich mich begnügen lassen." Verba Bretschneideri in der Allg. Kirchenzeitung 1835, S. 877.

ſicht und Ueberzeugung zuläßt; das macht zur Hauptſache nichts.*)

Uebrigens wird der Buchſtabe ohne Geiſt immer tödten und verderben, aber gewiß auch der Geiſt im Kampfe mit dem Buchſtaben immer vollſtändiger ſiegen.

Daß nun 3) ſchon der Begriff eines Urevangeliums mit dem Weſen des reinen Chriſtenthums im Widerſpruche ſtehe, kann ich am wenigſten zugeben; denn es ſoll ja gerade das bis dahin verfälſchte Chriſtenthum mit allen ſeinen unweſentlichen Zuſätzen und Beſtimmungen verdrängen und dagegen das reine, ſeinem wahren Weſen nach gültige, den Geiſt, der unter alle dem Buchſtabenwerk und Formelweſen beinahe zu Grunde gegangen iſt, wieder zu Tage fördern.

Gewiß, und am häufigſten, hat unſer Herr ſelbſt in ſeinen Reden und Unterhaltungen eben das berührt, was er, überhaupt und der Zeit nach, für das Weſentliche erkannte. Und nur das will ich ja geſammelt, geſichtet und in einer der vernünftigen Denkweiſe zuſagenden logiſchen Ordnung dargeſtellt wiſſen. Die geſchriebene Offenbarung war für ihn vorhanden, er forſchte in derſelben, er bildete ſich nach derſelben, er bezog ſich auf dieſelbe, ja er lehrete, deutete, erwies aus derſelben und war perſönlich dem wohlverſtandenen Moſaismus zugethan. Es konnte ihm daher gar nicht beifallen, eine zweite oder neue göttliche Offenbarung zu ſchreiben oder ſchreiben zu laſſen. Erſt ſeine ſpäteren Zeitgenoſſen haben bekanntlich, was er, als Lehre von Gott, mündlich vortrug, mit den zu ſeiner Zeit bereits vorhandenen Offenbarungsurkunden zu einem Ganzen für die Nachwelt vereinigt; und die ſo in guter Meinung vervollſtändigte Sammlung

*) Der Kürze halber darf ich mich hier auf Röhrs Grund- und Glaubensſätze der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche (zweite Aufl. 1834) beziehen.

erhielt bekanntlich erſt mit dem fünften Jahrhundert den Titel: βιβλία. Ueber die Aufnahme und Aechtheit einzelner Urkunden hat man ſich in älterer Zeit, und noch jetzt, nicht einmal einigen können.*) An uns nun, die wir im Gange der Jahrhunderte wiſſenſchaftlich und ſittlich fortgeſchritten ſind, an uns liegt es, in den von fremder Hand den älteren angeſchloſſenen neuen Offenbarungsurkunden — inſoweit dieſelben in unſerer evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche Geltung haben — zu ſichten, zu ſcheiden, aufzuräumen, namentlich das Chriſto ſelbſt Angehörige als das Weſentlich-Evangeliſche**) auszuheben, und ſomit das reine Chriſtenthum, die poſitive Lehre deſſelben, zu gewinnen. Und warum ſollte Chriſtus — ſo gewiß ihm die Art und Weiſe, wie die Altteſtamentlichen Urkunden in Geltung getreten waren, nicht unbekannt ſeyn konnte — warum ſollte er nicht vorausgeſehen und erwartet haben, daß es ſo kommen werde? Wie hätte er aber wohl ſeinen Jüngern, die noch nicht alles tragen konnten und weder über ihn ſelbſt, noch über ſeine erhabenen Zwecke ganz mit ſich ins Klare gekommen waren, als er aus ihrer Mitte ſchied, wie hätte er ſie wohl zu ſchriftlichen Depoſitairen der fortgeſetzten Gottesoffenbarung beſtimmen können? Wie mußte ihm mehr darauf ankommen, vor allen Dingen den Geiſt und Sinn zu wecken, welcher das abſolute innere Chriſtenthum bedingt, die Beordnung ſeiner einzeln und abgebrochen hingeſtellten Lehr- und Glaubensſätze aber zu einem Ganzen vorläufig auf ſich beruhen zu laſſen. Das Gottesreich in dem Menſchen ohne viele Worte, ſowie eine Gottesverehrung im Geiſte und in der Wahrheit ohne leere Zeichen, Formen und Cerimo-

*) Vergl. Erſch und Gruber in der Allg. Encyclopädie der Wiſſenſchaften und Künſte, Artikel Bibel.

**) Ich meine das an ſich ewige, heilige, ſeligmachende und in Chriſto, ſoweit dies möglich iſt, individualiſirte und vermenſchlichte Gotteswort in ſeiner vollen Reinheit und Klarheit.

nien, das Leben in Gott, das war sein Hauptaugenmerk und muß auch das unsrige seyn. „Freunde des Heiligen" — wie Sie, Verehrtester, sich ausdrücken — die frei und selbstständig auf dem Grunde fortbauen, wo Jesus Christus der Eckstein ist, und aus eigener Kraft immer tiefer in das von Christo aufgeschlossene Reich des ewigen Lichts vordringen, die wollte der Anfänger und Vollender unseres Glaubens haben, und eben darum dürfen auch wir das Heilige weder für uns, noch für Andere, unter Worten und Formen verschlossen halten. Lassen wir der katholischen Kirche ihre Binde- und Löseschlüssel; wir, als evangelisch-protestantische Christen, wollen den Geist nicht dämpfen und jedem die Freiheit gestatten, womit uns auch hier Christus selbst befreiet hat. Ja es giebt — wie Sie, Verehrtester, hinzusetzen nur Eine religiöse Wahrheit, die aber tiefer liegt, als wohin die menschliche Sprache dringen kann, das ewige Leben; und diese in uns begründen und in Wirksamkeit setzen, die innere Heiligung in Gedanken, Worten und Werken erstreben, das ist der rechte und einzige Weg, der zum Lichte, zur Freiheit, zum Frieden, den die Welt nicht giebt, zur Seligkeit führet. Diesen Weg ging Jesus in seiner persönlichen Entwickelung und Ausbildung zum Gottessohne, denselben sollen auch wir gehen und wachsen in allen Stücken an dem, der das Haupt ist, Christus. Möge sie scheinbar noch so fern seyn, gewiß kommt einmal die Zeit*), wo

*) F. W. Carové will (Allg. K. Z. 1835, Nr. 188) als schon vorhanden ansehen diese Zeit des ewigen Friedens, und behauptet: ein neuer Bund im Geiste und in der Wahrheit sey bereits geschlossen, mithin eine neue Religion eingetreten. Die vollendete Entwickelung des Christenthums aber in diesem Sinne, als eine allgemeine, ist noch nicht da; und wer mag berechnen, wann die Biblio-, Symbolo-, und Luthero-latristen sowie die Legion von Pietisten, Mystikern und Vernunfthassern, es dahin kommen lassen werden. Der Zeitpunkt selbst ist übrigens genau bezeichnet, Matth. 24, 14.

nicht mehr durch Sprüchwort gerebet wird, sondern Alles Licht und Leben, und eine Heerde unter Einem Hirten ist. Wenn wir Menschen wollten, wir könnten ihr wenigstens um vieles näher kommen.

Ich denke also, Verehrtester, wir sind zuletzt Einer Ansicht und wünschen, hoffen, erstreben Eins und dasselbe, nemlich die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens; wir wollen beide nur den Geist, aber keine Stabilität des Buchstabens oder der Form; wir lassen beide die eigenen Aussprüche unseres Herrn und Meisters als die höchste und allein entscheidende Autorität einer uns schriftlich geoffenbarten Religion gelten; wir stellen es beide den Männern der Wissenschaft anheim, auf dem Grunde dieser Aussprüche künstliche Lehrgebäude zu errichten und so das Christenthum wissenschaftlich zu erfassen; aber wir halten es auch beide nicht für ein Unglück, wenn einmal kein menschliches Lehrgebäude mehr normative Geltung erhalten, alle symbolischen Schriften in dem Gotteworte selbst aufgehen, alle und jede äußere Form sich ablösen, der letzte Buchstabe des geschriebenen Evangeliums erlischen und wir keines Urevangeliums in Worten mehr bedürfen werden.

Schließlich noch eine kleine Herzensergießung über die mir beigemessene Schrift vom Jahre 1799 (Neue Erklärung des höchst wichtigen Paulinischen Gegensatzes: Buchstabe und Geist). Ich habe — obgleich ich der Wahrheit gemäß behaupten konnte, daß ich nicht Verfasser derselben sey, aber auch eben so wenig in Abrede stellen mochte, daß sie mir gleichsam aus der Seele geschrieben worden — um ihrentwillen, besonders im Jahre 1801, wo ich in meiner Vaterstadt Kiel philosophische Vorlesungen hielt, von den Finsterlingen jener Zeit — unter denen ich nur den frömmelnden Kleuker hervorhebe — viel Ungemach erleiden müssen. Ich sollte, und zwar nach dieser Schrift, ein

Erzieher seyn?). Aber eben um dieses schnöden Vorwurfs willen trat ich nur noch beherzter auf, wendete mich der Theologie vorzugsweise zu, unterwarf mich dem gesetzlichen Examen in Schleswig, wurde daselbst mit dem Ersten Character entlassen, und sah mir bald von der Vorsehung — welche gnädiger ist, als die Menschen — einen geistlichen Wirkungskreis eröffnet, der sich allmählig bis zu dem gegenwärtigen erweiterte. Ich habe denn auch immer bis auf diesen Tag dem ächten evangelischen Protestantismus gehuldigt, und bald ist das vierte Decennium abgelaufen, seitdem ich im Dienste der christlichen Wahrheit gelebt und segensreich gewirkt, aber auch über die Feinde des Lichts manchen herrlichen Sieg errungen habe. —

Wie weit Sie übrigens, Verehrtester, durch Ihre Schrift v. J. 1799 dem wissenschaftlichen Geiste der Zeit vorangeschritten sind, bezeugen auf eine ehrenvolle Weise die neuesten Schriften von Ammon, Bretschneider, Röhr, Winer u. s. w.; und die einzelnen von Ihnen jüngst erschienenen Schriften v. J. 1827 — 1832 bilden gleichsam den Schlußstein dessen, was für das reine und lautere Christenthum im neunzehnten Jahrhunderte wissenschaftlich gewonnen ist. Wir sind aber noch immer nicht fertig und, meines Erachtens, nicht eher am Ziele, als bis der historische und ideale Christus völlig geschieden und alles Geist, alles Licht und Wahrheit geworden.

Haben Sie schon das Leben Jesu von Strauß in Tübingen gelesen?

Caeterum vale meque, quod facis, amare perge.

Eutin, im Februar 1836.

Dr. Kochen.

---

*) Den bösen Geist dieser Schrift wollte man auch in meinen gerade derzeitigen Vorlesungen gewittert haben, weshalb ich mich veranlaßt sah, diese (unter dem Titel: Reden über die Bestimmung des Gelehrten, Hamburg bei Bachmann und Gundermann 1801) öffentlich heraus zu geben.

Etwas über Muſik
in
pädagogiſcher Hinſicht.

I.

Verſuch einer Beantwortung der Frage: Sollte nicht die Tonkunſt mehr als gewöhnlich zu geſchehen pflegt, auch in pädagogiſcher Hinſicht benutzt werden?

„Artes emolliunt mores nec sinunt esse feros.“ Wem iſt nicht dieſer Dichterſpruch bekannt? Und was hier der Dichter von den Künſten und Wiſſenſchaften im Allgemeinen ausſagt, das möchte wohl ganz vorzüglich von der Tonkunſt insbeſondere gelten. Es iſt daher ſehr zu verwundern und zu bedauern zugleich, daß man den hohen Werth und die große Bedeutſamkeit dieſer Königin unter den Künſten nicht ſchon längſt*) mehr beachtet, ich meine, daß man ſie von jeher und im Allgemeinen mehr als einen Gegenſtand betrachtet und benutzt hat, niederes menſchliches Vergnügen hervorzubringen und zu nähren, und ſich nach vollbrachter Arbeit zu erholen, und um ſich damit in freien Stunden zu beluſtigen, oder richtiger, um auch ſie als einen Beitrag zur Schwelgerei und Ueppigkeit zu mißbrauchen, als um ſie als Bildungs- und Veredlungsmittel der vernünftigen Menſchennatur zu benutzen. Zwar iſt es nicht zu leugnen, man hat auch hierin Verſuche gemacht, doch noch nicht ſo allgemein und auf eine ſo zweckmäßige Weiſe, als es der wahre Menſchenfreund

*) So hielten ſchon die alten Griechen die Muſik für ein ſehr wirkſames Beförderungsmittel der Tugend und Sittlichkeit, und eben darum war ſie ihnen der vorzüglichere Theil der muſikaliſchen Erziehung, welche im Allgemeinen Alles umfaßte, was zur Bildung des Geiſtes erforderlich ſchien. Der andere Theil der Erziehung bei den alten Hellenen umfaßte unter dem Namen der Gymnaſtik Alles, was zur Bildung des Leibes diente. Siehe Zeitung für die elegante Welt — von Müller. 1830. Januar-Heft. S. 6.

Musik auf das menschliche Gemüth eingeräumt werden müsse. Wie ergreift sie, wie rührt sie, wie hebt sie, wie erfreulicht sie, wie begeistert sie, wie mildert sie, wie besänftigt sie! Schon der Rohe und Ungebildete lauschet ihr; das Kind horcht auf ihre Zaubertöne. Jetzt befindet sich der zarte Säugling in irgend einem unbehaglichen Zustande, da erhebt sich die Mutter oder irgend eine andere Pflegerin und Wärterin, und lässet ein Liedlein hören, und unwillkührlich verstummt der Klageton, und nicht selten fällt das nur erst lallende Kind in des Sanges Weise mit ein. Und vollends der Gebildete und Gefühlvolle, lassen wir sie Zeugen sein einer seelenvollen Musik, wie werden sie dadurch bis zu Thränen gerührt! wie groß ist ihr Entzücken, sie schwimmen in einem Meere von Wonne. Wie sehr wird die öffentliche Andacht geweckt und gehoben, wenn die Versammlung der Heiligen ein Lied beginnt zur Verherrlichung des Höchsten, oder einen Gesang anstimmt, welcher Tugend und Frömmigkeit athmet, oder welcher fromme Wünsche und Bitten enthält, wenn diese Lieder und Gesänge begleitet werden von der Orgel Ton, und weilen von Anfang bis zu Ende der Grundton herrschend ist: Gott ist mein Lied! Und wer weiß nicht, wie auch die Tonkunst zur Zeit der grausen Menschenschlacht so mächtig eingreift, und zum hohen Muth und zur Tapferkeit begeistert. Merkwürdig ist hierüber ein namhaftes Beispiel aus der alten Geschichte. Alexander ließ einst den Flötenspieler Timotheus vor sich kommen. Dieser spielte ganz zur innigsten Zufriedenheit seines hohen Zuhörers, und zwar non molibus et remissis modis, sed ita acribus et incitatis; ut statim Alexander ad arma rapienda exsilierit. Ja, fast unglaublich, so wundervoll und göttlich kann die Tonkunst wirken, das Schwerste, das Ungeheuere kann sie hervorbringen: sie kann, wie die allmächtige physische Liebe, die Natur und das Temperament, wenn auch nur auf kurze Zeit umwandeln. Wie sie in der Schlacht Mannesmuth und

Mannesmuth weckt, und den Arm ſtählt, und das Schlachtſchwert unüberwindlich macht, alſo kann ſie auch im Gegentheil den Menſchen umſchaffen, und dem Leidenſchaftlichen und dem rohen Barbaren den ſchon aufgehobenen blinkenden Dolch oder das blitzende Racheſchwert entwinden, und ſtatt des Haſſes, Grimms, und der Rachſucht, Liebe, Menſchlichkeit und Sanftmuth in die Bruſt hauchen. Schrieb doch das Alterthum der Tonkunſt eine begeiſternde Kraft zu, und glaubte durch ihre Vermittelung des Einfluſſes göttlicher Eingebungen empfänglicher zu werden. Man gedenke nur der Stelle 2 Kön. 3, 15., wo von Eliſa bemerkt wird: „Und da der Spielmann auf der Saiten ſpielte, kam der Geiſt des Herrn über ihn.“ Was wäre aus Saul geworden, den ſo oft der böſe Geiſt der Melancholie plagte, ohne Davids Saitenſpiel? Der Harfe Töne mußten ihn bald auf längere, bald auf kürzere Zeit zu bannen. Doch, was noch mehr iſt: Die Abgeordneten, die Saul ausgeſandt hatte, um ſich Davids zu bemächtigen, damit er ſodann gemordet würde, mußten bald von ihrem Vorhaben abſtehen, gefeſſelt durch den mächtigen Zauber des Geſangs, den ſie vernahmen, als der Propheten Chor Hymnen anſtimmte; ja ſie mußten, ſo gut ſie es vermochten, ſelbſt mit einſtimmen. Ja, was noch mehr iſt, und faſt unglaublich, und was ungemein überraſcht: als nun Saul ſelbſt an den Prophetenort kam, und das Lied im höhern Chore vernahm; da ergriff es ihn mächtig, und auch er bezahlte der göttlichen Kunſt den ſchuldigen Tribut. Und ſo war denn ſelbſt ein Saul unter den Propheten. 1 Sam. 19, 19—24. Und erinnern uns nicht ſchon die bloßen Namen Linus, Orpheus und Amphion an die Macht der Töne? Und wenn, nach einer poëtiſchen Lizenz, Bäume und Thiere durch deren göttliches Spiel bezaubert und gebannt wurden: bleibt uns denn, nachdem wir das Dichtergewand abgeſtreift haben, nicht ſo viel mit Gewißheit anzunehmen übrig, daß ſelbſt rohe Naturſöhne davon ergriffen

wurden? Und schon das hohe Alter der Musik beweiset es uns, daß sie für den Menschen etwas überaus Natürliches und Unentbehrliches, als Bedeutsames und Erweckliches ist. Schon Jubal erfand ja nach dem Mosaischen Berichte 1 Mos. 4, 21. die Geigen und Pfeifen. Mögen wir uns nun unter diesen Pfeifen die Flöte von Rohr, oder die Schalmei, oder eine Art von Zither und unter jenen Geigen Triangel, oder Kastagnetten, oder ein dreieckiges harfenähnliches Saiteninstrument denken: immer ist und bleibt dieser Mosaische Bericht nicht nur für den Liebhaber des Alterthümlichen, sondern für den denkenden Menschenfreund überhaupt merkwürdig.

So wurden denn schon so früh musikalische Instrumente erfunden, ein wahrhaft göttliches Geschenk, wodurch Menschen einander näher gebracht und erst recht mit zu Menschen gemacht werden sollten, mochte man sich im Alterthume dieser Instrumente bedienen bei den religiösen Zusammenkünften, wie bei den Israeliten auf Davids Anordnung; oder bei dem Tempeldienste andrer alter Völker; oder, wie bei den Römern, bei Schwelgereien; oder wie bei den Griechen, wo nach Tische eine Leier herumgegeben wurde, worauf ein Jeder sich hören lassen mußte, wer es nur vermochte; oder bei diesem oder jenem Volke bei verschiedenen Veranlassungen und Gelegenheiten. Sprechen doch die Alten selbst von einem Weltchorale, Weltkonzerte oder der Sphärenmusik. Gewiß, ein herrlicher Gedanke, da unstreitig Alles in dem ganzen Weltalle nach einem abgemessenen Rhythmus und Takt des höchsten Baumeisters zusammenstimmt und in ewige Harmonien verschmilzt, wie es denn auch, wenn auch eine menschlich gedachte, doch gar keineswegs verwerfliche Darstellung ist, wenn, wie Alterthumsforscher uns berichten, die Indus die Gottheit als in der Mitte des Universums thronend und auf einer [illegible] spielend abbilden, wonach Alles im hohen Rhythmus herumkreiset. Diese Harmonie und Einstimmigkeit im

ganzen Leben hervorzubringen war Pythagoras bemühet, denn schon am frühen Morgen stimmten und erheiterten Musik- und Gesang die Seele der Pythagoräer, um sie zu den ernsten Geschäften des Tages vorzubereiten.

Aus diesem Wenigen geht, wie mich dünkt, schon im Allgemeinen zur Genüge hervor, daß die Tonkunst eine große Macht und Herrschaft über die Menschen behaupte, und wenn das ist, sollte sie denn nicht absichtlich dazu benutzt werden, den Menschen erziehen zu helfen? Man hat gestritten, ob bei der Menschenerziehung mehr von außen hinein, oder von innen heraus, gewirkt werden solle? Unstreitig muß Beides Statt finden. Und dieses findet wohl besonders bei Anwendung der Musik auf die Erziehung Statt; denn der Mensch, der, wie man zu sagen pflegt, von Natur nicht verwahrloset ist, hat auch wohl eine gewisse Empfänglichkeit für die Musik, und zwar aus dem schon oben angeführten Grunde, weil ich annehme, daß sie dem Menschen etwas Natürliches ist; und wenn das Wort: Nemo adeo ferox est, ut non mitescere possit, wahr ist, so dürfte auch nicht leicht Jemand gefunden werden, für den die Tonkunst etwas völlig Unzugängliches wäre. Und wenn das ist, so ist es wohl keinem Zweifel unterworfen: die Tonkunst, wenn sie einen so großen Einfluß auf den Menschen hat, sollte auch in pädagogischer Hinsicht mehr, als gewöhnlich geschieht, benutzt werden, und zwar:

Um Ordnungsliebe, ökonomische Eintheilung und Benutzung der Zeit, gefällige Harmonie und Charakter hervorzubringen; um den Sturm wilder Leidenschaften zu dämpfen; um Frohsinn zu wecken; zur echten Tugend und Frömmigkeit und zur wahren Gottes- und Menschenliebe hinleiten zu helfen.

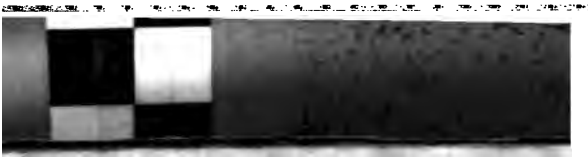
Um Ordnungsliebe hervorzubringen.

Wie viel ist doch gewonnen bei Alt und Jung, wenn überall Ordnung gehalten wird in Ansehung der Zeit und des Orts, wenn Jeder das jetzt thut, was ge-

rade jetzt Noth ist; wenn nichts verschoben wird, was jetzt geschehen muß; wenn jedem Dinge seine Stelle angewiesen wird, die ihm gebührt; wenn überall Zusammenhang herrscht, und der Verstand verwaltet, und wenn man Zeuge wird von solchem Wesen und Treiben, der Gedanke sich uns aufdringt: Ja, so ists recht! anders kanns und darfs nicht seyn! Wie könnte auch ein Quodlibet jemals schön genannt werden, und ein chaotischer Zustand gefallen. Und welche andre Kunst macht es sich so recht zum eigentlichen Geschäfte, dem Geiste etwas Regelrechtes, Wohl- und Strenggeordnetes vorzuführen, als die Tonkunst? welche andre Kunst ruft dem innern Geistesohre so dringend und vernehmlich zu: Est modus in rebus, sunt certi denique fines?

Aber auch ökonomische Eintheilung und Benutzung der Zeit.

Gibt es doch kein edleres Gut, als die Zeit, denn sie ist ja die Bedingung, unter welcher erst der vernünftige Mensch wirken und sich Geltung verschaffen kann. Aber wie oft wird sie verspielt, verträumt, verschlummert und verschlafen, vergeudet und verschleudert, gemißbraucht und entweihet, oder in geschäftigem Müssiggange vertändelt und getödtet, oder auch wohl im Gegentheil vergeizt. Wohl fehlt es nicht an Warnern und Erinnerern, und die kräftigste Erinnererin und Warnerin ist die Zeit selbst mit ihrer Pfeilschnelle und Flüchtigkeit. Doch nicht minder achtungswerth tritt eine neue Lehrmeisterin auf in der Tonkunst, welche ihren Zöglingen sanft, und doch kräftig und nachdrücklich zuruft: Benutze die Zeit! Mag diese Kunst nun einstimmig oder vielstimmig, zwei- oder mehrhändig spielen: sie weiß von Trägheit nichts, von Ruhepunkten nur wenig, und nur von Ruhepunkten, um dem Ganzen mehr Eingang zu verschaffen, und Ton und Leben zu geben, und Zeit zur nöthigen Ruhe und zur Erholung und zur neuen Kraftsammlung zu gewähren. Mag ihre Melodie regelmäßig daherschweben, oder in einem freiern, fröhli-



chern Gewande dahin hüpfen: sie zieht mit zauberischer Kraft mit sich fort, und hasset den leeren Raum. Sie ist geflügelt, wie die Zeit selbst, und unermüdet haushälterisch treibt sie zur unermüdeten Wirksamkeit.

Gefällige Harmonie.

Das Leben ist kein Spiel, es hat vielmehr eine hohe, ernste Bedeutung. „Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise? So Christus. Und dennoch sollte es uns eben durch das Christenthum, ich meine dadurch, wenn wir die rechte Weihe des Christen empfangen haben, zu einem lieblich ernsten Spiel werden. Ich meine, es sollte uns sanft dahinfließen, der Geist sollte seine Fittige fröhlich heben, und seine Schwingungen mit einer gewissen Leichtigkeit verrichten; es sollte überall in die geistigen Funkzionen immer mehr Ebenmaaß, Einheit, Einklang, Symmetrie einkehren; unsre Sprache sollte immer sanfter, lieblicher, angenehmer, einnehmender werden; wir sollten es suchen dahin zu bringen, daß nicht immer solche schroffe Uebergänge Statt finden, sondern gefällig und leicht sollten wir uns von einem Gegenstande zum andern bewegen lernen; die Mißtöne sollten nicht so grell in unserm Menschenleben hervortreten, oder wohl gar lange nachhallen, sondern überall sollten wir bemühet seyn um sanfte Uebergänge und Verschmelzungen, und sanft und lieblich sollte der Mißlaut sich auflösen in Wohllaut. Dahin sollten wir es zu bringen suchen, daß unser ganzes so wunderbar zusammengesetztes Wesen wenigstens im Innern sich freier und ungebundener bewegte; des Geistes inneres Saitenspiel sollte immerfort ertönen; wir, als integrirende Theile des Universums, sollten immerwährend durch diese Harmonie im innersten Gemüthe einstimmen in den allgemeinen Weltchoral. Und was kann uns hiezu kräftiger anregen und behülflich seyn, was besser und kräftiger unsre Seele rein stimmen, was kann unserm ganzen Wesen mehr Gefälligkeit und auch unsrer Sprache mehr Annehmlichkeit verleihen, was kann uns mehr

Wohlgefallen an der Harmonie einbüßen, als die Tonkunst, deren erstes Fundamentalgesetz Harmonie ist? Denn wo ist mehr Zusammenklang und geistige Zusammenfügung des Einzelnen und des Ganzen anzutreffen, als bei der Musik, wo bietet sich Alles freundlicher und traulicher die Hand, wo schmiegt sich Alles inniger in einander, wo verschmilzt Alles tiefer und sanfter in einander?*)

Charakter (Bestimmtheit).

Wie bestimmt spricht sich doch die Tonkunst aus! Sie haßt das Unsichere, das Wankende und Schwankende, das Charakterlose; Alles hat seine Haltung, seinen Werth und Gehalt. Mögen wir an ein musikalisches Instrument denken, an welches wir wollen, an ein durch Menschenkunst geschaffenes, oder an die menschliche Stimme, das vollkommenste und doch einfachste unter allen: es kömmt überall auf Sicherheit und Festigkeit des Tones an. Mag nun die Tonkunst auftreten mit der Kraft des Donners, oder wie Sturm rasen, oder wie ein brausender Waldstrom daherrauschen, oder im Orgelton die Andacht weihen, oder im Posaunenhall zur ersten Auferstehung aufrufen, oder wie lauter Philomelen flöten, oder wie ein sanfter, milder, wohlthuender Regen herabträufeln, oder im Zephyrsäuseln zu uns kommen: ist sie ihrer Sache gewiß, und leistet sie, was sie leisten soll, so können wir sie nicht verkennen: ihr Spiel ist ausgezeichnet und hat Charakter. Welch ein Feld, das sich da eröffnet für den Erzieher! Denn wie viele Künstler gibt es unter den Erwachsenen, die, wie Petrus, alle mögliche Formen anzunehmen wissen, welche die unselige Kunst verstehen und üben, Allen auf alle Weise Alles zu werden, die, eben weil sie darauf

*) Im Grunde trägt schon Plato in seinen Büchern vom Staate denselben Gedanken vor. Er sagt: die Erziehung in der Musik ist deshalb die wesentlichste, weil Rythmus und Harmonie am Meisten in das Innere der Seele dringen, sie auf das Kräftigste bewegen und ihr eine anständige Haltung geben.

ausgehen, Alle zu gewinnen, sich selbst verlieren, die sich in alle Rollen einüben und darüber charakterlos werden, und den Haupt- und Grundton der Rechtlichkeit nicht kennen. Ach! und wie manchen Tonkünstler giebt es, der, je höher er als solcher steht, desto tiefer zum gemeinen Menschen herabsinkt, weil er die Kunst um der Kunst willen treibt, und als Zweck, und nicht, wie er sollte, als Mittel zu höhern Zwecken betrachtet! Die edle Tonkunst ists, welche, wenn sie in ihrer höhern Bedeutsamkeit erkannt wird, uns zuruft: Sey wahr und gut, stimme deine Seele rein, bestimme dich für das Rechte, und sprich dieses Rechte überall aus! sey menschengefällig, ohne menschengefallsüchtig zu seyn, mit einem Worte: Habe Wohlgefallen an der Tonkunst; in Ansehung ihrer sey immerhin nur Dilettant, aber im Leben als Mensch, als Christ bemühe dich, ein Virtuos zu seyn; bist du aber Virtuos in der Tonkunst, so laß darüber das, was eigentlich den Christen macht, nicht untergehen. Die Tonkunst ist's also, die Jung und Alt, besonders aber die noch bieg- und lenksame Kinder- und Jugendkraft, stimmen und bilden kann.

Den Sturm wilder Leidenschaften zu dämpfen.

Wenn Luther sagt: „Auch vertreibt die Musik den Teufel," so erklärt er sich selbst darüber näher, indem er hinzusetzt: „man vergißt dabei alles Zorns, Unkeuschheit, Hoffart und andrer Laster." Der Ausdruck, welcher sich in der h. Schrift findet: es sey der Geist Gottes, oder auch, der böse Geist, öfters über Saul gekommen, soll wohl nichts Andres bezeichnen, als Schwermuth, Melancholie. Schon von Natur und vermöge seines Temperaments mochte Saul zur Melancholie geneigt seyn; wahrscheinlich wurde aber dieselbe genährt durch den Gedanken, daß seine Familie früher oder später durch David vom Throne verdrängt werden möchte. Ehe aber die letztere Vorstellung bei ihm einheimisch und herrschend ward, mußte ihm David öfters

[illegible] Dies [illegible] Doch wo einmal dieses oder jenes Temperament [illegible] wiegend ist, da ist es so leicht nicht, sich von dem Eindruck und Ausflusse desselben los zu machen. Dies war der Fall bei Saul. Die Harfe brachte daher nur eine Palliativ-, aber keine Radikalkur hervor. Doch noch mehr. Die bei Sauls Abgeordneten künstlich aufgeregte Leidenschaft gegen David wich (eben weil sie nur künstlich hervorgebracht, und nicht natürlich war) bald dem Zauber der Propheten-Musik; aber eben diese Musik brachte bei Saul selbst eine solche Wirkung hervor, daß er auf eine Zeitlang Davids und seines Zorns vergaß, ja daß bei ihm der höchste Grad des Enthusiasmus eintrat, und daß er in eine wahre Ekstase gerieth, indem er nach Art der Bacchanten herumtanzte. Schon dieses Beispiel beweiset es uns, wie die Musik, wenn sie zweckmäßig, und nicht bloß Körper ist, sondern Seele und Leben haucht, eine ungemeine Kraft habe, die menschlichen Leidenschaften zu besänftigen *). Luther sagt: „Musika ist eine halbe Disziplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmüthiger, sittsamer und vernünftiger macht. Die Jugend soll man stets zu dieser Kunst gewöhnen, denn sie macht feine, geschickte Leute. — Musika ist der besten Künste eine, ist das beste Labsal einem betrübten Menschen, dadurch das Herz wieder zufrieden, erquickt und erfrischet wird. — Es ist von den Alten sehr bedacht und geordnet, daß sich die Leute üben, und etwas Ehrliches und Nützliches fürhaben, damit sie nicht in Schwelgen, Unzucht, Fressen, Saufen und Spielen gerathen. Darum

*) Cicero sagt: Ich stimme dem Plato bei, daß nichts einen solchen Einfluß auf empfängliche Gemüther ausübe, als die verschiedenen Gesangsweisen, deren Macht in der einen wie in der andern Hinsicht gar groß ist. Denn die Musik belebt die ruhigern Gemüther, und beruhigt die lebhaften; wenn sie den Einen aufregt, mäßigt sie die Lebhaftigkeit des Andern.

gefallen mir dieſe zwo Uebung *) und Kurzweil am Allerbeſten, nämlich die Muſika und Ritterſpiel mit Fechten, Ringen ꝛc., unter welchen das erſte die Sorge des Herzens und melancholiſche Gedanken vertreibt, das andere macht feine geſchickte Gliedmaaßen am Leibe, und erhält ihn bei Geſundheit, mit Springen ꝛc. Die endliche Urſach iſt auch, daß man nicht auf Zechen, Unzucht, Spielen und Toppeln gerathe, wie man jetzt leider! ſiehet an Höfen und in Städten, da iſt nicht mehr, denn: es gilt dir, ſauf aus! darnach ſpielet man um etliche 100 oder mehr Gulden. Alſo gehets, wenn man ſolche ehrbare Uebung und Ritterſpiel verachtet und nachläſſet.“ So Luther. Und gewiß, ſo iſts. Selbſt der rohe Naturſohn erkennt die Macht der Tonkunſt an, auch er huldigt ihr gern, und bringt ihr zu Liebe ſein Opfer. Wie oft mag ſchon der Sturm wilder Leidenſchaft ſich gelegt haben, wenn ſie eben den höchſten Gipfel erreicht hatte, und es eben zum Ausbruch derſelben kommen ſollte, ſey es, daß Zorn oder Rachſucht, oder Haß, oder verbotene phyſiſche Liebe ſich des Menſchen in einem hohen Grade bemeiſtert hatte, wie oft mag dann ein Lied der Sänger auf den Zweigen, oder ſelbſt ein rohes Naturkonzert ihn angeſprochen, erſchüttert, und eine heilſame Revolution in ſeinem ganzen Weſen hervorgebracht haben! Es wäre wohl auch in pſychologiſcher Hinſicht zu wünſchen, daß man mehrere Beiſpiele hievon geſammelt hätte, da es an ſolchen Beiſpielen durchaus nicht fehlen kann. Beſtätigt hat, und immer wieder aufs Neue muß ſich aber gewiß beſtätigen dieſe Bemerkung, ſey es, daß ein ſolcher Leidenſchaft-

*) Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß Luther hier auf die vorher erwähnte Gymnaſtik und Muſik zielt, wovon Plato am angef. Orte ſagt: Wer beide Künſte am Beſten zu miſchen und der Seele im rechten Maaße anzueignen verſtehe, werde mit größerem Rechte muſikaliſch genannt, als wer die Saiten eines muſikaliſchen Inſtruments in Uebereinſtimmung bringe; denn allein auf die Wirkung beider in Hervorbringung einer vollkommenen Harmonie, nicht bloß der Töne, ſondern des ganzen innern Weſens, ward dabei Rückſicht genommen.

[illegible] sich im hohen Dome der Natur befindet, ohne daß er absichtlich oder zufällig in ein geweihtes [illegible] eintrat. Was die Musik auch vermag, um auf menschliche Leidenschaften künstlich aufzuregen, z. B. den Zorn in der Schlacht, hohen Muth, kriegerisches Feuer und Tapferkeit, daran habe ich schon oben erinnert. Wohl sollte man aber mehr darauf sinnen, sie zur Erhaltung und Ordnung des menschlichen Lebens, als zur Zerstörung desselben aufzubieten.

Sie ist aber auch ferner tüchtig und geschickt, Frohsinn im Menschen hervorzubringen.

Frohsinn und Heiterkeit gehören unstreitig zu den wünschenswerthesten Gütern des vernünftigen Menschen, sie sind wohlthätige Genien, die uns Gott selbst zugesellte: ohne Frohsinn lebt der Mensch nur halb, ohne ihn ist seine Thätigkeit immer nur zweideutig und einseitig, und das Gelingen seiner Unternehmungen schwierig und zweifelhaft. Herrscht aber Frohsinn in uns und wahre Heiterkeit, welche in naher Berührung steht mit jenem Frieden Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft: o wie viel ist damit gewonnen! Und, wie erfröhlicht die Musik des Menschen Herz, wie erweitert sich und schließt sich auf sein Inneres, wie schlagen kräftiger und fast hörbar seine Pulse; das oft nur zu prosaische Leben gewinnt eine poëtische Gestalt; die Härten und Unebenheiten des Lebens gleichen sich aus; die Räthsel schwinden, das Schroffe ebnet sich, und sanfter und lieblicher wandelt sichs auf dem Lebenspfade, und ein Herz und eine Seele rufen die echten Zöglinge der Musik, die nämlich, die sie von Herzen liebgewonnen haben, und gern an ihrer Hand wandeln, mit dem unsterblichen Dichter: „Brüder, überm Sternenzelte muß ein guter Vater wohnen!"

Und, führt die Musik zur echten Freude, so führt sie auch eben damit zur echten Tugend und Frömmigkeit, und zur wahren Gottes- und Menschenliebe.

Für mich ist immer der Aufruf eines Apostels: Freuet euch in dem Herrn, und abermal sage ich, freuet euch! anziehend und höchst merkwürdig gewesen. Gott will also — habe ich dann immer bei diesen Worten gedacht, — Gott will nur frohe Verehrer haben, Verehrer, mit einem Kindesherzen*). Froh ist das Kind, wenn es treulich sein kleines Tagewerk vollbracht hat, und froh kann der erwachsene Mensch auch nur dann seyn, wenn er treulich thut den Willen deß, der ihn in die Welt gesandt hat, und wenn er vollendet sein Werk. Christenfröhlichkeit und Christentugend, Christenfrohsinn und Christenliebe zu Gott und zu den Brüdern können daher nicht anders als einander gegenseitig bedingen: „Tugend und Freude sind ewig verwandt, es knüpfet sie beide ein himmlisches Band." Eins ist mit dem andern so genau verbunden, daß es nicht ohne dasselbe bestehen kann. Und sind nicht auch gute Menschen heiter, und fröhliche Menschen gut? Und stimmt denn die Musik das Herz zur Freude und damit zur Tugend und Frömmigkeit und zur wahren Gottes- und Menschenliebe, so sollte sie billig mehr, als gewöhnlich zu geschehen pflegt, in pädagogischer Hinsicht benutzt werden. Es wäre daher wohl der Mühe werth, darauf zu sinnen: wie dieses am besten geschehen könnte?

II.

Wie könnte und sollte wohl die Tonkunst in pädagogischer Hinsicht benutzt werden?

Wir sind nicht allein Christen, sondern wir sind auch noch dazu christliche Väter und Prediger. Das Erziehungswesen, und was dahin einschlägt, kann und darf uns daher nicht gleichgültig seyn, sondern muß uns recht am Herzen liegen. Gewiß haben wir daher wohl schon öfters und anhaltend und mit Liebe darüber nach-

*) Vergl. Matth. 6, 16—18.

gedacht, wie unsern Lieben und [illegible] Mit-
erziehung und Aufsicht anvertrauet sind, eine [illegible]
bessere und zweckmäßigere Erziehung gewidmet werden
könne. So wie wir aber gewiß mit einander darin
einverstanden sind, daß die Erziehung etwas in seiner
Art Vollendetes und Allseitiges bezwecken, und den ganzen
Menschen in Anspruch nehmen müsse; so wird gewiß
auch eben so wenig irgend Einer von uns daran zweifeln,
daß auch die Tonkunst, weil sie ein sehr wirksames
Mittel ist, den Geist und das Herz zu bilden, und den
ganzen Menschen zu veredeln, mehr als gewöhnlich zu
geschehen pflegt, in pädagogischer Hinsicht zu benutzen
sey. Von dieser Wahrheit durchdrungen stand ich daher
nicht an, im Vorhergehenden meine Gedanken über diesen
aller Beachtung werthen Gegenstand mitzutheilen,
und einer freundlich-brüderlichen Prüfung zu unterwerfen.
Wie könnte ich mich aber von solchem Gegenstande
trennen, ohne noch einmal auf denselben zurückzukommen,
und wenigstens noch einige Worte darüber zu
sagen. Ich thue dies jetzt, indem ich die Frage aufwerfe,
und kürzlich zu beantworten suche: wie die Tonkunst
in pädagogischer Hinsicht wohl am Besten benutzt
werden könnte und sollte?

Man spricht wohl mit Recht von einer physischen,
intellektuellen, moralischen und ästhetischen Erziehung
des Menschen, oder mit andern Worten: Wenn der
Mensch zu einem gesunden, verständigen, sittlich guten
und das Schöne mit Liebe umfassenden Wesen ausgebildet
worden ist, so hat der Erzieher seine eben nicht
leichte Aufgabe gelöset, dessen Ziel und Zweck demnach
in nichts Anderm bestehen kann, als in möglichst harmonischer
Vervollkommnung des Menschen. Einseitig
darf daher das Erziehungsgeschäft gar keineswegs betrieben
werden, keine Anlage und Fähigkeit, keine Kraft
des zu erziehenden Menschen darf vor Allen, und eben
daher auch auf Unkosten der andern, hervorgehoben,
gepflegt und geübt werden, sondern wie schon die Natur

lehrt: überall muß eine gewiſſe Harmonie beabſichtigt und gefördert werden. Denn findet in der ganzen Schöpfung Harmonie Statt, ſo muß ſie auch in ihren einzelnen Theilen Statt finden, und dem Erzieher überall vorſchweben. Es würde zu weit führen, wenn hier ausführlich aus einander geſetzt werden ſollte, wie oft man gegen dieſe Regel, die an ſich ſo einleuchtend und natürlich iſt, daß man ſich verwundern muß, wie man ſie doch hat öfters überſehen können, verſtoßen und geſündigt hat. Oder hat es nicht Zeiten gegeben, wo man die Kinder nur zu Religioſen bilden zu müſſen glaubte, und wo der ganze Schul- und Privatunterricht faſt einzig und allein ſich auf Bibelleſen, Religionslehre, Auswendiglernen bibliſcher Stellen und von Liederverſen, und Singen und Beten beſchränkte? Hat es nicht wieder Zeiten gegeben, wo dieſes Religiöſe wieder ganz aus dem Unterrichte verbannt wurde, und wo man nur das Wiſſenſchaftliche trieb? und lehrt es uns nicht die Erfahrung, daß man oft bei Erziehung der Kinder aus den höhern Ständen, beſonders bei Erziehung der Fürſtenkinder, faſt nur das Phyſiſche und Aeſthetiſche im Auge hat? Was iſt nun zu thun? Man ſoll das Eine thun, und das Andre nicht laſſen, man ſoll das Eine üben, und darüber das Andre nicht verſäumen. Wie nach einer lieblichen Dichtung der Alten die neun Muſen mit einander innig und eng verſchwiſtert Hand in Hand den Reigen begannen, alſo ſoll, was den Menſchen veredeln, vervollkommnen und emporheben kann in den ſchönſten und innigſten Verein gebracht, angewendet und benutzt werden. Und an dieſe menſchenveredelnde Mittel ſoll ſich auch die Tonkunſt traulich anſchließen, um das große Ziel erringen zu helfen. Aber, wie ſich ſchon aus dem Geſagten von ſelbſt ergiebt, die Tonkunſt ſoll nicht etwa zu viel oder gar ausſchließlich getrieben werden, denn es kann und darf die Abſicht des Pädagogen als ſolchen nicht ſeyn, Virtuoſen in der Tonkunſt zu bilden, ſondern wenn auch

nur Dilettanten und Liebhaber darstellen, doch Menschen als Menschen. Dem Pädagogen soll die Tonkunst nur als Hülfsmittel dienen, seinen hohen Zweck als Menschenbildner desto leichter, sichrer und vollständiger zu erreichen. Wie soll er das aber anfangen? Mir scheint es hiebei auf folgende Punkte anzukommen:

1. Die musikalische Erziehung muß frühzeitig beginnen und stufenweise fortgeführt werden.
2. Der Unterricht fange allemal mit Gesang und Gebet an.
3. Der Unterricht in der Tonkunst sey ein eigner, besondrer Gegenstand der Schule.
4. Die Tonkunst sey ein Gegenstand auch der öffentlichen Schulprüfungen.
5. Die Tonkunst werde den Kindern zu einer Herzenssache gemacht.

1. Die musikalische Erziehung muß frühzeitig beginnen und stufenweise fortgeführt werden.

So wie mit der Erziehung des Menschen überhaupt nicht früh genug begonnen werden kann, so darf auch die musikalische Erziehung nicht zu spät anfangen. Schon dem Kinde in der Wiege, schon dem zarten Säuglinge singt ja die liebende Mutter oder die sorgsame Wärterin etwas vor, bald um den Kleinen zu beschwichtigen, bald um ihn in süßen Schlummer sanft einzulullen. Wer lehrt dies die mütterliche Pflegerin? Man möchte sagen: ein gewisser natürlicher Takt. Und so ists. Aber wenn man bedenkt, wie unzweckmäßig hierbei oft zu Werke gegangen wird, so darf man sich nicht wundern, wenn der heranwachsende Mensch oft wenig Sinn für Musik bezeigt, ja wie er oft gegen dieselbe völlig eingenommen erscheint, und seine Stimme aller Lehrbemühungen ungeachtet nichts Geschmeidiges, Biegsames, Liebliches und Melodisches annehmen will. Man hatte es aber in der frühesten Erziehung darin versehen:

Es wurde dem Kleinen nicht vorgeſungen, ſondern vorgeſchrieen, nicht der ſanfte Schwung und der lieblich einſchmeichelnde Wohllaut der Töne, ſondern ein widriges, gellendes Gekreiſch wurde vernommen. So darfs nicht ſeyn. Einfach und melodiſch ſey der Geſang, der ſich Eingang zum Verſtandes-Ohre und zum Herzen des Kindes zu verſchaffen ſuche, und dieſer Geſang werde mit Zartheit und Gefühl vorgetragen; er werde nicht immer wiederholt, ſondern es werde mit ſolchen kleinen, zarten und ſchwachen Anfängen abgewechſelt, wie ja auch der himmliſche Erzieher Blumen von mancherlei Geſtalt und von allerlei Farben und Schattirungen vorführt. Aber dieſer Unterricht, oder, wenn man lieber will, dieſe Erziehung und Bildung für und durch Muſik werde nun ſtufenweiſe fortgeführt. Den kürzern Canons müſſen kleine Arien folgen, dem Einfachen folge das weniger Einfache und das etwas mehr Zuſammengeſetzte. Doch muß hiebei eben ſo ſorgfältig auf die Melodie, als auf den Inhalt Rückſicht genommen werden. Hier muß ſich Alles noch, weil es für die erſte Kinderwelt beſtimmt iſt, auch im Takte und im Geiſte der erſten Kinderwelt bewegen. Geiſt und Herz müſſen beide harmoniſch beſchäftigt werden. Ueberall muß frohe Kindlichkeit herrſchen, ſo jedoch, daß dabei immer auch der Saame echter Frömmigkeit in das weiche und empfängliche Kinderherz eingeſtreuet werde. Zuerſt werde der Vater- und Mutterliebe, ſodann der Geſchwiſter- und Verwandten-Liebe ein heiliger Altar errichtet; an dieſem heiligen Feuer entzünde ſich die Liebe zu Gott, dem Allvater der Menſchen, und ſchlage auf zu einer lichten, hellen und feurigen Flamme. Vom Himmel ſteige ſie wieder hernieder zu den Kindern des Allvaters, und verbreite ſich ſo wohlthätig über die ganze Menſchenwelt und auch über die übrige thieriſche Schöpfung. Doch ſuche man bei Zeiten der Schwärmerei, Empfindelei und Empfindſamkeit zu wehren, damit nicht die Menſchheit ſchon in der Kindheit erkranke, erſieche und

sittlich verkrüppelt. Hier könnten kundige Meister der Tonkunst sich unsterbliche Verdienste um die Menschheit erwerben, wenn sie sich entschließen wollten, zweckmäßige Arien und Liedersammlungen zu veranstalten, die beides auf den Geist und auf das Herz der Kinderwelt weislich und liebevoll berechnet wären. Zwar giebt es solche Versuche, doch alle, welche mir bis jetzt zu Gesicht gekommen sind, genügen mir nicht. Wer wird uns hier eine gute, praktische Natur-Fibel für den ersten Musikunterricht zum Geschenk machen? denn daß zuerst auch hier die Natur Materialien liefern müsse, leidet wohl keinen Zweifel. Zuerst also Naturlieder, wobei bald und fleißig auf den großen, erhabenen und liebevollen Schöpfer der Natur hingewiesen werde, dann könnten Sitten- und Lebensregeln folgen.

2. Der Schulunterricht fange allemal mit Gesang und Gebet an.

Ich wünschte, daß in allen Schulen, sowohl in niedern, als in höhern Lehranstalten, in Volks-, Bürger- und Gelehrtenschulen, so wie in Privatinstituten, und auch selbst in den Häusern, wo ein Privatlehrer den Unterricht besorgt, der Unterricht mit Gesang und Gebet eröffnet werden möchte, und es ist wirklich zu beklagen, daß diese alte gute Sitte nur noch meist in Land- und Bürgerschulen anzutreffen ist. Wenigstens kenne ich manche Stadtschule, wo kein Gebet, kein Gesang dem Unterrichte vorangeht. Wie könnte man sich aber besser weihen, wie besser vorbereiten, wie empfänglicher machen für die Lehrgegenstände, wie sich besser mit dem erforderlichen Ernste, und doch auch zugleich mit dem erforderlichen Frohsinne, erfüllen, um in sich aufzunehmen die Wissenschaft, und sein Werk fertiger zu treiben? Und hier rede ich ja vornehmlich von christlichen Schulen. Und soll denn die christliche Jugend nicht frühzeitig hingewiesen werden auf Gott, frühzeitig unterrichtet in der Religion, und damit erweckt und ermuntert, ein Leben in Gott zu führen? Was ist denn aber der Gesang

und das Gebet anders, als eine Hinſtimmung zum Leben in Gott? Allerdings wird es aber darauf ankommen, daß nicht das erſte beſte Lied, oder die erſte beſte Arie geſungen werde, auch darf auch das Beſte nicht immer und allewege geſungen werden, damit es nicht mechaniſch geſchehe, ſondern es muß damit gehörig abgewechſelt werden. Auch darf gar keineswegs wild durch einander geſchrieen werden, denn ſo lieblich uns eine weidende Heerde in der Natur oder durch die Kunſt dargeſtellt, anſpricht, ſo ungern und mißfällig bemerken wir eine ſchreiende Schulheerde. Vielmehr muß die Lehrerklugheit mit Umſicht und Liebe, die Bedürfniſſe und Kräfte der ſingenden Schul- und Kinderwelt erſpähend und berechnend, jedesmal das Beſte, Paſſendſte und Schicklichſte wählen, die Kinder müſſen durch die begeiſterte, dem Gebete ähnliche, Stimmung des Lehrers ſelbſt begeiſtert, gerührt und ergriffen werden, ſich mit ihm emporzuſchwingen auf den Fittigen der Andacht und der Liebe zum Allvater. So muß die Schule ſich erheben zum Gottes- und Bethauſe, und die ſingende Kinderwelt zu einer chriſtlichen Gemeine, und der Lehrer zu einem Propheten des Höchſten, von dem es heißt: er weidet ſie mit aller Treue und regieret ſie mit allem Fleiß. Glückliche Jugend, die ſo geleitet wird, daß ſie nicht bloß mechaniſch und gedankenlos lippendienert, und gewohnheits- und handwerksmäßig ihren Geſang in der Schule anſtimmt; ſondern die ſo dem Herrn ſingt und ſpielt mit Herz und Mund, die ſo beſtätigt, daß ſich auch aus ihrem Munde der Herr Lob zugerichtet hat, die ſo ihr ſchuldiges Lob- und Dankopfer darbringt dem unveränderlichen Freudengeber, dem freundlichen Schutzgeiſte, dem treueſten Führer, dem liebevollſten Vater, und die dadurch ſich weihet zum Gebet und durch Gebet zur Arbeit, und durch Arbeit zur Gottſeligkeit.

3. Soll die Tonkunſt in pädagogiſcher Hinſicht gehörig benutzt werden, ſo wird aber auch der Un-

terricht in der Tonkunst ein ergiebiger, lehrreicher Gegenstand der Schule seyn müsse.

Darum sagt auch Luther, „daß man [illegible] Noth wegen in den Schulen behalten müsse.“ Wenn aber hier von der Tonkunst als von einem nothwendigen Gegenstande der Schule die Rede ist, so kann hier nicht die Tonkunst überhaupt gemeint seyn, sondern es ist hierunter nur zunächst der Gesangunterricht zu verstehen. Denn die Musik kann und darf nur in Nebenstunden gelehrt werden, ausgenommen in eigentlichen Seminarien, wo sie allerdings in den ganzen Lehrcyklus verwebt werden muß. Hiebei wird es aber eben so sehr auf Materie, als auf Form ankommen, denn so wie, wie schon vorher bemerkt wurde, bei dem Gesange und Gebete, womit jedesmal aller Unterricht beginnen sollte, dahin zu sehen ist, daß nur immer das Bessere, und zwar abwechselnd, gesungen werde; so ist es nothwendig, daß auch bei der eigentlichen Unterweisung im Gesange, solche Singstücke gewählt werden, deren Inhalt unklädelhaft ist, die nichts Tändelndes, Unwahres, der Vernunft, Erfahrung und dem Christenthum Widerstreitendes, nichts Schwülstiges und Schwärmerisches, nichts Unheiliges, Unsittliches und Gemeines enthalten. Denn bleibend sind ja die Eindrücke, welche auf das Wachsherz der Kinder gemacht werden, tiefer aber prägt sich ein, was singend beigebracht wird. Doch es fehlt ja jetzt nicht an guten Lieder- und Ariensammlungen für die Schuljugend. Irre ich aber nicht, so behauptet immer das eigentlich sogenannte Lied den Vorzug und Preis vor allen andern. Eben so wenig darf aber auch der Text zweckwidrig bearbeitet seyn. Es giebt eine weichliche, allzuzärtliche, allzuergreifende Musik; es gibt eine Musik, die man eine üppige, schwelgerische, wollüstige nennen könnte; es giebt eine Musik, die recht zum Gähnen und Einschläfern geeignet ist wegen des Monotonischen, Charakterlosen und Schleppenden, das sie enthält. Von solcher und ähnlicher Art und Beschaffenheit [illegible]

am Wenigſten die Muſik ſeyn, die in den Singſtunden in der Schule gelehrt wird. Soll ſie wirklich in pädagogiſcher Hinſicht etwas leiſten, und den beabſichtigten Nutzen ſtiften, ſo muß ſie wahr, naturgemäß, kräftig und ergreifend, und doch einfach ſeyn, ſie muß eine jugendliche Friſche und etwas Salbungsvolles haben; und man wird bei der Singkunſt ſelbſt die Rhythmik, die Melodik und die Dynamik gehörig von einander ſondern, und einer jeden ihr Recht wiederfahren laſſen, und nachdem man jede dieſer Disziplinen erſt von einander geſondert und eingeübt hat, ſie mit einander verbinden, um dieſelben im ſchönſten Bunde mit einander den lieblichſten Kranz erringen zu laſſen.

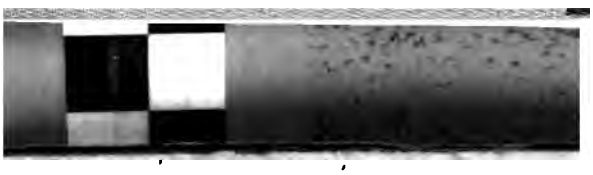
4. Die Tonkunſt ſey ein Gegenſtand auch der öffentlichen Schulprüfungen.

Daß man hin und wieder angefangen hat, auch bei öffentlichen Prüfungen die Schüler Beweiſe davon ablegen zu laſſen, wie weit ſie es im Singen gebracht haben, iſt löblich, und verdient immer mehr nachgeahmt zu werden. Denn wenn überhaupt zu gewiſſen Zeiten Prüfungen angeſtellt werden ſollten, nicht ſowohl, um weder von Seiten der Lehrenden noch der Lernenden zu glänzen, und durch und hinter einem Glanznebel die Zuhörer zu täuſchen, ſondern nur um zu beweiſen, daß man treulich ſeine Pflicht erfüllt und die edle Zeit wohl angewendet habe, und wenn erforderlichen Falls Rechnung abgelegt werden muß über alle Zweige des Schul-Haushaltes: warum denn nicht auch über die im Singen gemachten Fortſchritte? Und welch ein ſüßer Lohn für Lehrer und Schüler, wenn alle Zuhörer ſorgfältig den Tönen ſchweigen, und dem herz- und ſeelenvollen Geſange lauſchen, wenn unverkennbare Theilnahme und hohe Rührung, die faſt der Andacht gleicht, ſich Aller bemächtigt, und wenn Zähren den Hörern entquillen! Herrlicher Triumph der Tonkunſt, wenn die Kunſt ſich in die Natur verſchmilzt, und wenn nicht der Verſtand ſingt, ſondern die Herzensſaiten ertönen! Wenn übri-

gens hier die Frage entsteht: Sollten alle Schulklassen bei einer Schulprüfung einen Beweis von ihrer Fertigkeit ablegen, die sie im Singen erlangt haben: woher nähme man denn zu solcher Prüfung die Zeit? so läßt sich darauf antworten: Es wäre zweckmäßig, wenn sämmtliche Schulklassen sich zu gewissen Zeiten mit einander zur Einübung vollständiger Singstücke vereinigten, und wenn gerade bei den öffentlichen Prüfungen solche Stücke vorgetragen würden. Vielleicht ließe sich dadurch noch ein nicht zu übersehender Uebelstand immer mehr und mehr beseitigen, der dem, welcher die Schulen kennt, nicht entgehen wird. Es findet nämlich gewöhnlich bei den Schülern, welche die obern Klassen einer Schulanstalt besuchen, ein übertriebener point d'honneur Statt. Die Schüler der untern Klassen sind in ihren Augen nur kleine Leute, auf welche sie mit einer Art von vornehmen Mitleid hinabblicken. Würden nun von Zeit zu Zeit solche Singübungen gemeinschaftlich angestellt, wo man es fühlte, daß man einander bedürfe: könnte nicht vielleicht dadurch eine gefälligere, freundlichere und liebevollere gegenseitige Annäherung bewirkt, und ein schönes Band geknüpft werden, an welchem es nur zu häufig fehlt?

5. Und so werde denn die Tonkunst den Kindern zu einer Herzenssache gemacht.

Man sollte wohl billig darauf ausgehen, alle Lehrgegenstände, die man in Schulen zu treiben, für gut, nütz und nothwendig findet, den Lernenden recht wichtig zu machen, und sie ihnen ans Herz zu legen. Versteht der Lehrer diese große Kunst, so treiben die Schüler jede Wissenschaft mit Liebe und mit Eifer, und was damit zusammenhängt, mit glücklichem Erfolge. Und so sollte denn auch die Tonkunst, und namentlich der Gesang, auf solche Weise den Kindern zu einer Herzenssache gemacht werden. Und wie ließe sich das wohl besser bewerkstelligen, wie dürfte dies besser gelingen, als wenn der Lehrer öfters Gelegenheit nimmt, von dem



hohen Werthe und von dem Nutzen der Ton-, und namentlich der Singkunst, zu sprechen, und wie sie nicht als Zweck, sondern als Mittel zu betrachten sey und als Vehikel zur Veredlung der höheren Menschennatur; wenn er darauf aufmerksam macht, wie sich die Erfindung der Musik bis in die graueste Vorzeit verliere, und wie die Menschen schon so früh das Bedürfniß gefühlt hätten, ihre Empfindungen und Vorstellungen, ihre Gedanken und Wünsche singend auszudrücken, kurz, wenn er mit Liebe, Rührung und hoher Begeisterung von der Macht der Töne spricht, welcher selbst Wilde nicht widerstehen können, sondern willig ihr Ohr leihen, ja die selbst auf manche Thiere einen auffallenden Eindruck macht, und wenn er dabei nicht unbemerkt läßt, wie zum Gesange Jeder nur seiner selbst bedarf, indem ja der gütige Schöpfer fast Jedem das Organ zur Ausübung dieser Kunst gegeben hat. So suche der Lehrer die Zöglinge zu gewinnen für Musik und Gesang, und ist denn so der Zögling vorbereitet und empfänglich und willig gemacht, den Saamen aufzunehmen, der auch hier für Verstand und Herz ausgestreuet wird, so wird er gewiß daran immer mehr Wohlgefallen finden, und selbst gern und willig alle Gelegenheiten und Mittel benutzen, die ihn darin stärken, weiter führen und vollbereiten, er wird gern ein Naturkonzert hören, gern Antheil nehmen an den Konzerten, welche Menschenkunst schafft, gern selbst Musik treiben, gern auch in dieser Hinsicht der öffentlichen Gottesverehrung beiwohnen, gern des Morgens und des Abends beim Erwachen und Entschlummern für sich allein, oder im Kreise der Familie, oder im Kreise andrer Lieben und Jugendgenossen, ein Lied anstimmen, oder eine gute Arie. Dies wären die Gedanken, die ich mittheilen wollte über die Art und Weise, wie man etwa die Tonkunst in pädagogischer Hinsicht benutzen sollte.

Herklotsch.

III.

Miscellen.

Zur praktischen Schrifterklärung.

Luc. II. 33 — 35.

Das ewige Licht geht da herein,
Giebt der Welt einen neuen Schein.
Es leuchtet wohl mitten in der Nacht
Und uns des Lichtes Kinder macht.

So singen wir mit Dr. M. Luther, wenn wir der wunder- und gnaden-vollen Geburt Jesu Christi gedenken. Christus ist, wie Johannes sagt, das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen. Es war in der Welt, und die Welt ist durch dasselbige gemacht; aber ach, die Welt kannte es nicht. Er kam in Sein Eigenthum; aber die Seinen nahmen Ihn nicht auf. Sie liebten die Finsterniß mehr, als das Licht; denn ihre Werke waren böse. Nur Wenige begrüßten den Aufgang des freudenreichen Lichtes. Die Meisten schliefen und träumten, gefangen in weltlichen Lüsten. Nur Wenige wachten und beteten, bewegten in ihren Herzen die Weissagungen der Propheten und warteten auf den Heiland der Welt.

Unter diesen Wenigen wird uns in der H. Schrift der alte, ernste Priester Zacharias genannt, der sich über

seinen spätgebornen Sohn Johannes am meisten deshalb freute, weil dieser als ein Prophet des Höchsten vor dem Messias hergehen und Ihm den Weg bereiten sollte. Seine betagte Gattin Elisabeth preißt und ehrt neidlos ihre ärmere und jüngere Freundin als die gesegnete Mutter ihres Heilands. Joseph, der von Gott zum Pfleger des Kindes bestimmte, gerechte Mann, ist bereit, dem neugebornen Kinde und seiner Verlobten zu Liebe Alles zu thun und zu dulden.

Ueberhaupt kommt es mir vor, als ob unser Weihnachtsfest uns auch dadurch ein erfreuliches würde, weil wir durch die Festevangelien nicht blos gleichsam in die Gesellschaft der heiligen Engel eingeführt werden, sondern auch auf der Erde nur edlen und wohlmeinenden Menschen begegnen, die einen Abglanz des himmlischen Lichtes an sich tragen. Fromme Hirten werden gewürdigt, die Freudenbotschaft und den Lobgesang der Engel zu hören und das Jesuskindlein in der Krippe zu sehen. Sie beteten den an, der als ein guter Hirte sie weiden wollte auf grünen Auen und sie zum frischen Wasser leiten, auf rechter Strasse sie führen wollte zur Stätte des ewigen Friedens. In jenem Stalle ward die Sehnsucht ihres Herzens gestillt, ihr Glaube wurde zum Schauen; zugleich aber mußten sie selbst durch ihre Nachricht von der Erscheinung der Engel dazu helfen, daß Maria und Joseph in ihrem Glauben gestärkt und getröstet wurden.

Eine neue Glaubensstärkung war ihnen später das Zusammentreffen mit Simeon und Hanna im Tempel zu Jerusalem.

Man hat, und gewiß nicht mit Unrecht, oft gesagt, daß schon der Anblick einer Kirche zur Andacht einlade; man hat die Glocken Prediger und Herolde der göttlichen Herrlichkeit genannt, und die hochragenden Thürme mit ausgereckten Fingern verglichen, welche gen Himmel weisen. Aber sehen wir diese beiden Greise, Simeon und Hanna, an: — sie sind lebendige Tempel

Gottes; ihre grauen Häupter weisen noch ernster und eindringlicher, als jeglicher Thurm, gen Himmel [illegible] diese gebleichten Haare rufen dem jüngern Geschlechte zu: O ihr Menschen, die ihr so sicher dahingehet, als müßte euer Leben ewig währen, und als hätte euer Glück keinen Wechsel, eure Freude keine Störung zu fürchten, wir haben, ehe ihr geboren waret, Menschen gesehen, sicher und stolz und trotzig, wie ihr; aber wo sind sie jetzt? Sie sind zu ihren Vätern versammelt; die Erde bedeckt die traurigen Reste ihrer Schönheit; ihr üppiges Fleisch ist eine Speise der Würmer geworden. Auch ihr werdet das Grab nicht überspringen, das vor euren Füßen liegt; und sey es nach Tagen oder Jahren, daß ihr hineinfallet oder langsam hinabsteiget: es wird euch immer zu früh vorkommen; und in der That kommt der Tod für Jeglichen zu bald, der sich auf die Ewigkeit nicht bereitet, Seine Gnadenzeit versäumt, der die hülfreiche Hand des Herrn nicht gläubig und dankbar ergriffen hat. Siehe, diese beiden Greise sind ewig jung am Geiste, weil sie in den Tagen ihrer Jugend und Kraft ihn mit der Speise des göttlichen Wortes genährt, und von dem Wasser getrunken haben, welches in's ewige Leben quillet. Sie haben in einem langen, mühseligen Leben erprobt, was schwindet und was bleibet. Der Freuden der Erde sind sie überdrüßig, die Herrlichkeit der Welt ist ihnen zur Eitelkeit geworden. Aber sie sind nicht müde geworden, auf den Herrn zu trauen und auf Sein Heil zu hoffen. Und der treue Gott läßt ihren Glauben nicht zu Schanden werden; Er läßt sie, noch ehe sie die altersschwachen Augen im Tode schließen, die Morgenröthe des neuen Tages schauen. Sie dürfen die Geburt des Heilandes erleben und verkünden, und feierlicher, als Glockengeläute, lieblicher, als Orgelklang, tönen die Worte des entzückten alten Propheten, der das Jesuskind und i[illegible] Ihm das Unterpfand Seiner seligsten Hoffnungen, [illegible] Gegenstand Seines bewährten Glaubens in sein[illegible]

tenden Armen hält, Gott lobt und spricht: Herr, nun läſſeſt Du Deinen Diener im Frieden fahren, wie Du geſagt haſt. Denn meine Augen haben Deinen Heiland geſehen, welchen Du bereitet haſt, vor allen Völkern, ein Licht zu erleuchten die Heiden, und zum Preiſe Deines Volkes Iſrael.

Und Maria und Joſeph wunderten ſich deß, das von dem Kinde geredet ward. Sie hatten zwar Aehnliches ſchon von dem Engel, von Zacharias und Eliſabeth und von den Hirten gehört. Aber die Sache war ſo wunderbar, daß ſie darüber ſtaunen mußten, ſo oft ſie daran dachten oder von Andern daran erinnert wurden. Etwa wie ein fleißiger Leſer des göttlichen Wortes ſich darüber wundert und freut und dadurch in ſeiner Erkenntniß gefördert wird, daß in den verſchiedenſten Zeiten die verſchiedenſten Menſchen, Könige und Hirten, Schriftgelehrte und Fiſcher, Prieſter und Zöllner auf mancherlei Weiſe, aber in Einem Geiſte die Heiligkeit Gottes und Seines Geſetzes, die wunderbaren Wege Seiner Allmacht und Weisheit, die herrlichen Thaten Seiner Gnade und Erbarmung erzählen und preißen.

Während aber Maria und Simeon in ſtummer Verwunderung, in ſtiller Freude daſtanden, ſegnete ſie der fromme Greis und wendete ſich dann inſonderheit an Maria und weiſſagte ihr, daß ihr Sohn zwar der verheißene Meſſias ſey, daß Er aber nicht von Allen werde dafür erkannt werden, ja Er müſſe nach dem göttlichen Rathſchluſſe die bitterſten Leiden erdulden, und ſie, die Mutter, werde durch Sein Schickſal aufs Schmerzlichſte berührt werden. So warf der Greis in den Freudenkelch ſeiner Weiſſagung auch eine bittere, niederſchlagende Gabe, welche das Entzücken der Jungfrau mildern, ſie auf die kommenden Leiden vorbereiten, und dann, wenn ſie gekommen waren, ſie behüten ſollte vor Verzagtheit. Sie wußte dann: Es kommt nicht von ungefähr: Gott hat es zugeſchickt und zugelaſſen; denn Er hat mir's ja auch vorher verkündigt.

An Maria allein wendete sich Simeon mit dieser Weissagung, weil Joseph als Pflegvater dem Kinde überhaupt nicht so nahe stand, und weil er vermuthlich starb, noch ehe Christus gekreuzigt ward, ja ehe Er überhaupt als Prophet auftrat. Denn Joseph wird zum letztenmal genannt bei der Wallfahrt nach Jerusalem im zwölften Jahre Jesu. Später sehen wir die Maria bei der Hochzeit zu Kana, wir finden sie in der Gesellschaft andrer Frauen und der Jünger Jesu; aber Joseph kommt nicht mehr vor.

Diese Andeutung aber von dem frühzeitigen Tode Josephs, so wie die ganze Weissagung lernte Maria erst, als sie erfüllt wurde, recht verstehen, da ein Sturm nach dem andern über sie hereinbrach. Sie mußte, wie ihr göttlicher Sohn, durch Niedrigkeit zur Herrlichkeit eingehen. In bedrängter Lage, in einem Stalle, hatte sie das Gotteskind geboren, und bald nach Seiner Geburt mußte sie mit Ihm nach Aegypten fliehen, um Ihn zu retten vor dem alten Mörder Herodes. Und so ärmlich und bedenklich blieb ihr Loos während der ganzen Lebenszeit Christi. Er selbst ging in Knechtsgestalt umher und hatte nicht, da Er Sein Haupt hinlegte. Darum wurde Er von Vielen verachtet. Sie erwarteten einen gewaltigen Kampfhelden, wie David, oder einen König mit Salomos Pracht angethan. Sie meinten, dem Messias müßten Alle zulaufen und beistimmen, Niemand werde Ihm widerstehen. Aber wenn Gott Sich offenbart, so geschieht es nie auf solche Weise, daß Er die Menschen zum Glauben und Gehorsam zwingt. Er läßt Sich finden von denen, die Ihn suchen, und vergilt ihnen die Mühe des Forschens und die Pein des Wartens überschwenglich. Aber für den, der nicht Gottes Willen thun will, es sey denn, daß Gott in all Seiner Majestät vor seine Augen trete, für den bleibt Er ein verborgener Gott, bis zum Tage des Gerichts, wo der Glaube zum Schauen, der Zweifel zur Schaa das Läugnen und Lästern zum Zittern wird.

Hienieden aber, in der Zeit der Prüfung, in welcher Gott nur dem aufrichtigen und gläubigen Menschen nahe und erkennbar ist: da übt das Herz seinen Trotz, da offenbart es ohne Scheu seine eitlen Gedanken, und seine Lüste wuchern wie Unkraut. Da wird Christus, an dem als einem Fels des Heils die Menschen sich aufrichten sollten, ein Stein des Anstoßes und ein Fels der Aergerniß, über den sie fallen, an dem sie verderben. Derselbe, der dem Gläubigen ein Geruch des Lebens zum Leben ist, ist dem Ungläubigen ein Geruch des Todes zum Tode. Der gekreuzigte Christus ist den werkheiligen und Zeichen fordernden Juden ein Aergerniß, und den stolzen Griechen, die nach Weisheit fragen, eine Thorheit. Dagegen denen, die seinen Ruf annehmen, ist Er göttliche Kraft und göttliche Weisheit.

Christus war, wie Simeon weissagte, ein Zeichen, dem widersprochen ward: Er ward gehaßt und verfolgt von denen, die ihre Sünden mehr liebten, als ihr ewiges Heil. Die Sadducäer, deren Gott ihr Bauch war, verspotteten die Lehre Christi von der Auferstehung. Die Pharisäer, Wölfe in Schafskleidern, entbrannten in satanischem Hasse gegen Christum, der ihre Scheinheiligkeit nicht preißen wollte. Der unglückselige Herodes der in seinem Herzen vor Christo zitterte, verspottete Ihn, und Pilatus, der leichtsinnige Zweifler, ließ Ihn aus Menschenfurcht geißeln und kreuzigen.

Wie muß der Maria zu Muthe gewesen seyn in den 3 Jahren Seines Prophetenamtes, da sie täglich für Sein theures Leben zu fürchten hatte! Wie muß ihr endlich zu Muthe gewesen seyn, da sie unter Seinem Kreuze stand! Er tröstete sie zwar, Er gab ihr an Seiner Statt Seinen geliebten Jünger Johannes zum Sohne. Aber der Schmerz getäuschter Erwartung, der Schmerz beraubter Liebe durchdrang die Seele des betagten Weibes, wie ein scharfes, kaltes Schwert. Sie war in ihrer Jugend die Gesegnetste unter allen Wei-

genb hier die Frage entſteht: Sollten alle Schulklaſſen bei einer Schulprüfung einen Beweis von ihrer Fertigkeit ablegen, die ſie im Singen erlangt haben? mehr nähme man denn zu ſolcher Prüfung die Zeit? ſo läßt ſich darauf antworten: Es wäre zweckmäßig, wenn ſämmtliche Schulklaſſen ſich zu gewiſſen Zeiten mit einander zur Einübung vollſtändiger Singſtücke vereinigten, und wenn gerade bei den öffentlichen Prüfungen ſolche Stücke vorgetragen würden. Vielleicht ließe ſich dadurch noch ein nicht zu überſehender Uebelſtand immer mehr und mehr beſeitigen, der dem, welcher die Schulen kennt, nicht entgehen wird. Es findet nämlich gewöhnlich bei den Schülern, welche die obern Klaſſen einer Schulanſtalt beſuchen, ein übertriebener point d'honneur Statt. Die Schüler der untern Klaſſen ſind in ihren Augen nur kleine Leute, auf welche ſie mit einer Art von vornehmen Mitleid hinabblicken. Würden nun von Zeit zu Zeit ſolche Singübungen gemeinſchaftlich angeſtellt, wo man es fühlte, daß man einander bedürfe, könnte nicht vielleicht dadurch eine gefälligere, freundlichere und liebevollere gegenſeitige Annäherung bewirkt und ein ſchönes Band geknüpft werden, an welchem es nur zu häufig fehlt?

5. Und ſo werde denn die Tonkunſt den Kindern zu einer Herzensſache gemacht.

Man ſollte wohl billig darauf ausgehen, alle Lehrgegenſtände, die man in Schulen zu treiben, für gut, nütz und nothwendig findet, den Lernenden recht wichtig zu machen, und ſie ihnen ans Herz zu legen. Wer ſteht der Lehrer dieſe große Kunſt, ſo treiben die Schüler jede Wiſſenſchaft mit Liebe und mit Eifer, und was damit zuſammenhängt, mit glücklichem Erfolge. Auch ſo ſollte denn auch die Tonkunſt, und namentlich der Geſang, auf ſolche Weiſe den Kindern zu einer Herzensſache gemacht werden. Und wie ließe ſich das wohl beſſer bewerkſtelligen, wie dürfte dies beſſer gelingen, als wenn der Lehrer öfters Gelegenheit nimmt, von dem

hohen Werthe und von dem Nutzen der Ton-, und namentlich der Singkunst, zu sprechen, und wie sie nicht als Zweck, sondern als Mittel zu betrachten sey und als Vehikel zur Veredlung der höheren Menschennatur; wenn er darauf aufmerksam macht, wie sich die Erfindung der Musik bis in die graueste Vorzeit verliere, und wie die Menschen schon so früh das Bedürfniß gefühlt hätten, ihre Empfindungen und Vorstellungen, ihre Gedanken und Wünsche singend auszudrücken, kurz, wenn er mit Liebe, Rührung und hoher Begeisterung von der Macht der Töne spricht, welcher selbst Wilde nicht widerstehen können, sondern willig ihr Ohr leihen, ja die selbst auf manche Thiere einen auffallenden Eindruck macht, und wenn er dabei nicht unbemerkt läßt, wie zum Gesange Jeder nur seiner selbst bedarf, indem ja der gütige Schöpfer fast Jedem das Organ zur Ausübung dieser Kunst gegeben hat. So suche der Lehrer die Zöglinge zu gewinnen für Musik und Gesang, und ist denn so der Zögling vorbereitet und empfänglich und willig gemacht, den Saamen aufzunehmen, der auch hier für Verstand und Herz ausgestreuet wird, so wird er gewiß daran immer mehr Wohlgefallen finden, und selbst gern und willig alle Gelegenheiten und Mittel benutzen, die ihn darin stärken, weiter führen und vollbereiten, er wird gern ein Naturkonzert hören, gern Antheil nehmen an den Konzerten, welche Menschenkunst schafft, gern selbst Musik treiben, gern auch in dieser Hinsicht der öffentlichen Gottesverehrung beiwohnen, gern des Morgens und des Abends beim Erwachen und Entschlummern für sich allein, oder im Kreise der Familie, oder im Kreise andrer Lieben und Jugendgenossen, ein Lied anstimmen, oder eine gute Arie. Dies wären die Gedanken, die ich mittheilen wollte über die Art und Weise, wie man etwa die Tonkunst in pädagogischer Hinsicht benutzen sollte.

Herklotsch.

An Maria allein wendete ſich Simeon mit dieſer Weiſſagung, weil Joſeph als Pflegvater dem Kinde überhaupt nicht ſo nahe ſtand, und weil er vermuthlich ſtarb, noch ehe Chriſtus gekreuzigt ward, ja ehe Er überhaupt als Prophet auftrat. Denn Joſeph wird zum letztenmal genannt bei der Wallfahrt nach Jeruſalem im zwölften Jahre Jeſu. Später ſehen wir die Maria bei der Hochzeit zu Kana, wir finden ſie in der Geſellſchaft andrer Frauen und der Jünger Jeſu; aber Joſeph kommt nicht mehr vor.

Dieſe Andeutung aber von dem frühzeitigen Tode Joſephs, ſo wie die ganze Weiſſagung lernte Maria erſt, als ſie erfüllt wurde, recht verſtehen, da ein Sturm nach dem andern über ſie hereinbrach. Sie mußte, wie ihr göttlicher Sohn, durch Niedrigkeit zur Herrlichkeit eingehen. In bedrängter Lage, in einem Stalle, hatte ſie das Gotteskind geboren, und bald nach Seiner Geburt mußte ſie mit Ihm nach Aegypten fliehen, um Ihn zu retten vor dem alten Mörder Herodes. Und ſo ärmlich und bedenklich blieb ihr Loos während der ganzen Lebenszeit Chriſti. Er ſelbſt ging in Knechtsgeſtalt umher und hatte nicht, da Er Sein Haupt hinlegte. Darum wurde Er von Vielen verachtet. Sie erwarteten einen gewaltigen Kampfhelden, wie David, oder einen König mit Salomos Pracht angethan. Sie meinten, dem Meſſias müßten Alle zulaufen und beiſtimmen, Niemand werde Ihm widerſtehen. Aber wenn Gott Sich offenbart, ſo geſchieht es nie auf ſolche Weiſe, daß Er die Menſchen zum Glauben und Gehorſam zwingt. Er läßt Sich finden von denen, die Ihn ſuchen, und vergilt ihnen die Mühe des Forſchens und die Pein des Wartens überſchwenglich. Aber für den, der nicht Gottes Willen thun will, es ſey denn, daß Gott in all Seiner Majeſtät vor ſeine Augen trete, für den bleibt Er ein verborgener Gott, bis zum Tage des Gerichts, wo der Glaube zum Schauen, der Zweifel zur Schaam, das Läugnen und Läſtern zum Zittern wird.

Hienieden aber, in der Zeit der Prüfung, in welcher Gott nur dem aufrichtigen und gläubigen Menschen nahe und erkennbar ist: da übt das Herz seinen Trotz, da offenbart es ohne Scheu seine eitlen Gedanken, und seine Lüste wuchern wie Unkraut. Da wird Christus, an dem als einem Fels des Heils die Menschen sich aufrichten sollten, ein Stein des Anstoßes und ein Fels der Aergerniß, über den sie fallen, an dem sie verderben. Derselbe, der dem Gläubigen ein Geruch des Lebens zum Leben ist, ist dem Ungläubigen ein Geruch des Todes zum Tode. Der gekreuzigte Christus ist den werkheiligen und Zeichen fordernden Juden ein Aergerniß, und den stolzen Griechen, die nach Weisheit fragen, eine Thorheit. Dagegen denen, die seinen Ruf annehmen, ist Er göttliche Kraft und göttliche Weisheit.

Christus war, wie Simeon weissagte, ein Zeichen, dem widersprochen ward: Er ward gehaßt und verfolgt von denen, die ihre Sünden mehr liebten, als ihr ewiges Heil. Die Sadducäer, deren Gott ihr Bauch war, verspotteten die Lehre Christi von der Auferstehung. Die Pharisäer, Wölfe in Schafskleidern, entbrannten in satanischem Hasse gegen Christum, der ihre Scheinheiligkeit nicht preißen wollte. Der unglückselige Herodes der in seinem Herzen vor Christo zitterte, verspottete Ihn, und Pilatus, der leichtsinnige Zweifler, ließ Ihn aus Menschenfurcht geißeln und kreuzigen.

Wie muß der Maria zu Muthe gewesen seyn in den 3 Jahren Seines Prophetenamtes, da sie täglich für Sein theures Leben zu fürchten hatte! Wie muß ihr endlich zu Muthe gewesen seyn, da sie unter Seinem Kreuze stand! Er tröstete sie zwar, Er gab ihr an Seiner Statt Seinen geliebten Jünger Johannes zum Sohne. Aber der Schmerz getäuschter Erwartung, der Schmerz beraubter Liebe durchdrang die Seele des betagten Weibes, wie ein scharfes, kaltes Schwert. Sie war in ihrer Jugend die Gesegnetste unter allen Wei-

[illegible] gewesen; jetzt war sie die betrübteste, die reichste an Schmerzen.

Aber eben weil sie so hoch begnadigt war, bedurfte sie der Demüthigung und Züchtigung am meisten. Wie hätte es das schwache Weib ertragen, wie hätte sie von Vermessenheit bewahrt bleiben können, wenn die Laufbahn ihres Sohnes eine durchaus glänzende gewesen wäre? Sie bedurfte der Hitze der Trübsal zu ihrer Läuterung, sie mußte auf dem oft dunklen Wege des kindlichen Glaubens zum Schauen der göttlichen Herrlichkeit, zum Ergreifen der himmlischen Seligkeit geführt werden. Sie hatte ja auch in ihrem bisherigen Leben des Wunderbaren schon zu Viel erlebt, als daß sie durch den Kreuzestod ihres Sohnes ganz hätte irre werden können in ihrem Glauben. Sie hatte genug erfahren und gelernt, um sich trösten zu können, daß mit Seinem Tode nicht Alles aus (sey), ja daß eben Sein Tod das Mittel zu Seiner Erhöhung und zur Erlösung aller Menschen sey. Bei Gott ist kein Ding unmöglich; hatte ihr einst der Engel Gabriel gesagt, und sie hatte geantwortet: Siehe, ich bin des Herrn Magd: mir geschehe, wie Du gesagt hast. So konnte sie auch auf Golgatha sprechen: Siehe, Herr, ich bin Deine Magd; mir geschehe, wie Du gesagt hast! Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe! Bei Dir ist kein Ding unmöglich. Dein Rath ist wunderbar; doch führst Du Alles herrlich hinaus!

Mögen auch wir, wie Maria, uns demüthig und still in die Fügung und Führung des Herrn ergeben, auch wenn Seine Gedanken den unseren widerstreiten, auch wenn Seine Hand uns wehethut! Mögen wir endlich, wie Simeon, im Frieden dahinfahren in's ewige Leben durch Gottes Gnade in Christo Jesu. Amen.

K. Hg.

Kleine kritiſche Bemerkungen aus dem Gebiete der praktiſchen Theologie.

Welchem Prediger, der längere Amtserfahrung hat, iſt nicht das gehäſſige Wort „abkanzeln“ bekannt? Wo ſich die Eigenliebe unangenehm berührt oder der Dünkel getroffen und beleidigt fühlt, heißt es ohne Weiteres: „Heute hat mich der Paſtor tüchtig abgekanzelt,“ ja der befreundete Nachbar erklärt es ſeinem Prediger wohl geradezu ins Angeſicht. Ref. hat in ſolchen Fällen, auch wo die Beſchuldigung ſeinen Amtsgenoſſen galt, zur Rechtfertigung eingewendet, daß auch der beſte Prediger, ohne daran gedacht zu haben, irgend Wem perſönlich wehe zu thun, leicht in dieſen Verdacht kommen könne, wenn der Zuhörer ſeine Rede, wo von herrſchenden Gebrechen der Zeit die Rede ſey, nicht mit Liebe zur Wahrheit und Vertrauen zum Redner, ſondern mit Mißtrauen gegen die Perſon deſſelben und mit derjenigen Befangenheit aufnehme, welche von der geiſtlichen Rede Akkommodation nach den Vorurtheilen gewiſſer Stände und Perſonen fordert. Oft habe ich mich dahin ausgeſprochen, daß ich alle abſichtliche Bezüglichkeit auf Einzelne mißbillige und haſſe, weil ich wiſſe, daß ſolche mehr erbittern als beſſern; dennoch habe ich damit nach erfolgter Verſetzung, ſo lange mich die Gemeine noch nicht näher kannte, bei einigen der Anſpruchvollſten und Mißtrauiſchſten den Argwohn nicht ganz niederſchlagen können, obſchon ich es als Grundſatz betrachte, moraliſche Gebrechen, an welchen dieſer oder jener Stand, geſchweige dieſes oder jenes einzelne Mitglied der Gemeine beſonders leidet, im Kanzelvortrage ſo wie am Altare mit möglichſter Umſicht, mit Glimpf und Schonung des Zartgefühls zu behandeln. Ein wiſſenſchaftlich gebildeter Laie ſprach in einer ſehr angeſehenen Familie vor Kurzem darüber die Anſicht aus, daß, wenn ſich Viele vom geiſtlichen Redner getroffen fühlen, die

Predigt gut; zum Wenige, die Rede möchte gemischt sey. Diese Behauptung aber ist auch nicht unbedingt wahr. Sollen die sittlichen Mängel nie zur Sprache kommen, an welchen nur Einzelne, zumal in kleineren, in Landgemeinen leiden? Soll der Prediger die gefährliche Verirrung des Herzens oder den verstockten Sinn des Einzelnen, aus welchem ein allgemeines großes Unglück hervorgegangen ist, z. B. eine in vier Wochen zweimal wiederholte Brandstiftung, die zehn Familien Obdach und Habe und zweien ihrer Glieder das Leben geraubt hat, mit Schweigen übergehen?

Ref. ist der Meinung, daß unerschrockene und unbestechliche Wahrheitsliebe so wie Treue gegen Christum und sein Evangelium, welches ihm durch den Text zum Palladium gegen mißdeutende Beschuldigungen und Angriffe dienen muß, auch eine unerläßliche Forderung an den Prediger sey. Gewiß läßt auch in diesen Betracht der Ausspruch des Erlösers (Matth. 10, 32) eine schöne Anwendung zu: „wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem h. Vater, und wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem h. Vater.“ Beispielsweise stehe hier ein bemerkenswerther Fall aus Aug. Lafontaine's Amtswirksamkeit in der Zeit, da er noch als Feldprediger zu Halle stand (s. Aug. Laf. von Grubow Halle 1833. 8., ein in vielem Betracht sehr anziehendes Buch).

Lafontaine predigt über den Jähzorn. Nach geendigtem Gottesdienst nähert sich ihm ein Major des damaligen Regiments von Thadden, ein sonst biederer, aber sehr jähzorniger Mann, welcher durch seine Heftigkeit die Geissel der Soldaten geworden war, und redete ihn an: Heute, Herr Feldprediger, haben Sie mich einmal tüchtig abgekanzelt. — Was Abkanzeln ist, entgegnet ihm Laf., das weiß ich nicht; aber gemeint habe ich Sie, und getroffen habe ich Sie auch. — Aber bei Gott, fährt jener fort, das kann Alles nichts helfen, ich

habe hundertmal versucht, mich von dem verdammten Jähzorn zu befreien, und doch ist es mir nicht gelungen. Ich kann nicht davon loskommen, es ist mir nicht möglich. — Sie können, wenn Sie ernstlich wollen, behauptet Laf. Der Major verneint.

Am nächsten Sonntage predigt Laf. über den entschiedenen Einfluß eines festen Willens auf unser Thun und Lassen, und führt zur Erläuterung der darüber aufgestellten Lehrsätze unter andern Beispielen namentlich wieder den Jähzorn an. Wie! spricht er, du sagst, du kannst seiner nicht Meister werden trotz des festesten und heiligsten Vorsatzes? Denke dir, du stehest vor deinem Landesfürsten, vor deinem Könige. Denke dir, er sey unzufrieden mit deinem Verhalten, er mache dir deßhalb bittere Vorwürfe, die du nicht zu verdienen glaubst. Deine Empfindlichkeit wird rege, du fühlst dich beleidigt, die Flamme des Zornes brennt auf deinem Herzen — wirst du sie zum Durchbruch kommen lassen? wirst du deinem Jähzorn den Zügel schießen lassen? auch vor deinem Könige? — Gewiß, nein! du wirst eine Probe der Mäßigung, der Selbstbeherrschung, der Uebermacht des Willens über die Leidenschaftlichkeit des gereizten Herzens ablegen, und kannst nicht länger zweifeln, wieviel ein fester Wille über den Menschen vermöge.

Wir wollen nicht untersuchen, ob hier nicht andere Affekte, z. B. die Furcht, der Leidenschaft des Jähzorns das Gegengewicht gehalten haben könnten. Der Major hat es auch nicht gethan. Lieber Feldprediger, spricht er nach dem Gottesdienste zum Strafredner: das mit dem Könige, das war ein Kernschuß; der sitzt! Wenn der Jähzorn wieder durchbricht, erinnern Sie nur immer an den Fall mit dem Könige.

Sollte es Viele geben, die sich bei persönlichen Rügen so unbefangen und so vorurtheilsfrei bewiesen, als jener Major?

N.

Das ist der gesegnete Kelch! —

Auffallend ist es mir immer, wenn ich in einer großen Stadt bei der Austheilung des heiligen Mahls auf dem Altare des Bundes — ein halbes Dutzend gläserner Flaschen gewöhnlicher Art aufgestellt sehe — warum nimmt man nicht die weit anständigern Kannen? Aber eben so auffallend, ist es, daß der Prediger bei der Consecration Jede solche Flasche einsegnet und bekreuzt. Nach meiner Meinung wird nur der Kelch consecrirt. Aus ihm, und aus ihm allein, kommt nach der Einsetzung des Erlösers der Segen des Heils. Habe ich Etwas Falsches behauptet, so will ich Belehrung annehmen. Dabei fällt mir noch eine andere Frage ein: Ist es in jenen Gegenden, in denen der Herr Redacteur*) und Viele der Mitarbeiter an den Annalen leben, auch Gesetz, daß Consecrant den Wein, vor Haltung des heiligen Mahls, aber in Gegenwart einiger Zeugen kosten, und sich dadurch überzeugen muß, daß er: Wein und guten Wein im Kelche habe? Es scheint auch in unsern Landen das Gesetz, das darüber seit den Vorfällen in der Schweiz gegeben worden ist, nicht überall bekannt zu seyn?

C. Weise, P.

*) Daß dieß irgendwo Gesetz oder Observanz sey, ist mir nicht bekannt. Aber wie rathsam es sey, vorher den Wein oder die sacra vasa zu untersuchen, hat mich ein in meiner Amtsführung vorgekommener Fall gelehrt, wo während der Austheilung des Weins, todte, Ekel erregende Thierchen im Kelche sich befanden, die beim zweitenmaligen Eingießen aus der Kanne in denselben mit gekommen waren. Ich bemerkte dieß erst, als schon ein Paar Communicanten daraus getrunken hatten, setzte dann den Kelch bei Seite und nahm den andern, der glücklicherweise bei zahlreicher Communion auf dem Altare mit stand. Nach beendigtem Gottesdienste machte ich den Kirchner darauf aufmerksam. Aller Wahrscheinlichkeit nach war das Versehen bei dem Wein-Lieferanten geschehen.

Anm. des Red.

Epikureismus und Stoicismus in ihren Extremen bei der Erziehung des Menschen.

Jener bildete die Menschheit zum Genusse als Endzweck, und unterordnete diesem Entzwecke alles Uebrige; dieser bildete die Menschen zur Unabhängigkeit vom sinnlichen Genusse, und unterordnete diesem Entzwecke alles Uebrige. Jener opferte dem Wohlseyn das Gutseyn; dieser machte die Apathie, die Gefühllosigkeit zum Character der Weisheit. Jener führte, nach Cicero, die Wollust als Göttin, in dem Tempel der Tugenden ein dieser wollte die sinnliche Lust durch die Lust an der Unabhängigkeit von der sinnlichen Lust, d. i. durch Stolz, besiegen. Jener machte den Menschen höchstens zum klugen Genießer, und die Vernunft zur Oberdirne der Lust; dieser speisete den Menschen mit dem Traume einer Unabhängigkeit von der Lust.

Zwischen diesen zwei Extremen liegt die Wahrheit in der Mitte:

„Bilde den Menschen so, daß er stark werde, die Gottseligkeit und den Frieden des guten Gewissens unter allen Freuden oben an zu setzen; daß er stark werde, jede unlautere Freude, die mit Reue lohnet, mit Schande bezahlet, und an ihr flüchtiges Daseyn bleibende Nachwehen knüpfet, zu verschmähen, und jede lautere Freude zum neuen Belebungsmittel des Tugendsinnes zu machen; daß er stark werde, die Sinnlichkeit dem Geiste, und den Geist Gott vollkommen zu unterwerfen, und indem er sich durch Freude und Leid durchkämpfet, jenem Einsseyn mit Gott entgegen zu reifen, welches höchste Weisheit und Religion, höchste Religion und Tugend, höchste Tugend und Seligkeit zugleich ist.“

Diese, zwischen den zwei Extremen in Mitte liegende Wahrheit hat sich im Christianismus rein und schön abgedrückt; denn darin ist die Liebe — und die Demuth, wodurch Wollust und Stolz besieget, und

Tugend und Stärke gepaaret werden, [illegible] Gesetz, als das Gesetz aller Gesetzgebungen; darin ist die Verheißung von Ausgießung des göttlichen Geistes, der die Menschen zur Unterwerfung der Sinnlichkeit unter die Vernunft, und der Vernunft unter Gott befähiget, und durch diese Unterwerfung unter Gott zur Einigung mit Gott, zur höchsten Seligkeit führet, als die Summe aller Verheißungen, enthalten. Nun aber jenes Gesetz aller Gesetze, und diese Verheißung aller Verheißungen fassen in sich die „Vollendung" der Menschheit, und können zwar mißverstanden, gelästert, aber nie entbehrlich gemacht, nie übertroffen werden. (Bisch. Sailer, in s. Pädagogik. 1r Band.)

Osterhymnen.

Der Morgen graut. Die Sonne steiget herrlich
Aus ihrem Zelt. Der Nebel Schaaren flieh'n.
Der Glocken Klang erfüllt die Morgenlüfte.
Der Beter Schaar seh ich zum Tempel zieh'n.
Wach' auf, mein Lied! Ertöne dem zum Preise,
Der aus der Gruft zum Heil der Seinen steigt!
Mein Jesus lebt! O, Seele, triumphire!
Ihr Sorgen, flieht! Ihr bangen Zweifel, weicht!
Gott führet treu. Nicht ewig liegt die Tugend
Gebeugt im Staub. Seht, sie erhebet sich!
Der Läster Schaar sinkt hin in Schmach und Schande.
Die Treue weint verkannt nicht ewiglich.
Mein Jesus lebt, und seine Feinde beben.
Es sammeln sich die Jünger zu dem Bund,
In Noth und Tod die Wahrheit zu verkünden,
Die sanft erhellt das dunkle Erdenrund.
Triumph! Triumph! Des Grabes Schauer fliehen!
Des Todes Nacht hat Jesus nun erhellt.

Im letzten Kampf erhebet ſich die Seele
Hinauf zu Gott, zum Licht der beſſern Welt.
O, Wiederſeh'n, geheiligt durch den Morgen
Der heute ſtrahlt in hoher Herrlichkeit,
Wie labeſt du die wehmuthsvollen Herzen,
Wie ſegneſt du mit hoher Seligkeit!
So nahe denn, o Nacht der Sterbeſtunde!
So winke mir, o ſtille Gruft, zur Ruh'!
Mein Geiſt erhebt ſich über Todesgrauen,
Und nur den Leib deckt einſt der Hügel zu.
Dort dring ich auf zu lichten Sonnenhöhen.
Der Schmerz entflieht, die Klage hallt nicht mehr.
Dort ſchau' ich dich, o Gott, in Engelſchaaren.
Dort ſtrahlt im Kranz die treue Tugend hehr.
O, ſtillet euch, ihr heißen Wehmuthsthränen!
Ermanne dich, mein tiefgebeugtes Herz!
Es winkt ein Land, wo ew'ger Friede wohnet;
Der Glaube ſchwingt ſich freudig himmelwärts.
So will ich treu des Lebens Bürden tragen,
Den Kampf nicht ſcheu'n, der mir verordnet iſt!
Mein Jeſus lebt! Er herrſcht zur Rechten Gottes
Mit ew'ger Treu, die meiner nicht vergißt.

Eduard Cruſius.

Jeſu Himmelfahrt.

Im reinſten Licht erglänzt des Berges Gipfel,
Verjünget lacht die Schöpfung überall;
Wie Schwanenlied von lichter Woge Wipfel,
Ergießt ſich ſeiner Worte hehrer Schall:

„Des Vaters ewig weiſen Rath erkennet
In meinem Tode, meinem Auferſteh'n,
Und, wenn auch ſeine Fügung weit euch trennet,
Vereinigt bleibt im kindlich ſichern Fleh'n.

Daß er des Geistes kräft'gen Beistand sende,
Und, das ihr treibt mit freudig kühnem Muth,
Das Werk, das ihm gefällige, vollende;
Sein Beifall bleibe euer bestes Gut!

Mit euch mein Segen! Was ihr schafft, euch leitet
Mein Wort, mein Beispiel, meines Geistes Kraft,
Bis einst, für jenes Leben wohl bereitet,
Der eure sich der Erde kühn entrafft.

Und auf zu mir sich schwinget, wo im Lichte
Des Erdenlebens trüber Strom verrauscht,
Und, nah' der ew'gen Liebe Angesichte,
Des Weltalls heil'gen Harmonien lauscht."

Er sprachs, und eine lichte Wolk' umhüllte
Vor ihrem Blick den hohen Gottessohn;
Den weiten Aether rings umher erfüllte
Der reinsten Himmelsharmonien Ton.

Und auf zum Vater sahen sie ihn schweben;
Im festlichsten Triumphe kehrt er heim.
Nun weckt er durch sein himmlisch hohes Leben
In uns des edlern Geisterlebens Keim.

Sunderhoff.

Gefühle und Wünsche
bei der 50jährigen Amtsjubelfeier eines würdigen Geistlichen.

Wenn auf mühsamen Pfaden, im Wechsel heiterer Tage,
Das errungene Ziel endlich der Wandrer erreicht;
Wie er mit Jubel zurück das befriedigte Auge dann wendet,
Und mit Lust im Gewühl schöner Erinnerung weilt:
Wie der Pflanzer, der früh mit Fleiß und Einsicht die Fluren

Seines Beſitzes zu bau'n und zu verbeſſern begann,
Nun nach Jahren entzückt in ſeiner Schöpfungen Fülle,
In den Schatten des Hains, den er ſich ſelber erzog,
In den Segnungen wandelt, die rings dem Boden entſprießen,
Wie er mit freudigem Blick auf den Vollendeten ruht:
So muß freudiger noch dein Herz, ehrwürdiger Lehrer!
Ueberſtrömen von Luſt, der du die geiſtige Saat
Heil'ger Geſinnung und tröſtenden Glaubens und chriſtlicher Tugend
In die Seelen des Volks, das dir vertraut war, geſtreut.
Siehe, die dich umdrängen, die haſt du belehrt und erzogen,
Funfzig Jahre hindurch warſt für ihr Wohl du bemüht.
Während die Jünglinge, die dich gehört, zu Greiſen erwuchſen,
Und ein ält'res Geſchlecht fromm dir zur Seite verſchwand,
Zogſt du Säuglinge nach, die mit der Milch der Erkenntniß
Du getränket, bis nun ſtärkere Speiſe ſie nährt.
Sorgſam haſt du gepflanzt im Garten der Menſchheit, und herrlich
Lohnt im Herbſte dich jetzt vielfach geſegnete Frucht.
Und mit Thränen des Danks umringt den gefeierten Hirten
Heute die Schaar, die zum Quell ewigen Heils du geführt,
Fühle denn ganz die Wonne, der Pfleger edelſter Kräfte
Vieler geweſen zu ſeyn, die ſich nun freuen des Lichts,
Noch ſchafft regſam dein Geiſt; noch glüht die Welt der Gedanken
Unter dem Silberhaar, das wie ein Lorbeer dich ſchmückt.

Noch ist dein Herz entflammt für die edelsten Zwecke der Menschheit,
Wirke denn stets noch mit Kraft, bis einst der Himmel dir winkt.
Dort dann leuchten die Lehrer im Glanze des Himmels, dort ernten
Ewige Garben, die hier treu sich gewidmet der Pflicht.
Und indeß uns die Sonne des irdischen Lebens versinket,
Strahlt uns die höhere schon für die Unsterblichkeit auf!

Christian Schreiber.

Litterarische Anzeigen.

Theologische Werke.

Bei K. F. Köhler in Leipzig erschien so eben, und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Rückert, L. J., Commentar der Briefe Pauli an die Corinther 1 Thl. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Der Herr Herausgeber, durch seine frühern exegetischen und philologischen Arbeiten, namentlich durch seine mit vielem Beifall aufgenommenen Commentare zu Pauli Briefen an die Galater, Epheser und Römer, rühmlichst bekannt, giebt mit obigem Commentar der Briefe an die Corinther ein Werk, in welchem er, die mit jahrelangem Fleiß fortgesetzten Studien über diese wichtigen Briefe, dem theologischen Publicum mittheilt. Nebst klarer Darstellung und Ausführung des Stoffes selbst, und den ebenso gründlichen als reichhaltigen exegetischen und kritischen Anmerkungen, empfiehlt sich das Werk durch die dem Herrn Verfasser eigenthümliche lichtvolle Uebersicht und Auffassung des Ganzen.

Der 2te Band, den 2ten Brief enthaltend wird zu Michaelis 1836 erscheinen.

Scheibel, Dr. J. G., Luthers Agende und die neue Preußische, geschichtlich beleuchtet und verglichen gr. 8. broch 14 Gr.

Ferner sind nachstehende Werke in den letzten Jahren erschienen.

Rückert, J. L., Commentar über den Brief Pauli an die Galater gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Derselbe, Commentar über den Brief Pauli an die Epheser erläutert, berichtigt und vertheidigt, nebst beigefügter lateinischer Uebersetzung des Textes gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Rödel, Dr. K. E. G., Abendmahls und Confirmationsreden nebst einigen Predigten verwandten Inhalts. 1 bis 6 Bdchen 8. (3 Aufl.) 4 Thlr. 12. Gr.

Derselbe, Tauf und Traureden. 3 Thle. 3 Aufl. 1 Thlr. 20 Gr.

Röbel, Dr. K. E. G., Festpredigten und Amtsreden. 2 Thle. gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

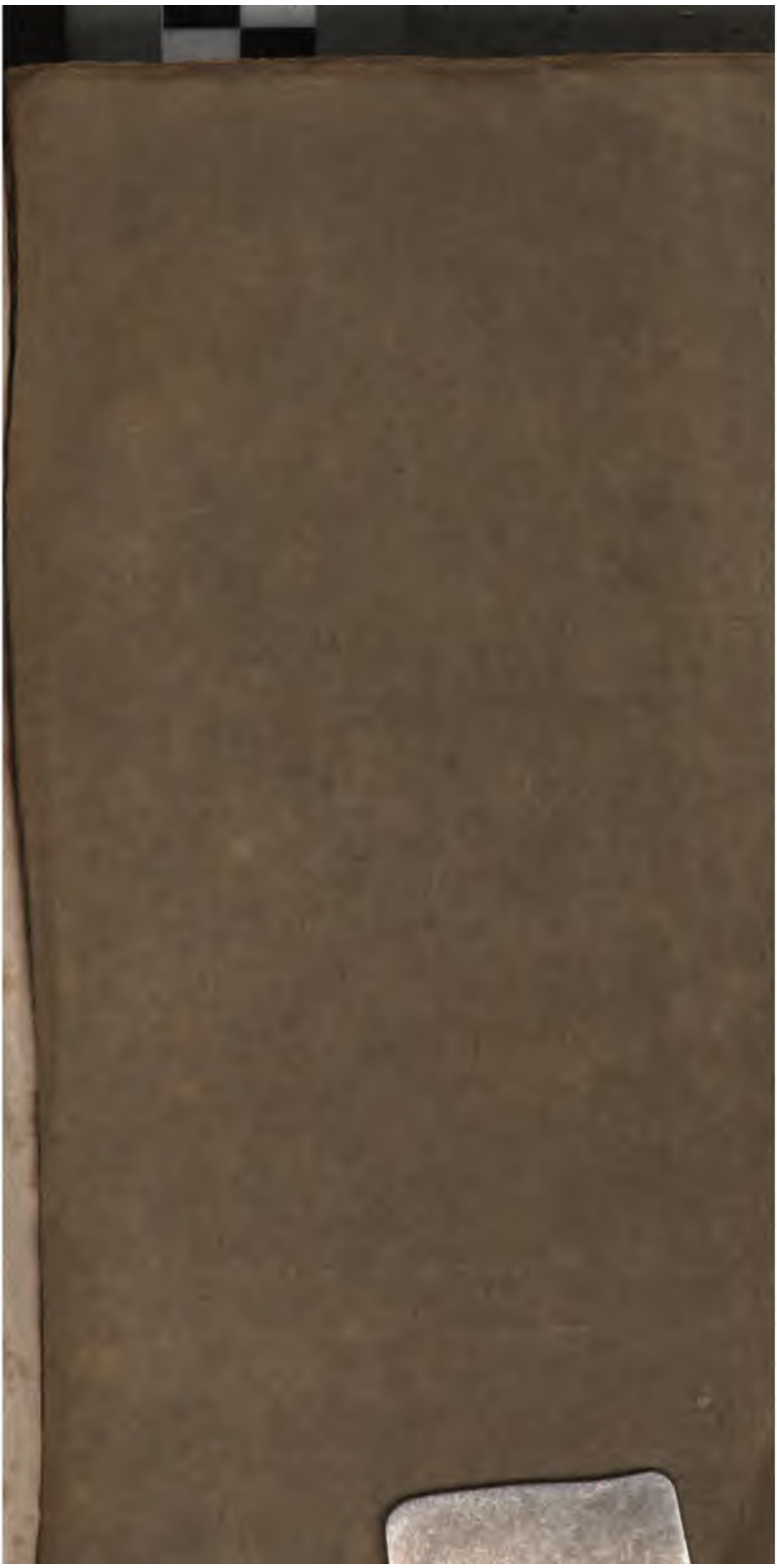
Derselbe, Predigten über Gegenstände des bürgerlichen Lebens. gr. 8. 1 Thlr.

Schott, Dr. Ch. H., Gebet und Communionbuch. 8. 8 Gr.

Derselbe, Geschichte der deutschen Bibelübersetzung Dr. M. Luthers, und der fortdauernde Werth derselben aus den Quellen dargestellt. gr. 8. 20 Gr.

Testamentum novum graece, nova versione latina donatum ad optimas recensiones expressum selectis variis lectionibus perpetuoque singul. libr. argumento instructam, edid. Dr. F. A. A. Naebe. 8. 1 Thlr.

Hülsemann, Dr. W., Leben und Tod im Lichte göttlicher Offenbarung, oder die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus in Betrachtungen und Gesängen dargestellt. gr. 8. broch. 1 Thlr.



Die theologischen Annalen, als ein
liche Zeitschrift, umfassen nach ihrer Tendenz
der Theologie und Kirche mit Rücksichtnahm
hungswesen, in so weit es mit Religion und Kir
steht. Der Geist des reinen biblischen C
dem der aufgeklärte Katholik wie der von Ev
testant huldigt, wird immer das leitende Prinz
daher auch in dem Plane des Journals, die stre
möglichst zu versöhnen und sich als Organ
allgemeinen christlichen Kirche — nach dem W
Joh. 10, 16. — darzustellen. Dazu mitzuwirk
die diesem Geiste hold sind, eingeladen. Nur
Zwecke Angemessenes wird aufgenommen und a
Die Zusendung der Beiträge, so wie der S
besprochen werden sollen, geschieht (im Wege
dels) durch die Grau'sche Buchhandlung a

Die

Von diesen Annalen erscheinen jährlich 1
natlichen Lieferungen, à 7 Bogen. Der
5 Thlr. 8 gr. oder 9 fl. 36 kr. Literarisch
den in dem Intelligenzblatte, das den He
wird, die Zeile für 1 gr. sächs. aufgenomm

Grau'sche Buch

Druck von Höreth in Bayreu

BR117
A66
STACKS

Annalen
der
gesammten Theologie
und
christlichen Kirche.

Herausgegeben
von
mehren Gelehrten,
unter Mitwirkung
von

Bauer, Böhme, Böttcher, Eisenschmid, Francke, Fritzsche, Genßler, Görwitz, Gruner, Hagenbach, Hauff, Henkel, Heydenreich, Hildebrand, Hoffmann, Holzhausen, Jakobi, Justi, Kaiser, Kraußold, Lehmus, Lomler, Lorberg, Meinel, Olshausen, Pertsch, Schreiber, Spieker, Süskind, Theile, Weber, Wohlfarth u. a. m.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES MAR 1 1985

Sechster Jahrgang.

Zweiten Bandes drittes Heft.

Juni.

Bayreuth 1836.
In Commission der Grau'schen Buchhandlung.

Inhalts-Anzeige.

Seite

I. Literatur.

Dr. A. L. Chr. Heydenreich, die eigenthümlichen Lehren des Christenthums. 221

Dr. A. J. Groß-Hoffinger, Leben, Wirken und Tod des Kaisers ꝛc. 233

G. F. W. Pantel, Homiletisches Magazin über die sämmtl. für die evang. protest. Kirche des Großherzogthums Baden neubestimmten evang. und epistol. Perikopen, so wie über die Passionstexte. 244

L. Pflaum, Predigtbuch für den Bürger und Landmann, über die Evang. auf alle Sonn- und Festtage. 250

II. Wissenschaftliche Abhandlungen und Aufsätze.

Ueber die zu erwartende allgemeine Ausbreitung des Christenthums, nach Joh. 10, 16. Vom Superint. J. A. G. Meyer. 252

Uebersicht der Principien, auf denen die Verschiedenheiten im christlichen Glauben beruhen. Ein Synodalvortrag. Von Dr. Vogel. . . 301

III. Miscellen.

Rundschreiben des königl. bayer. evang. Consistoriums des Rheinkreises. 315

Gottes Allmacht. Von Neuffer. 331

I.

Literatur.

Glaubenslehre.

Die eigenthümlichen Lehren des Christenthums vorzüglich für practische Geistliche rein biblisch dargestellt von Dr. Aug. Ludw. Christ. Heydenreich, Herzogl. Nass. Kirchenrathe, Director des ev. theol. Semin. und erstem Prof. d. Theol. zu Herborn. Erster Band, die Prolegomena enthaltend. Auch unter dem Titel: Grundlegung zu einer rein biblischen Darstellung der eigenthümlichen Lehren des Christenthums. Weilburg 1833. 8. 524 Seiten. (1 Thlr. 18 gr.)

Wer bedenkt, oder wer es erfahren hat, wie nicht blos Laien, die vielleicht seit ihrem Schulunterricht — vielleicht auch da nicht einmal — nie in die Bibel geguckt haben, sondern auch von Geistlichen, deren Bibelgucken freilich auch oft nicht von Bedeutung ist, und nicht selten sich nicht über die sonntäglichen Perikopen hinaus erstreckt, auf eine fast unglaubliche Weise mit einer Arroganz, die nur in der Ignoranz ihres Gleichen hat, das entschieden Unchristliche als das ewig Wahre, als das — Christliche selbst ausgesprochen, ja gepredigt

wird: der wird gewiß jeden Beitrag, dieſem höchſt traurigen und bejammernswerthen Zuſtande abzuhelfen, dankbar anerkennen, der gerade für dergleichen Leute berechnet iſt. Als ſolchen Beitrag heißen wir denn das oben genannte Buch, das wir hier zur Anzeige und vollen Empfehlung bringen wollen, herzlich willkommen. Zwar läßt ſich vorausſehen, daß es bei den bezeichneten Leuten darum wenig Geſchmack finden wird, weil es allerdings mehr Geiſtesanſtrengung erfordert, als ſie aufzuwenden geneigt ſind; ſie möchten alles gern in kurzen Reſultaten beiſammen haben, damit ihnen nicht durch die weitere Auseinanderſetzung, Rechtfertigung, Begründung und Vertheidigung der freie Spielraum ihrer Raiſonnements geſchmälert oder gar abgeſchnitten ſey. Indeß iſt das vorliegende Werk zugleich auf ſo anziehende Weiſe geſchrieben, die oft ziemlich weiten Digreſſionen doch beſonders durch pſychologiſches Eingehen auf die Zuſtände des Menſchen wieder ſo nahe gebracht, und durch intereſſante Citate aus den Kirchenvätern ſo ſchön ausgeſtattet, daß es gewiß jeden nur einigermaßen nach Erkenntniß ſtrebenden Geiſt anregen und regſam erhalten wird.

Es wird uns im vorliegenden Werk noch nicht die Entwickelung der eigenthümlichen Lehren des Chriſtenthums ſelbſt, ſondern nur die Grundlegung dazu, die Einleitung (Prolegomena) gegeben, „propädeutiſche Unterſuchungen," wie ſie der Verfaſſer im Vorbericht nennt, welche jedoch „hinlänglich erkennen laſſen, was nach ſeiner innigſten, geprüfteſten Ueberzeugung Kern und Geiſt des Evangeliums iſt." — „Daß in einer Schrift dieſer Art, ſagt der Verf. weiter im Vorbericht, gerade Neues und Unerhörtes geſagt werde, wird wohl Niemand erwarten, und mir ſelbſt kam es bei der Abfaſſung derſelben hierauf gar nicht an. Dankbar macht ſie von den vorhandenen Vorarbeiten Gebrauch, giebt aber deſſen ungeachtet Nichts Andern blos Nachgeſprochenes und Entlehntes, ſondern die Frucht des eigenen

gewiſſenhaften Denkens und Forſchens, und bezeugen will der Verfaſſer durch ſie auch an ſeinem Theile den Glauben, der ſich ihm je länger je mehr als göttliche Kraft und göttliche Wahrheit bewährt, auf welchen er mit Gottes Hülfe leben und ſterben will." Von der Wahrheit dieſes zweiten Satzes können wir unſre Leſer aus Ueberzeugung voraus verſichern. Und was den erſten Satz betrifft, ſo iſt nicht nur die Wahrheit an ſich ewig neu, und verjüngt ſich bei jeder neuen Combination; ſondern ſie iſt auch in unſrer Zeit eben als Wahrheit allen denen neu, die ſich theils durch ſinnliche, theils durch Vernunft-Blendung ihrem Reiche entzogen haben. — Das eigentlich Neue — Unerhörte — iſt nicht immer das Wahre, und „nicht, daß Neues bekannt, ſondern daß das vorhandene Wahre erkannt werde, thut Noth" — ſagt ein in ähnlicher Abſicht geſchriebenes Werkchen *), deſſen rühmliche Erwähnung wir hier nicht unterlaſſen dürfen.

Da wir keine Recenſion, ſondern eine Anzeige des vorliegenden Werkes beabſichtigen, ſo wollen wir kürzlich eine Ueberſicht des Inhaltes und Ganges der Unterſuchung dem Leſer vorlegen, woran wir theils unmittelbar, theils nachträglich einzelne Bemerkungen anknüpfen wollen.

Der Verfaſſer geht §. 1. von allgemeinen Bemerkungen über das eigenthümliche Weſen des Chriſtenthums — nicht ein „Complex der religiöſen und ſittlichen Vernunftwahrheiten, oder eine allgemeine Religions- und Sittenlehre .... als Grundſtoff erſcheint etwas Hiſtoriſches und Thatſächliches" — aus, und weiſt dieſes Eigenthümliche auch in den neuteſtamentlichen Benennungen (εὐαγγελιον mit ſeinen verſchiedenen nähern Bezeichnungen, μυστηριον θεου, καινη διαθηκη etc.) nach. S. 1—11. Zeigt dann §. 2., wie die

*) Grundlage und Vorſchule der Religionslehre. Zunächſt für gebildetere Schullehrer und ihren Religionsunterricht bearbeitet von L. Krauſold. Nürnberg 1834.

christliche Religion, als Religion, mit den Grundelementen aller Religion, an welche sich das ihm Eigenthümliche anschließt, zusammenhängt. Als diese Grundelemente treten hervor das Gottesbewußtseyn oder Abhängigkeitsgefühl (mit dem Bewußtseyn ursprünglicher Freiheit), das Bewußtseyn des gestörten richtigen Verhältnisses der Entfremdung von Gott; Schuldbewußtseyn der Sündhaftigkeit, und endlich das Bedürfniß der Erlösung aus diesem Zustande. S. 12—26.

§. 3. giebt in kurzen Umrissen das System der evangelischen Lehre nach seinen wesentlichen und unterscheidenden Momenten. Sieben Grundlehren oder Grundzüge werden aufgestellt: 1) der (im natürlichen Bewußtseyn geahnte) Schöpfer ist Gott, und Alles ist durch den Sohn geschaffen. 2) Mit ihm steht der Mensch in mehr als bloser Schöpfungsabhängigkeit. Wir sind seines Geschlechts; wir stehen in moralischer Verbindung mit ihm. 3) Was das ursprüngliche Verhältniß gestört hat, ist die Sünde. 4) Aber der Sünde gegenüber stellt das Christenthum die die Sünde und Trennung vernichtende Gnade in Christo, 5) welche die Wiedervereinigung mit Gott beginnt und vollendet, obwohl 6) nicht ohne des Menschen eigenes freies Mitwirken 7) und nicht in diesem Leibesleben. S. 26—38. — Hiebei spricht sich der Verf. für die innerste Einheit der Dogmatik und Ethik aus, und zeigt kürzlich, wie namentlich auch das Gebiet der Ethik in diesen Grundzügen eingeschlossen ist, indem es ja der Zweck des Christenthums ist, das neue Leben in Gott und das Einsseyn in ihm hervorzurufen und zu bewirken — 41.

Von §. 4. an beginnt der Beweis für die außerordentliche göttliche Offenbarung des Christenthums, der sich bis §. 12. und gewissermaßen bis §. 13. durchzieht. Nachdem nämlich §. 4. den Begriff der Offenbarung erörtert, und §. 5. die Denkbarkeit und Möglichkeit

einer außerordentlichen göttlichen Offenbarung erwiesen, werden nun die einzelnen Zeugnisse dafür aufgeführt, gewürdigt und vertheidigt, als z. B. das Zeugniß aus dem Zusammenhang mit frühern außerordentlichen Offenbarungen §. 6., das Zeugniß aus dem Inhalt, welcher eine Thatsache ist (Offenbarung Gottes im Fleisch), die nicht durch Reflexion gefunden werden kann, und welcher Verhältnisse und Sachen offenbart, die der Mensch nicht aus sich selbst finden konnte, §. 7. Hierauf wird §. 8 und 9. das Zeugniß der Zeugenden, nämlich Christi selbst und seiner Apostel vorgeführt und §. 10—12. die äußere Beglaubigung a) durch die Alttestamentliche Vorbereitung, b) durch die Wunder und Weissagungen Christi, Aussprüche Gottes selbst, Auferstehung und Himmelfahrt; und c) durch die Gründung des Reiches Christi mit seinen welthistorischen und in das innerste Leben des einzelnen Menschen eingreifenden Wirkungen nachgewiesen.

Indem wir hier freilich nur ein dürres Gerippe geben, braucht es wohl nicht erst der Erinnerung und Versicherung, daß im Buche selbst das Gerippe nicht blos mit Fleisch und Blut angethan, sondern mit lebendigem Geiste durchdrungen ist. Es möchte im Gegentheil das Schematische zu wenig hervortreten, indem, wie aus unsrer Darlegung zu ersehen, die subordinirten Theile eines allgemeinen Ganzen nicht als solche hervortreten, sondern in fortlaufenden §§. neben einander gestellt sind, was nicht ohne Nachtheil des Werkes geschehen ist. So macht z. B. §. 4—10. eigentlich ein Ganzes, und die einzelnen Paragraphen sind Unterabtheilungen dieses Ganzen. §. 11 und 12. sind eigentlich Unterabtheilungen des §. 10. Aehnlich ist es bei §. 14—17. — Doch wir fahren in unserer Relation fort, einiges Einzelne zu den bisherigen Paragraphen nachholend. Der Verf. nimmt überall auf die in unsrer Zeit besonders herrschenden Zweifel und Bedenken des rationalistischen Unglaubens Rücksicht, und weiß diese

wird: der wird gewiß jeden Beitrag, dieſem höchſt traurigen und bejammernswerthen Zuſtande abzuhelfen, dankbar anerkennen, der gerade für dergleichen Leute berechnet iſt. Als ſolchen Beitrag heißen wir denn das oben genannte Buch, das wir hier zur Anzeige und vollen Empfehlung bringen wollen, herzlich willkommen. Zwar läßt ſich vorausſehen, daß es bei den bezeichneten Leuten darum wenig Geſchmack finden wird, weil es allerdings mehr Geiſtesanſtrengung erfordert, als ſie aufzuwenden geneigt ſind; ſie möchten alles gern in kurzen Reſultaten beiſammen haben, damit ihnen nicht durch die weitere Auseinanderſetzung, Rechtfertigung, Begründung und Vertheidigung der freie Spielraum ihrer Raiſonnements geſchmälert oder gar abgeſchnitten ſey. Indeß iſt das vorliegende Werk zugleich auf ſo anziehende Weiſe geſchrieben, die oft ziemlich weiten Digreſſionen doch beſonders durch pſychologiſches Eingehen auf die Zuſtände des Menſchen wieder ſo nahe gebracht, und durch intereſſante Citate aus den Kirchenvätern ſo ſchön ausgeſtattet, daß es gewiß jeden nur einigermaßen nach Erkenntniß ſtrebenden Geiſt anregen und regſam erhalten wird.

Es wird uns im vorliegenden Werk noch nicht die Entwickelung der eigenthümlichen Lehren des Chriſtenthums ſelbſt, ſondern nur die Grundlegung dazu, die Einleitung (Prolegomena) gegeben, „propädeutiſche Unterſuchungen," wie ſie der Verfaſſer im Vorbericht nennt, welche jedoch „hinlänglich erkennen laſſen, was nach ſeiner innigſten, geprüfteſten Ueberzeugung Kern und Geiſt des Evangeliums iſt." — „Daß in einer Schrift dieſer Art, ſagt der Verf. weiter im Vorbericht, gerade Neues und Unerhörtes geſagt werde, wird wohl Niemand erwarten, und mir ſelbſt kam es bei der Abfaſſung derſelben hierauf gar nicht an. Dankbar macht ſie von den vorhandenen Vorarbeiten Gebrauch, giebt aber deſſen ungeachtet Nichts Andern blos Nachgeſprochenes und Entlehntes, ſondern die Frucht des eigenen

gewiſſenhaften Denkens und Forſchens, und bezeugen will der Verfaſſer durch ſie auch an ſeinem Theile den Glauben, der ſich ihm je länger je mehr als göttliche Kraft und göttliche Wahrheit bewährt, auf welchen er mit Gottes Hülfe leben und ſterben will." Von der Wahrheit dieſes zweiten Satzes können wir unſre Leſer aus Ueberzeugung voraus verſichern. Und was den erſten Satz betrifft, ſo iſt nicht nur die Wahrheit an ſich ewig neu, und verjüngt ſich bei jeder neuen Combination; ſondern ſie iſt auch in unſrer Zeit eben als Wahrheit allen denen neu, die ſich theils durch ſinnliche, theils durch Vernunft-Blendung ihrem Reiche entzogen haben. — Das eigentlich Neue — Unerhörte — iſt nicht immer das Wahre, und „nicht, daß Neues bekannt, ſondern daß das vorhandene Wahre erkannt werde, thut Noth" — ſagt ein in ähnlicher Abſicht geſchriebenes Werkchen *), deſſen rühmliche Erwähnung wir hier nicht unterlaſſen dürfen.

Da wir keine Recenſion, ſondern eine Anzeige des vorliegenden Werkes beabſichtigen, ſo wollen wir kürzlich eine Ueberſicht des Inhaltes und Ganges der Unterſuchung dem Leſer vorlegen, woran wir theils unmittelbar, theils nachträglich einzelne Bemerkungen anknüpfen wollen.

Der Verfaſſer geht §. 1. von allgemeinen Bemerkungen über das eigenthümliche Weſen des Chriſtenthums — nicht ein „Complex der religiöſen und ſittlichen Vernunftwahrheiten, oder eine allgemeine Religions- und Sittenlehre .... als Grundſtoff erſcheint etwas Hiſtoriſches und Thatſächliches" — aus, und weiſt dieſes Eigenthümliche auch in den neuteſtamentlichen Benennungen (εὐαγγελιον mit ſeinen verſchiedenen nähern Bezeichnungen, μυστηριον θεου, καινη διαθηκη etc.) nach. S. 1—11. Zeigt dann §. 2., wie die

*) Grundlage und Vorſchule der Religionslehre. Zunächſt für gebildetere Schullehrer und ihren Religionsunterricht bearbeitet von L. Kranßold. Nürnberg 1834.

dieſem Paragr. über die Quellen geſagt iſt, woraus Jeſus ſeine Religion geſchöpft haben ſoll, iſt beſonders dem Leichtſinne gegenüber, mit welchem dieſer Gegenſtand von v. Ammon in ſeinem gleichzeitig erſchienenen Werke „Fortbildung des Chriſtenthums zur Weltreligion" behandelt iſt, ſehr lobenswerth. Ueberhaupt iſt uns jenes Werk oft eingefallen um ſeines grellen Contraſts willen *).

An den practiſchen Beweis für die Göttlichkeit des Chriſtenthums aus der Erfahrung ſchließt ſich §. 13. eine Unterſuchung über die ſittliche Vorbedingung, von welcher der Glaube an das Evangelium als eine wahrhaft göttliche Offenbarung abhängt. „Nicht blos zur Befeſtigung dieſes Glaubens muß die ſittliche Wiedergeburt hinzukommen; nicht blos nachher, wenn der Glaube ſchon Wurzel gefaßt hat, kommt alles darauf an, daß man das chriſtliche Prinzip oder den Geiſt des Chriſtenthums in ſich aufnehme ꝛc. Nein, ſchon damit der Glaube entſtehe, wird als Prädispoſition zu demſelben eine ſittliche Willensrichtung erfordert, welche dem Geiſte des Evangelii einigermaßen verwandt iſt, welche geneigt macht, ſich ihm hinzugeben." S. 304 f. „Dazu, daß man des Glaubens an das Evangelium und an die Göttlichkeit deſſelben empfänglich ſey, gehört vielmehr ein offener, grader und unbefangener Wahrheitsſinn und ernſte, unpartheiiſche

heit für einen Lehrer der jugendlichen Herzen. Ohne dieſe Gewißheit muß er ſonſt ehrlicher Weiſe — ſchweigen, und damit hat ſein Lehren — ſein Amt — ein Ende: ehrlicher Weiſe!

*) Wir halten es für Pflicht, über dieſes Werk, das mit ſo großem Applaus aufgenommen, und auch in dieſem Blatte gelobt worden, theils im Intereſſe eines Theiles der Lehre, theils gewiß auch im Intereſſe und Einverſtändniß mehrerer der Herren Mitarbeiter unſer Urtheil kürzlich abzugeben. Wir halten es nämlich allerdings für ein fein gearbeitetes, mit glänzendem Rednertalente ausgeſchmücktes, aber eben deshalb nur deſto verderblicheres Werk, welches ganz im Einverſtändniß mit den Stimmführern unſres Zeitgeiſtes recht geeignet iſt, den Unglauben in ehrenvollem Gewande zu hegen, und die Schwachen zu verführen.

Wahrheitsliebe ꝛc. 312. „Mit diesem Wahrheitssinn muß sich verbinden ein dem Sittlichguten zugeneigter und zugewendeter, mit lebendigem Eifer nach Heiligung trachtender Sinn.“ 313. „Vorhanden muß endlich seyn ein religiöser und frommer Sinn, nebst einem in der frommen Gesinnung wurzelnden, einfach kindlichen, demüthig bescheidenen Glaubenssinn. 314 ff. —

Wir können nicht umhin, zu diesem Paragraph einiges Bedenken zu äußern. Gleich auf den ersten Blick muß es auffallen, wie viel als Prädisposition zum Glauben an die Göttlichkeit des Christenthums gefordert wird! Daß „ein Gemüth (wie es S. 312 heißt), das durch keine vorgefaßte Meinung geblendet, durch kein Interesse der Leidenschaft bestochen, und nicht von den Nebeln derselben umwölkt, nicht zu träge, zu leichtsinnig, zu verweltlicht ist, um die ernste Beschäftigung mit der höhern Wahrheit anziehend und wichtig zu finden, das nicht zufrieden mit seinem kleinen dürftigen Wissen, reicher zu werden strebt an Erkenntniß, und dankbar von jeder sich neu eröffnenden Quelle des Lichts Gebrauch macht;“ daß ein solches Gemüth „sich auch dem Lichte des Evangeliums freudig nähern, und bald merken wird, daß es hier finde, was es sucht und verlangt,“ das läßt sich allerdings nicht läugnen; auch daß es solche Gemüther geben mag; aber dies als wesentliche Prädisposition zum Glauben zu setzen, wer möchte das billigen können? Und nun gar „lebendigen Eifer nach Heiligung,“ „religiösen, frommen, einfachkindlichen Sinn ꝛc.“ — Es würde dem Verfasser selbst ein Leichtes seyn, dies alles als Frucht des Glaubens darzustellen, und das mit bei weitem mehr Wahrheit. Es ist hier zwar zunächst nur vom Glauben an das Göttliche des Christenthums die Rede; allein eben dieß scheint das Fehlerhafte und Irreleitende; so wie überhaupt die Annahme, daß es nur den Weg der vernünftigen Ueberzeugung, der Demonstration, zum wah-

ren Glauben gehöre. Es ist dieß ein Weg, aber nicht der Weg. — Liebe zur Wahrheit setzt Erkenntniß der Wahrheit voraus, und diese ist allein im Christenthum; Eifer in der Heiligung setzt eine gewisse Heiligung des Geistes voraus — ist aber eines von beiden möglich, ohne durch den Glauben im Christenthum zu seyn? — Eine sittliche Willensrichtung vor dem Glauben soll geneigt machen, den Geist des Christenthums in sich aufzunehmen? (S. 305.) — Sollen wir unsere Meinung kurz sagen, so scheint uns das ganze Glaubenswerk viel zu menschlich und einseitig aufgefaßt. — Es giebt eine Prädisposition zum Glauben — die gratia praeparans; sie ist aber nicht, ohne zugleich in und mit Glauben. Es giebt ein Kommen von Glauben zu Glauben, und die wahre volle Erkenntniß des Christenthums ist nur der Erfahrung der Kraft desselben aufbewahrt; diese Erfahrung ist nur in und durch Glauben möglich. Und wenn ein Sünder mitten in seinen Sünden und Lastern von der Gnade Gottes ergriffen wird, und zur Buße und zum Glauben gedrängt, da möchte wohl der h. Geist nicht erst sich an solches Hinderniß der Prädisposition kehren und den Sünder im Ergreifen der Gnade aufhalten. Wenn aber der Verf. bei dem als Prädisposition mitgeforderten frommen, kindlichen Sinn auf des Heilands Ausspruch Matth. 18, 3 f. verweist, so ist zu erinnern, daß es dort nicht heißt „wie sie müsse man seyn," (S. 317) sondern ἐαν μη γενησθε, wenn ihr nicht werdet; und nicht als Bedingung zum Glauben, sondern zum Himmelreich, in welches man durch den Glauben eingeht, ist dies Wort aufgestellt. Vergleicht man aber nun damit Joh. 3, 3 ff., so ist leicht zu ersehen, wie dieses Kind werden gemeint sey. — Doch genug, wir eilen, um noch Einiges aus dem Uebrigen zu referiren.

§. 14—17. wird nachgewiesen, wie die christliche Offenbarung keineswegs durch die schon vorhandenen

überflüssig gemacht ist, indem sie grade für das besondere Verhältniß des gefallenen Menschen zu Gott bestimmt, für sein Bedürfniß berechnet ist, und dieß Bedürfniß auch allein vollkommen befriedigt, §. 15.; indem nur durch diese Offenbarung der Gründung eine Anstalt gegeben war (christliche Kirche), wodurch das religiös sittliche Leben befördert, das Heilige und Göttliche bewahrt und gepflegt werde, §. 16.; indem endlich sie erst den anderweitigen Offenbarungen, die sie voraussetzt, theils mehr Bestimmtheit, Wahrheit und Kraft, theils mehr Bestätigung und Gewißheit giebt, und ihre Wahrheiten wirksamer, kräftiger und lebendiger macht, §. 17. —

Hiebei möchte es uns freilich scheinen, als ob das Spezifisch Unterscheidende und Wesentliche des Christenthums zu sehr in den Hintergrund trete.

§. 18. werden die Rechte der menschlichen Vernunft und die Gränzen derselben bestimmt. Sie darf, heißt es, diese Offenbarung nicht verwerfen, ihr ihren Character als außerordentliche übernatürliche Offenbarung Gottes nicht absprechen, sie nicht vervollkommnen oder ihren Inhalt ergänzen wollen, noch ihn verflachen und beliebig deuten. S. 413—443. — Kurz ausgedrückt, heißt das nun freilich nichts anders, als, die Vernunft des natürlichen Menschen soll schweigen, soll sich, wie Paulus der Apostel behauptet (und Paulus der Professor widerspricht) gefangen geben unter den Gehorsam des Glaubens. Wenn nun aber von S. 443 an gesagt wird, daß die Vernunft die Merkmale aufzusuchen und aufzustellen habe, was als wahrhaft göttliche Offenbarung gelten dürfe, so ist mit der einen Hand genommen, was mit der andern gegeben ist. Denn entweder es gilt, was oben gesagt ist, daß die Vernunft die christliche Religion nicht als außerordentliche Offenbarung Gottes verwerfen, sie nicht beliebig deuten dürfe, dann steht es mit dem Canon, daß sie die Merkmale aufstellen soll, sehr mißlich und leer.

Oder Letzteres gilt, dann ist das Erstere unmöglich. Auch ist schwer einzusehen, wie die Offenbarung in der Vernunft für die *außerordentliche* Offenbarung Gottes, zumal dem Inhalt nach, Richtschnur seyn sollen? — Zwar heißt es S. 446, die Vernunft solle das Einzelne, was die christliche Offenbarung enthält, *wenn es ihr gleich nicht a priori erkennbar ist, doch a posteriori als vernunftgemäs* einsehen und rechtfertigen. Allein heißt das Etwas anderes, als, sie soll sich unter den Gehorsam des Glaubens begeben, alsdann wird sie *erfahren*, daß ꝛc.? — Aus dieser Erfahrung heraus wird sie dann erkennen, rechtfertigen, vertheidigen, nachdem sie *erleuchtet worden* im Glauben, — und das hat sie Gott sey Dank wacker gethan bis hieher gegen die, welche aus ihr selbst die Merkmale aufstellen und prüfen wollten, und *deshalb* zum *Verwerfen* kamen; sie hat wacker gekämpft, die *erleuchtete* Vernunft gegen die unerleuchtete, und *darum* dem Christenthume feindselige *natürliche* Vernunft, und wird es ferner thun mit Gottes Hülfe und Waffenrüstung. In *diesem* Sinne stimmen wir völlig mit dem Verf. überein. —

Nachdem §. 19 und 20. die eigentliche Erkenntnißquelle des Christenthums, das N. Test., nachgewiesen, und deren Wichtigkeit, Aechtheit, histor. und dogm. Glaubwürdigkeit erörtert ist, wird §. 21. zum Schluß ein Entwurf zu einer vollständigen Darstellung der einzelnen Lehren des Christenthums, als Grundriß der zu erwartenden folgenden Theile, mitgetheilt. Zu deren Bearbeitung wir dem Hrn. Verf. Gottes Gnadenkraft reichlich wünschen; so wie wir schlüßlich noch unsern Dank hier öffentlich aussprechen für den bereits gegebenen Beitrag zur Aufbauung des Reiches Jesu Christi.

Historische Theologie.

Leben, Wirken und Tod des Kaisers. Ein Charakter- und Zeitgemälde, von Dr. A. J. Groß-Hoffinger. Entworfen bei Gelegenheit des Todes Franz I. am 1. März 1835. Stuttgart, Fr. Brodhag'sche Buchhandlung. 1835. S. 263 u. 78. (2 fl. rhn.)

Es kann hier nicht der Ort seyn, den ganzen Umfang dieser Schrift im Einzelnen mitzutheilen, da derselbe zum größern Theil der Theologie fremd ist. Ref. wird daher das Fremdartige nur kurz berühren, um desto mehr Raum für das Religiöse und Kirchliche des Buches zu gewinnen. Die Einleitung beschäftigt sich zunächst mit dem Gedanken, daß mit Franz der letzte Kaiser der Deutschen und der erste von Oestreich gestorben sey. Zeigt dann, daß jede Zeit eigenthümliche Fürstentugenden fordere, und bestimmt hierauf die Aufgabe der Schrift dahin: daß sie 1) prüfe, welche Pflichten dem Verewigten seine Zeit, der Zustand seines Staates und die Civilisation seines Volkes auferlegt habe, und 2) wie er seine Pflichten, Neigungen und Tugenden als Mensch mit seinen Obliegenheiten als Regent zu vereinbaren und in jeder Hinsicht den Anforderungen der Nothwendigkeit, Weisheit und seines Gewissens genug zu thun gestrebt habe. Der Verf. versichert, er gehe mit der Freude eines glühenden Patrioten an die Lösung seiner Aufgabe.

1. K. Schilderung der Zeitverhältnisse, unter welchen Kaiser Franz die Regierung antrat. 2. K. Erster Auftritt des Kaisers mit Rüstungen gegen das revol. Frankreich. 3. K. Geschichte der Ereignisse von 1794—7. 4. K. Folgen des Friedens von Campo Formio, namentlich in finanzieller Hinsicht für Oestreich. 5. K. Annahme des östreichischen Kaisertitels. 6. K. Einiges

zur Charakteriſtik des Kaiſers, die beſonders Mäßigung im Glücke, Standhaftigkeit im Unglück, Wohlwollen und Feindesliebe unter allem Wechſel der Umſtände auszeichnet; der unglückliche Krieg von 1805 und die unerſchütterte Achtung, in welcher der Kaiſer auch nach demſelben bei ſeinem Volke ſtand. 7. K. Niederlegung der deutſchen Kaiſerkrone, 6. Aug. 1806. 8. K. Krieg von 1809. 9. K. Tyroler Krieg. 10. K. Folgen des Wiener Friedens, — Napoleon heirathet Marie Luiſe. 11. K. Napoleons Sturz. 12. K. die Nachgeburten der franz. Revolution: Carbonaria und die Burſchenſchaft. 13. K. die Aufgabe des Kaiſers im Innern ſeines von ſehr vielerlei Völkern zuſammengeſetzten Reiches, er ſuchte ſie zu löſen, indem er auf dem Wege gütiger Propoſitionen, väterlicher Rathſchläge Vorurtheile bekämpfte, Humanität und Civiliſation der Sorgfalt ſeiner Reichsſtände empfahl. Glückliches Ergebniß dieſer Bemühung: patriotiſche Einmüthigkeit der vereinten 20 Nationen.

14. K. die kirchlich-religiöſe Seite der Regierung des Kaiſers. Von Joſeph hatte er gelernt, wie äußerſt nothwendig die vorſichtigſte Bedachtſamkeit ſey, wenn ein öſtreichiſcher Regent ſeine weltliche Gewalt auf religiöſe Inſtitute ausdehne. Eigene Frömmigkeit und eigenes Nachdenken überzeugte ihn, daß die ſtrenge Aufrechthaltung der Religion in ſeinen Staaten nicht nur wünſchenswerth, ſondern auch für den ganzen Staat höchſt nothwendig ſey. In einer Zeit, da die einzigen Anhaltspunkte der menſchlichen Vernunft, die einzigen Regeln der Sittlichkeit und Tugend einzuſtürzen drohten über den Häuptern frevelnder Atheiſten, die den Glauben zerſtörten, ohne dem menſchlichen Herzen Erſatz für ſeine verlornen Tröſtungen zu leiſten, mußte in Oeſtreich alle Heiligthümer der Religion und ſelbſt ihr fernſter Schein, der profanen Berührung weltlicher Gewalt unantaſtbar bleiben. Die Eigenheit der menſchlichen Vernunft, da, wo ſie die geringſte Aeußerlichkeit

eines Heiligthums profanirt sieht, das ganze Wesen desselben zu entheiligen, gab den Maßstab der Vorsicht und frommen Scheu. Fromme Gemüthsmenschen und nüchterne Denker müssen gleichsehr zittern, wenn sie sich einem Abgrunde nähern, dessen Rand unter ihren Füßen einzustürzen droht. Eben so gefährlich ist die Annäherung zum Unglauben; denn an dem Gange desselben ist der Boden des Glaubens nur dann haltbar, wenn man ihn nicht betritt. Sich vor diesem Abgrunde, dem sich Oestreich schon genähert hatte, zurückzuziehen, war Franz I. heiligste Regierungssorge — Pflicht und Nothwendigkeit zugleich; denn es war sichtbar, daß eine wilde Parthei, die damals die Welt bewegte, in dem herrschenden Kultus eine Vormauer der Monarchie zu erschüttern bemüht war. — Es war in finanzieller und populairer Beziehung weise und zeitgemäß, die Abteien wieder zur Unterhaltung von Trivialschulen, Gymnasien, philos. und theol. Lehranstalten zu berechtigen. Durch diese Maaßregel wurde in den Zeiten des Kriegs dem Verfall der Geistescultur vorgebeugt. Um brauchbare Lehrer zu bilden, wurden 1802 die aufgehobenen Landgymnasien wieder hergestellt, das Unterrichtsgeld aufgehoben, alle vorbereitenden Lehranstalten vermehrt, und mehrere Anstalten für philosophische Studien besonders in jenen Ortschaften errichtet, wo bischöfliche Priesterhäuser bestanden. Dadurch wurden die Wege zum Priesterstande erleichtert. Jedem Bischof ward für seinen Sprengel ein eigenes Seminar mit einer theologischen Anstalt — in Ermangelung einer Hochschule — bewilligt, und den ständischen Abteien und allen Orden die häuslichen Studien der Theologie und des Kirchenrechts gestattet unter der Bedingung der strengen Befolgung des vorgeschriebenen Lehrplanes und des Gebrauchs der vorgeschriebenen Lehrbücher. Auch mußten die Professoren sich öffentlicher Prüfung unterziehen, und mehreren andern Hauptübungen ihrer Fähigkeiten. Diesen Maaßregeln dankt die Monarchie eine groß

Anzahl trefflich gebildeter Priester, die sowohl durch ihre Kanzelberechtigkeit, als auch durch regelmäßige Belehrung der Unwissenden das Ansehen der Religion wieder hergestellt haben. Die religiösen Institute wurden warme Pflanzschulen tiefer und nützlicher Gelehrsamkeit. Die östreichische Historiographie verdankt ihnen namentlich große Schätze von geschichtlichem Material. — Franz bewies besonders durch die 1816 errichtete Centrallehranstalt für die höhere Geistlichkeit bei den Augustinern, aus welcher die Oberhirten der Kirchengemeinden hervorgingen, daß es ihnen nicht entgangen sey, wie das Ansehen der Religion nicht durch inquisit. Strenge gegen den Schwachglaubigen, sondern durch Bildung tüchtiger Priester aufrecht erhalten werden könne. Die Aechtheit so frommer Gesinnung offenbarte sich hauptsächlich in Besetzung der höchsten geistlichen Würden durch erprobte Priester von bürgerlicher Abkunft, welche nichts empfahl, als ihr Verdienst. So gewann der kath. Klerus an Nützlichkeit und Ehrwürdigkeit. Aber auch den übrigen Confessionen entzog Franz nicht seine väterliche Vorsorge. Er unterschied wohl in sich selbst 2 Personen, den Christen und den Regenten. War der erste auch von dem Wunsche beseelt, die alleinseligmachende Kirche möchte immer mehr an Herrlichkeit gewinnen, so hinderte das den letztern doch nicht, auch den Unterthan eines andern Glaubens seinen Schutz zu gewähren. Er ließ die von Joseph bewilligte Toleranz der That nach gelten, bewilligte den Protestanten große Gnaden, stellte ihre Bethäuser, da, wo sie mangelten, her, und beeiferte sich, im Allgemeinen als Nachfolger des göttlichen Dulders zu handeln. Nicht die Verschiedenheit des Glaubens haßte Franz, sondern den Unglauben und Atheismus. Dieß bewies er durch Einrichtung einer protestantischen Lehranstalt in Wien und durch Ertheilung der Erlaubniß zur öffentlichen Reformations-Jubelfeier 1817. Gleicher Duldung erfreuten sich die Israeliten, und sogar die Minoriten, welche in

Oeſtreich das Prärogativ der Militairfreiheit genießen. Des großen Joſephs Geiſt ging daher in Oeſtreich nicht verloren; vielmehr trug er erſt jetzt, nachdem ihn die Hand eines geſchickten Gärtners von den alles Edle umwuchernden Auswüchſen befreit, ſeine ſchönſten und ſüßeſten Früchte.

Das Weitere dieſes Kap. beſchäftigt ſich auch mit Aufzählung der Verdienſte Franzs um den Adel, beſonders des Verdienſtadels. 15. K. Unter Franz erhielt Oeſtreich die vielleicht vollkommenſten Geſetzbücher in Europa. 16. K. Verdienſte des Kaiſers um Ackerbau und Induſtrie. 17. K. Beförderung des Handelsverkehrs und Straßenbaues, z. B. die Luiſenſtraße von Karlsſtadt nach Fiume, die Agramerſtraße u. dgl., den Franzens-Kanal, die Entwäſſerungsanſtalt an der Marchuſe. 18. K. Errichtung, Verbeſſerung und Dotirung unzähliger Wohlthätigkeits- und Humanitätsanſtalten, namentlich Blindeninſtitute, Sparkaſſen, Krankenhäuſer. 19. K. Am wenigſten im Auslande bekannt ſind die Verdienſte des Kaiſers um die Geiſteskultur in ſeinem Staate. Die Zeit gebot ihm zwar, den zweideutigen Ruhm eines Mäcen zu verſchmähen, er that daher wenig für Belletriſtik, verbannte die unfruchtbare Metaphyſik aus den ordentlichen Lehrgegenſtänden der Unterrichtsanſtalten, er kehrte die geiſtige Thätigkeit der öſtreichiſchen Völker mehr nach innen, bewahrte ihnen aber eben dadurch ihre Kraft. Die 1795 errichtete Studienreviſions-Hofcommiſſion wurde mit Prüfung aller Lehranſtalten (mit Ausnahme des Militairs) beauftragt. In Folge ihrer fortgeſetzten Wirkſamkeit wurden 1802 die Landgymnaſien wieder hergeſtellt, die Studienconfeſſe aufgehoben, und für jeden Zweig, jede Facultät, ja auch für die Gymnaſien Directoren ernannt. 1808 wurde die Studienhofcommiſſion errichtet, die einen Zweig der vereinigten Hofcanzlei bildet, deren Mitglieder und Referenten die ſämmtlichen Studiendirectoren der Wiener Univerſität ſind, und bei welcher jedes

Hauptlehrfach einen eigenen Referenten hat. Der Aufstellung jener Directoriate folgte die Einführung ganz neuer Lehrplane für alle Fächer; und nachdem für alle diese Anstalten ein allgemeines System des Unterrichts hergestellt war, begann die Studienhofcommission ihre regelmäßigen Arbeiten zur Verbesserung der Schulanstalt und einzelnen Zweige des Lehramts. In den theol. Lehranstalten wurden außerordentliche Vorlesungen über die hebr. und griech. Sprache angeordnet, die schädliche Dialektik und bloße Polemik bei den Prüfungen abgestellt, und neue Instruktionen für die Klosterstudien erlassen. Die Erziehungskunde wurde ein allgemein vorgeschriebenes Fach, und jedem Lyceum wurde ein Adjunkt beigegeben, welcher die Stelle eines Correpetitors zu versehen hatte. Den Direktoren des theol. Studiums wurde die Bereisung der Privatlehranstalten aufgetragen, den Abteien die sorgfältige Ausbildung zu Lehrkanzeln tauglicher Subjekte, vorzüglich für das Bibelstudium, die Kirchengeschichte und Dogmatik. Präparandenschulen für Volksschullehrer — besonders begünstigt wurden die Pflanzschulen für künftige Professoren, namentlich in der Medicin. Eben so wenig blieben die Hebammen, das Thierarzneiwesen u. dgl. vergessen. In den philosophischen Lehranstalten wurde dem drohenden Verfall der alten Sprachen vorgebeugt. Ackerbaugesellschaften wurden ins Leben gerufen, das ungarische und siebenbürgische Recht erhielt eigene Lehrkanzeln zu Wien, das östreichische deutsche zu Pesth. Naturgeschichte und Technologie wurden zu ordentlichen Lehrgegenständen erhoben. Für höhere Mathematik und Astronomie Stipendien ausgesetzt, die Bibliotheken bedacht, die Besoldungen der Lehrer erhöht, und Ehrenauszeichnungen verdienten Lehrern ertheilt, Wiederholungs- und Regimentsschulen eingerichtet. Auch die Protestanten und Juden erhielten zweckmäßige Lehranstalten. Unsterbliches Verdienst erwarb sich Franz durch Errichtung der polytechnischen Institute zu Wien und

Prag. Galizien erhielt unzählige Lehranſtalten, eine neue Univerſität und viele Volksſchulen; in dem Lomb. Venet. Königreiche wurde das Unterrichtsweſen verbeſſert, beſonders der Elementarunterricht. In den Erblanden (außer Ungarn) fanden ſich 1832 — 24,931 Volksſchulen, mit 1,453,041 Schülern und 500,474 Wiederholungsſchülern. 10,252 Katecheten, 21,801 Lehrer ertheilten den Unterricht, 14,011 Seelſorger und 845 Diſtriktsſchulaufſeher beſorgten die Aufſicht. In den Taubſtummen- und Blindeninſtituten zu Wien, Prag, Mailand, Gráz, Lemberg, Linz und Brixen erhalten 300 dieſer Unglücklichen ihre Bildung. Am polyt. Inſtitute zu Wien werden 747 Studirende von 35 Lehrern unterrichtet, das zu Prag hat 400 Schüler und 4 Profeſſoren, das zu Brünn 66 Schüler. In 127 Gymnaſien ſind 28,827 Schüler. Die philoſ. Lehranſtalt von 8 Univerſitäten zählt 334 Profeſſoren und 7284 Studirende, 16 medicin. Anſtalten mit 149 Profeſſoren 4249 Studirende, die Thierarzneiſchule zu Wien 257 Stud., die jurid. polit. Anſtalt 57 Prof. und 3191 Stud., die theol. 5862 Stud. und 324 Prof. Die 1816 errichtete Bildungsanſtalt für Weltprieſter zählt 62 Prieſter und 5 Vorgeſetzte. Außerdem beſtehen viele vom Kaiſer begünſtigte Konvikte und Penſionate. Die Militairerziehungsanſtalt zählte 3000 Zöglinge. In Folge dieſer Anſtalten zeigt dem deutſchen Bewohner der Monarch eine intellektuelle Kultur, welche man in andern Ländern vergeblich ſucht. Allgemein iſt er nicht nur in den gewöhnlichen Elementarfächern wohl unterrichtet, ſondern beſitzt ſogar mehrere Sprachkenntniß, und iſt zu jedem bürgerlichen Geſchäfte, namentlich zum Handel, tauglich. Auch in den übrigen Provinzen iſt die Bildung allenthalben in raſchen Fortſchritten begriffen, und dieß iſt vornehmlich ein Werk des Kaiſers Franz.

20. K. Der durch die Zeitumſtände gebotenen Cenſurſtrenge ungeachtet, erlahmte unter Franz doch nie

die höhere Wiſſenſchaftlichkeit. Die Zahl der Schriftſteller iſt gering, weil man gewohnt iſt, ſeine Gaben der praktiſchen Thätigkeit des bürgerlichen Lebens zuzuwenden. „Individuen von der Geiſtesgröße des norddeutſchen Schriftſtellerpöbels fungiren als nützliche Kopiſten in Zoll- und Poſtämtern.“ Die öſtreichiſche Literatur zählt daher nicht verhältnißmäßig viele Bände, allein ſie iſt ungemein reich an wichtigen Reſultaten gelehrter Forſchung. — Die Geſchichte des Auslandes fand außer dem hochberühmten Hammer faſt keinen Bearbeiter; Aufzählung der vaterländiſchen Geſchichtsſchulen, der Schriftſteller im Fache der Statiſtik, Geographie, Archäologie, Münzkunde, Chemie, Mathematik, Medicin und des Militairweſens. Andere werden nicht erwähnt. — Die wiſſenſchaftliche Expedition nach Braſilien 1817. — Die Schriftſteller im Lomb. Venet. Königreich. Die periodiſche Literatur iſt nicht ſo ergiebig, wie in Deutſchland, aber ungemein wichtig; ſie theilt ſich in die 4 Fächer: Gelehrte — Politiſche — Unterhaltungs- und Volksblätter. Hervorhebung der Wichtigſten, beſonders Wiener Jahrbücher der Literatur, Fundgruben des Orients u. dgl. In der Kunſt gebot die Zeit Sparſamkeit, daher Franz ſich nicht auf Erhaltung des Alten beſchränkte. Am meiſten geſchah noch im Gebiete der Baukunſt, ſo wurden von 1809—22 3556 Kirchengebäude, 606 Pfarrhöfe, 591 Schulhäuſer errichtet, darunter der Stephansdom, die Kirche zu Maria Stiegen, der Mailänder Dom, das polyt. Inſtitut zu Wien u. ſ. w. Aufzählung der Maler, Bildhauer, Muſiker, Dichter.

21. K. Verdienſte um das Militairweſen.

22. K. Charakteriſtik der Perſönlichkeit des Kaiſers — geb. zu Florenz 12. Febr. 1768, bewahrte er immer eine gewiſſe Vorliebe für Italien, doch nahm er nachher Sitte und Sprache ganz von den Wienern an.

Von ſeiner Jugendgeſchichte iſt wenig bekannt. Er

war ein Liebling Joseph II. machte sich wie die meisten wohlthätigen leidenschaftlosen Menschen in seiner Jugend durch keine außerordentliche Anlage bemerklich. Er trug alle Eigenthümlichkeit der Habsburg Lothr. Familie an sich: hoher, schlanker Wuchs, regelmäßige Physiognomie, aufgeworfene östr. Oberlippe, die hohe Stirn mit kahlem Vorderhaupt in Verbindung und gleichsam beleuchtet von hellen, fest und ruhig blickenden Augen, war nur schwach markirt, daher ihr Ausdruck weit mehr Sanftmuth, als die Physiognomie Josephs verrieth. Die Schläfe waren ziemlich flach gedrückt, wie das ganze Gesicht von einer Wange zur andern. Die Nase war sehr regelmäßig gebaut, und trat weder zu sehr, noch zu wenig im Profil hervor. Mitten auf der Wange vom Backenknochen sich herabziehend, bemerkt man den ihm eigenthümlichen Zug des Wohlwollens, der heitern Unbefangenheit. Von der Nase nach den Mundwinkeln hin zog sich jene scharfe Linie, die bei leidenschaftlichen Menschen selten so gerade und ruhig liegt wie hier, verbunden mit dem ernsten Zug, der von beiden Mundwinkeln herabläuft an den Kieferknochen, der Mund war etwas groß, und die hier getrennte unterste Partie des Gesichts mit der östr. Lippe und dem Kinn war das einzig harte in seiner Physiognomie. Hier saß der alle Leiden und Leidenschaft überlebende spanische Ernst, seine Festigkeit und Strenge, die Haare trug er schlicht und einfach, der ganze Kopf trug den Ausdruck eines frommen, strengen, einfachen, bürgerlichen Sinnes. Im Civilkleide, das er vor allen liebte, begnügte er sich mit einem bequemen Rock, dessen Schnitt einfach, weder modisch, noch alterthümlich, eben so bescheiden, wie die braune Farbe desselben, seine Entfernung von aller Prachtliebe angriff. Kleiderwechsel liebte er nicht, am wenigsten bei Hut. Sein Schritt war langsam und fest. Bei Spaziergängen unter seinem Volke trug er die Hände meistens auf den Rücken. Der Ausdruck seines Gesichts veränderte sich selten. In jeder Art des

Genusses war er sehr mäßig und streng gegen sich selbst. Früher trank er zu Tische schon mäßig Wein, doch seit langer Zeit nur Wasser. Sein Mahl war äußerst frugal, und seine ganze Lebensweise so einfach und ordentlich, wie kaum die eines Wiener Bürgers. Alles hatte seine Zeit, selbst das geringste. Störungen waren ihm höchst zuwider, aber in seinem bewegten Leben mußte er sich solche oft gefallen lassen. In seiner Haushaltung und Regierung wich er nicht gerne von dem einmal eingeschlagenen Wege, gleichviel, ob er bequem oder beschwerlich, wenn er nur sicher war. Kurze energische Kraftbewegungen fanden bei ihm nicht statt, aber große ausdauernde Thätigkeit. Die Arbeiten des Cabinets waren sein ununterbrochenes Tagwerk, die Naturwissenschaft und praktische Landwirthschaft betrieb er zu seiner Erholung und Zerstreuung in den wenigen Ferientagen, die er sich im Sommer erlaubte, um seine Familienherrschaft zu besuchen. Sein Hofstaat war prunklos, ein Muster von Einfachheit, fast etwas altväterisch in Kostüme und Sitte. Verschwendung war ihm unmöglich; aber sein Privatschatz setzte ihn in den Stand, oft persönlich und mit eigenen Mitteln dort zu helfen, wo die Staatseinrichtungen nicht erlaubten, auf gesetzlichem Wege einzuschreiten. Allbekannt und allgerühmt ist seine östreichische Leutseligkeit. Wöchentlich 2mal gewährte er allen Supplikanten Audienzen. Besonders trat hier neben der Freundlichkeit sein außerordentliches Gedächtniß hervor. Charakteristisch war auch sein strenges Festhalten an der juridischen Form. Er selbst war dem Gesetze am gehorsamsten, und gefiel sich darin, sich demselben überall zu unterwerfen. Das Unterzeichnen von Todesurtheilen kam ihm sehr schwer an, aber hielt er sie nach wiederholter Prüfung für gerecht, so brachte ihn auch keine Bitte dazu, Gnade zu ertheilen, am wenigsten bei vornehmen Verbrechern. — Bei neuen Planen ließ er sich gerne das Referat vom entschiedensten Gegner der Idee machen. Unerschütterlich war sein Glaube,

man müsse die Religion, das herkömmliche Gesetz, und die bestehende Ordnung der Gesellschaft aufrecht zu halten suchen, und Gut und Blut anwenden, um die Völker vom Schwindel des Revolutionsgeistes zu befreien. Das Familienleben des Kaisers zeigt uns einen liebenswürdigen Hausvater, Gatten und Bruder. Sein Hang zum häuslichen Leben veranlaßte ihn zu 4 Heirathsbündnissen, deren letztes eines der glücklichsten war. Die kaiserl. Familie war den Einwohnern der Residenz ein Muster von häuslicher Eintracht und Sittenreinheit. Ihre Anhänglichkeit blieb sich selbst im Unglück gleich. Mit besonderer Zärtlichkeit hing Franz an seinem Enkel, dem Herzog von Reichstädt. Seine große Wahrheitsliebe zeigt sich auch in der Vorschrift und dem Erzieher. Wahrheit muß die Grundlage seiner Erziehung seyn. Beantworten sie alle Fragen offen; dieß ist das sicherste und einzige Mittel, seine Einbildungskraft zu beruhigen, und ihnen das Vertrauen einzuflößen, dessen sie bedürfen, um ihn zu leiten.

23. K. Letzte Krankheit. — Schon 1826 hatte er eine gefährliche Entzündungskrankheit, sie wiederholte sich den 24. Febr. 1835. Er arbeitete bis zum letzten Tage fort. Empfing am 28. Morgens 2 Uhr das Sterbesacrament, und zeigte noch hohe Geisteskraft. Er verabschiedete sich von seiner Familie mit den Worten: „Ich beschwöre euch, meine Theuren, die ihr mich hier sterben sehet, gedenket dieses Augenblicks, seyd fromm und einträchtig, und der Himmel wird euch segnen.“ Um $\frac{3}{4}$ auf 1 Morgens den 2. März verschied er.

Anhang: Ein Gedicht auf diese Nacht. Sodann Beschreibung der Trauerfeierlichkeit, Sammlung der besten Gelegenheitsgedichte und andere auf den Tod des Kaisers sich beziehende Aufsätze. Endlich eine Stammtafel des Kaiserhauses. Zwei Lithor. stellen den Kaiser vor a) zwei Stunden nach dem Tode, b) auf dem Paradebett.

Homiletik.

1. Homiletisches Magazin über die sämmtlichen für die evangelisch protestantische Kirche des Großherzogthums Baden neubestimmten evangelischen und epistolischen Pericopen, so wie über die Passionstexte. Bearbeitet von Carl Friedrich Wilh. Paniel, Pfarrer und Kamerar zu Ziegelhausen bei Heidelberg. Erster Theil. Heidelberg, Druck und Verlag von K. Groos 1836. gr. 8. XVIII. und 372 S. Auch unter dem allgemeinen Titel: Homiletisches Magazin über ausgewählte Stellen des Neuen Testaments, unter Berücksichtigung der Ordnung des Kirchenjahrs zum Gebrauch ꝛc.

Bei der Anzeige dieses Magazins machen wir unsere Leser mit einem, wie es scheint, noch jungen, aber sehr talentvollen, wissenschaftlich und praktisch gebildeten Manne, wie wir ihn aus andern literarischen Arbeiten kennen zu lernen das Vergnügen hatten, bekannt, der, so viel wir aus andern Blättern wissen, im vorigen Jahre einen Ruf an die evangelische Gemeine in Wien erhielt. Zur Herausgabe dieses Magazins wurde derselbe, wie die Vorrede bemerkt, durch die Theilnahme an den Studien des theologischen Vereins zu Neckargemünd und durch den Wunsch veranlaßt, zunächst den protestantischen Geistlichen Badens eine Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung der neuen vorgeschriebenen Pericopen an die Hand zu geben. Daß der Hr. Verf. auch innern Beruf dazu habe, sind wir vollkommen überzeugt, und zweifeln nicht, daß sein Unternehmen ein sehr nützliches sey. In wie weit es ihm gelungen sey, seine Aufgabe zu lösen, wollen wir in der Beurtheilung des vor uns liegenden ersten Theils zu zeigen suchen.

Um zu vermeiden, daß sein Magazin nicht „ein neues Ruhebette für die geistige Bequemlichkeit," sondern blos ein Rathgeber werde, hat es der Hr. Verf. vorgezogen, blos unausgeführte Predigtentwürfe zu liefern, deren über jeden Text immer 30 bis 40, eine allzugroße Zahl, gewöhnlich auf 14 — 18 Seiten gegeben werden. So wenig wir dem Verf. widerstreiten wollen, daß Predigten und ausführliche Predigtentwürfe allzuleicht und oft mißbraucht werden, so wenig können wir mit demselben übereinstimmen, daß bloße Dispositionen und kurze Entwürfe, wie sie hier geliefert werden, zur Erreichung des vorgesetzten Zweckes genügen, so schulgerecht und textgemäß sie auch seyn mögen. Am wenigsten möchte das bei neuen Predigttexten, mit denen der Prediger noch wenig vertraut ist, der Fall seyn. Da bedarf es, wie uns dünkt, vornehmlich und zuerst praktischer Erklärungen des Textes, um dadurch in den Geist desselben erst einzuweihen und dann zur Auffindung praktischer Ideen oder zur Bearbeitung der angebotenen anzuleiten. Selbst auch kurze Andeutungen und Winke zur zweckmäßigen Bearbeitung aufgestellter und zergliederter Hauptsätze, besonders mit steter Hinweisung auf den Text, dürfen nach unserer Ansicht nicht fehlen, sollen anders solche Predigtentwürfe ein Rathgeber werden für die, die des Rathes und der Anleitung bedürfen. Dies letztere ist jedoch öfters in den vorliegenden Entwürfen geschehen.

Wir wollen mit diesen vorläufigen allgemeinen Bemerkungen dem Werthe der von dem Hrn. Verf. gelieferten Predigtentwürfe, die nach ihrer Größe durchgehends als sehr vorzüglich erklärt werden müssen, keineswegs zu nahe treten, glauben aber gewiß, daß der Werth derselben und ihre Nützlichkeit besonders für jüngere Prediger um Vieles erhöht worden wäre, wenn es ihm gefallen hätte, über jeden Text eine praktische Erklärung vorauszuschicken und hin und wieder, wo es nöthig ist, Fingerzeige oder praktische Winke zu geben,

gleichsam wie sie in homiletischen Seminaren der Lehrer zu geben hat. Der Hr. Verf. hat sich davon, wie es scheint, durch eine allzugroße Besorgniß, zu viel zu geben und dadurch der „geistigen Bequemlichkeit" Nahrung zu bieten, abhalten lassen, was wir um so mehr bedauern, als er sowohl nach den vorliegenden, als nach andern uns von ihm zu Gesicht gekommenen homiletischen Arbeiten ganz der Mann ist, in dieser Hinsicht etwas Ausgezeichnetes zu liefern und dadurch einem Mangel abzuhelfen, den man, so reich unsere homiletische Literatur ist, allzuhäufig findet. Wir können daher den Wunsch nicht bergen, daß es ihm gefallen möge, bei dem nächsten Theile seines Werkes hierauf möglichste Rücksicht zu nehmen, und sind im Voraus überzeugt, daß dann seine Arbeit dem Gelungensten, was wir in dieser Rücksicht haben, sich an die Seite stellen darf.

Nach diesen vorläufigen und aus wahrer Achtung für den würdigen Hrn. Verf. hervorgegangenen Bemerkungen gehen wir nun noch auf das Einzelne über.

Die Art und Weise, in der unser Verf. die Texte behandelte, ist eine dreifache. Entweder erläuterte er den ganzen Text Schritt vor Schritt nach der Ordnung seiner Bestandtheile, was jedoch selten geschieht; oder er schöpfte die Hauptmaterialien der Ausführung unmittelbar aus dem Texte und ordnete sie, wie es die logische Zergliederung des Hauptsatzes erforderte. Nach dieser Predigtform sind die meisten Entwürfe gefertigt; oder er wählte einen Standpunkt, von welchem aus er den ganzen Text zu einem logischen Ganzen ordnete und unter einen allgemeinen, die ganze Pericope umfassenden oder durchdringenden Hauptsatz stellte. Von dieser, analytisch-synthetischen, Predigtform ist gewöhnlich bei jeder Pericope der erste Entwurf. Bei allen diesen Predigtweisen hat sich der Verf. als einen gewandten Homileten gezeigt, und auch in bloßen Dispositionen einen großen Ideenreichthum zur weiteren Ausführung an die Hand gegeben.

Die erste Pericope, die hier behandelt wird, ist die auf den 2. Adventsonntag, Luc. 3, 1—18, (nicht Luc. 1, 1—18) über welche, von S. 1—18, im Ganzen 41 Entwürfe gegeben werden. Der erste hat „die Predigt des Johannes" zum Hauptgegenstand und umfaßt unter folgenden Sätzen den ganzen Text: I. Wodurch wurde diese Predigt veranlaßt? a) durch den Befehl Gottes, V. 2. b) durch längstgehegte fromme Erwartungen, V. 4—6. II. An wen war dieselbe gerichtet? a) an alles Volk ohne Unterschied, V. 7. b) an die Sündhaften unter demselben insbesondere. V. 7. III. Welches war ihr Inhalt? a) Warnung vor verderblicher Sicherheit, V. 8. b) Aufruf zur Selbsterkenntniß, V. 10. c) Ermunterung zu Werken der Gottseligkeit, V. 11—14. d) Schilderung des drohenden Gerichts, V. 9. 17. e) Verkündigung des nahenden Heilandes und Erlösers. V. 16. — Welch ein Reichthum von Materialien in gehöriger logischer Ordnung zu einer Predigt!

Dasselbe ist auch bei dem 2. Entwurf über diesen Text der Fall, wo die Frage aufgestellt wird: Wodurch erscheint uns Johannes in einem so ehrwürdigen Lichte? dadurch 1) daß er dem Befehle Gottes so eifrig Folge leistete, V. 2. 2) daß er für das Reich der Wahrheit und der Tugend so hoch begeistert war, V. 4—6. 3) daß er die Wahrheit so unverhohlen, rücksichtslos und furchtlos sagte, V. 7—9. 4) daß er so klar und fest auf das Eine drang, was ewig Noth thut, V. 8—14. 5) daß er bei all' seinen Verdiensten so bescheiden war und höhere Verdienste so freudig pries, V. 15—17. — Die folgenden Entwürfe über diese Pericope sind in synthetischer Form gegeben, von welcher wir, ohne Auswahl, gleich die nächste mittheilen wollen. Sie stellt nach V. 4—6 das etwas zu weitläufig gefaßte Thema auf: Was uns die Wahrheit lehre, daß zu allen Zeiten gerade die frömmsten Menschen von einer unerschütterlichen Hoff-

nung auf eine zukünftige Veredlung ihres Geschlechtes durchdrungen waren. 1) Daß diese Hoffnung kein leerer Wahn seyn kann, wenn wir nicht annehmen wollen, daß selbst das höchste menschliche Wissen und die reinste Verfassung des Gemüthes täusche und irre führe; 2) daß Herz und Sinn um so reiner und edler sind, je lebhafter und aufrichtiger sie sich nach jener Veredlung sehnen; 3) daß die Menschheit immer im Fortschreiten zu höherer Veredlung begriffen ist ꝛc. — 4) daß wir uns nicht dürfen irre machen lassen, wenn unsre edeln Hoffnungen auf Veredlung der Menschheit nur langsam und unvollständig in Erfüllung gehen; 5) daß sich auch in der Zukunft zu allen Zeiten Menschen finden werden, welche dem Glücke der Menschheit ihr Denken und Wirken weihen werden. — So viel Vorzügliches alle hier vorkommende Entwürfe haben, indem sie sich meistens durch Klarheit, richtige Zergliederung, so wie durch Mannichfaltigkeit der Hauptsätze auszeichnen, so glauben wir doch den Hrn. Verf. noch auf einen Mangel aufmerksam machen zu müssen, der nach unserm Dafürhalten darin besteht, daß er zu selten Hauptsätze aus der Glaubenslehre gewählt hat. Den Beweis wollen wir am besten damit liefern, daß wir unsern Lesern die Themate einiger noch folgender Entwürfe über die angeführte Textesstelle mittheilen. Sie sind der Reihe nach:

4) Daß am allerwenigsten Christen darüber im Zweifel seyn können, was sie zu thun haben. (V. 7 — 18.) 5) Einige der einfachsten Forderungen der wahren Bruderliebe. (V. 10 — 14.) 6) Daß ein freimüthig ausgesprochener, gegründeter Tadel selten seine Wirkung verfehle. (V. 7, 10. 15.) 7) Mit großen Eigenschaften ist auch immer Demuth verbunden. — Dieser Behauptung möchten wohl nicht Alle beistimmen, da die Erfahrung oft genug das Gegentheil lehrt. Richtiger würde der Satz so lauten: Große Eigenschaften sind bei einem frommen Menschen immer auch mit Demuth verbun-

den. — 8) Wie herrlich die großen Verheißungen von dem kommenden Meſſias in Erfüllung gegangen ſind. (V. 16 — 18.) 9) Wodurch gerathen die Völker am unrettbarſten in die Botmäßigkeit fremder Unterdrücker? (V. 1.) 1) Dadurch, daß a) ꝛc. 2) Was giebt dieſe Wahrheit uns zu bedenken? Dieſer zweite Theil liegt nicht im Thema. Es hätte demnach daſſelbe anders geſtellt werden müſſen, um die praktiſche Anwendung in logiſche Verbindung mit dem Ganzen zu bringen. — 10) Ueber den Werth der Einſamkeit. (V. 2.) 11) Daß alle die edeln Menſchen, welche mit heiliger Begeiſterung an der Veredlung der Brüderwelt gearbeitet haben, nicht ohne den Befehl Gottes gehandelt haben können. (V. 2.) 12) Es iſt die Stimme Gottes ſelber, welche uns in unſerm Innern zu einem ſegensreichen Wirken antreibt. (V. 2.) Ein ſehr vorzüglicher Entwurf. Von den dogmatiſchen Gegenſtänden, die hier noch behandelt werden, wollen wir ſtatt all' der übrigen noch den sub Nro. 30. über die Höllenſtrafen anführen, der alſo lautet: Was iſt von den ſogenannten Höllenſtrafen zu halten? 1) Sie können unmöglich in ſinnlichen Qualen, wie die erhitzte (?) und ungeregelte Einbildungskraft ſie den Menſchen vorſtellt, beſtehen; 2) ſie werden im Gegentheil geiſtiger Natur, aber deshalb nicht minder qualvoll ſeyn; 3) ſie werden dem Grade unſerer Verſchuldung aufs Genaueſte angemeſſen ſeyn; 4) ſie werden unfehlbar eintreten. Ein Hauptpunkt, über die Dauer — Ewigkeit der Höllenſtrafen, iſt überſehen worden.

Die folgenden evangeliſchen Pericopen, welche in dieſem Bande noch behandelt werden, ſind die am Sonntage nach Chriſttag, Luc. 2, 25 — 35; am Neujahrstage, Pſ. 90.; am 3. Sonntag nach Neujahr, Matth. 3, 13 — 17.; am 5. Sonntag nach Neujahr, Joh. 1, 35 — 51.; am 1. Oſterfeſt, Luc. 24, 1 — 10.; am S. Exaudi, Joh. 15, 17 — 25.; 2. Pfingſtfeſt, Matth. 10, 16 — 28.; am 6. Sonnt. nach Trin., Matth. 16, 13 — 20.; am 7. S.

nach Trin., Matth. 5, 1 — 12.; am 10. S. nach Trin., Matth. 11, 25 — 30.; am 12. S. nach Trin., Joh. 14, 1 — 14.; am 19. S. nach Trin., Matth. 18, 1 — 10.; am 25. S. nach Trin., Matth. 23, 34 — 39.; am Reformationsfeſt, Joh. 4, 23 — 24., Joh. 8, 31 — 32., Joh. 12, 46.

Nach dieſen folgen noch Entwürfe über 13 epiſtoliſche Pericopen. Warum der Verf. die Pericopen nicht in gewöhnlicher Reihenfolge genommen hat, iſt nicht zu erſehen. Aus den Entwürfen über das Evang. am 19. Sonnt. nach Trin. führen wir noch einen an, der uns ebenfalls defect erſchienen iſt. Er handelt von „unſern Engeln auf Erden.“ Dieſe ſind 1) die frommen Eltern, welche uns mit treuer Gewiſſenhaftigkeit erziehen; 2) die treuen Lehrer und Seelſorger, welche unſern Geiſt bilden und unſer Herz veredeln, 3) die edlen Menſchenfreunde, welche ſich unſer in Noth und Elend annehmen, 4) die gläubigen Tröſter, welche uns auf dem Todesbette Muth und Hoffnung zuſprechen, und uns mit dem Himmel vertrauter machen. Wir fügen noch hinzu: 5) das Wort Gottes und unſer Glaube.

Haben wir auch hin und wieder Ausſtellungen über die Arbeit des Hrn. Verf. gemacht, ſo können dieſe den entſchiedenen Werth derſelben keineswegs ſchmälern, ſondern ſie ſind vielmehr Belege, daß wir die meiſten ſeiner Entwürfe mit vielem Intereſſe durchgeleſen haben. Möge ſein Unternehmen mit dem beſten Erfolg gekrönt werden, ſo wie ſolches es verdient. Das Werk iſt dem Herrn Prälaten, Miniſterial- und Kirchenrathe Dr. Hüffell gewidmet. Druck und Papier ſind lobenswerth.

λ.

2. Predigtbuch für den Bürger und Landmann, über die Evangelien auf alle Sonn- und Feſttage. Von Ludwig Pflaum, ehemaligem K.

Baier. Dekan, Stadtpfarrer und Distr.-Schul-Insp. zu Bayreuth. Dritte Auflage. Bayreuth 1836. Im Verlage der Grau'schen Buchhandlung. gr. 4. VIII. u. 494 S. (1 Thlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.)

Unter allen Predigtbüchern für den Bürger und Landmann und zum Gebrauch bei kirchlichen Vorlesungen, die dem Ref. bekannt sind, findet er keines seinem Zwecke so angemessen und entsprechend, als das Pflaum'sche. Die gegenwärtige dritte Auflage, welche diese Predigtsammlung erlebt hat, beweist schon, daß das Publikum den hohen Werth derselben erkannt hat, und daß das Andenken des seligen Verf. bei allen, die ihn und sein Wirken kannten, immer noch im Segen bleibt. Eine ausführliche Kritik dieser Predigten wird man hier nicht erwarten, und für diejenigen unserer verehrl. Leser, welche dieselben noch nicht kennen, wird die Bemerkung genügen, daß sie sich vornehmlich durch eine edle Popularität und durch einen echt christlichen, erwärmenden Geist und Sinn, der durchgehends in ihnen wehet, auszeichnen. Der gegenwärtigen Ausgabe ist eine sehr gut geschriebene Lebensbeschreibung des seligen Verfassers vorangeschickt, in welcher er nach seinem Leben und Wirken ganz seinen Verdiensten gemäß geschildert wird.

Wir schließen diese kurze Anzeige mit dem Wunsche des Herrn Biographen: „Möge das Gute, dessen der Verf. so Vieles gewirkt hat, nie untergehen," wozu gewiß die neue Ausgabe dieser Predigten viel mit beitragen wird.

II.

Wiſſenſchaftliche Abhandlungen und Aufsätze.

Ueber die zu erwartende allgemeine Ausbreitung des Chriſtenthums, nach Joh. 10, 16.

Vom

Superint. J. A. G. Meyer, in Seeſtadt.

Motto:

Ἐλθέτω ἡ βασιλεία σου. Matth. VI, v. 10. cf. Apocal. XXII, v. 20.

Ueber das hohe Intereſſe dieſes Gegenſtandes etwas voraus zu ſchicken, ſcheint überflüſſig, da daſſelbe nicht leicht von Jemanden in Zweifel gezogen werden wird. Schon fromme Männer des grauen Alterthums, beſonders jüdiſche Weiſe und Propheten hegten heilige Ahnungen einer ſolchen einſtigen, allgemeinen Verbreitung des Gottesreichs. Statt einer Einleitung mögen folgende Bemerkungen, dieſe prophetiſchen Ahnungen betreffend, dienen. Ueberhaupt kann ja ein enger Zuſammenhang des A. und N. Bundes in dieſer Beziehung nicht in Abrede geſtellt werden. Chriſtus iſt aller Propheten

Inhalt, Ziel und Ende, an ihm muß alles erfüllt werden, was Gott durch den Mund seiner Propheten geredet hat. Zwar müssen wohl viele der häufig hieher gezogenen Stellen auf das leibliche Israel, Zion und Jerusalem bezogen werden, als national-theokratische Hoffnungen, z. B. daß Gott unter seinem Volke wohnen und ihr Gott seyn wolle (Ez. 37, 27.), die Thore Jerusalems sollen weit aufgethan werden, daß von allen Gegenden her Völker und Könige kommen und anbeten können (Psalm 24. 68. 72. 122.). Doch darf man nicht in Abrede stellen, daß alle diese Ausdrücke auch einer geistigen Deutung und allgemeineren Auslegung fähig sind. — Auch viele Stellen, welche den יוֹם יְהוָה, die herrliche Offenbarung des Messias schildern, sind wohl nach ursprünglichem Sinn als specielle oder nationale Hoffnungen aufzufassen, selbst wenn der Ausdruck „alle Welt" darin vorkommt z. B. Ps. 22, 28. Es werden gedenken und sich zum Herrn bekehren aller Welt Ende. Ps. 98, 3. aller Welt Ende sehen das Heil unseres Gottes, vergl. Jes. 9, 7. 60, 19 ff. Mich. 1, 2 und 3. er wird zu seiner Zeit herrlich wohnen, so weit die Welt ist, vergl. Zeph. 3, 7 ff. Mal. 4, 5 und 6. und Mal. 3, 1 — 4. —

Andere prophetische Aussprüche dagegen verkündigen so klar eine ganz allgemeine Ausbreitung des messianischen Reichs, daß sie nur gezwungen eine nationale Beschränkung erlauben; so wenn es heißt, daß der ganze Erdboden mit Erkenntniß Gottes erfüllt werden solle, wie der Boden des Meeres mit Wasser; daß alle Könige ihn anbeten, alle Heiden ihm dienen werden; daß auch einst die Geschlechter der Heiden vor ihm anbeten sollen. Ps. 102, 16. „So werden die Heiden den Namen des Herrn aufrichten und alle Könige auf Erden Deine Ehre." Zach. 14, 9 — 12. Der Herr wird König sein über die ganze Erde. An demselbigen Tage wird ein einiger Herr sein und sein Name ein ewiger Name. In diesen und ähnlichen Aussprüchen ist

doch die Hoffnung klar ausgesprochen, daß eine Zeit kommen solle, worin die wahre, durch den Messias bewirkte Gotteserkenntniß und damit verbundene Glückseligkeit sich über den ganzen Erdboden erstrecken werde. — Frägt man, wie und wodurch wurden solche Männer auf diese doch immer äußerst merkwürdige Ahnung und Hoffnung geführt: so bieten sich auch hier verschiedene Ansichten dar. Man kann an eine Urofenbarung denken, von welcher ein schwaches Dämmerungslicht als Abstrahlung selbst im heidnischen Alterthum sich findet, die aber in besonderer Reinheit und Klarheit sich im Judenthum erhalten hat. Allein auch davon abgesehen, ist es sehr begreiflich, daß fromme Männer, in deren Innern einmal das Gottesbewußtseyn Kraft und Klarheit erlanget hatte, zugleich den Wunsch hegten, es möge dieses sie beseligende Gefühl immer allgemeiner in der Menschheit geweckt und verbreitet werden. Sehr annehmlich ist dabei, daß sie nicht allein durch sich selbst auf solche Erwartungen kamen, sondern, daß der göttliche Geist, der sich nie unbezeugt gelassen, grade nach dem Maaß ihrer Empfänglichkeit auf sie einwirkte und wie das Gottesbewußtseyn selbst, so auch jene Hoffnungen belebte und stärkte. Ihre Individualität wurde durch solchen Einfluß von oben, der nur sanft auf das Verwandte einwirkte, keineswegs aufgehoben; daher auch noch irdische Erwartungen mehr oder weniger sich einmischten und hier keine Scheidung oder mechanische Sonderung des Göttlichen von dem Menschlichen für uns statt findet. Ist es offenbar Zweck der Weltentwicklung und der Gottheit Ziel und Plan, daß die Menschheit stufenweise das Ungöttliche abstreifen und durch fortschreitende Läuterung zur Herstellung der Gottähnlichkeit gelangen solle: so darf es uns gar nicht befremden, daß bei der Größe und der Höhe und dem Umfange dieses Gegenstandes schon lange zum voraus auf die Tiefe und Fülle der sich offenbarenden Gnade Gottes in Erleuchtung und Beseligung des menschlichen

Geschlechts hingewiesen wurde. Schon die Natur in ihren Erscheinungen läßt es nicht an Andeutungen und Vorbildern dessen fehlen, was im Werke ist und im Laufe der Zeit zu Stande kommen soll, was indeß hier weiter auszuführen nicht der Ort ist. Die Zeit der Erfüllung übrigens blieb ihnen noch verborgen, so daß es mit Recht von ihnen heißen kann, daß sie nicht wußten, sondern nur forschten, auf welche und welcherlei Zeit deutete der Geist der in ihnen war.

Wichtiger jedoch bleibt es für uns zu erfahren, was das neue Testament uns über den, unserer Prüfung vorlegten, Gegenstand für Aufschlüsse giebt.

1. Beweise für die gegründete Erwartung einer allgemeinen Ausbreitung des Christenthums.

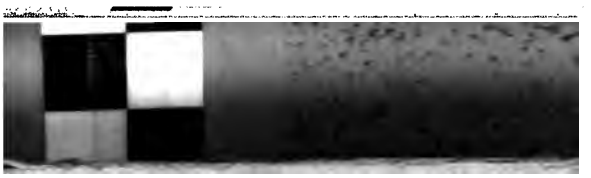
1) Schriftstellen A. aus den Evangelien.

1) Exegetische Beweise. Joh. 10, 16.

Der Ausspruch Christi: „es wird eine Heerde und ein Hirte werden, könnte schon dadurch als erfüllt betrachtet werden, daß auch Heiden zum Christenthum gelangten oder Juden und Heiden zu Einer Gemeinde gesammelt wurden. Der Erlöser hatte ja auch sonst angedeutet, daß Heiden mit Bereitwilligkeit an seinem Reiche Antheil nehmen würden Joh. 12, 24. Matth. 21, 43. Marc. 13, 10. Die Menschheit stellte gleichsam 2 Abtheilungen vor, eine kleinere, (als eine besondere Heilsanstalt für die Zwecke Gottes) nemlich das jüdische Volk, und eine andere, zwar ausgebreitetere und alle Völker umfassende, doch ohne solche enge Verbindung mit der Gottheit durch besondere Gesandten, wiewohl nicht ohne Zeugniß von ihm in ihrem Innern und in der Weltumgebung Ac. 17. u. Röm. 1, 19 ff. Beide Abtheilungen waren gleichsam zwei Hürden, deren Schaafe einst zusammenkommen sollten. Auch deutet er darauf hin, daß sein Tod das Mittel seyn würde, diese große Wirkung zu Stande zu bringen.

Schon der Eindruck, welchen Jesus unter den Samaritern gemacht hatte, führt ihn auf die Vorstellung, daß die heilsbegierigen Heiden grade die Erstlinge der reichen Erndte seyn würden, die sein Tod herbeiführen würde. Der Umstand selbst, daß damals eine so große Zahl der Heiden sich zum Judenthum hinneigten und Proselyten wurden (φοβουμενοι τον θεον, Ἑλληνες.) verrieth ihre Empfänglichkeit für höhere Belehrung, da ihre geistigen Bedürfnisse im Heidenthum unbefriedigt blieben*). — Die Apostelgeschichte lehrt, wie dem Petrus darüber eine nähere Offenbarung zu Theil wurde Ac. 10, 14. Desgleichen, daß unter allerlei Volks, wer Gott fürchtet, ihm angenehm sey, das heißt eben von der Aufnahme ins Christenthum nicht ausgeschlossen bleiben solle. Bekanntlich nahm nachher der Apostel Paulus das Geschäft auf sich, auch den Heiden das Evangelium zu verkünden, so anstößig er dadurch auch oft den zelotischen Juden wurde. Indem die Apostel nun hierin dem Geiste ihres Meisters folgten, war in gewissem Sinn jener Ausspruch schon erfüllt; allein es leidet keinen Zweifel, daß derselbe mehr in sich fasse, als eine bloße Andeutung, daß auch Heiden in sein Reich aufgenommen werden dürften. Jesus erklärt ja ausdrücklich, seine Lehre solle allen Völkern und Menschen jedes Standes verkündigt werden (Matth. 28, 18. Marc. 16, 15. Luc. 27, 44.) wohin auch das Gleichniß vom großen Gastmahl gedeutet werden muß Mtth. 22, 1—15. Luc. 14, 16—24. Will man hierin bloß einen Auftrag finden, keinen Unterschied des Volks zu machen bei der Verkündigung, ohne deshalb grade auf eine wirklich bevorstehende Allgemeinheit der Verkündigung hinzuweisen: so heißt es doch in andern Stellen ganz bestimmt,

*) Vergleiche Tholuck's Commentar zum Johannes pag. 216 und die daselbst citirten Stellen des Juvenal und Seneka. — Im Ganzen war jedoch bei Griechen und Römern die Verachtung des für abergläubisch gehaltenen Judenvolks vorherrschend.



daß man sein Evangelium in der ganzen Welt verkündigen werde Matth. 26, 13. Marc. 14, 9. Desgleichen, daß Heiden aus allen Gegenden zu seiner Lehre kommen werden. Er nennet sich selbst ein das Leben erhaltendes Brod für die Welt Joh. 6, 33. 51. das wahrhafte Licht der Welt Joh. 3, 19. 8, 12, 9, 5. 11, 9. 12, 35. Er giebt sein Leben zum Lösegeld für Viele (Matth. 20, 28. Marc. 10, 45) was doch sagen soll für alle, die es benutzen, wie denn auch sonst das Wort: „alle" in ähnlicher Verbindung gebraucht wird Joh. 6, 39. 17, 2. — Joh. 5, 28. beruft sich Jesus auf die Wirksamkeit in der großen Schlußperiode des Gottesreichs, auf die allgemeine Auferweckung der Todten, wo auch äußerlich offenbar werden solle, was er innerlich durch die Kraft seiner Lehre wirkte. vergl. 12, 31. — Nicht weniger gehören hieher alle die Stellen, welche von der steten Dauer seines Reiches handeln. (Mtth. 5, 17 — 19. 16, 18. Luc. 16, 17) daß er nemlich gekommen sey, die Mosaische Verfassung nach Aufhebung des Ceremonienwesens in eine ewig dauernde Anstalt für wahre Sittlichkeit umzubilden, und überhaupt alles das auszurichten, was ihm als Messias oblag, wohin besonders auch die Erlangung einer geistigen Herrschaft über alle Völker gehörte. Daß er nicht bloß von einer Reinigung und Läutetung des Mosaismus für sein Zeitalter rede, geht aus vielen andern Stellen hervor, wo dieser steten Dauer seines Reiches ausdrücklich Erwähnung geschieht, welche alle herzusetzen überflüßig scheint. Eben so wenig darf man aus dem Umstande, daß die mosaische Verfassung nur bis auf die Zukunft des Messias verbindende Kraft haben sollte, (Jer. 3, 16. Dan. 9, 24 ff.) den Schluß ziehen, daß auch die christliche Religion nur der Durchgang zu einer noch vollkommneren (etwa dem reinen Rationalismus?) sein solle, da sie im Gegentheil mit der ausdrücklichen Erklärung bekannt gemacht ist, daß selbst die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollten, und

nie ein anderes Evangelium gepredigt werden dürfe Gal. 1, 7. I Tim. 6, 14. Iſt das Chriſtenthum aber zu einer ſteten Dauer beſtimmt, ſo liegt darin auch zugleich der Begriff ſeiner allgemeinen Ausbreitung, welche es eben als Kirche ſich zum Hauptzweck macht, deſſen Erreichung, die ſtete Dauer vorausgeſetzt, nicht ohne allgemeinen Erfolg ſein kann.*) Deutlich ſah er den Kampf vorher, den er ſelbſt und ſeine Bekenner zu beſtehen haben würde, aber ſeine feſte Zuverſicht zum endlichen Gelingen ſeines großen Plans und der glücklichen Beſiegung aller ſeiner Feinde wurde dadurch nicht im mindeſten wankend gemacht. Er ſah vielmehr mit beſtimmter Gewißheit voraus, daß ſein Reich als ein Reich des Lichts, des Rechts und der Tugend am Ende nothwendig über das Reich der Finſterniß, der Gewalt und Bosheit einen allgemeinen Sieg davon tragen würde. Daher konnte er ſagen, ſeine Worte werden nie vergehen, wenn auch Himmel und Erde vergehen ſollte Mtth. 24, 35. Luc. 21, 31. vergleiche Joh. 12, 31 ff. Daß die Macht des Fürſten dieſer Welt gebrochen werden ſolle. Man ſieht aus dieſen und ähnlichen Ausſprüchen ganz offenbar, daß Jeſus ſich ſelbſt nicht nur für den Lehrer untrüglicher und unveränderlicher Wahrheit ausgab, ſondern daß ſeinem prophetiſchen Blick klar vorſchwebte, daß durch ſeine Wirkſamkeit, die bis ans Ende der Welt fortdauern würde, auch einſt die ganze Geſtalt der Erde und ihrer Bewohner umgebildet werden würde. Durch ſeinen Tod ging das Werk nicht unter, ſondern nach ſeinem Tode ſollte auf dem Grunde, den er gelegt hatte, fortgebauet werden, er ſollte ein ewig beſtehendes und alle aufnehmendes Gebäude tra-

*) Ueber den Zweck Jeſu einer einſtigen allgemeinen Verbreitung handelt ausführlicher Reinhard: über den Plan ꝛc. S. 20. 40. Vergl. Stäudlin: über den Begriff der Kirche in der Gött. theol. Bibl. 1. Bd. S. 631. J. A. H. Tittmann: über das Verhältniß des Chriſtenthums zur Entwicklung des menſchlichen Geſchlechts. Leipzig 1817. Aug. Neander: die Worte des Herrn v. d. Weſen ſeines R.-Bl. 1827.

gen, seine Gemeinde sollte einen großen Körper, ein organisches Ganze bilden, dessen fortdauerndes, unsichtbares Oberhaupt im Himmel er bleiben wollte.

Eine ganz besondere Erwähnung verdient noch die Verheißung Christi von einer Wiederkunft zur Vollendung seines Reichs, Matth. 24. Marc. 13. Luc. 21. — Zwar giebt es sehr verschiedene Erklärungen der Ausleger über diese evangelischen Abschnitte, indem viele derselben den Inhalt des ganzen 24sten Cap. des Matth. nur auf die Zerstörung Jerusalems und die Vernichtung des jüdischen Reichs beziehen; andere dagegen unter dem Worte παρουσια nur den öffentlichen Beginn des sittlichen, messianischen Reichs verstehen, und also in den, eine Wiederkunft bezeichnenden, Bildern nichts als eine bloße Accommodation finden wollen. Noch andere nahmen gewisse von einander unterschiedene, von Christo angedeutete Zeitperioden an, so daß z. B. V. 1—28. zwar die Zerstörung Jerusalems bezeichne, von da bis 25, 30. eine noch jetzt bevorstehende Wiederkunft zur Ausbreitung oder irdischen Vollendung seines Reichs verkündigen, und erst V. 31. mit den Worten: wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit ꝛc. auf das Ende der Welt, die allgemeine Auferstehung ꝛc., hingedeutet werde. (Vergl. das bekannte Werk von Lambert, herausg. von Kanne 1818.) Eine ausführliche Erörterung dieser verschiedenen exegetischen Ansichten gehört nun hieher freilich nicht, doch ist es sehr wahrscheinlich, daß Jesus in dieser Darstellung seinen Jüngern eine allgemeine Perspective des ferneren Bestehens und der glücklichen Fortdauer seines Reiches geben wollte. Seine Wiederkunft ist eben seine stete Gegenwart und seine fortschreitende Wirksamkeit für seine große Sache, womit aber nicht in Abrede gestellt wird, daß es dabei auch ausgezeichnete oder hervortretende Momente dieser seiner Wirksamkeit geben könne. Die Zerstörung Jerusalems war ein solcher Hauptakt seines Hervortretens,

worin zugleich ein Unterpfand der Erfüllung aller folgenden nicht so bestimmt angedeuteten Momente enthalten war. Vielleicht aber, daß er auch spätere, ausgezeichnete Momente solcher Wirksamkeit ihnen in dieser Rede angegeben hat, welche jedoch von ihnen nicht genauer verstanden und näher ins Auge gefaßt werden konnten, worüber sich jetzt nichts weiter entscheiden läßt. Genug, er sagt es seinen Jüngern vorher, daß nach der Zerstörung des Tempels und nach Vernichtung des jüdischen Staats überhaupt ein herrliches, messianisches Zeitalter folgen werde, worin er selbst mit göttlicher Macht und Herrlichkeit den Seinen nahe seyn und unter ihnen herrschen werde, vergl. Cap. 23, 39. 25, 1 ff. Er verschweigt es nicht, daß vor dieser unter dem Gleichniß der Hochzeit vorgestellten Periode, welche unerwartet und plötzlich eintreten würde (Cap. 24, 37 ff.), noch große Drangsale mancher Art vorhergehen würden; auch sagt er ausdrücklich, daß sie ihn nicht an einem bestimmten Orte sichtbar zu erblicken erwarten sollten, 24, 25 ff. — Er läßt ihnen dann in eben dieser Perspective gleich den herrlichen Ausgang sichtbar werden, ohne daß die, solche Zeitperioden trennenden Zwischenräume ihnen klar werden konnten, sondern alles ihnen fast wie gleich nahe erscheinen mußte. Das prophetische Sehen ist wie ein Sehrohr, welches auch die entferntesten Dinge dem Auge nahe bringt, so wie denn auch sonst in der prophetischen Bildersprache das „nahe" nichts andres als gewiß und zuverlässig zu bezeichnen pflegt*).

*) Dr. Tholuck in seinem Commentar zum Johannes bemerkt sehr richtig pag. 249. „jede kräftige Wirksamkeit des Gottessohns ist ein Kommen desselben, wie denn auch die Ausgießung seines Geistes ein Kommen, ein Wiederkommen, heißt." Eben daselbst pag. 257. zu Cap. 14, 18., wo die treffliche Stelle Calvin's citirt ist „non videt Christum mundus, nihil mirum: mors enim caecitatis causa est. Verum simulac spiritu vivere quis coepit, oculis etiam ad Christum videndum praeditus est." — Uebrigens verdient als neuerer Versuch der Auslegung dieser Abschnitte von der sogenannten nächsten Zukunft

Man ſieht aus dieſer ganzen Rede des Herrn klar, beſonders wenn man die Parallelſtellen unter ſich vergleicht, daß es ihm darum zu thun war, ſeine Jünger auf die bevorſtehenden Ereigniſſe vorzubereiten, ſo daß ſie nicht an ihm und ſeiner Sache irre werden möchten, weil auf den anſcheinenden Untergang doch eine fortſchreitende Verherrlichung folgen werde. Will man hervortretende beſondere Zeitmomente als mündlich von dem Herrn angedeutet annehmen: ſo muß man ihre Bezeichnungen etwa darin finden, daß a) die Zerſtörung von Jeruſalem durch die Greuel an heiliger Stätte, durch die nöthige Flucht, und die Bitte, daß ſolche nicht im Winter geſchehe, durch Adler als römiſches Feldzeichen ꝛc. bemerklich gemacht werde. b) Der Moment der ferneren Zukunft als Gericht zur Läuterung der Menſchheit und Darſtellung Chriſti in ſeiner Herrlichkeit unterſcheidet ſich durch wiederholte Aufforderungen zu anhaltender Wachſamkeit, Warnung vor Sicherheit, Hindeutung auf unerwartete, große Naturereigniſſe, bildliche Schilderung des Friedens und der Seligkeit ſeiner Bekenner ꝛc. c) Die letzte, entſcheidende Epoche iſt unverkennbar durch die allgemeine Auferſtehung, Weltgericht und himmliſche Vollendung bezeichnet. — Daß dieſe Ereigniſſe ſo verſchiedener Zeitabſchnitte als aneinandergränzend dargeſtellt erſcheinen, erklärt ſich ſchon daraus, daß ſie wie in einander überſpiegelten, eins das Vorbild des andern war, daß wirklich ein Cauſalnexus unter ihnen Statt findet, daß ſie alle damals noch zukünftig waren, und eine deutliche Angabe der ſie der Zeit nach trennenden großen Zwiſchenräume nicht erforderlich, ja ſelbſt der Wachſamkeit hinderlich ſeyn konnte. — —

* * *

Nicht überſehen darf endlich werden die Stelle Matth. 19, 28., wo Jeſus dem Petrus auf die Frage: was

---

Chriſti noch beſonders erwähnt zu werden Rintſch loci vaticinii Matth. 24. disquisitio exeg.-dogmatica etc.

[illegible] zwölf Stühlen, und richten die zwölf Geschlechter Israel." Den Ausdruck Wiedergeburt kann man am schicklichsten von einer Verwandlung oder Umbildung der Erde verstehen, wie solche mit der Verherrlichung Christi in der Periode eines großen Umschwunges der Dinge verbunden seyn wird. (Vergl. Röm. VIII, 19 ff.) Dabei versteht es sich wohl von selbst, daß das Sitzen auf Thronen und Richten nicht von eigentlichen Thronen und irdischer Herrschaft, sondern von dem geistigen Walten und Richten der Apostel (bei allgemeiner Anerkennung ihrer vorzüglichen Würde) aufgefaßt werden müsse; so wie denn auch unter Israel nicht das leibliche Israel mit Herstellung seines Tempeldienstes, sondern bildlich ein geistiges, verklärtes oder christliches Israel anzunehmen ist*). —

* * *

Noch einzelne andere hierher gehörende Gleichnißreden und Aussprüche Jesu, z. B. von einem Senfkorn, dem das Christenthum in seinem ersten kleinen unmerklich scheinenden Anfange zu vergleichen sey, desgleichen von dem Sauerteige, welcher allmählig seine Kraft der ganzen Masse mittheilet ꝛc., deuten zwar ebenfalls auf eine fortschreitende Wirksamkeit und Entwicklung hin, allein die Idee einer völligen Allgemeinheit der christlichen Heilsanstalt auf Erden, oder einer zu erwartenden, die ganze Menschheit umfassenden irdischen Vollendung tritt doch nicht so unwidersprechlich in denselben hervor, daß sie hier in Beziehung auf unsere Frage weiter als eigentliche Beweise zu urgiren wären.

*) Bekanntlich hat auch dieser Ausspruch von der Palingenesie sehr abweichende Auslegung gefunden; die zu beobachtende Kürze aber verstattet es dem Einsender nicht, sich auf deren Anführung und Vertheidigung seiner eignen einzulassen.

B. — aus den apostolischen Briefen.

Bei den in diesen Briefen so häufig vorkommenden Aussprüchen über die stete Dauer des Christenthums und die durch dasselbe zu bewirkende fortschreitende Erleuchtung, Vereinigung und Beseligung der Menschheit brauchen wir nur auf einige der vornehmsten uns hier zu beschränken. a) Die christliche Verfassung wird von ihnen als das Unerschütterliche und Bleibende (τὸ μενον) vorgestellt, während irdische Reiche wanken und vergehen, und Christus selbst wird als der genannt der immer derselbe ist und dessen Herrschaft kein Ende haben wird. So z. B. Hebr. 12, 27. 13, 8. 1 Cor. 3, 10. 2 Cor. 3, 11. Gal. 1, 7 ff. Christus ist der, den Gott gesetzt hat zum Haupte der Gemeinde über alles Eph. 1, 22. vgl. Col. 3, 11. Er ist der Friedenstifter, der aus zweien eins gemacht hat Eph. 2, 14. und 18. Er ist das Haupt, an welchem alle in allen Stücken wachsen sollen, bis daß alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß Eph. 4, 4. 13. 15. Die Christenheit gleicht einem großen Tempel, erbauet auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist Eph. 2, 20. b) Nicht weniger häufig sind die Stellen, worin die Apostel einer Wiederkunft und eines Tags des Herrn gedenken, worunter dann füglich die fortwirkende Nähe und die fortschreitende Verherrlichung Christi unter den Menschen verstanden werden kann*). Als nahe bevorstehend wird besonders diese Zukunft angegeben Hebr. 10, 37. „Uebereine kleine Weile so wird

*) Er selbst hatte ihnen seinen stets fortwirkenden Beistand, seine Nähe verheißen: „Siehe, ich bin bei Euch alle Tage, bis an der Welt Ende.“ Ueber die Ausdrücke παρουσια, ἐρχεσθαι, φανερουσθαι, ἐπιφανεια etc. vergl. Böhme: de spe Messiana apostolica. Halae 1826. Bei vielen schätzbaren Bemerkungen des Verf. ist doch die nicht haltbar, daß die Erscheinung des Messias bloß unter die bona vota und pia desideria der Apostel gehören solle, da ja ihre Aeußerungen hierüber mit denen Christi ganz übereinstimmend sind.

kommen, der kommen soll und nicht verziehen." Hebr. 10, 36 und 37. Ebenso: „Die Zukunft des Herrn ist nahe." Jak. 5, 8. Nun der Anfang der Verherrlichung Christi, des gekreuzigten Menschensohns wirklich so nahe bevorstand und schon durch seine Auferstehung und Himmelfahrt begonnen hatte (wenn auch erst noch von wenigen anerkannt): so konnten die Apostel mit Recht solche Aussprüche thun und selbst „warten, auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und des Heilandes Jesu Christi" Tit. 2, 12 und 13. In andern Stellen wird diese Erscheinung in den letzten Tagen oder zu seinen Zeiten erwartet, 1 Tim. 6, 14 und 15. 2 Tim. 3, 1. in noch andern fehlt die Bezeichnung der Zeit gänzlich. Wenn ihre Aeußerungen über das bald (ἐν τάχει) mißverstanden wurden: so erklärten sie sich darüber bestimmter, vor solchen Mißverständnissen warnend 2 Thess. 2, 2 u. 3. Sie geben also selbst Winke, daß diese Nähe nicht von einer eigentlichen, menschlichen Nähe, sondern von einer prophetischen verstanden werden müsse. Sie geben freilich keine genaue Unterscheidung einer ersten, zweiten und endlichen Wiederkunft; doch ist es nicht zu verkennen, daß die Hoffnung einer immer sichtbareren Verklärung ihres Herrn und somit auch eine irdische Vollendung seiner Sache ihnen vorschwebte. Sie sprechen zu oft, zu bestimmt und nachdrücklich von dieser Erscheinung, als daß man darin bloße Privatmeinung oder eitle Hoffnung und Träumerei erkennen dürfte; vielmehr war es empfangene Lehre, die sie hier verkündigen, und zwar auf eine Art, die mit den Aeußerungen Jesu ganz im Einklange ist*). — Auch als nahe

*) Da der auf die Apostel einwirkende göttliche Geist ihre eignen, geistigen Kräfte nur belebte und erhöhete: so wird ihre Individualität und Eigenthümlichkeit in Hinsicht der Darstellung dadurch keineswegs aufgehoben. Ueber ihre Uebereinstimmung sowohl mit dem Inhalt der Evangelien, als unter sich selbst, vergl. Pisansky's, Seiler's u. A. dahin gehörende Schriften.

aber ohne die Zeit zu bestimmen schildert ja auch Jesus, (wie wir gesehen haben), überall die Zeit seiner Ankunft, weil im prophetischen Geist die Gegenwart der Zukunft gleich zu achten ist. Richtig verstanden liegt also der Hoffnung der Parusie zwar etwas dem Christenthum Eigenthümliches, aber durchaus nichts Unwahres zum Grunde. Als den Aposteln eigene Zusätze oder Entwicklung dieser Lehre dürfte etwa der Umstand gelten, daß auf eine ganz ausgezeichnete Periode dieser Zukunft hingedeutet wird, welche mit einem großen, unerwarteten Naturereigniß, ähnlich der Sündfluth, anheben würde, doch nicht durch Wasser, sondern durch Feuer bewirkt 2 Petr. 3. Auch wird wie von Petrus an dieser Stelle so vom Apostel Judas die Zahl sieben besonders hervorgehoben, als ob angedeutet werden solle, daß diese glückliche Periode der allgemeinern Herrschaft des Christenthums eine siebente Hauptepoche der Weltentwicklung, das siebente Jahrtausend umfassen würde. Ebendahin gehört auch, daß diese Periode des vorherrschenden Friedens und der Seligkeit auf Erden als eine Sabbathsruhe dargestellt wird (Hebr. 4, 4 — 11.) — welches alles jedoch mit den Aussprüchen Christi über seine Nähe und Wiederkunft so wenig in Widerspruch steht, daß es vielmehr nur als weitere Enthüllung seiner Lehre angesehen werden kann. Wir gehen nun gleich zum letzten N. T. Buche —

C. zur Apokalypse über.

Für eine prophetische Kirchengeschichte oder für ein Panorama, worin der ganze Verlauf der kirchlichen Begebenheiten oder doch die ausgezeichneten Hauptmomente mit einem Blicke zu überschauen wären, — wiewohl noch der neueste Ausleger (Pastor Sander in seinem Commentar) diese Ansicht vertheidigt, — ist die Apokalypse eben so wenig zu halten, als für ein künstliches, poetisches Produkt, wofür die gelehrtere Exegese der neueren Zeit sie auszugeben pflegt. Vielmehr enthält dieselbe eine Reihe wirklicher, zusammen-

hängender Visionen, deren der Apostel Johannes*), der Vertraute des Herrn, in einem ekstatischen Zustande (ἐν ὁράματι) gewürdiget wurde. Eine symbolische Offenbarung, wodurch in seiner Einsamkeit nicht nur ihm selbst Licht, Trost und Erquickung, durch Versicherung des glücklichen Fortganges und Bestandes des Christenthums gegeben, sondern auch durch ihn wieder Vielen andern die Ausdauer im Kampfe erleichtert werden sollte! Erhaben und einfach ist die Tendenz und der Inhalt dieses höchst merkwürdigen Buchs, aber durchaus bildlich und symbolisch personificirend die ganze Darstellung darin. Da der heilige Seher seine Phantasie durch Lesung der Propheten des A. T. geweckt und gebildet hatte: so konnte der göttliche ihn belebende Geist auch vorzüglich auf diese innere Kraft einwirken, und so geschah es, daß prophetische Bilder in Sprache und Einkleidung vorherrschten. Doch war dem Verfasser auch die Zeitgeschichte, besonders die des dem Christenthum feindlichen Roms und seiner Herrscher zu wichtig und verderblich einwirkend, als daß sie nicht Einfluß auf dier Gestaltung dieser Visionen gehabt haben sollte. Der Inhalt des Ganzen ist der gewisse, im Himmel beschlossene und schon ausgeführte Sieg des Christenthums über alle Hindernisse und Entgegenstrebungen, oder das große messianische Strafgericht zur endlichen Bewährung und Herrschaft des ächt Christlichen und zur Ausscheidung und Vertilgung alles Verderblichen, Bösen und Widerchristlichen, wo es sich auch finden möge in der ganzen Welt, sey es im Ju-

*) Die neueste gelehrte Bestreitung der Abfassung vom Apostel Johannes in der Einleitung des trefflichen Commentar von Dr. Ewald hat den Einsender dieses in seinem Glauben an die Authentie, nach sorgfältiger Prüfung der ganzen Menge der Gründe nicht wankend machen können: argumenta non numeranda sunt, worüber jedoch hier keine weitere Erörterung gegeben werden kann.

den- oder Heidenthum. Außer dem Eingange Cap. 1—4. und dem Schluß Cap. 20—22. (dem eigentlichen Zielpunkte des Ganzen) hat das Werk daher zwei Haupttheile, nemlich 1) die Besiegung des Antichrists im Judenthum, woraus nur das Innere und Heilige als bleibend und ewig dauernd gerettet wird, während das Temporelle, Ceremonielle als Außenwerk mit untergeht 2) die Besiegung und Vertilgung alles heidnischen und unchristlichen Wesens in der übrigen Welt. Rom ist hier nur der symbolische Conplexus aller antitheokratischen Gewalt. Offenbar ist diese Prophetie nicht in enge historische Gränzen eingeschlossen oder, mit andern Worten, es war dem Verfasser nicht allein um Rom und Nero, sondern um die ganze, fernere, unbestimmte Zukunft zu thun. Die ideale, obgleich symbolische Schilderung der Vollendung des christlichen Reichs, oder die nach langem Kampf errungene Herrschaft desselben auf Erden, der zur himmlischen Vollendung führende Triumph der Weltentwicklung — ist das hohe Ziel, welches er unverrückt im Auge hat. Als gegnerische Hauptsymbole treten auf der Drache (das böse Princip an sich) und dessen beide Stellvertreter, a) das Pantherthier mit Löwenmaul und Bärenfüßen, siebenköpfig und zehnhörnig, und b) das zweihörnigte, andere Thier, der falsche Prophet, so daß ersteres Thier die rohe Gewaltthätigkeit (Uebermuth und Herrschsucht), letzteres die Heuchelei und Arglist personificirt. Dazu erscheint ein drittes symbolisches Wesen, gleichsam der Wohnsitz jener beiden, die Thierheit an sich oder die thierische Sinnlichkeit unter dem Bilde des unzüchtigen Weibes (*Babylon ἡ μεγάλη, πόρνη ἡ μεγάλη*). Durch die sieben Engel und ihre Zornschaalen wird das Reich der Ungeheuer und der Hauptsitz selbst, das große Babylon zerstört. In prächtiger Gestalt erscheint der erhöhete Menschensohn (Cap. 19, 11.) durch ihn werden das Thier und der falsche Prophet schnell besiegt und in

den feurigen Pfuhl geworfen, der Drache wird gebunden in den Abgrund gestürzt, über ihm versiegelt, daß er nicht mehr verführen sollte die Heiden (Cap. 20, 1—3.). Das Böse und Verkehrte jeder Art muß vertilgt oder doch gelähmt und gefesselt werden, wenn das Gottesreich gedeihen und seine Segnungen verbreiten soll. — Wenn es Cap. 19, 21. heißt: die Uebrigen wurden erwürget mit dem Schwerte deß, der auf dem Pferde saß, das aus seinem Munde ging: so kann man hier die Kraft seines schneidenden Wortes verstehen, wodurch dem sündhaften Leben ein Ende gemacht, das Personelle jedoch immer durch Annahme der Lehre und Besserung gerettet werden soll. Nach Vertilgung dieser feindlichen Wesen und der Einkerkerung des Drachen selbst steht der friedlichen und glücklichen Eroperiode, der Erscheinung des tausendjährigen Reichs nichts weiter im Wege. Christus herrscht und die Märtyrer und Auserwählten, die sein Zeugniß an sich tragen, mit ihm (Cap. 20, 4.) „und ich sah Stühle und sie setzten sich darauf“ ꝛc. Es versteht sich von selbst, daß man auch hier nicht an eine sichtbare Erscheinung derselben auf Erden zu denken habe; was Johannes sieht, das sieht sein geistiges Auge im Himmel, auf Erden bleibt die Herrschaft Christi und seiner Zeugen eine geistige und unsichtbare, aber darum nicht weniger wirksame. Was von der ersten Auferstehung gleich hinzugesetzt wird, hat man wohl auch von einer großen Veränderung im Reiche der Religion, wodurch Millionen zum neuen Leben moralisch-geistig erweckt werden sollen, zu deuten versucht; allein hier soll doch wahrscheinlich eine Auszeichnung und Belohnung jener Märtyrer und Auserwählten, welche Priester Gottes und Christi heißen, über welche der andere Tod (die Strafe im Hades) keine Macht hat, angedeutet werden. Zwar redet sonst die Schrift von einer allgemeinen Auferstehung am Ende der Tage, und daß alle Frommen dann mit Christo herrschen und selig sein sollen,

aber damit ſteht nicht im Widerſpruch, daß dieſe frühere Auferſtehung, einem bedeutenden Zeitraume nach, der allgemeinen vorangehen kann. Es heißt ausdrücklich, dieſe lebten und regierten mit Chriſto tauſend Jahr, wobei man annehmen muß, daß der Apoſtel, der dieſen in runder Summe angedeuteten Zeitraum, nicht ſelbſt überſchauen konnte, von dem Engel darüber Aufſchluß und Belehrung erhielt. Auf eine nähere Schilderung dieſer glücklichen Erdperiode ſelbſt läßt ſich der Apoſtel nicht ein; noch weniger aber finden ſich Spuren des irrdiſchen Wohllebens und der ſinnlichen Wohlluſt, wodurch der ſogenannte Chiliasmus in ſo übeln Ruf gekommen und zuletzt ganz aus dem dogmatiſchen Syſtem ausgemerzt worden iſt*). Richtig aufgefaßt hat die ganze Darſtellung nicht nur nichts anſtößiges, ſondern muß als höchſt vernünftig und troſtreich, kurz als ächt chriſtlich angenommen werden. Jeder Kampf ſoll doch endlich zum Siege und zum Frieden führen. — Nach kurzer Andeutung der irrdiſchen Vollendung der Gemeinde der Auserwählten (dieſer ἐκλογη von Juden und Völkerſchaften aller Art) und nach Zerſtörung alles antichriſtlichen Heidenthums und Herrſcherthums erblickt der heilige Seher gleich den Ausgang der Weltentwicklung, den endlichen allgemeinen Triumpf des Gottesreichs, die himmliſche Vollendung. —

2. Dogmatiſche, pſychologiſche anthropologiſche und andere Beweiſe (doch nur in kurzer Andeutung).

A. Zur Erweiſung eines genauen Zuſammenhanges dieſer Lehre von einer fortſchreitenden Verbreitung des Chriſtenthums und einer endlichen allgemeinen

*) Der Verfaſſer der kritiſchen Geſchichte des Chiliasmus, Corrodi, häuft gleichſam alle jüdiſche und chriſtliche Narrheiten und Ausſchweifungen zuſammen in Beziehung auf dieſes Millenium und ſtellt dann eine Gallerie von Schwärmern auf, die dieſe abgeſchmackte Lehre geglaubt haben ſollen, während das Vernünftige verſchwiegen wird.

Herrschaft desselben auf der Erde mit den übrigen Grundlehren der christlichen Dogmatik wird es für die sachverständigen Leser nur weniger Winke bedürfen. a) Als Hauptgrundlehre des Christenthums gilt die Wahrheit, daß Gott die Liebe sey und wolle, daß allen geholfen werde und sich zur Buße kehren. Gott hat von jeher Anstalten zur Rettung der Menschheit getroffen, aber in Christo hat er diesen Rathschluß seiner Gnade und Erbarmung der Welt kund und zu Theil werden lassen, als das Geheimniß seines Willens nach seinem Wohlgefallen. Sein Wille ist, daß ihn alle kennen sollen von den Letzten bis zu den Ersten, und dieser sein Wille ist nicht nur ein gnädiger und barmherziger, sondern auch ein kräftiger, wirksamer und erfolgreicher Wille, dessen Zweck nicht vereitelt werden kann; denn er ist der Herr der Natur, dem alles unterthan, in dem wir leben, weben und sind*). b) Wie in Gott die Gnade, so ist im Menschen, wie er jetzt ist, gerade die Sünde und die Erlösungs-Bedürftigkeit das, was von allen ohne Ausnahme als das Hervorstechende und Characteristische prädicirt werden muß. Hiebei bietet sich ein doppelter Standpunkt dar, daß nemlich die Sünde 1) als bloße Negation, als Durchgang zum Bessern, oder aber als polarer Gegensatz desselben betrachtet wird. Es ist Aufgabe der Menschheit durch eigene Anstrengung den andern Pol immer mehr hervortreten zu lassen und die ursprüngliche Roheit durch fortschreitende Entwicklung und Ausbildung zur allmähligen Verklärung und Gott-

*) Daß der Begriff der Liebe in Gott sein Wesen und alle seine Eigenschaften umfasse, zeigt Dr. Schleiermacher: Christlicher Glaube, II. 672. 1ste Ausgabe, daß aber vom Standpunkte der Abstraction aus grade die Allmacht als ewig allgegenwärtige und lebendige Wesenheit sich offenbare, darüber siehe denselben 2te Ausgabe, I. 307 f. und 342. Vergl. über die Deduction der göttlichen Eigenschaften die 3 Aufsätze in der Tübinger Zeitschrift

Ähnlichkeit zu erheben*). 2) Richtiger und haltbarer aber ist der christlich-dogmatische Standpunkt, auf welchem die Sünde als Mißbrauch der Freiheit, als Verschuldung, als Verlust des ursprünglichen göttlichen Ebenbildes, als Abfall von Gott erscheint. Alles ist aus Gott und alles ist rein und gut von ihm ausgegangen. 1. Mose 1, 31. Alles kehrt zu ihm zurück, denn in ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. So sind auch die menschlichen Seelen als reine Lichtgestalten ausgegangen aus dem Urquell alles Lichtes und Lebens, aber das Licht ist verfinstert durch Irrthum und Sünde, doch ewig soll und wird die Verfinsterung nicht währen, sie sollen geläutert und verklärt wieder zu der ursprünglichen Heimath zurückkehren, wonach die Sehnsucht in ihnen übrig geblieben ist, sobald sie nur sich selbst verstehen und zum klaren Bewußtsein gekommen sind, welche Sehnsucht in ihnen zu erwecken grade die Bestimmung des Erdenlebens ist, und welche zu erlangen, sie nothwendig der höhern Hülfe und Erlösung bedürfe**).

c) Durch Christum als den Mittler ist die große Erlösungsanstalt ausgeführt worden. Er verließ den Himmel, kam auf die Erde, um die verlorene Menschheit zu retten und zur Gottheit zurückzuführen, gleichsam die Erde mit dem Himmel zu versöhnen. Gott sieht die Menschheit in Christo an; alle, die an ihn glauben, d. h. sich an ihn anschließen, seine Lebenskraft in

*) Diese Ansicht ist sehr täuschend und hinreißend dargestellt in dem sonst sehr empfehlenswerthen Meisterwerke Blaschers: Das Böse im Einklange mit der Weltordnung. Leipzig 1827. Vergl. S. 241 f. besonders §. 131. S. 265. Es liegt in der Doppelnatur des Menschen die Möglichkeit einer Vollendung nach ganz entgegengesetzten Richtungen, bis zum höchsten Gipfel göttlicher Bildung aufzusteigen oder aber ꝛc.

**) Diese Ansicht ist trefflich durchgeführt in der geistreichen Erläuterung des Briefes Pauli an die Römer, von W. Benecke (Heidelberg 1831) besonders in der Beilage zum 5ten Cap. Andeutung über die Mosaische Schöpfungsgeschichte und den Sündenfall, pag. 129 ff. Doch spricht sich diese Auffassung in der Erläuterung des ganzen Briefs aus.

sich aufnehmen, und davon durchdrungen werden, können zum Leben in Gott, zur himmlischen Seligkeit, gelangen. Er selbst ist höherer Natur, über die Menschheit erhaben, in inniger Verbindung mit Gott, sündlos, obgleich er im Fleische erschien, um zum Bewußtseyn und Mitgefühl der Sünde zu gelangen (Schleiermacher d. christl. Gl. II. S. 259.) — Schon im A. Bunde zwar hat er schon als λογος sich nicht unwirksam bewiesen, doch in der Fülle der Zeiten trat er sichtbar hier auf, damit alle Dinge in ihm unter ein Haupt verfasset würden, beide, was im Himmel und auf Erden ist, und um den unendlichen Reichthum der Gnade Gottes zu offenbaren. Diese göttliche Gnadenerweisung mußte grade den Heiden um so größer erscheinen, da sie bisher außerhalb der theokratischen Verfassung des Bundesvolks auch fern gewesen waren von der Verheißung der Theilnahme am Reiche Gottes. Durch Christum wurde diese Trennung aufgehoben, er vereinigte durch seine Versöhnung und durch die Aufhebung des todten Gesetzesdienstes Juden und Heiden (Völker aller Art) in seiner Gemeine zu einem Leibe, so daß alle die vorher entfremdet waren von dem Frieden mit Gott und dem Leben in Gott durch die Wirkung des einen Gottesgeistes gleichen Zugang haben konnten zum Vater.

d) Die christliche Kirche ist die Anstalt und Stiftung des Erlösers, wodurch der Glaube an Gott als Vater aller Menschen und als Erbarmer, der die Welt in Christo geliebt hat, erhalten und verbreitet werden soll. Sie hat den Zweck und die Bestimmung in Menschen jedes Standes, Volks und Geschlechts das Gefühl höherer Bedürfnisse zu wecken und die Sehnsucht nach Hülfe von oben bei dem Bewußtseyn eigener Schwachheit und Ohnmacht, wobei jedoch das eigene Streben nach Besserung nicht unterdrückt, sondern geweckt, belebt und gestärkt werden soll. Doch diese Anstalt als Gemeinschaft und Verbrüderung hat auch besonders den Zweck, die getrennten oder zerfallenen Völker unter sich

zu verbinden und auszusöhnen und die ganze Menschheit wie mit einem Bande zu umschlingen und zu einem Bunde des Friedens zu vereinigen. Die Menschen sollen sich (in welchem Lande oder unter welchem Himmelsstriche sie auch wohnen mögen,) als Brüder, als Kinder eines Vaters betrachten, welche eine gemeinschaftliche Bestimmung haben und zu demselben himmlischen Erbtheil berufen sind; ein Leib und ein Geist (Eph. 4, 4—6.). Allen Mitgliedern dieses heiligen Bundes liegt die Verpflichtung auf, zur Ausbreitung desselben mitzuwirken und diese Bestrebung in so vielfach vereinter und fortwährend vermehrter Anstrengung kann nicht vergeblich, nicht ohne immer fortschreitenden und höhersteigenden Erfolg seyn. Der große sich immer weiter verbreitende Bund steht unter höherem Schutz, er bildet ein organisches Ganzes, I. Cor. 12, 25 ff., ein Leib, dessen Glieder aufs genaueste verbunden sind, und dessen Haupt im Himmel ist; denn Christus, heißt es, ist gesetzt zur Rechten Gottes im Himmel über alle Fürstenthümer, Gewalt, Macht, Herrschaft, und alles was genannt mag werden, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen, Eph. 1, 20. u. 21. vergl. Col. 3, 11. „Alles und in Allen Christus."

B) Die Weltgeschichte lehrt zwar keine ganz ununterbrochen fortgehende Vervollkommnung der Menschheit, weder hinsichtlich der äußern Cultur und der geistigen Bildung, noch auch der moralischen Veredlung oder Perfectibilität, vielmehr hält sie uns vor das Schauspiel eines steten Steigens und Fallens der nach einander auftretenden Völkerschaften; grade wie die Natur nicht in stets fortschreitender Stufenfolge, wie eine Leiter hinan, sondern durch vielfache Bogengänge zum Ziele aller ihrer Bildungen, zur Erreichung der menschlichen Gestaltung (als Mikrokosmus) gelangt. Die göttliche Führung und Leitung des ganzen Menschengeschlechts ist in der ewigen Weisheit und Erbarmung gegründet und das erhabene Ziel ist kein

[redacted] Es ist der gnädige Wille Gottes, daß nicht verloren gehe; daher der Heiland selbst betet (Joh. 17, 20.): Ich bitte nicht allein für sie, sondern auch für die, so durch ihr Wort an mich glauben werden, auf daß sie alle eins seyen ꝛc. Es ist eine interessante Beobachtung, wie von den ältesten Zeiten her, die in der Geschichte auftretenden Völker oft sehr verschiedene Geisteskräfte und Tugenden, aber auch verschiedene Characterfehler nach Lage, Clima, Umgebung und sonstigen Verhältnissen entwickelten, gerade als ob ein angehäufter Krankheitsstoff ausgeworfen und der Uebergang zu etwas Bessern herbeigeführt werden sollte. Es hat unter jedem ausgezeichneten Volke einzelne Weise gegeben, in deren Innern (in der Tiefe ihres Bewußtseyns) sich die Idee des Göttlichen auf eine unbegreifliche Art offenbarte, wobei eine besondere Erleuchtung kaum bezweifelt werden kann. Sie waren die Lichtpunkte, durch welche die übrige, sie umgebende Masse, allmählig bis zu einem gewissen Grade mit erleuchtet werden konnte. Es gab ohne Zweifel eine Religion der Urzeit, höchst einfach vielleicht und herzlich, aber doch klar und lebendig, nicht aus künstlichen Schlüssen des Verstandes entsprungen, sondern als etwas Eingeborenes und Mitgebrachtes, welches durch ein unmittelbares Hinzuthun oder durch Mittheilung von oben geweckt und belebt wurde, so wie der Keim nur durch das Sonnenlicht belebt und entwickelt werden kann. Unter einem kleinen Volke, dem Geschlecht der Abrahamiden, hat sich dieses Urlicht am reinsten und stärksten erhalten, während es sonst fast überall im Laufe der Zeit getrübt und verdunkelt wurde*).

*) Vergl. Bouterweck: Religion der Vernunft, besonders pag. 86, daß der reine Begriff von Gott bei Moses wahrscheinlich von Indien ausgegangen ꝛc. Daselbst pag. 160 f. 178 ff.

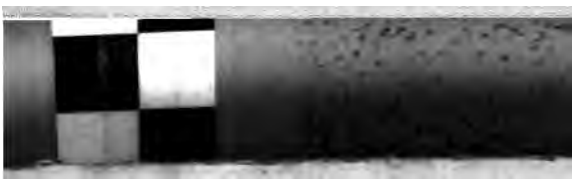
Bekanntlich herrschte unter dem Volke der Juden die immer steigende Erwartung eines großen, verheißenen Propheten, der durch richtigere Gotteserkenntniß Heil und Segen allmählig über alle Völker verbreiten sollte. Das A. T. ist voller Hindeutung auf ihn, welche durch seine Erscheinung nicht nur erfüllt und verwirklichet, sondern (in geistiger Beziehung) noch weit übertroffen wurden. —

Unleugbar muß die Offenbarung als eine göttliche Erziehung der Menschen betrachtet werden, wodurch die wahre Gotteserkenntniß und Sittlichkeit in stufenweiser und jedem Zeitalter angemessener Entwicklung zum Bewußtseyn und Leben gebracht werden soll. Auch dürfen die besondern religiösen Ansichten des Zeitalters Jesu und der Apostel als vermittelnde Stufen und leitende Symbole betrachtet werden, welche jedoch in zeitgemäßer Darstellung das stets bleibende und allgemein gültige enthielten. Das Christenthum stellt die erhabendsten Gegenstände des menschlichen Wissens, zwar anschaulich und versinnlichet, aber doch auch befriedigend für den Nachdenkenden und Aufgeklärten dar. Es durfte, um sich zur allgemeinen Religion zu qualificiren, nicht auf Vernunftgründen allein beruhen, es mußte sich auch auf Thatsachen beziehen, und mit ehrwürdigen Gebräuchen in Verbindung stehen, es mußte sich in der Hülle edler Sinnlichkeit zu sinnlichen Menschen, dergleichen wir immer sind und bleiben, herablassen. Doch setzte Christus seine Religion durchaus in keine enge Verbindung mit irgend einer politischen Verfassung, sondern gab ihr eine Einrichtung, die sich mit jeder Verfassung so wie mit jedem Clima verträgt. Die christliche Religion ist für alle Oerter und Zeiten anwendbar, verlangt keine besondere geheiligte Plätze, keine andächtige Reisen und Wallfahrten, keine kostbare Ceremonien, keine ängstliche Auswahl von Speisen, setzt kein besonderes philosophisches System voraus, schließt sich bloß an den gesunden Menschenverstand an, kann überall in jedem

zeitmäßigen Gewande ihre Kraft und Wirksamkeit äußern, kurz, sie ist ganz dazu geeignet, überall Eingang und Beistand zu finden, Religion der Welt zu seyn.

C) Man hat es in unsern Tagen wiederholt in Erinnerung gebracht, daß unsere Theologie mit den so weit und rasch vorgeschrittenen Naturwissenschaften sich nothwendig in Auffassung und Darstellung ihrer Lehrsätze in Einklang bringen müsse, wenn sie nicht von den Inhabern jener Wissenschaften und dem aufgeklärten Publico verachtet und verspottet seyn wolle*). Wir haben den Sinn unserer Aufgabe nicht nur auf eine fortschreitende und immer allgemeinere Ausbreitung des Christenthums bezogen, sondern auch hervortretende Zeitepochen angenommen, in denen das freilich langsam und allmählig im Stillen Vorbereitete doch plötzlich und überraschend in die äußere Erscheinung tritt, was ja auch die Ausdrücke der Schrift: Tag des Herrn, Weltgericht, Wiederkunft, Palingenesie ꝛc. offenbar bezeichnen sollen. Auch ist vorhin bemerklich gemacht, wie der bevorstehende Eintritt einer solchen Hauptepoche, als eines glücklichen Umschwunges der Dinge im Reiche Gottes auf Erden, mit einer Theilnahme der leblosen Natur oder Umbildung des Erdkörpers verbunden seyn werde, ähnlich der Zeit der großen Fluthepoche. Es frägt sich nun, ob gegen solche Lehrsätze nicht die genannten so weit vorgeschrittenen Naturwissenschaften, (also wohl namentlich Physik, Geologie und Astronomie) bedeutende und beachtenswerthe Einwendungen zu machen haben werden. An sich kann es nicht verwerflich erscheinen, daß die äußere Natur an den Ereignissen im Menschenleben plastischen Antheil nehmen soll. Beide, die Natur und das Menschenleben, waren ursprünglich in lebendiger Einheit und in innigem Zusammenhange

*) Vergl. Dr. Schleiermachers: Sendschreiben an Lücke in den theologischen Studien und Kritiken, von Ullmann und Umbreit. 1829. Dr. Bretschneiders: Sendschreiben an einen Staatsmann. 1830.



als ein Ganzes verbunden, das nur in Gegensätze zerfallen ist, aber doch in fortdauernder Wechselwirkung steht*). Die Weltgeschichte so wie auch die Naturkunde stellen einstimmig mit der Schrift die gegenwärtige Welt als die zweite dar; indem die erste vorsündfluthliche Gestaltung der Erde durch diese große und allgemeine Wasserbedeckung und die damit verbundene Trennung oder Zerreißung vorher verbundener Festländer eine große Umbildung und Verwandlung auf ihrer Oberfläche erlitt. Daß dieses Naturereigniß wirklich von einem allgemeinen Umfange und einem die Erde umgestaltenden Erfolge gewesen, erhellt schon daraus, daß sich die Kunde und Sage davon bei allen Völkern und in allen Gegenden aufbewahrt hat, welche seitdem, (mit Ausnahme unserer Zeit,) nie mit einander in Verbindung gewesen, also nicht von einander borgen konnten, sondern aus einer gemeinschaftlichen Quelle schöpften, welche älter als die Trennung der Länder und Völker selbst seyn mußte**).

---

*) So redet Alexander v. Humboldt von dem Einflusse der physischen Welt auf die moralische und dem geheimnißvollen Ineinanderwirken des Sinnlichen und Außersinnlichen (siehe dessen Schrift: die Fülle des Lebens in der Natur). Vergl. Steffens Anthropologie, 1ster Theil, S. 345. Der Mensch ist das ordnende Princip der ganzen Natur; daher treten, wo dieses Princip trübe und verfinstert erscheint, die unruhig bewegten Elemente in ihrer Gewalt hervor. Schleiermachers Reden über Rel. S. 122 u. 241. Fr. v. Meyer: Blätter für höhere Wahrheit, 5te Samml. S. 345 ff.

**) Als bewirkende Ursachen jener allgemeinen Ueberschwemmung werden angegeben (nach de Luc, Delomieu, Breislai u. a.) große Einstürzungen der Festländer, wodurch ganze Strecken mit Wasser bedeckt wurden, während in andern Gegenden der Meeresboden aufs Trockne gebracht und selbst zu Festland erhoben wurde. Nach andern (von Bieberstein ꝛc.) haben ungeheuere meteorische Aufstürzungen, Erdbeben, vulkanische Auswürfe, Schwanken und Verrückung der Erdaxe, Annäherung eines Kometen u. s. w. diese Umgestaltung in der großen Fluthepoche herbeigeführt. Vergl. den Aufsatz in der Berlinischen Zeitschrift f. W. und K. 2ter Jahrg. 9tes Heft: „über die muthmaßliche Gestaltung der Erdoberfläche in vorsündfluthlicher Zeit.“ Es wird darin besonders die Vermuthung gewagt, daß die polaren Länder (wegen Unfreundlichkeit des Climas

Iſt die Vermuthung nicht unwahrſcheinlich, daß jenes große Naturereigniß die Erde nicht nur umgeſtaltete, indem die von wilden Elementen bewegte Natur in angemeſſenen Verhältniſſen zu den organiſchen Bildungen der Menſchen und Thier-Welt, beſonders auch zu der Verkehrtheit und Ausartung der mit Vernunft begabten Erdbewohner ſtand: ſo dürfte auch der Gedanke nicht unhaltbar ſeyn, daß einſt bei einer allgemeiner verbreiteten Herrſchaft des Reichs, des Lichts und der Wahrheit, des Rechts und der Sittlichkeit, eine anderweitige, neue Verwandlung der Erdoberfläche, die als Verjüngung, Erneuerung, Verſchönerung zu betrachten wäre, eintreffen könnte. Die phyſiſche Erdkunde lehrt, daß die Polargegenden bei zunehmendem Eiſe immer kälter und unbewohnbarer werden, die Waſſermaſſen in gemäßigten und tropiſchen Gegenden ſich theils vermindern, theils in innern Tiefen und nicht nach den Aequatorgegenden zurückziehen, warum ſollte nicht die Vermuthung innere Wahrſcheinlichkeit haben, daß einſt im Laufe der Zeit bei fortwirkender Kraft des Axenſchwunges der Erde (vielleicht unter Zuſammenfluß auch anderer gewaltiger Naturkräfte, welche alle unter der Leitung des Allmächtigen ſtehen) die Oberfläche der Erde eine der paradieſiſchen Urzeit entſprechende Geſtaltung wieder gewinnen, und ſo einen für vernünftige und moraliſche Weſen noch paſſenderen und glücklicheren Wohnſatz darſtellen ſollte? Freilich mit Waſſer und allgemeiner Ueberſchwemmung drohet uns jetzt keine Hypotheſe mehr; ſelbſt die Schrift (2 Petr. 3, 10. ff.) läßt dieſe Umbildung durch Feuer (doch

---

und Unfruchtbarkeit des Bodens) gänzlich mit Waſſer bedeckt geweſen, während die ſchönen Gegenden und Zonen zu beiden Seiten des Aequators (beſonders die Strecken des atlantiſchen Meers und des ſtillen Oceans) ſchon wegen des Axenſchwunges der Erde feſtes und bewohnbares Land geweſen ſeyn mögen, ſo daß gleichſam ein breiter Gürtel oder Reif die Erde umzog, wie etwa noch jetzt Jupiter und Saturn teleskopiſch ſich darſtellen.

wohl nicht grober, sondern ätherischer Art?) vor sich gehen, wobei wir der Kürze halber auf David Michaelis Anmerkungen für Ungelehrte zu dieser Stelle, 4ter Theil, pag. 265 verweisen wollen. —

3) Allgemeine Bemerkungen und Resultate.

Der Glaube an die Zukunft d. h. an die Nähe und fortdauernde Wirksamkeit Christi zur Verbreitung seines Reichs ist, wie Herder sich ausdrückt, gleichsam das Siegel des ganzen N. Testaments, der Geist des Christenthums. Das Aufgeben der Hoffnung eines endlichen Sieges nach langem Kampfe würde gleichsam der Untergang desselben seyn. Ohne diesen Glauben an eine bevorstehende Vollendung ist der Lebensbaum erstorben und in seiner Wurzel zerstört. (Vergl. Maran Atha S. 296.)

Wir haben gesehen, wie diese an sich erhebende und trostreiche Erwartung sich auch exegetisch, dogmatisch u. s. w. rechtfertigen lasse. Dies ist auch in mehrfacher, anderer Beziehung leicht darzuthun, worüber nur folgende, wenige Bemerkungen hier Platz finden mögen. a) Es ist doch wahrlich nichts unmögliches, daß einst sich durch enge Verbindung christlicher Reiche und ihrer Monarchen ein heiliger Staatenbund bilden werde, durch welchen der allgemeine Weltfriede aufrecht erhalten werden und bei immer mehr veredelter und geordneter, constitutioneller Verfassung, wie die öffentliche Wohlfahrt so auch häusliches Glück immer mehr gedeihen könne. b) Mißverständnisse jedoch und Uebertreibungen müssen bei der Erwartung und dem Glauben an eine solche Zukunft allerdings vermieden werden, dergleichen in Schilderung des goldenen Zeitalters oder des tausendjährigen Reichs oft genug vorzukommen pflegen. Die Herrschaft Christi, wie schon bemerkt ist, ist eine geistige Herrschaft, sein Thron und die Thronen seiner Apostel und Märtyrer sind nicht auf der Erde, sondern im Himmel, nicht den leiblichen

Augen, ſondern nur den Geiſtesaugen ſichtbar*). Verklärte werden nicht eigentlichen Umgang mit den auf der Erde lebenden haben; ſie ſind ja nicht mehr an die Erde gebunden und haben keine irdiſche Körper, nicht das Bedürfniß der Wohnung, irdiſcher Speiſe, ſondern ſind, wie die Schrift ſagt, den Engeln gleich. Auf der Erde hienieden wird die Erkenntniß und Tugend der Weiſen und Gerechten doch immer nur Stückwerk bleiben, daß es heißen muß „wir ſehen nur in einem Spiegel" ꝛc. „Nicht daß ichs ergriffen habe" ꝛc. Ruhe wird nicht Unthätigkeit ſein, ſondern innere Ruhe bei Dämpfung wilder Leidenſchaften; doch wird es auch an Reizungen zur Sünde nie gänzlich fehlen, wenn ſie auch immer ſchwächer und leichter zu beſiegen ſeyn werden. Auf Erden bleiben die Menſchen immer Sterbliche, dem Tode Unterworfene, wenn auch bei einer erfolgten Erneuerung der Erde, Verbeſſerung des Climas und chriſtlich frömmerer Lebensweiſe, Krankheiten ſeltener und das Lebensalter höher hinanſteigen ſollte. c) Selbſt die Vorſtellung aber von einer beſondern, dieſe Epoche begleitenden, Kriſis oder Palingeneſie hat, wie wir bemerkt haben, weder in anthropologiſcher noch phyſiſcher und geologiſcher Beziehung etwas wider ſich. Es iſt merkwürdig, daß die Lehre von einem Weltbrande oder von einer Verjüngung der Erde durch Feuer und eine damit in Verbindung ſtehende Glückſeligkeit und Gerechtigkeit ihrer Bewohner ſich faſt bei allen alten Völkern findet, wiewohl ſie oft mit Fabeln und Uebertreibungen vermiſcht ſind, ſo daß nur die heilige Schrift dieſe uralte Lehre ohne dergleichen Zuthaten in ihrer Reinheit aufbewahrt

*) Der Ausdruck: Hütte Gottes und Chriſti bei den Menſchen bezeichnet bildlich ein Wohnen in der Bruſt der Frommen, und das Herabkommen Chriſti zu den Menſchen kann als ein Hinaufſteigen im Geiſte zu ihm verſtanden werden, als die Sehnſucht nach dem Lande der Heimath.

hat*). Man irret wohl nicht, wenn man die zum Grunde liegende Hauptidee einer uralten Offenbarung beimessen will, da die Menschen wohl nicht allein für sich zu dieser Vorstellung gelangen konnten. d) Der Einwurf, daß Christus und die Apostel in dieser Lehre von der Wiederkunft sich nur accommodirt haben, muß doch nur auf die bildliche Einkleidung beschränkt werden, wenn ihre Wahrheitsliebe und Redlichkeit nicht verletzt werden soll, die Bilder aber sind keine leere Bilder, sondern voll tiefen Sinnes sobald sie nur richtig verstanden und geistig aufgefaßt werden. Ebenso wenig wird der Einwurf gelten können, daß sie selbst in irrigen Zeitideen befangen gewesen, was mit ihrer Würde und Autorität streitet, weiter zu erörtern aber hier zu weit führen würde. Der von der Liebe und Weisheit Gottes hergenommene Einwurf gegen einen sogenannten Tag des Herrn, an welchem das Böse ausgeschüttelt und vertilgt und das Gute geläutert und bewährt werden solle, ist auch nicht haltbar; denn Gottes Liebe ist Gerechtigkeit und selbst seine Strafen zielen auf Rettung und Erlösung ab**).

* * *

*) Schon bei den alten Persern und Babyloniern findet sich die Vorstellung, wie nach einem langen Kampf zwischen Ormuz und Ahriman endlich die Vertilgung des Letztern erfolgt; die Erde selbst wird dann verjüngt und verschönert, die Menschen leben im allgemeinen Frieden und in höherer Glückseligkeit. Plutarch de Isi et Osir. Hyde de vet. Pers. rel. cap. 33. — Auch Aelian. var. hist. VIII. 11. so wie der Kaiser Marcus Aurelius reden von einer solchen Παλιγγενεσια των ὁλων. — Wie im ganzen hebräischen Alterthum dieser Glaube an eine künftige Weltverjüngung durch ätherische Feuerströme, sich erhalten habe, darüber giebt Josephus Winke in seiner antiq. jud. lib. III. u. I. (Origenes contra Celsum lib. V. Vergl. Mosheims Uebersetzung S. 521.) Origenes bemerkt, es sey Meinung der Pythagoräer, Platoniker, Egypter u. s. w., daß einst alles durch Feuer eine Erneuerung erfahren werde. Nach Plato im Timäus und Cic. somnium Scipionis u. de. N. D. wird, bei einer allg. Umbildung, nun die Reihe an das Element des Feuers kommen.

**) Das Böse soll vertilgt werden, aber den bösen Menschen steht Rettung bevor; nur die Zeit macht hier den

Haben wir nun bisher uns angelegen seyn lassen, die Lehre von einer allgemeinen Verbreitung des Christenthums, oder von einer Wiederkunft Christi als dem steten Fortschritte seines Reichs durch die Wirksamkeit seines Geistes nach ihrer großen Annehmungswürdigkeit darzustellen: so wollen wir jedoch mit der allgemeinen Ausbreitung des Christenthums oder mit dem auf Erden zu gründenden Gottesreiche keineswegs behaupten, daß die Zeit kommen werde, wo es gar keine Nichtchristen geben werde, oder daß alle Unterthanen dieses Reichs zu gleicher Vollkommenheit der Erkenntniß, Tugend und Seligkeit gelangen sollten, und daß es auch im Innern der christlichen Kirche keine Gegensätze und Abweichungen in Meinungen mehr geben werde*). Die Kirche bleibt auf Erden immer nur eine streitende Kirche, welche gegen inneres und äußeres Widerchristliches zu kämpfen haben wird. Zufolge der Darstellung der Apokalypse ist der Drache zwar gebunden, aber noch nicht vertilgt, erst am Ende der tausendjährigen Epoche wird er, so wie Hölle und Tod selbst, in den feurigen Pfuhl geworfen. Auch Gog und Magog auf der Erde, haben sich nur in die entferntesten Winkel derselben zurückgezogen. Sie wagten noch einmal einen Angriff gegen das Heerlager der Heiligen, die heilige Stadt, d. h. gegen die verbündeten, christlichen Reiche, doch freilich vergeblich; denn der Sieg ist unter höheren, göttlichen Beistande, unbezweifelt, dann

---

Unterschied, so wie auch allerdings ein Stufenunterschied der Seligkeit angenommen werden muß. Eine solche ἀποκαταστασις ων παντων muß nach Vernunft und Schrift vertheidiget werden, sey es nun daß man Anstalten zur Besserung derer welche als noch nicht gewonnen aus dieser Zeit abtreten, in einer andern Ordnung der Dinge annehmen will, oder daß eine Wiedereinkehr in dieses Zeitleben stattfindet, wo unter andern Lebensverhältnissen und bei glücklicherer Organisation das Versäumte nachgeholt werden muß. Vergl. Fr. Mayer Brahma 1818. Seel die Mithrageheimnisse. Winzer de apocat. in N. T. trodita. 1821.

*) Diese Gegensätze haben ihren psychischen Grund, die innere Organisation des Geistes ꝛc.

aber ist auch das Ende des ganzen Erdenlebens da, der Erdkörper selbst, der seine Zeit und seinen Zweck erreicht und erfüllt, wird in seine Urstoffe (στοιχεια) aufgelöset. Der höhere, selige Zustand, die himmlische Vollendung hebt dann an*). Der Triumph der Weltentwicklung kann nicht auf Erden, sondern erst im Himmel gefeiert werden!

II. Ueber die Zeit und die Zeichen der Zukunft Christi oder der allgemeinen Verbreitung des Gottesreichs auf Erden; desgleichen über die Zeichen unserer Zeit.

1. Da Christus selbst sagt, daß es den Seinen nicht zukomme, Zeit und Stunde seiner Wiederkunft oder Verherrlichung zu wissen, er aber allerdings sie auffordert, auf die Zeichen der Zeit zu achten: so müssen auch wir wohl die Frage: wann wird dieser Zeitpunkt eintreten? wohl nur auf diese Zeichen beziehen, und können dabei einen dreifachen Standpunkt wählen, indem nemlich diese Paruſie als eine stets fortschreitende Wirksamkeit und Verherrlichung des Herrn; dann aber auch als eine in gewissen Zeitpunkten besonders hervortretende oder in die Augen fallende, und drittens auch als eine mit auffallenden Ereignissen in der Natur und Menschenwelt begleitete Erscheinung betrachtet werden kann; zugleich als Gottesgericht zur Vertilgung des Bösen ꝛc. —

A. Allgemeine und fortbestehende oder sich oft wiederholende (Noth- und Hülfsbedürftiges verrathende) Zeichen. Dahin würden gehören a) Seuchen oder epidemische Krankheitsformen, als welche hervorgerufen werden, wenn gewisse Veränderungen im Reiche des kosmischen und tellurischen Lebens,

*) Ueber die Lehre von der Vollendung der Kirche und einer auf Erden nur stattfindenden Approximation dazu, (indem die Kirche immer hier nur eine streitende bleibt, und erst droben eine triumphirende seyn wird). Vergl. Schleiermacher. Gl. II. 393. u. 619. Reden S. 266.

namentlich im Verhältniſſe beider zu einander der Ausbildung jener im Leiblichen oder Organiſchen liegenden Anlagen und Formen günſtig und förderlich ſind.

b) Aeußere Kriege und Kämpfe. Steht auch zu hoffen, daß ſolche mit der Zeit immer ſeltener und mit immer weniger Grauſamkeit und Roheit werden geführt werden, je mehr wahrer chriſtlicher Glaube und Sinn ſich auf der Erde verbreitet: ſo werden ſie doch nie gänzlich verſchwinden, ſo lange die Menſchen auf Erden Menſchen bleiben, ihre Intereſſen ſich durchkreuzen und ein residuum von Selbſtſucht und Leidenſchaftlichkeit bei ihnen übrig bleibt. c) Selbſt im Schooße der chriſtlichen Kirche wird es nie ganz an Gegenſätzen, an innern Streitigkeiten und Gährungen fehlen, wenn auch in der Hauptſache d. h. in der Anerkennung der göttlichen Würde Chriſti (1 Joh. 4, 2. Vergl. 5, 5.) immer mehr Uebereinſtimmung ſtatt finden wird. Solche Gegenſätze ſind wirklich als Aeußerungen des geiſtigen und kirchlichen Lebens anzuſehen; denn was iſt auch das organiſche Leben anders, als Aufregung und Antagorismus polarer Gegenſätze? Auch Widerſprüche und Streitigkeiten in Glaubensſachen (möchten ſie nur immer ohne unchriſtliche Erbitterung geführt werden) ſind gleichſam Gährungsproceſſe, wodurch manches aufgenommene Heterogene und Unlautere ausgeſchieden und niedergeſchlagen, das Homogene aber und Feſte geläutert und bewährt werden ſoll*). Der Herr ſelbſt

*) In der chriſtlichen Kirche hat es von jeher, wenn anders nicht das kirchliche Leben gleichſam erloſchen war, ſolche Gegenſätze gegeben, wie denn in Zeiten des aufgeregten lebendigen, chriſtlichen Sinnes ſich auch ſtets der entgegengeſetzte widerchriſtliche Sinn hervorthat und zum Widerſpruch geweckt fühlte, grade wie in der äußern Natur ein Pol den andern hervorzurufen pflegt. Von den beiden chriſtlichen Hauptparthelen iſt die eine (die katholiſche) mehr dem Princip des Beharrens der Stabilität, die andere (proteſtantiſche) mehr dem der freien Prüfung und Vervollkommnung ergeben. Die Proteſtanten wiederum laſſen einerſeits mehr von innen ausgehende expanſive Kraft, Productivität, von anderer Seite her mehr Receptivität oder Paſſivi-

deutet auf diese genannten drei Sternzeichen hin, wenn er Matth. 24, 7. sagt: es werden seyn Pestilenz und theure Zeit und Erdbeben hin und wieder; desgleichen V. 11.: es werden sich viele falsche Propheten erheben und werden viele verführen. Auch 1 Joh. 2, 18. heißt es „daß der Widerchrist kommt und nun sind viele Widerchristen geworden, wo doch der Antichrist nicht auf die eine oder andere Person, sondern auf den widerchristlichen Zeitgeist zu beziehen. Von solchen allgemeinen Zeichen konnten die Apostel immer, ohne sich zu täuschen, eine nahe oder baldige Zeit der Erscheinung (εν ταχει) erwarten, so wie die Verherrlichung Christi selbst einen baldigen Anfang nehmen sollte.

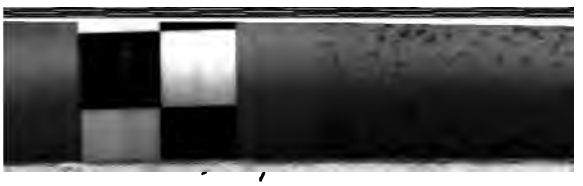
B) Für ein außerordentliches Hervortreten des Herrn in der Ausbreitung seines Reiches auf Erden (dergleichen wir uns unter der oben bezeichneten, glücklichen Epoche, dem sogenannten tausendjährigen Reich zu denken haben) werden auch ausgezeichnete und besonders auffallende Vorzeichen zu erwarten seyn, oder die bereits genannten, allgemeineren Zeichen (Kriege, schwere Zeiten, Abfall und Unglaube) doch in einem höhern Grade sich einstellen. In solchen Stellen der Schrift, die darauf hinzudeuten scheinen, ist die Rede von einer Zukunft Christi, ohne daß dieß bald hinzugefügt würde. So durchgehends in der Apostelgeschichte, ferner Röm. 2, 5 ff. 1 Cor. 1, 8. 3, 13 ff. 4, 5. 5, 5. 15, 23. 2 Cor. 3, 15 ff. 5, 10. 2 Thess. 1, 7. 1 Tim. 6, 14. Hebr. 9, 28. 1 Petr. 1, 5. Paulus redet im 2ten Briefe an die Thessalonicher 1, 10.

---

tät (Attraction) zu Tage kommen, wovon, wie gesagt, der Grund in eigenthümlichen Anlagen des Geistes und dessen Ausbildung zu suchen ist. Die Wahrheit ist doch der Mittellinie gleich (το μεσον, rectum); die gemäßigten und tropischen Zonen sind auch auf der Erde die fruchtbarsten und erfreulichsten, die Pole dagegen eisig, unfruchtbar und Leben zerstörend. Die Bewohner beider glücklichen Zonen haben eine positive sich zugekehrte Seite, aber auch eine negative, welche die völlige Annäherung schwer oder unmöglich macht.

von einer außerordentlichen Verherrlichung des Herrn in einem besondern Zeitpunkte, warnt aber gleich darauf ausdrücklich vor einer baldigen Erwartung desselben; denn er kommt nicht, heißt es daselbst, es sey denn, daß zuvor der Abfall komme (ἡ ἀποστασια sc. ἀπο του Χριστου vergl. 1 Tim. 4, 1. 2 Petr. 2, 1. 2 Petr. 3, 3.) Als ganz besonderes Vorzeichen wird von dem Apostel Paulus noch angegeben Röm. 11, 25. das Eingehen der Fülle der Heiden (πληρωμα) und die darauf folgende Wiederbringung (Herstellung und Bekehrung Israels.) Man hat aber nicht nöthig, hier unter der Fülle der Heiden die ganze Masse derselben zu denken, da jenes Wort auch eine volle Zahl oder große Menge bezeichnen kann. Eben so ist unter der Rückkehr Israels nicht eine politische Herstellung, sondern vielmehr eine geistige Veredlung und Verklärung zum wahren Israel oder Gottesvolke, d. h. zum Christenthum zu verstehen. Merkwürdig ist auch noch, daß der Apostel Petrus l. c. jene große Epoche unerwartet und plötzlich eintreten läßt, während große Sicherheit und Sorglosigkeit vorherrschend ist, grade wie es zur Zeit der Sündfluth war. Christus selbst giebt dasselbe Vorzeichen der Sicherheit an Matth. 24, 37. ff. Wenn derselbe V. 29 sagt: die Sonne werde verfinstert werden, der Mond seinen Schein verlieren, die Sterne vom Himmel fallen: so kann dies von einer blos scheinbaren Bewegung verstanden werden, dergleichen beim Erdbeben statt findet, wenn man nicht lieber mit andern Auslegern in dieser bildlichen Rede etwa die Sonne von der Religion, den Mond von der Philosophie und die herabfallenden Sterne von Fürsten und Kirchenhäuptern verstehen will. — Unter dem im folgenden Verse erwähnten Zeichen des Menschensohnes am Himmel kann man sprachgemäß seine unerwartete Verherrlichung denken*), ohne grade irgend ein sichtbares

*) So wird auch das Kommen vom Himmel auf das bisher Verborgene und unerwartet Hervortretende bezogen. Vergl. z. B. Kuinöl zum Johannes Cap. 3, 12. 13.



Zeichen anzunehmen. Die zugleich erwähnte Sammlung der Auserwählten von den vier Himmelsgegenden, von einem Ende des Himmels bis zu dem andern, bezeichnen im Grunde daſſelbe, was V. 14 geſagt wird: „es wird geprediget werden das Evangelium in der ganzen Welt.“ Im Himmel nemlich wird beſchloſſen und vorgebildet, was auf der Erde vollendet und ausgeführt werden ſoll.

C. Als das den entſcheidenden Tag des Herrn begleitende Naturereigniß wird zwar 2 Petr. 3. der Sündfluth gedacht, jedoch mit dem ausdrücklichen Zuſatz V. 7. daß der jetzige Himmel und die jetzige Erde zum Feuer aufbehalten werden und V. 10. „die Elemente werden vor Hitze zerſchmelzen ꝛc. Dies läßt ſich freilich beſonders auf das letzte Ende der Welt beziehen, doch ſteht damit nicht im Widerſpruch, beim Eintritt jener großen Epoche etwas Aehnliches erwarten zu müſſen, zur Umbildung und Verſchönerung der Erde, wovon ſchon oben die Rede war, durch ein ätheriſches Läuterungsfeuer. Will man nun hier weiter fragen, was es hinſichtlich dieſes Naturereigniſſes für Vorzeichen geben möge: ſo iſt zwar nicht zu läugnen, daß die Natur überhaupt (die als ein großes organiſches Ganzes erſcheint) für alle ihre Phänomene, Erdbeben, Feuerauswürfe, Dürre und Näſſe, Kälte und Hitze, ihre Vorboten auftreten läßt, oder ihre Bilderzeichen aushänget, (oft nur Hieroglyphen); doch iſt freilich dieſe Bilderſchrift zu entziffern nur dem ſehr kundigen Leſer und Beobachter verſtattet*). Der Apoſtel Petrus fügt

*) Solche für Vorzeichen gehaltene Erſcheinungen ſind ohne Zweifel nichts anders als der erſte Anfang ſelbſt jener Veränderungen in der Natur, die ſich an einzelnen Theilen des großen Organismus (Makrokosmus) ſchon kund geben und mit den ſpäterhin auf eine auffallende Art zur Erſcheinung kommenden, in einem conſenſuellen oder antagoniſtiſchen Verhältniſſe oder Zuſammenhange ſtehen. Vergl. Schubert: Anſichten der Natur von der Nachtſeite Treviranus: Biologie. — Daß es beim menſchlichen Körper (Mikrokosmus) eben ſo der Fall ſey, iſt ſehr begreiflich; denn was im Großen iſt, iſt auch im Klei-

l. c. V. 8. noch die merkwürdigen Worte, gleichsam als ein Geheimniß, hiezu mit Beziehung auf Psalm 90, 4. „Eins aber sey Euch unverhalten, Ihr Lieben, daß ein Tag vor dem Herrn ist, wie tausend Jahr; und tausend Jahr, wie ein Tag.“ Man hat hier einen Wink finden wollen, daß sechstausend Jahre gleichsam als Arbeitstage oder Jahrtausende der Mühe anzusehen seyen, und dann das siebente Jahrtausend als der Sabbath auf Erden oder als der Vorsabbath vor dem ewig dauernden himmlischen angesehen werden müsse. Man hat nemlich mit dieser Stelle nicht nur 1 Cor. 10, 11. und Gal. 4, 3., sondern auch besonders die im Briefe Judä in Verbindung zu bringen gesucht, wo Henoch der siebente heißt, und als Vorbild aufgeführt wird. Als die bezeichneten Aeonen oder Jahrtausende oder große Wochentage nimmt man an, daß die beiden ersten Tage bis zum Gesetze Moses gehen, von da bis zum Evangelio die beiden mittleren Tage, von da bis zur Wiederkunft Christi die beiden letzten Tage, so daß der siebente Tag, als der Tag Christi, der Erdsabbath betrachtet werden müsse *).

---

nen, worüber wir jedoch auf Treviranus und and. biol. und physiol. Schriften verweisen müssen.

*) Schon durch das von vielen neuern Naturforschern angenommene weit höhere Alter der Erde könnte jene ganze Auffassung als höchst verwerflich erscheinen, wenn nicht dieser Gegenstand noch immer für sehr problematisch zu halten wäre. Es gilt nemlich noch immer, was einst ein bekannter, französischer Gelehrter sagte: la terre est une vieille, qui cache son âge. Die zuerst von Isaak Peyrere aufgefundenen, nachher von andern Gelehrten vertheidigten, sogenannten Präadamiten haben, so wie auch das ganze Urvolk, welches noch vor der vermutheten Hauptrevolution in Tibet gelebt haben soll, (Vergl. z. B. die bekannten Schriften von Rhode und Gelpke) schon ihre bekannten Bestreiter gefunden, nicht weniger die aufgefundenen, aus jener Urzeit abgeleiteten Kunstwerke. Der Thierkreis z. B. im Isistempel zu Tantyra, dessen Alter nach Denon und Fourrier auf 15000 Jahr berechnet wurde, ist nach Klügel auf 3000 Jahr reducirt. Die ganz enormen Systeme und Jahreszahlen der Indier, Babylonier, Egypter und Anderer sind durch den kritischen Scharfblick eines Gatterer, Schlözer ꝛc. als

Das Mos. Gesetz, sagt man, hielt diesen Typus stets vor Augen, indem es verordnete, daß die Erde sechs Jahr hindurch bebauet und besäet werden, im siebenten aber ruhen solle. Daß nun diese ganze Auffassung ziemlich willkührlich und keineswegs zwingend sey, ist von andern Theologen schon oft dargethan worden, und beschäftiget uns hier weiter nicht. —

Als eine andere Berechnungsweise mag nur noch berühret werden, daß die Zahl des Thieres (Apoc. 13, 18.) als eines Menschen Zahl 666 auch zur Bestimmung der großen ersehnten Epoche benutzt worden ist*). Richtiger aber ist es offenbar, hier nicht eine Rechenzahl, sondern einen Menschennamen in Zahlbuchstaben ausgedrückt anzunehmen, wie denn auch schon sehr alte Ausleger, und selbst Kirchenväter diese Zahl durch Caesar Rom., oder λατεινος deuten, welche Auslegung Dr. Ewald in seinem gelehrten Commentar befriedigend vertheidiget hat. Auch enthält man sich billig aller künstlichen Berechnungsweisen und deren Anwendung auf Bibelauslegung, weil alle solche apokalyptische Enträthselung von Zahlen nicht nur viel Willkührliches und Verwirrendes enthält, sondern auch ein Bestreben dabei zum Grunde liegt, über die aus göttlicher Weisheit uns verborgen gehaltenen Gegenstände mehr schon wissen zu wollen, als uns nützt und frommet, und die Bibel uns offenbaret hat, an deren klare und deutliche Aussprüche wir uns nur halten müssen.

Astrologie, Mythologie, Trennung gleichzeitiger Dynastien erklärt worden. Doch wir müssen über diesen Gegenstand auf die neueren Werke von Cuvier, Breislac, Schubert, Krüger u. A. verweisen.

*) Der bekannte apokalyptische Rechner, Bengel sagt in seiner Ehrenrettung der heiligen Schrift S. 66. „Ob die 666 bei Gregor VII. oder bei Alexander III. oder bei irgend einem zwischen diesen beiden anfangen; und ob das Ziel dieser 666 bei dem Aufsteigen des Thiers aus der Erden oder um etwas später zu suchen sey — das habe ich niemals mit Gewißheit bestimmt." — Da nun der terminus a quo unbestimmt bleibt, kann auch kein bestimmtes Resultat erfolgen. Gregor VII. trat 1073 die Regierung an, fällt also gänzlich hier aus, Alexander III. aber 1170 würde 666 = 1836 seyn.

Die oft absichtlose Täuschung solcher Forschungen und Grübeleien kommt dann endlich darauf hinaus, daß die Faktoren bei den Rechnungsaufgaben nach vielen mühsamen Versuchen so künstlich gestellt werden, daß grade das beabsichtigte oder erwünschte Facit herauskommen muß.

2) Stellen wir nun noch weiter die Frage: was muß noch alles bis zu jenem Zeitpunkt geschehen? so läßt sich dieselbe wiederum so zertheilen: was ist bereits geschehen, oder wie weit ist es bereits mit der Verbreitung des Gottesreichs gediehen? welches sind die Zeichen unserer Zeit, d. h. was steht noch zu erwarten, was ist noch zu thun?

A. Zwar ist bereits aus dem Senfkorn, als dem kleinsten unter allen Saamen, ein starker Baum erwachsen, unter dessen schattigen Zweigen sich die Völker der Erde bereits zu Millionen von einem Meere zum andern von Mitternacht nach Morgen hin gesammelt haben. Auch können wir uns der gewissen Aussicht freuen, daß dieser Baum, gegen welchen die Stürme so vieler Jahrhunderte nichts vermogt haben, ferner wachsen und gedeihen werde von einem Jahrhunderte zum andern, bis es endlich im vollen Sinne heißen kann: „siehe da die Hütte Gottes bei den Menschen!" Jedoch bis jetzt ist noch nicht alles erfüllet, was da geschrieben steht von des Menschen Sohn, daß sie ihn alle kennen sollen von den Kleinsten bis zu den Größten, oder daß alle Völker der Erde wie in einem großen Tempel versammelt, zu einem Leibe vereinigt werden sollen, wovon Jesus Christus das Haupt ist. Es giebt noch mehre Millionen der Erdbewohner, die ihre Knie vor den Götzen beugen und Menschen ihnen zum Opfer bringen*). Wir können aber der Hoffnung leben, daß

*) So wurden noch in den letztern Jahren auf der Goldküste von Afrika dreitausend bei der Todtenfeier der Mutter des jetzigen Königs geopfert. Vergl. Kurzgefaßte Geschichte der christlichen Kirche von W. Busch, herausgegeben von Pastor Bestenbostel, Hannover 1830. Ueber die gegenwärtige

unter Gottes Schutze die bisher so wirksamen Anstalten und Stiftungen zur Ausbreitung des Christenthums sich ferner erhalten und gedeihlichen Fortgang haben werden. In allen Jahrhunderten haben sich fromme und thätige Männer gefunden, die den Heiden das Evangelium predigten und die Ausbreitung des Gottesreichs in allen bekannten Gegenden der Erde sich angelegen seyn ließen. Lange Zeit hindurch konnte die katholische Kirche mehr für das Missionswerk thun, als die protestantische; da sie mehr Mittel in den Händen hatte und zahlreiche Hülfe in ihren Mönchen, besonders auch den Jesuiten, fand. Sie gründete Niederlassungen in China, Ostindien, die zum Theil noch bestehen, großentheils aber, namentlich in China und Japan, wo doch die Sache schon so weit gediehen war, vorzüglich durch päpstliche Anmaßung wieder zu Grunde gegangen sind.

Gregor XV. stiftete 1623 zu Rom eine Gesellschaft zur Ausbreitung des katholischen Glaubens; Urban VIII. richtete eine Schule ein, in der junge Geistliche zu Missionären gebildet werden sollten, wiewohl diese Anstalt zugleich auf Bekehrung der Juden und nichtkatholischen Christen gerichtet war.

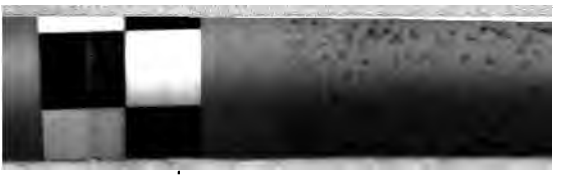
Die protestantische Kirche, welche langehin das Missionswerk nur lässig betrieben hatte bildete zu Anfang des 18ten Jahrhunderts in Dänemark eine noch bestehende Gesellschaft zur Verbreitung des göttlichen Worts in heidnischen Ländern. Die evangelisch-mährische Brüdergemeinde schickte schon 1737 Boten zu den nordamerikanischen Wilden aus, und unter-

muthmaßliche Zahl der Christen in Vergleich gegen die der Nichtchristen vergl. Dr. Paulus: das Leben Jesu, in der vorbereitenden Einleitung Bd. 1. Als Resultat geht hervor, daß auf der Erde, welche etwa zwischen 7—800 Millionen Menschen trägt, gegen 375,500,000 Nondchristen leben, darunter gegen 7 Millionen Juden, über 122 Millionen Muhamedaner und gegen 232 Millionen Christen sich befinden, dagegen die Zahl der Polytheisten sich noch auf 488 Mill. beläuft, also noch die größte Hälfte der Menschheit umfaßt.

hält noch jetzt auf 33 Missionsplätzen über 170 Personen, welche diese Ausbreitung nach besten Kräften sich angelegen seyn lassen. In England bestehen jetzt bekanntlich mehre Missionsvereine außer der großen londoner Gesellschaft, die sich 1795 bildete. Ihrer Bemühung verdankt das Evangelium besonders den ausgezeichneten Sieg, den es auf den Südsee-Inseln, namentlich auf Otahaite errungen hat*). Seit 1800 besteht auch zu Berlin eine Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden, über 30 ihrer Missionäre arbeiten als Boten Christi in Süd- und West-Afrika und in Ostindien, so auch in Südamerika und auf verschiedenen Inseln mit glücklichem Erfolge. Zu Basel entstand 1816 eine evangelische Missionsgesellschaft, welche besonders auf den Küstenländern des Mittelländischen Meeres ihre Thätigkeit beweist. Auch hat dieser Verein mehrere Töchtergesellschaften in der Schweiz selbst, so auch in südlichen Frankreich und durch ganz Deutschland, wodurch der Fortgang des großen Werks ungemein gefördert wird. — Nach einem ungefähren Ueberschlage ist die Zahl von sämmtlichen Niederlassungen, die sich im Jahre 1800 in allen Welttheilen zusammen auf 157 belief, schon auf 253 und darüber gestiegen und vermehrt sich immerfort.

An diese Missionsvereine schließen sich nun zu gleichem Zwecke die Bibelgesellschaften an, nemlich um allen diesen Völkern der Erde die heilige Schrift in ihrer Muttersprache mitzutheilen. Der Mittelpunkt aller dieser Gesellschaften ist bekanntlich in London, wo 1804 erst ein kleiner Verein bestand, welcher englische Bibeln vertheilte, aber jetzt hat sich derselbe schon den

*) Auf dieser Insel, deren König selbst das Christenthum angenommen hat, findet man unter dem Einfluß desselben bereits gute Gesetze, schöne Kirchen u. s. w., vergl. den 6ten Jahresbericht zur Beförderung der evangelischen Missionen ꝛc. Berlin 1830., woselbst auch über den Fortgang des Christenthums in Australien, den Gesellschaftsinseln und besonders den Sandwichs-Inseln S. 99—109. Auskunft gegeben wird.



Zutritt zu den Völkern faſt aller Länder der Erde gebahnt. Schon wird die Bibel in 140 der verſchiedenſten europäiſchen, aſiatiſchen, afrikaniſchen und andern Sprachen gedruckt*). Es befinden ſich jetzt Bibelgeſellſchaften mit ihren Hülfsvereinen faſt in den meiſten chriſtlichen Ländern, in Rußland, Schweden, Dänemark, Norwegen u. ſ. w., wie denn auch ſelbſt in dem katholiſchen Frankreich ſich eine proteſtantiſche Bibelgeſellſchaft gebildet hat. Die amerikaniſche Bibelgeſellſchaft in den vereinigten Staaten zählt ſchon 400 Hülfsvereine. Sogar im ſüdlichen Afrika und in Oſtindien liefern mehrere Druckereien Bibeln in der Landesſprache der dortigen Völkerſchaften. Auch iſt der Umſtand hier zu erwähnen, daß in mehreren Niederlaſſungen auch Seminare gegründet ſind, darin Jünglinge für Predigt und Schulämter gebildet werden, gewiß eine ſehr zweckmäßige und heilſame Einrichtung zur Beförderung des großen Werkes!

Andererſeits ergeben aber auch die neueſten Miſſionsberichte, daß ſich namentlich in China, Japan, Indien und Ceylon noch immer nicht nur viel Gleichgültigkeit gegen die Annahme des Chriſtenthums zeigt, ſondern auch die Widerſpenſtigkeit ſogar in hartnäckigem Kampf zuweilen ausbricht**).

---

*) In dem angeführten 6ten Jahrsberichte heißt es S. 109: Auf den drei Inſeln Maui, Molokai und Lanai, auf welchen ſich 37000 Einwohner befinden, waren gegen 18000, alſo faſt die Hälfte der ganzen Bevölkerung in den Schulen. In Hawaji ſind 3/4 der Schüler Erwachſene und ungefähr die Hälfte derſelben kann leſen. 2 Preſſen, welche ſich beſtändig in Thätigkeit befinden, ſind nicht im Stande, den hinreichenden Bedarf an Schulbüchern zu liefern ꝛc. —

**) Ueber China ſiehe den angeführten 6ten Jahrsbericht S. 125. über Ceylon. Ebendaſelbſt S. 75. — Auffallend waren dem Einſender dieſes die daſelbſt S. 71. zu leſenden Worte eines alten Braminen, welcher in Gegenwart mehrer anderer Braminen zu Madras gegen einen Miſſionär laut erklärte: „Herr, dieſer große, ſchöne Götzenwagen, und dieſe prächtige Pagöde und alle unſere Götzenbilder werden vor dem Jahre 1835 völlig zerſtört ſeyn und eure chriſtliche Lehre wird ſie alle überleben.“ Wir ſagen mit dem Miſſionär: Amen! der Herr thue es!

den, ſo zahlreich dieſe, noch in unſern Tagen, in Frankreich waren.

Die Antiſupranaturaliſten unter uns haben vor Kant, einige wenige Spinoziſten ausgenommen, alle von der Natur die Vorſtellung gehabt, welche der geſunde Menſchenverſtand ſich von ihr macht: die Naturweſen ſind ihnen theils körperliche, theils geiſtige Weſen, beide mit einander nach den Naturgeſetzen vereinigt. Alle erkannten Gott für den Schöpfer der Welt an, und geſtunden ihm die Regierung der Welt durch die Geſetze und nach der Ordnung der Natur zu, verwarfen aber alle unmittelbare Einwirkung Gottes in die Natur, und waren daher, in Beziehung auf die Religion überhaupt, in ihrem antiſupranaturaliſtiſchen Grundſatze einig. Einig waren ſie auch darin, daß die Vernunft zur Erkenntniß Gottes und ſeiner Weltregierung, führe durch Schlüſſe, denen die empiriſche Kenntniß der Welt zum Grunde liege; ſo wie darin, daß deßwegen alle Religionswahrheiten aus Vernunftgründen erweislich und der Vernunft völlig begreiflich ſeyn müßten, wie ſie denn auch in der Natur ſelbſt keine Kräfte und Wirkungen zuließen außer denen, die ihnen durch die Erfahrung bekannt waren. Einſtimmig verwarfen ſie daher alle Wunder und alle der Vernunft nicht begreifliche oder doch nicht erweisbare Lehren.

Nur in Einem Punkte zeigt ſich eine Verſchiedenheit unter ihnen. Die allermeiſten ließen natürliche Offenbarungen Gottes gelten, das heißt, ſie gaben zu, daß Gott durch die Ordnung der Natur die Umſtände ſo gefügt habe, daß durch ſie Einige hellere Einſichten von Gott und ſeinem Verhältniß zu der Welt bekommen und verbreitet hätten, als ohne dieſe Umſtände geſchehen wäre. Einige wenige aber verwarfen auch dieſe natürlichen Offenbarungen, und beſtunden darauf, daß Gott die Vernunft der Menſchen ihren Gang gehen laſſe, ohne in denſelben durch natürliche Veranſtaltungen einzugreifen.

Die einen wie die andern waren offenbar nicht eigentliche Christen. Was sie behaupteten und was sie verwarfen, behaupteten und verwarfen auch die erklärten Deisten, Freidenker, und wie sonst die Bestreiter des Christenthums genannt werden. Bekanntlich aber erklärten sich viele für Christen. Das würde denen, die nicht einmal eine natürliche Offenbarung zugestunden, freilich schwerer. Ihnen blieb für ihre Erklärung nichts übrig, als die Versicherung, daß sie die christliche Religion für die vollkommenste unter allen, die die Vernunft ausgesonnen, erkannten. Den andern wurde es leichter, weil sie doch die christliche Religion für eine geoffenbarte erklären konnten.

Nur Eine Schwierigkeit drückte auch diese. Ließen sie die christliche Lehre für geoffenbart gelten: so mußten sie auch die Bibel, wenigstens das neue Testament, für die Erkenntnißquelle dieser Lehre gelten lassen, und in diesem sind ja die Wundergeschichten und die positiven Lehren vorgetragen, die sie, nach ihren Grundsätzen, verwerfen mußten.

Wie sie sich helfen, ist bekannt. Was sich davon durch exegetische Künste wegerklären ließ, erklärten sie weg; was nicht wegzuerklären war, wurde als späteres Einschiebsel auf die Seite gebracht, wo das nicht anging, wurden Accommodation nach Zeitbegriffen oder eigene irrige Zeitbegriffe angenommen, und besonders die evangelische Geschichte, als ein Zusammentrag mehrerer unbeglaubigter Nachrichten, um ihre Zuverlässigkeit gebracht. So blieb nichts übrig, als das Natürliche, Begreifliche und Erweisliche, und das wurde für die christliche Offenbarung erklärt.

Bei dem allen blieb aber doch manche auffallende Inconsequenz diesen Vernunftglaubigen unbemerkt. Nichts Unbegreifliches wollten sie gelten lassen, und nahmen doch die Schöpfung der Welt an, und eine geistige Substanz in dem Körper des Menschen, mit gegenseitiger Einwirkung. Noch jetzt, nachdem diese Inconsequen-

zen und manche andere Schwächen und Blößen dieſes Vernunftglaubens längſt aufgedeckt worden ſind, verſchließen manche angeſehene Theologen ihre Augen davor, und beharren bei ihrem Prinzip, und führen das große Wort in manchen Zeitſchriften, als ob nichts vorgefallen wäre. Selbſt der gelehrte Wegſcheider hält ſich noch zu dieſer Partei.

Indeſſen ging ihre Herrſchaft unwiderbringlich verloren durch die Forſchungen Kants in den Tiefen des menſchlichen Erkenntnißvermögens. Nicht nur ihre Inconſequenzen wurden gerügt, ſondern alle die Demonſtrationen, die ſie als unüberwindlich aufgeſtellt hatten, wurden, nach Mendelsſohns Ausdruck, zermalmt, und der menſchlichen Vernunft das Vermögen, das Ueberſinnliche durch Schlüſſe aus dem Sinnlichen zu erkennen, gänzlich abgeſprochen, ſo daß durch ſeine Vernunftkritik alle Religion vernichtet zu ſeyn ſchien.

Auch Kant war ein Antiſupranaturaliſt, aber von ganz anderer Art, als die bisherigen. Schon ſeine Anſicht der Natur war eine ganz andere. Nach ihm können wir durchaus nicht wiſſen, ob das, was nur als körperlich erſcheint, von dem, was als geiſtig an ſich verſchieden ſey. Uebrigens ſtellte er die Willensfreiheit wieder auf, die niederdemonſtrirt worden war, und gründete auf das Sittengeſetz durch Poſtulate der praktiſchen Vernunft den Glauben an Gott. Für das Chriſtenthum bezeugte er hohe Achtung, geſtund zu, daß die Berufung, Genugthuung und Erwählung undurchdringliche Geheimniſſe für die Vernunft ſeyen, über die man nur von den Aufſchlüſſen der heiligen Schrift nicht Gebrauch machen dürfe, wollte aber, daß die Lehrer zwar die ganze chriſtliche Lehre vortragen ſollten, aber ſo, daß durch ſie ein unſchädlicher Uebergang zur Vernunftreligion vorbereitet würde. Die Partei der Kantiſchen Chriſten iſt indeſſen nicht zahlreich geworden.

Und eben ſo wenig die, welche das Chriſtenthum nach den Grundſätzen der unter unſern Philoſophen ſo

weit verbreiteten Identitätsphilosophie umzugestalten suchten. Die Stifter dieser Philosophie sind aus der Kantischen Schule hervorgegangen, und haben zwar seine Verwerfung der Schlüsse von der Erscheinungswelt auf das Ueberſinnliche beibehalten, haben sich aber dagegen eine unmittelbare Anschauung des Absoluten zugeeignet, welche nichts ist, als die Idee, die sie sich vom Absoluten machen. Dieses Absolute ist ihnen das Ein und Alles. Es kann und soll Gott genannt werden, aber es darf nicht gedacht werden als verschieden von der Welt, die Welt ist nur der Inbegriff seiner Idee. Die Verschiedenheiten und Streitigkeiten dieser tiefen Denker, Fichte's, Schellings, Wagners, haben wenig Einfluß auf den Antisupranaturalismus im Christenthum.

Ihr Antisupranaturalismus konnte sich leicht den Anschein des Supranaturalismus geben, da die Natur in dem Idealismus dieser Philosophie eine ganz andere ist, als sie sich in ihrer Erscheinung uns darstellt. Aber schwer ist es, diesen Idealismus mit der Religion überhaupt zu vereinigen, die ein von dem Daseyn Gottes verschiedenes Daseyn der Welt voraussetzt, und noch schwieriger ist seine Vereinigung mit der Lehre des Christenthums und der heiligen Schrift, bei welcher eine gewaltsame Verdrehung biblischer Stellen und kirchlicher Lehren kaum versteckt werden kann. Auch kränkelt diese Philosophie an dem moralischen Uebel, der, nach ihr, eben sowohl als das moralische Gute, eine Idee Gottes seyn muß, und Schelling selbst hat diesen Schaden nur durch einen von Gott verschiedenen Grund des Daseyns Gottes, das heißt durch eine Zurücknahme seines höchsten Grundsatzes, zu heilen gewußt, und, wie es scheint, ist eben dadurch der in jeder Hinsicht ehrwürdige Daub bestimmt worden, seinen Vereinigungsversuch aufzugeben und zu dem christlichen Supranaturalismus zurück zu kehren. Wenn indessen dieser und der Kantische Antisupranaturalismus durch ihre Par-

Missionsvereinen und Bibelgesellschaften sich darthut, es muß vielmehr sich Jedermann verpflichtet fühlen, auch intensive nach besten Kräften zum Untergang alles Unchristlichen und zur Läuterung und Vermehrung des Guten in uns und außer uns auf unserm Standpunkte und nach dem Vermögen, das Gott darreicht, — zu arbeiten. Wie es gemeinnützige Vereine giebt zur Beförderung des leiblichen Gedeihens, zur Aufnahme der bürgerlichen Gewerbe ꝛc.: sollte sich nicht so auch in jedem Distrikte eines christlichen Reiches eine freiwillige und besondere Verbrüderung, ein engerer Bund der gebildeten Menschenfreunde jedes Standes, der Freunde ächter Religion und wahrer Sittlichkeit bilden lassen, um auf verschiedenen Wegen, doch vereint und gemeinschaftlich, dem Leichtsinn und der Ruchlosigkeit und überhaupt dem unchristlichen Geiste entgegen zu arbeiten? Doch, daß Vorschläge der Art vor der Hand nur unter die pia desideria gehören, liegt so nahe vor Augen, daß die Gründe nicht aus weiter Ferne geholt zu werden brauchen; sed hasc attigisse sufficiat *).

3) Schlußbemerkungen.

Durch eine Vertheidigung des sogenannten Chiliasmi subtilissimi wird nicht den jüdisch-christlichen, rohsinnlichen Erwartungen Vorschub geleistet, die allerdings wie Irrlichter, wenn man ihnen nacheilen wollte, in Moräste und Sümpfe führen würden. Auch werden dadurch nicht schwärmerische und träumerisch-phantastische Phantasiegebilde begünstigt, die freilich gleich bunten und glänzenden Seifenblasen bald in der Luft zerplatzen. Eben so wenig aber hat dieselbe mit politisch-revolutionären Umtrieben, mit philantropischen oder theoso-

*) Eine besondere Erwägung scheinen hier zu verdienen, (als Mittel der Umgestaltung des kirchlichen Lebens) die schon oft ersehnten und vielbesprochenen Synodalverfassungen, doch würde uns hier das Eingehen in Vorschläge der Verbesserung des bürgerlichen und kirchl. Lebens viel zu weit führen. —

als die des früheren Antisupranaturalismus, der hier nur anders, aber nicht minder willkührlich, begründet ist. Dennoch bereden sich einige Koryphäen dieser Partei, eine Vereinigung des Antisupranaturalismus mit dem Supranaturalismus zu Stande gebracht zu haben, weil sie doch Göttliches im Menschen anerkennen.

II. Wir gehen über zu der zweiten Hauptklasse, der Christen, zur supranaturalistischen. Mit dem Grundsatze derselben: Die christliche Religion ist übernatürlich geoffenbart, verbindet sich von selbst der Grundsatz: Die heilige Schrift ist ihre Erkenntnißquelle.

Dieser untergeordnete Grundsatz kündiget schon an, daß es in dieser Hauptklasse nicht an Parteien fehlen könne. Wenn wir es auch nicht bereits wüßten: so mußten wir doch voraussehen, daß nicht alle Christen in der Erklärung der heiligen Schrift übereinstimmen, und daß aus den Verschiedenheiten gegenseitige Bestreitungen der Erklärungen entstehen würden. Nur das würden wir schwerlich voraussehen, was uns die traurige Erfahrung lehrt, daß über diese Streitigkeiten die christliche Kirche sich in mehrere Kirchen und Sekten spalten würde. Von diesen Parteien kann in dem gegenwärtigen Vortrage nicht gesprochen werden, in welchem nur die Verschiedenheiten der Prinzipien erwogen werden sollen.

Nach diesen werden die supranaturalistischen Christen in zwei Klassen geschieden, und diese pflegen mit den Namen Dogmatiker und Mystiker bezeichnet zu werden. Diese Namen drücken aber nicht die Prinzipien aus, in denen diese Klassen von einander abgehen; auch sind ihre Prinzipien verschiedentlich aufgefaßt worden. Gewiß aber ist das den Mystikern entgegengesetzte Prinzip der Dogmatiker dieses. Nur bei der Stiftung und ersten Verbreitung des Christenthums und vor ihr sind göttliche Einwirkungen zum Bewußtseyn derer, die sie empfingen, gekom-

erſcheinen wird. c) Der Tag des Herrn heißt freilich in der Schrift der ſchreckliche Tag, der Tag des Weltgerichts, doch Gott hält immerfort Gericht in der ganzen Weltgeſchichte. Der Tag iſt zugleich ein herrlicher und entſcheidender Tag. — Die kanoniſchen Schriften des A. T. Maleachi 4, 5. ſchließen mit einer Verheißung und nur bedingten Drohung, „auf daß ich nicht komme und die Erde mit dem Bann ſchlage.“ Der N. Bund ſchließt ebenfalls mit der Verheißung: ich komme bald, und mit der Bitte: ja! komm, Herr Jeſu!

Nicht alſo die Gemüther aufzuſchrecken und durch abergläubiſche Vorſpiegelungen in Furcht zu ſetzen, ſondern vielmehr ängſtliche Beſorgniſſe zu dämpfen, ſoll dieſe Lehre dienen, welche freilich dem Leichtſinn und der Gottvergeſſenheit entgegenwirkt; doch ſelbſt ſklaviſche Furcht iſt noch immer beſſer als ſchnöder Leichtſinn und rohe Sittenloſigkeit! — Auch dürfen uns andererſeits die vielen noch vorhandenen Hinderniſſe, (vorherrſchende Unwiſſenheit, rohe Sinnlichkeit, Geiſtesſtumpfheit ꝛc.) nicht zaghaft und kleinmüthig oder irre machen in dem Glauben an eine bevorſtehende und ſchon anhebende irdiſche Vollendung des Gottesreichs. „Ob die Decke Moſis noch vor tauſend Mal tauſend Augen hängt, ob Muhameds Irrwahn noch Millionen in blutdürſtige Unmenſchen umwandelt, ob zehntauſend Mal zehntauſend Kniee vor den Gebilden des Aberglaubens ſich noch beugen, ob Lichtſcheu, Prieſterherrſchaft und Gewiſſenszwang, Wortglauben, Unklarheit und Frömmelei aufs Neue ſich erheben möchten: wir verzagen nicht. Der in die todte Nacht einmal geſprochen: Es werde Licht! er führt mit allmächtigem Arme den Tag herauf*).“

*) Worte des Conſiſt.- und Schulraths Küpper: das Gebet des Herrn in Predigten. Berlin 1829. 4te Predigt.

Ueberſicht der Prinzipien, auf denen die Verſchiedenheiten im chriſtlichen Glauben beruhen.

Ein Synodalvortrag

des weil. Hrn. Geh. K.-R. u. Prof. der Theologie
Dr. Vogel
in Erlangen.

Es kann Ihnen nicht entgangen ſeyn, geliebte und verehrte Brüder, daß allen meinen bisherigen Vorträgen Eine Idee theils, ausgeſprochen, zum Grunde lag, theils, als ein leitender Faden, ſich durch ſie durchzog, die Idee der zu erhaltenden Einigkeit bei den Verſchiedenheiten im chriſtlichen Glauben. Was dieſe Idee mir ſo wichtig macht, liegt offen da. Die Verſchiedenheiten im Glauben ſind auch dem Unwiſſenden nicht unbekannt, und es iſt auf unabſehliche Zeiten hinaus keine Ausſicht vorhanden, daß ſie aufhören werden. Die Geſchichte und die Erfahrung unſerer Tage ſagt uns, daß dieſe Verſchiedenheiten gegenſeitige Feindſeligkeiten der Lehrer, Verketzerungen, Verfolgungen, Spaltungen, der Kirche Chriſti zur Folge gehabt haben; und doch ſollen die ächten Chriſten daran erkannt werden, daß ſie ſich unter einander lieben, doch ſollen beſonders die Lehrer fleißig ſeyn, zu halten die Einigkeit des Geiſtes durch das Band des Friedens. Auch heute kann ich von dieſer Idee mich nicht entfernen. Ich fühle wohl, welche Einförmigkeit meine Vorträge durch das Feſthalten derſelben bekommen, und ſie ſoll nicht mehr das Thema meiner Synodalvorträge werden, wenn es Gottes Wille

3ter Theil. Vergl. die Schrift des Papſtes A. Hölty in Uelzen: die Nothwendigkeit zeitgemäßer Reformen in den kirchlichen Verhältniſſen des proteſtantiſchen Deutſchlands. 1831. — Sie enthält einiges ganz hierher gehörende, und ſchließt mit der zuverſichtlichen Hoffnung, daß ſo wie über chriſtlichen Staaten, ſo auch über der Kirche ein neues Tag aufgehen werde.

iſt, daß ich ferner in dieſen Verſammlungen zu Ihnen ſprechen ſoll. Aber heute muß ich, auf die Gefahr hin, Ihre Geduld zu ermüden, noch einmal Ihre nachſehende Aufmerkſamkeit für ſie in Anſpruch nehmen. Es iſt noch etwas übrig, was den bisherigen Vorträgen abging, gerade das nöthigſte, meines Bedünkens, zur unbefangenen Beurtheilung der Verſchiedenheiten im Glauben und zur Förderung der Einigkeit: die Ueberſicht der Prinzipien, auf denen die Verſchiedenheiten im chriſtlichen Glauben beruhen. Dieſe Ueberſicht macht es klärer, wie redliche Wahrheitsforſcher auf Lehren und Meinungen kommen können, die uns empören, wie es ihnen begegnen kann, ſchlechthin zu verwerfen, was uns das ausgemachteſte iſt, und ſchlechthin zu behaupten, was uns entſchieden verwerflich iſt; und dadurch fördert ſie die Einigkeit in der Liebe. Sie bringt aber auch dem Auge näher das Willkührliche in manchen Prinzipien und das Inconſequente in manchen Anwendungen der Prinzipien; und dadurch erleichtert ſie uns die Beurtheilung der Lehren und Meinungen Anderer und unſrer eigenen.

Seitdem der verewigte Reinhard in ſeinen bekannten Geſtändniſſen (S. 95) geſagt hat: „ſtrenger und ſyſtematiſcher Zuſammenhang, Einheit der Prinzipien, und folgerechtes Denken in der Religion findet nur Statt, wenn man ſich entweder ganz an die Vernunft oder ganz an die Schrift halte, wirklich conſequent ſey nur der Rationaliſt und der Supranaturaliſt," iſt es gewöhnlich geworden, die zwei in Stücken des chriſtlichen Glaubens einander entgegenſtehenden Hauptklaſſen der Theologen und der Volkslehrer und der Laien, die ihnen folgen, mit den Namen: Rationaliſten und Supranaturaliſten, zu bezeichnen. Dieſe Bezeichnung iſt nicht genau genug, denn es giebt Supranaturaliſten, die ſich an die Schrift und an die Vernunft zugleich halten, uud alſo Supranaturaliſten und Rationaliſten zugleich ſind. Viel ſchärfer

werden diese zwei Hauptklassen geschieden durch die Benennungen: Supranaturalisten und Antisupranaturalisten, durch welche zugleich augenscheinlich wird, daß keine vermittelnde Vereinigung beider möglich ist. Der Grundsatz der Supranaturalisten ist: Die christliche Religion ist übernatürlich geoffenbart; der Grundsatz der Antisupranaturalisten ist: Sie ist nicht übernatürlich geoffenbart, sie so wenig, als irgend eine andere.

So einig aber alle, die zu der einen oder der andern dieser zwei Hauptklassen gehören, über den Grundsatz ihrer Klasse sind, so ist doch jede von beiden unter sich in Parteien getheilt; und es ist die eigentliche Aufgabe dieses Vortrags, darzulegen, auf welche Prinzipien die Parteien beider Klassen sich stützen.

I. Wir machen den Anfang mit den Parteien der Antisupranaturalisten.

Der Grundsatz dieser Klasse, welcher alle übernatürliche Offenbarung verwirft, steht unter dem höheren Grundsatze: Alles, was in der Natur (der Welt, als dem gesetzmäßig verbundenen Ganzen) geschieht, geschieht durch die Natur (durch die gesetzmäßige Verbindung der Theile der Welt).

Hier springt uns sogleich eine Hauptquelle von Verschiedenheiten entgegen. Von der Natur sind ja mehrere Vorstellungen möglich, und es ist vorauszusehen, daß durch die Verschiedenheit derselben sich auch die Anwendung des Grundprinzips auf die Religionen verschiedentlich bestimmen werde.

Eine dieser Vorstellungen geht uns hier nichts an. Es ist diese, daß die Natur nichts sey, als die Körperwelt, daß in dieser kein geistiges Wesen existire, ein Materialismus, der ganz consequent zum Atheismus führt. Sie geht uns nicht an, weil die Partei, die sie annimmt, nicht daran denken kann, sich den Schein einer Uebereinstimmung mit der christlichen Religionslehre zu geben. Auch hat sie, zur Ehre unsrer Nation, zu keiner Zeit unter uns viele Anhänger gefun-

den, ſo zahlreich dieſe, noch in unſern Tagen, in Frankreich waren.

Die Antiſupranaturaliſten unter uns haben vor Kant, einige wenige Spinoziſten ausgenommen, alle von der Natur die Vorſtellung gehabt, welche der geſunde Menſchenverſtand ſich von ihr macht: die Naturweſen ſind ihnen theils körperliche, theils geiſtige Weſen, beide mit einander nach den Naturgeſetzen vereinigt. Alle erkannten Gott für den Schöpfer der Welt an, und geſtunden ihm die Regierung der Welt durch die Geſetze und nach der Ordnung der Natur zu, verwarfen aber alle unmittelbare Einwirkung Gottes in die Natur, und waren daher, in Beziehung auf die Religion überhaupt, in ihrem antiſupranaturaliſtiſchen Grundſatze einig. Einig waren ſie auch darin, daß die Vernunft zur Erkenntniß Gottes und ſeiner Weltregierung führe durch Schlüſſe, denen die empiriſche Kenntniß der Welt zum Grunde liege; ſo wie darin, daß deßwegen alle Religionswahrheiten aus Vernunftgründen erweislich und der Vernunft völlig begreiflich ſeyn müßten, wie ſie denn auch in der Natur ſelbſt keine Kräfte und Wirkungen zuließen außer denen, die ihnen durch die Erfahrung bekannt waren. Einſtimmig verwarfen ſie daher alle Wunder und alle der Vernunft nicht begreifliche oder doch nicht erweisbare Lehren.

Nur in Einem Punkte zeigt ſich eine Verſchiedenheit unter ihnen. Die allermeiſten ließen natürliche Offenbarungen Gottes gelten, das heißt, ſie gaben zu, daß Gott durch die Ordnung der Natur die Umſtände ſo gefügt habe, daß durch ſie Einige hellere Einſichten von Gott und ſeinem Verhältniß zu der Welt bekommen und verbreitet hätten, als ohne dieſe Umſtände geſchehen wäre. Einige wenige aber verwarfen auch dieſe natürlichen Offenbarungen, und beſtunden darauf, daß Gott die Vernunft der Menſchen ihren Gang gehen laſſe, ohne in denſelben durch natürliche Veranſtaltungen einzugreifen.

Die einen wie die andern waren offenbar nicht eigentliche Christen. Was sie behaupteten und was sie verwarfen, behaupteten und verwarfen auch die erklärten Deisten, Freidenker, und wie sonst die Bestreiter des Christenthums genannt werden. Bekanntlich aber erklärten sich viele für Christen. Das würde denen, die nicht einmal eine natürliche Offenbarung zugestunden, freilich schwerer. Ihnen blieb für ihre Erklärung nichts übrig, als die Versicherung, daß sie die christliche Religion für die vollkommenste unter allen, die die Vernunft ausgesonnen, erkannten. Den andern wurde es leichter, weil sie doch die christliche Religion für eine geoffenbarte erklären konnten.

Nur Eine Schwierigkeit drückte auch diese. Ließen sie die christliche Lehre für geoffenbart gelten: so mußten sie auch die Bibel, wenigstens das neue Testament, für die Erkenntnißquelle dieser Lehre gelten lassen, und in diesem sind ja die Wundergeschichten und die positiven Lehren vorgetragen, die sie, nach ihren Grundsätzen, verwerfen mußten.

Wie sie sich helfen, ist bekannt. Was sich davon durch exegetische Künste wegerklären ließ, erklärten sie weg; was nicht wegzuerklären war, wurde als späteres Einschiebsel auf die Seite gebracht, wo das nicht anging, wurden Accommodation nach Zeitbegriffen oder eigene irrige Zeitbegriffe angenommen, und besonders die evangelische Geschichte, als ein Zusammentrag mehrerer unbeglaubigter Nachrichten, um ihre Zuverlässigkeit gebracht. So blieb nichts übrig, als das Natürliche, Begreifliche und Erweisliche, und das wurde für die christliche Offenbarung erklärt.

Bei dem allen blieb aber doch manche auffallende Inconsequenz diesen Vernunftgläubigen unbemerkt. Nichts Unbegreifliches wollten sie gelten lassen, und nahmen doch die Schöpfung der Welt an, und eine geistige Substanz in dem Körper des Menschen, mit gegenseitiger Einwirkung. Noch jetzt, nachdem diese Inconsequen-

teien der christlichen Kirche nicht wichtig geworden sind: so sind sie es doch durch ihre Prinzipien geworden, denen man eine philosophische Tiefe nicht absprechen kann, wenn man sie auch nicht annimmt, und durch welche die Oberflächlichkeit des früheren Philosophirens sichtbarer geworden ist.

Aber wichtiger, auch durch die Partei, wird der Antisupranaturalismus im Christenthum, der sich auf die Prinzipien der, gleichfalls aus der Kantischen Schule hervorgegangenen Fries'schen Philosophie stützet, und der durch das Gewicht geistvoller und gelehrter Theologen, vorzüglich des allgemein hochgeschätzten de Wette, einen noch zunehmenden Einfluß auf die Religionslehrer erhalten hat. Diese Philosophie spricht drei verschiedenen Ueberzeugungsweisen, deren der Mensch fähig ist, der durch Verstandeserkenntnisse, der durch Ideen oder den Glauben, und der durch das Gefühl oder die Ahnung, wodurch die Ideen in der Welt wiedergefunden werden, gleiche subjektive Gewißheit zu, spricht aber dem Verstandeswissen die objektive Gültigkeit ab. Dagegen spricht sie objektive Wahrheit zu den Ideen, die aus dem Göttlichen, das Gott dem menschlichen Geiste gegeben hat, hervorgehen. Diese Ideen aber, so wie das Göttliche im Menschen überhaupt, bilden sich aus rein durch des Menschen eigene Selbstthätigkeit; eine Einwirkung Gottes auf dieses Göttliche wird schlechterdings, aber auch ohne allen Grund, verworfen, und mit ihr aller Supranaturalismus in der Religion. In Jesu selbst erschien nur die Menschenwürde in ihrer wahren Herrlichkeit. Seine ganze Lehre ist ein Werk menschlicher Selbstthätigkeit, so wie die ganze heilige Schrift. Nun ist aber in der biblisch-christlichen Lehre viel Verständiges, das keine objektive Wahrheit hat; dieß ist der Buchstabe: dieser muß identisch und ästhetisch aufgefaßt, das heißt, er muß aufgegeben werden.

Darin besteht denn ihre Anschließung an das Christenthum, und diese führt auf keine andern Resultate,

als die des früheren Antisupranaturalismus, der hier nur anders, aber nicht minder willkührlich, begründet ist. Dennoch bereden sich einige Koryphäen dieser Partei, eine Vereinigung des Antisupranaturalismus mit dem Supranaturalismus zu Stande gebracht zu haben, weil sie doch Göttliches im Menschen anerkennen.

II. Wir gehen über zu der zweiten Hauptklasse der Christen, zur supranaturalistischen. Mit dem Grundsatze derselben: Die christliche Religion ist übernatürlich geoffenbart, verbindet sich von selbst der Grundsatz: Die heilige Schrift ist ihre Erkenntnißquelle.

Dieser untergeordnete Grundsatz kündiget schon an, daß es in dieser Hauptklasse nicht an Parteien fehlen könne. Wenn wir es auch nicht bereits wüßten: so mußten wir doch voraussehen, daß nicht alle Christen in der Erklärung der heiligen Schrift übereinstimmen, und daß aus den Verschiedenheiten gegenseitige Bestreitungen der Erklärungen entstehen würden. Nur das würden wir schwerlich voraussehen, was uns die traurige Erfahrung lehrt, daß über diese Streitigkeiten die christliche Kirche sich in mehrere Kirchen und Sekten spalten würde. Von diesen Parteien kann in dem gegenwärtigen Vortrage nicht gesprochen werden, in welchem nur die Verschiedenheiten der Prinzipien erwogen werden sollen.

Nach diesen werden die supranaturalistischen Christen in zwei Klassen geschieden, und diese pflegen mit den Namen Dogmatiker und Mystiker bezeichnet zu werden. Diese Namen drücken aber nicht die Prinzipien aus, in denen diese Klassen von einander abgehen; auch sind ihre Prinzipien verschiedentlich aufgefaßt worden. Gewiß aber ist das den Mystikern entgegengesetzte Prinzip der Dogmatiker dieses. Nur bei der Stiftung und ersten Verbreitung des Christenthums und vor ihr sind göttliche Einwirkungen zum Bewußtseyn derer, die sie empfingen, gekom-

nun; das Prinzip der Mystiker dagegen: Noch jetzt werden sich erweckte und weiter geförderte Christen solcher Einwirkungen bewußt.

Es wäre schwer zu begreifen, was die Dogmatiker bewogen haben könne, das noch fortdauernde Bewußtwerden göttlicher Einwirkungen, die sie selbst zugestehen, zu verwerfen, wozu sie weder durch die heilige Schrift, noch durch die Vernunft berechtiget sind, wenn nicht unter den Mystikern zwei Parteien sich hervorthäten, davon eine offenbar in ihren Versicherungen vom Bewußtseyn göttlicher Einwirkungen keinen Glauben verdient.

Diese Partei ist die Partei der Schwärmer, die sich in ihren Gefühlen täuschen, und göttlichen Einwirkungen zuschreiben, was ein Werk ihrer exaltirten, bei manchen bis zur Verrückung exaltirten Phantasie ist. Diese werden der Täuschung überwiesen durch dasjenige selbst, was sie eingegeben bekommen zu haben versichern, durch Prophezeihungen, die nicht eintreffen, durch Irrlehren, die der Schrift und der Vernunft, oft selbst dem Sittengesetze, widersprechen, auch wohl durch eine ausgesprochene Geringschätzung der heiligen Schrift. Diese Schwärmer sind es, durch welche der Name: Mystiker, beinahe zum Schimpfnamen geworden ist.

Ganz und gar verschieden von den Schwärmern sind diejenigen Christen, welche versichern, durch Erfahrungen gewiß zu seyn, daß Gott ihre Gebete erhört, den christlichen Glauben in ihnen geweckt und befestigt, ihnen Kraft zur Besserung gegeben habe, weil sie ganz gewiß seyen, daß das, was ihnen zu Theil geworden, nur durch Gott ihnen habe zu Theil werden können. Diese gehören aber auch gar nicht zu den Mystikern, die den Dogmatikern entgegenstehen, sofern sie nur behaupten, der Einwirkungen sich durch den Erfolg, nicht durch ein eigenes Gefühl, bewußt geworden zu seyn. Wohl aber werden bei weitem die meisten unter ihnen auch eines eigenen Gefühls der Einwirkung

dabei ſich bewußt zu ſeyn glauben; und ſo ſind denn auch ſie Myſtiker. Aber gewiß wäre es eine nicht zu rechtfertigende Anmaſſung, behaupten zu wollen, daß jedes ſolches Gefühl täuſchen müſſe, daß keines dieſer Art wirkliches Wahrheitsgefühl ſeyn könne, wie ich ſchon in meinem vorjährigen Vortrage erinnert habe.

Mit gleicher Billigkeit müſſen aber auch von den ſchwärmeriſchen Myſtikern unterſchieden werden diejenigen ſupranaturaliſtiſchen Parteien, welche die Verehrung Gottes durch eigene Anſtalten, wie die Herrnhuter, oder durch beſondere gottesdienſtliche Zuſammenkünfte fördern zu müſſen glauben. Auch wird dieſe Partei gewöhnlich mit einem eigenen Namen, mit dem Namen Pietiſten, belegt; und gegen dieſe eifern nicht nur die den Myſtikern entgegenſtehenden Dogmatiker, ſondern ſelbſt auch nichtſchwärmeriſche Myſtiker, beide oft mit einem zu allgemeinen Eifer, der den, freilich ſchwer zu vermeidenden, Mißbrauch von dem möglichen heilſamen Gebrauche zu wenig unterſcheidet.

So wie die Myſtiker, ſo ſind auch die Dogmatiker in Parteien getheilt.

Eine Parteiung unter ihnen entſteht aus ihrer Verſchiedenheit in der Schätzung der Vernunft und in dem Urtheile über ihren Gebrauch bei der geoffenbarten Lehre. Man kann dieſe Parteien die antirationaliſtiſchen und die rationaliſtiſchen Supranaturaliſten nennen.

Die Antirationaliſten haben zum Prinzip: Was Gott den Menſchen übernatürlich geoffenbart hat, muß von ihnen blindlings geglaubt werden. Nach dieſem Prinzip ſprechen ſie der Vernunft, ſelbſt dem Gewiſſen, alles Stimmrecht in Sachen der Offenbarung ab. Manche gehen ſo weit, geradehin zu behaupten, daß unter den geoffenbarten Lehren auch vernunftwidrige ſeyn können, und daß dieſe eben ſo unterwürfig für wahr erkannt werden müſſen, als die mit den Ausſprüchen der Vernunft übereinſtimmenden. Alle

men; das Prinzip der Myſtiker dagegen: Noch jetzt werden ſich erweckte und weiter geförderte Chriſten ſolcher Einwirkungen bewußt.

Es wäre ſchwer zu begreifen, was die Dogmatiker bewogen haben könne, das noch fortdauernde Bewußtwerden göttlicher Einwirkungen, die ſie ſelbſt zugeſtehen, zu verwerfen, wozu ſie weder durch die heilige Schrift, noch durch die Vernunft berechtiget ſind, wenn nicht unter den Myſtikern zwei Parteien ſich hervorthäten, davon eine offenbar in ihren Verſicherungen vom Bewußtſeyn göttlicher Einwirkungen keinen Glauben verdient.

Dieſe Partei iſt die Partei der Schwärmer, die ſich in ihren Gefühlen täuſchen, und göttlichen Einwirkungen zuſchreiben, was ein Werk ihrer exaltirten, bei manchen bis zur Verrückung exaltirten Phantaſie iſt. Dieſe werden der Täuſchung überwieſen durch dasjenige ſelbſt, was ſie eingegeben bekommen zu haben verſichern, durch Prophezeihungen, die nicht eintreffen, durch Irrlehren, die der Schrift und der Vernunft, oft ſelbſt dem Sittengeſetze, widerſprechen, auch wohl durch eine ausgeſprochene Geringſchätzung der heiligen Schrift. Dieſe Schwärmer ſind es, durch welche der Name: Myſtiker, beinahe zum Schimpfnamen geworden iſt.

Ganz und gar verſchieden von den Schwärmern ſind diejenigen Chriſten, welche verſichern, durch Erfahrungen gewiß zu ſeyn, daß Gott ihre Gebete erhört, den chriſtlichen Glauben in ihnen geweckt und befeſtigt, ihnen Kraft zur Beſſerung gegeben habe, weil ſie ganz gewiß ſeyen, daß das, was ihnen zu Theil geworden, nur durch Gott ihnen habe zu Theil werden können. Dieſe gehören aber auch gar nicht zu den Myſtikern, die den Dogmatikern entgegenſtehen, ſofern ſie nur behaupten, der Einwirkungen ſich durch den Erfolg, nicht durch ein eigenes Gefühl, bewußt geworden zu ſeyn. Wohl aber werden bei weitem die meiſten unter ihnen auch eines eigenen Gefühls der Einwirkung

dabei sich bewußt zu seyn glauben; und so sind denn auch sie Mystiker. Aber gewiß wäre es eine nicht zu rechtfertigende Anmassung, behaupten zu wollen, daß jedes solches Gefühl täuschen müsse, daß keines dieser Art wirkliches Wahrheitsgefühl seyn könne, wie ich schon in meinem vorjährigen Vortrage erinnert habe.

Mit gleicher Billigkeit müssen aber auch von den schwärmerischen Mystikern unterschieden werden diejenigen supranaturalistischen Parteien, welche die Verehrung Gottes durch eigene Anstalten, wie die Herrnhuter, oder durch besondere gottesdienstliche Zusammenkünfte fördern zu müssen glauben. Auch wird diese Partei gewöhnlich mit einem eigenen Namen, mit dem Namen Pietisten, belegt; und gegen diese eifern nicht nur die den Mystikern entgegenstehenden Dogmatiker, sondern selbst auch nichtschwärmerische Mystiker, beide oft mit einem zu allgemeinen Eifer, der den, freilich schwer zu vermeidenden, Mißbrauch von dem möglichen heilsamen Gebrauche zu wenig unterscheidet.

So wie die Mystiker, so sind auch die Dogmatiker in Parteien getheilt.

Eine Parteiung unter ihnen entsteht aus ihrer Verschiedenheit in der Schätzung der Vernunft und in dem Urtheile über ihren Gebrauch bei der geoffenbarten Lehre. Man kann diese Parteien die antirationalistischen und die rationalistischen Supranaturalisten nennen.

Die Antirationalisten haben zum Prinzip: Was Gott den Menschen übernatürlich geoffenbart hat, muß von ihnen blindlings geglaubt werden. Nach diesem Prinzip sprechen sie der Vernunft, selbst dem Gewissen, alles Stimmrecht in Sachen der Offenbarung ab. Manche gehen so weit, geradehin zu behaupten, daß unter den geoffenbarten Lehren auch vernunftwidrige seyn können, und daß diese eben so unterwürfig für wahr erkannt werden müssen, als die mit den Aussprüchen der Vernunft übereinstimmenden. Alle

aber sind darin einstimmig, daß man nicht die Vernunftmäßigkeit der geoffenbarten Lehren erst prüfen dürfe, sondern daß einzig und allein zu untersuchen sey, ob sie wirklich in den Offenbarungsurkunden enthalten seyen; und in dieser Behauptung haben sie sogar einige Philosophen, unter diesen den ehrwürdigen Kant, auf ihrer Seite, denen es freilich nicht unlieb seyn kann, wenn alle, denen die Gottesgabe der Vernunft theuer ist, vom Offenbarungsglauben zurückgeschreckt werden. Unter dieser Partei finden sich viele Zeloten, welche die rationalistischen Supranaturalisten als Antisupranaturalisten verschreien. Bei sehr vielen zeigt sich zugleich die Inconsequenz, daß sie dennoch in Streitschriften und Predigten die Vernunftmäßigkeit geoffenbarter Lehren und Gebote darzuthun bemüht sind. Diese alte Partei hat in den letzten Jahren wieder alles in Bewegung gesetzt, da sich der treffliche Harms an ihre Spitze gestellt hat, den sein Lutherischer Feuereifer hindert, mit dem Begriffe der Vernunft in das Reine zu kommen, die ihn, selbst bei ihrer Herabsetzung, mehr leitet, als er sich bewußt ist.

Gewöhnlich, aber keineswegs consequent, fordern diese Antirationalisten, dem Geiste des Protestantismus ganz zuwider, eine gleiche Unterwürfigkeit unter die symbolischen Bücher ihrer Kirchen, wie unter die Bibel selbst, und setzen voraus, daß die Verfasser dieser Symbole in ihren Erklärungen der Bibel untrüglich gewesen seyen.

Das Prinzip der Rationalisten ist: Gott ist der Urquell der Vernunft; er hat sich den Menschen geoffenbart durch die Vernunft, er hat diese Offenbarung vervollkommnet durch übernatürliche Offenbarung; diese muß Wahrheiten enthalten, die jener noch fehlen; sie kann Wahrheiten enthalten, welche von der Vernunft nicht gefunden und nicht erwiesen werden können, aber sie kann nichts enthalten, was den Offenbarungen Gottes durch die Vernunft widerspräche; darum müssen alle

Belehrungen der heiligen Schrift mit den Offenbarungen Gottes durch die Vernunft prüfend verglichen werden.

Nicht alle, aber doch mehrere dieser supranaturalistischen Rationalisten, verbinden mit diesem Prinzip ein zweites, das zwar nicht nothwendig aus dem ersten folgt, aber doch mit ihm harmonirt: Da es Gottes Wille ist, daß die Menschen ihre Vernunft bei seinen übernatürlichen Offenbarungen gebrauchen sollen: so können in den Offenbarungsurkunden auch Accommodationen nach Zeitbegriffen und sogar irrige Vorstellungen der Verfasser vorkommen, welche aus andern Belehrungen in diesen Urkunden und aus den Offenbarungen durch die Vernunft berichtigt werden sollen.

Dieses Prinzip wird nicht nur von allen Antirationalisten, sondern auch von der Mehrzahl der Rationalisten, verworfen, und seine Vertheidiger werden für naturalistische Rationalisten erklärt. In dieser Hinsicht theilen sich also die Supranaturalisten wieder in zwei Parteien, von denen die eine die strenge orthodoxe, die andere die freiere, genannt werden kann.

Verdächtig des Antisupranaturalismus macht sich allerdings die freiere Partei durch das Zugeben der Möglichkeit einer Accommodation und Perfectibilität, weil die Bestreiter des Supranaturalismus die Wirklichkeit beider behaupten. Aber es ist zwischen diesen und jenen doch der Unterschied unverkennbar, daß die Antisupranaturalisten alles Positive in der Religionslehre schlechtweg für das eine oder das andere erklären, die Supranaturalisten dagegen eine Accommodation nur da annehmen, wo die Pflicht, der Wahrheit Eingang zu verschaffen, sie gebot, und irrige Vorstellungen nur da, wo sie der Vernunft widersprächen. Auch finden diese Rationalisten in den Schriften des neuen Testaments theils keine, theils nur äußerst wenige solche Accommodationen und Verirrungen, und widersprechen selbst der Möglichkeit beider in den wesentlichen Lehren der Religion.

Die Verſchiedenheit beider Parteien in dieſem Prinzip ziehet auch noch eine andere nach ſich in der Vorſtellung von der Theopneuſtie der bibliſchen Bücher. Die ſtreng orthodoxen Rationaliſten behaupten, wie alle Irrationaliſten, die wörtliche Eingebung aller Bücher des alten und des neuen Bundes. Die freieren beſchränken die Behauptung dahin, daß alle bibliſchen Bücher unter göttlicher Aufſicht und Leitung verfaßt worden ſeyen, die altteſtamentlichen zu dem Zwecke, die vollkommenere Offenbarung durch Jeſum Chriſtum anzukündigen und vorzubereiten, die neuteſtamentlichen zu dem, dieſe Offenbarung den Menſchen bis auf die ſpäteſten Zeiten aufzubewahren.

Der Streit der Parteien darüber gehört zwar zum Theil in die exegetiſchen Streitigkeiten, indem eine Hauptfrage bei ihm iſt, in welchem Sinne den bibliſchen Büchern in der Bibel ſelbſt die Theopneuſtie zugeeignet werde, und in ſofern gehört er nicht in dieſen Vortrag; aber er wird doch nicht bloß mit exegetiſchen Gründen, ſondern mehr aus den aufgeſtellten Prinzipien geführt. Daß die Vertheidiger der wörtlichen Eingebung weder Accommodation noch Perfectibilität gelten laſſen, bedarf kaum der Bemerkung. Aber das verdient wohl bemerkt zu werden, daß die allermeiſten Vertheidiger zugleich darauf beſtehen, daß alle bibliſchen Bücher von ihren angegebenen Verfaſſern geſchrieben ſeyen, und deßwegen die ſogenannte höhere Kritik anſtößig und, ſofern durch ſie gewiſſe Schriften ihren angegebenen Verfaſſern abgeſprochen werden, höchſt verwerflich finden. Dieſes folgt jedoch nicht nothwendig aus der wörtlichen Eingebung dieſer Bücher, da die Angabe der Verfaſſer, wenn ſie nicht in dem Texte bibliſcher Bücher ſelbſt vorkommt, doch nicht für eingegeben erklärt werden kann, und auch andere Verfaſſer, als die angegebenen, eine wörtliche Eingebung von Gott erhalten haben können. Auch nehmen nicht alle ſtreng orthodoxen Supranaturaliſten Anſtoß an der höheren Kritik,

sofern sie sich in den Schranken der Untersuchung über die wahren Verfasser hält.

Ich entschuldige nicht, verehrteste Herrn Amtsbrüder, das Mangelhafte in dieser Uebersicht, das ich sehr wohl erkenne; es wird Ihnen leicht seyn, das Fehlende zu ergänzen. Auch wiederhole ich nicht, was ich über die von einer klaren Uebersicht zu hoffenden Vortheile zu Anfang dieses Vortrags gesagt habe. Nur eine Bemerkung erlaube ich mir hinzuzusetzen. Wir sehen an denen gelehrte Christen, die einig sind in ihren Grundprinzipien, wir sehen selbst an den Supranaturalisten, wie verschiedentlich sich die erkannte Wahrheit, auch die für übernatürlich geoffenbart anerkannte Wahrheit, in der individuellen Vernunft der Menschen gestaltet, wie leicht es geschehen kann, daß wir sie, unvorsätzlich und unwissentlich, entstellen. Lehrt uns das nicht, wie mißtrauisch wir gegen die Prinzipien und Resultate unsers Nachdenkes seyn müssen, wie nothwendig uns allen demüthiges Gebet um höhere Leitung und Erleuchtung ist, welche liebreiche Nachsicht wir selbst den offenbar Irrenden schuldig sind?

So wollen wir denn zu Gott beten, jeder für sich und jeder für alle, daß wir erfüllet werden mögen mit der Erkenntniß seines Willens, mit aller geistlichen Weisheit und Einsicht, und wachsen mögen in der Erkenntniß Gottes, und gestärkt werden mit aller Kraft, nach seiner herrlichen Macht, zu aller Geduld und Langmüthigkeit mit Freuden. (Col. 1, 9. 11.)

III.

Miscellen.

Rundschreiben

des

königlich bayerischen evangelischen Consistoriums des Rheinkreises,

„die theologisch-kirchlichen Partheiungen, namentlich den Mysticismus und Pietismus betreffend."

Speier, den 27. Januar 1836.

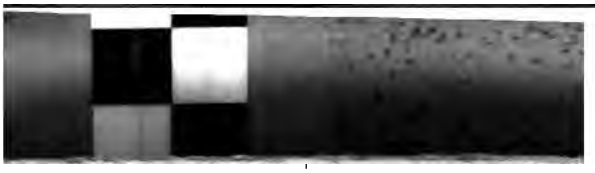
Eingedenk der ernsten Verpflichtung, welche die unterzeichnete Stelle übernommen, und der schweren Rechenschaft, welche sie insbesondere vor dem Herrn und Haupte seiner Gemeinde zu geben hat, ist es ihre angelegentlichste Sorge und ihre liebste Beschäftigung, die Leitung der diesseitigen Kirche, so weit sie ihr anvertraut wurde, nach den in dem göttlichen Worte enthaltenen Anweisungen und nach den bestehenden kirchlichen Gesetzen und Verordnungen mit aller Treue und Gewissenhaftigkeit auszuüben. Sie hat dabei kein anderes Ziel, als das wahre Wohl der vereinigten protestantischen Kirche des Rheinkreises, keinen andern Zweck, als die Beförderung wahrhaft geistlicher Thätigkeit in Amt, Wissenschaft und Leben, die Entfernung des Miethlingssinnes, des Unglaubens und der Unsittlichkeit, die Erhöhung aufrichtiger Liebe zu den heiligen Offenbarungen in der Schrift, zu christlicher Gottesfurcht und einem wahrhaft frommen Leben; mit einem Worte, sie erstrebt nichts, als was allen innerlich berufenen, von ihrem ehrwürdigen Amte noch nicht abgefallenen Geistlichen, so wie allen Gemeinden, in welchen sich das Bewußtseyn von dem, was der Apostel Tit. 2, 11—14. bezeugt, lebendig erhalten hat, über Alles theuer und wünschenswerth seyn muß. Sie durfte hiebei

um so mehr den Dank und die Zustimmung der Wohlgesinnten voraussetzen, als es wenigstens diesen nicht entgehen wird, daß sie neben der Thätigkeit für das innere, geistige Gedeihen der diesseitigen Kirche ihr Augenmerk auf eine in wachsendem Maaße befriedigende Gestaltung ihrer äußern Verhältnisse ununterbrochen richtet, und zu Gunsten dieser Verhältnisse, so weit sie vermag, mit Freuden wirksam ist. Das k. Consistorium hat sich in seiner Voraussetzung nicht getäuscht; denn wenn sich auch in dem gegebenen Falle die Wahrheit des von hoher Auctorität begleiteten Wortes: „Die Guten sind zu passiv," in sofern an den Tag gestellt hat, als Manche unter diesen bisher nicht warm und entschieden genug für die heilige Sache christlich-kirchlicher Vervollkommnung Zeugniß ablegten: so haben sie doch durch dankbare Anerkennung der entwickelten Thätigkeit zu immer größerer aufgemuntert.

Indessen was der Herr in jener wunderbar tiefen Gleichnißrede Matth. 13, 24—30. als Schicksal seines Reiches auf Erden bezeichnet hat, das ist, wie immer, so auch dieses Mal, in Erfüllung gegangen; denn es konnte der gute Saame nicht auf den Acker der Kirche ausgestreut werden, ohne daß im nächtlichen Dunkel der Feind gekommen wäre und Unkraut zwischen den Waizen gesäet hätte. Jener revolutionäre Geist, der sich vor wenigen Jahren, verachtet und verworfen von Allen, die ihn durchschauten und ehrwürdige Sitte und heilsame Ordnung lieben, zu entfalten gesucht, wäre nicht vom Vater der Lüge (Joh. 8, 44.) gewesen, wenn er nicht gleißend den Schein der Reue und der Besserung angenommen hätte, als sich die Kraft der Gesetze züchtigend gegen ihn erhob. Daß diese Bekehrung nur Täuschung war, ist dadurch unwidersprechlich an den Tag gekommen, daß er von jenem Augenblicke an sein Unwesen nicht aufgegeben, sondern nur anders geleitet hat. War es früher der Staat, gegen welchen dieser Geist der Verneinung und der Selbstsucht ankämpfte, so wählte er sich nunmehr die Kirche zum Gegenstande seines Angriffs. Ein anderes Ziel hatte er hiemit seiner heillosen Thätigkeit gesetzt und andere Namen in Curs gebracht; an der Weise seines Verfahrens aber und seiner Tendenz hat er getreulich festgehalten. Wie er vor wenigen Jahren noch mit unerhörter Frechheit die bürgerlichen Zustände antastete, so jetzt die kirchlichen; wie er im Laufe noch nicht sehr lange entschwundener Tage über alle, welche ihm nicht zu Willen gewesen, den Ruf des Absolutismus und des Servilismus zu bringen gestrebt hat, so trachtet er in diesen die, welche sich nicht von ihm gefangen nehmen lassen, als Mystiker und Pietisten zu verdächtigen; wie er einst

unter Lobpreisungen seiner Trefflichkeit und seiner edlen Absicht mit den ihm allein angemessenen Waffen der Unredlichkeit, der Lüge und der Verläumdung gegen ein Trugbild und heuchlerisch für ein Gut gestritten, das gerade er Niemanden gönnet, für die gesetzliche Freiheit, so verstellte er sich auch in dieser Zeit zum Engel des Lichts und seine Diener gleißen als Prediger der Gerechtigkeit (2 Cor. 11, 14. und 15.), um desto schlauer den unreinen Kampf gegen ein Trugbild seines verderbten Wesens zu führen und die große Zahl derer, welchen die Oberfläche der Dinge und der Schein genügt, in dem Wahne gefangen zu nehmen, daß er die Wahrheit verfechte und christliche Aufklärung, er, der, wie die letzten Jahrzehende des 18ten Jahrhunderts schaudernd gesehen, in seinem Widerchristenthume den Vater und den Sohn läugnet (1 Joh. 2, 22.). Und dabei hat er in den vergangenen, wie in den gegenwärtigen Tagen das gleiche Ziel verfolgt, Befleckung des Edelsten und Besten, Beunruhigung der Gemüther und Verwirrung der Angelegenheiten, um in der Unordnung und in der Auflösung der durch Gott, sein Wort und das Gesetz geordneten Zustände sein Reich zu erweitern und seine Gewalt zu verstärken. Daß er in einer Zeit entschiedener hervortritt, als in der andern, und daß Viele, von denen, welche seine Bestrebungen fördern, nicht wissen, was sie thun (Luc. 23, 34.), das ändert im Wesentlichen nichts; die Tieferblickenden und Wohlgesinnten erkennen ihn in seinen verstecktesten Wendungen und widmen dabei den Verblendeten gerne die Gefühle aufrichtigen Mitleids.

Mit diesen Gefühlen hat das k. Consistorium den Inhalt der ersten Aufsätze betrachtet, welche die neue Speierer Zeitung seit ungefähr einem Jahre, gewöhnlich unter der stehenden Ueberschrift „Mysticismus und Pietismus," oft auch unter der Rubrik „Miscellen," über protestantisch-religiöse und kirchliche Zustände überhaupt, insbesondere aber über die des Rheinkreises producirt hat. Als zu jenen Aufsätzen in einer beinahe ununterbrochenen Reihe andere kamen, welche es unentschieden ließen, ob die Bosheit oder die Unwissenheit größern Antheil an ihrer Entstehung hatte; als es nicht zweifelhaft seyn konnte, daß Geistliche ihre Stellung und ihre Pflicht so weit vergessen, daß sie auf den ursprünglich wohl nur von einem eröffneten Tummelplatz der Leidenschaft und Tücke in vermehrter Zahl sich begeben, um meuchlings die wohlgemeintesten Bestrebungen zu verunglimpfen; als es immer klarer geworden war, daß der oder die Urheber und Beförderer dieser unwürdigen und unchristlichen Thätigkeit kein Mittel mit den Gesetzen Gottes so sehr im Widerspruche finden, daß sie es nicht in Anwen-



dung brächten, sobald sie vermeinten, ihre selbstsüchtigen, verworfenen Zwecke damit zu erreichen; als, im Zusammenhange mit dem schon geschilderten Geiste, die Lüge und die Verläumdung immer kecker hervortrat und die beklagenswerthesten Erscheinungen auf dem christlich-religiösen und kirchlichen Gebiete und die pflichtgemäße Wirksamkeit für die Schrift und ihren heiligen Inhalt auf eine Quelle zurückführte, auf Aberglauben und Schwärmerei; als die Ueberzeugung völlig begründet und bestätigt worden war, daß die Verkehrtheit und Böswilligkeit aus ihrem ursprünglichen Kreise immer mehr heraustrete und durch ihre Emissäre mit schlau berechneten Künsten weiter hin Diener werbe und Diener finde, welche mit ihren Verführern die Kurzsichtigen mit Verdummung schreckten und mit geistiger Knechtung, auf welche es abgesehen sey: da mußten sich zu jenen Gefühlen des Mitleids die gesellen, welche gewiß auch dem bessern Theile der diesseitigen Geistlichkeit bei dieser Entwickelung der Dinge nicht fremd geblieben sind, die der tiefsten Wehmuth beim Hinblicke auf die großen Hindernisse, mit welchen die heilige Sache deß zu kämpfen hat, der freilich nach jenem bedeutsamen prophetischen Worte (Luc. 2, 34.) zu einem Zeichen gesetzt ist, dem widersprochen wird, aber auch die der tiefsten Verachtung gegen die bösen Kräfte, welche mit unverkennbarer Schadenfreude wirkten, und gegen die nichtswürdigen Mittel, welche rücksichtslos in Anwendung gebracht wurden.

Die unterzeichnete Stelle würde im Glauben an den, der durch den Mund seines Apostels die inhaltsschwere Versicherung gegeben hat, daß eines Jeglichen Werk werde offenbar werden (1 Cor. 3, 13.) in der Ueberzeugung, daß die Prüfung der Geister (1 Joh. 4, 1. besonders aber 2 und 3.), zu welcher die Gegner des Evangeliums, freilich ganz gegen ihre Absicht, Veranlassung gegeben haben, für die Kirche nur sehr heilsam seyn könne, in dem festen Vertrauen, daß alle Gutgesinnten, seyen sie geistlichen oder weltlichen Standes, sich von einer Sache, welche so offnen Bund mit der Lüge geschlossen, wie die jener Gegner, nur abgestoßen fühlen müßten, und in der unerschütterlichen Gewißheit, daß früher oder später auch den im Finstern schleichenden (Joh. 3, 20.) Widersachern werde zugerufen werden dürfen: Ihr gedachtet's böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen (1 Mos. 50, 20.), jenen gott- und wahrheitslosen Umtrieben nichts Anderes entgegengesetzt haben, als die entschiedenste Beharrlichkeit in dem, was sie als tüchtig und heilbringend erkannt hat, jene unwandelbare Festigkeit, die sie am wenigsten denen gegenüber zu verläugnen gedenkt, gegen welche der

Apoſtel Ephes. 4, 18. zeugt, und jene chriſtliche Geduld, von welcher der Erlöſer der Welt, Jeſus Chriſtus, ein ſo nachahmungswürdiges Beiſpiel gegeben hat; aber dieſe Umtriebe hielten ſich nicht in den beſchriebenen Gränzen, ſondern endlich überſchritten ſie alles Maaß. Denn nicht nur halten ſie ſich allmählig außer der ſchon genannten Speierer Zeitung, in welcher inzwiſchen, was alle Erwägung verdient, einer der Vertreter des auf den Untergang aller chriſtlichen Ueberzeugungen und Verhältniſſe hinarbeitenden ſogenannten „jungen Deutſchlands" eine Vertheidigung gefunden, noch andere Organe geſchaffen, wobei ſie die geiſtloſeſten und obſcurſten Blätter nicht verſchmähten; nicht nur traten die Beſchuldigungen in Betreff des Myſticismus und Pietismus insbeſondere in jenem Tagblatte immer ungeſcheuter hervor; nicht nur wurde in demſelben auf die ſogenannten Myſtiker und Pietiſten in ſteigendem Grade Alles gehäuft, was herabwürdigen und haſſenswerth machen kann; nicht nur wurden auf einzelne Glieder des königlichen Conſiſtoriums die frechſten Angriffe unverkennbar gerichtet: die Schamloſigkeit überbot ſich zuletzt ſelbſt, alle Schranken der Achtung, auf welche die kirchliche Kreisſtelle ſchon an ſich Anſpruch machen kann, wurden durchbrochen, ſie ſelbſt mit den durch eine lange Reihe von Artikeln mit allen Schmähungen überhäuften Myſtikern geradezu gleichgeſtellt, ein von ihr ausgegangener, ſomit auf amtlichen Wege nur an die ihr Untergebenen errichteter Erlaß gegen den ausdrücklichen Inhalt des Geſetzes als Beweis des von ihr vertretenen und gepflegten Myſticismus theilweiſe wörtlich publicirt, und eine Lehre, welche die ganze proteſtantiſche Kirche bekennt, eine Lehre, welche unwiderſprechlich in der heiligen Schrift begründet iſt, eine Lehre, welche die erleuchtetſten und frömmſten Theologen jener Kirche als Mittelpunkt des Evangeliums erklärt haben, die Lehre von dem rechtfertigenden und ſeligmachenden Glauben an Chriſtum, den Sohn Gottes, als Produkt der Myſtiker, ſomit als Erzeugniß dargeſtellt, auf welchem die ganze Maſſe von Thorheit und Schande ruhe, welche auf dieſe und ihre Ueberzeugung gehäuft worden war. Das iſt in Nr. 6. der neuen Speierer Zeitung vom laufenden Jahre geſchehen. Jetzt waren entſcheidende Maaßregeln nothwendig geworden, und längere Geduld wäre keine Tugend mehr, ſondern Schwachheit und Sünde geweſen. Das k. Conſiſtorium hat jene ſofort zu ergreifen gewußt.

Zudem iſt das bezeichnete Unweſen in der unbeſchreiblichen Ignoranz und Tücke, welche es an den Tag gefördert hat, nach einer Seite hin ſchon gerichtet; an ſich bedürfte es alſo hier keiner weitern Berückſichtigung; weil aber ſeit

mehr als einem halben Jahrhunderte durch gewandte, mit allen Gaben weltlicher Kunst und Wissenschaft ausgerüstete Boten des Unglaubens kräftige Irrthümer ausgebreitet worden sind, und weil darum die Gefahr vorhanden ist, daß auch in vorliegendem Falle Manche der Besseren endlich der Lüge glauben (2 Thess. 2, 11.), so will die unterzeichnete Stelle an diesseitige Geistlichkeit noch ein weiteres Wort richten zu umfassender Verständigung und zu herzlicher Ermahnung. Es geschehe dieß, wie sich's ziemt, offen, rückhaltslos und in Liebe, aber auch mit dem Ernste, den die große Sache des Herrn gebietet, mit dem Ernste in welchem er selbst für sie geredet und gewirkt hat (Matth. 23, 33 ff. Joh. 2, 13 ff.)

Zuvörderst sey dieß bemerkt: Das k. Consistorium hat nie für Mysticismus gewirkt und wird nie für ihn wirken, vielmehr, wo er sich innerhalb der diesseitigen protestantischen Kirche zeigen sollte, denselben, so weit es vermag, zurückweisen. Weil es aber in der Seichtigkeit und Oberflächlichkeit der Betrachtung und in der Verkehrtheit und Böswilligkeit der Bestrebung zu einer so maßlosen Sprach- und Begriffsverwirrung gekommen ist, daß die entschiedene Liebe zu den positiven Elementen des Evangeliums und zu den in der Bibel geoffenbarten Wahrheiten, so wie die Pflege und Verbreitung derselben, theils in einzelnen Schriften, theils und insbesondere in jenen politischen Tagblättern, welche sich sehr unberufen in theologische und kirchliche Verhandlungen eingemischt haben, mit jenem Namen bezeichnet werden: so wird ausdrücklich hinzugefügt, daß man diese Begriffsbestimmung den Unwissenden und Uebelwollenden mit dem innigen Wunsche überlasse, daß sie bald aus ihrem mehr oder minder verschuldeten Irrthume heraus und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen mögen, und daß man dagegen, dem durch Jahrhunderte ausgebildeten Sprachgebrauche zufolge und mit den ausgezeichnetsten Gottesgelehrten, unter Mysticismus jene krankhafte Richtung des menschlichen Geistes verstehe, in welcher derselbe, in der Region dunkler Gefühle festgehalten, durch außerordentliche göttliche Einwirkung und bei gänzlicher Unthätigkeit von seiner Seite, mit Gott und seinem Willen gleichförmig zu werden und ganz in jenem aufzugehen wähnt. Das ist Mysticismus nach dem Urtheile der Competenten. Wann hat die unterzeichnete Stelle ihn begünstigt? Ist nicht vielmehr ihre gesammte, zu frommer Forschung in dem Schriftworte, zu aufrichtiger Anhängigkeit an dasselbe, zu gründlicher Wissenschaftlichkeit, zu gewissenhafter und besonnener Berufstreue auffordernde und aufmunternde Thätigkeit ihm geradezu entgegengesetzt? Eben so wenig hat das k. Consistorium dem Pietismus das Wort

Die Verschiedenheit beider Parteien in diesem Prinzip ziehet auch noch eine andere nach sich in der Vorstellung von der Theopneustie der biblischen Bücher. Die streng orthodoxen Rationalisten behaupten, wie alle Irrationalisten, die wörtliche Eingebung aller Bücher des alten und des neuen Bundes. Die freieren beschränken die Behauptung dahin, daß alle biblischen Bücher unter göttlicher Aufsicht und Leitung verfaßt worden seyen, die alttestamentlichen zu dem Zwecke, die vollkommenere Offenbarung durch Jesum Christum anzukündigen und vorzubereiten, die neutestamentlichen zu dem, diese Offenbarung den Menschen bis auf die spätesten Zeiten aufzubewahren.

Der Streit der Parteien darüber gehört zwar zum Theil in die exegetischen Streitigkeiten, indem eine Hauptfrage bei ihm ist, in welchem Sinne den biblischen Büchern in der Bibel selbst die Theopneustie zugeeignet werde, und in sofern gehört er nicht in diesen Vortrag; aber er wird doch nicht bloß mit exegetischen Gründen, sondern mehr aus den aufgestellten Prinzipien geführt. Daß die Vertheidiger der wörtlichen Eingebung weder Accommodation noch Perfectibilität gelten lassen, bedarf kaum der Bemerkung. Aber das verdient wohl bemerkt zu werden, daß die allermeisten Vertheidiger zugleich darauf bestehen, daß alle biblischen Bücher von ihren angegebenen Verfassern geschrieben seyen, und deßwegen die sogenannte höhere Kritik anstößig und, sofern durch sie gewisse Schriften ihren angegebenen Verfassern abgesprochen werden, höchst verwerflich finden. Dieses folgt jedoch nicht nothwendig aus der wörtlichen Eingebung dieser Bücher, da die Angabe der Verfasser, wenn sie nicht in dem Texte biblischer Bücher selbst vorkommt, doch nicht für eingegeben erklärt werden kann, und auch andere Verfasser, als die angegebenen, eine wörtliche Eingebung von Gott erhalten haben können. Auch nehmen nicht alle streng orthodoxen Supranaturalisten Anstoß an der höheren Kritik,

ſofern ſie ſich in den Schranken der Unterſuchung über die wahren Verfaſſer hält.

Ich entſchuldige nicht, verehrteſte Herrn Amtsbrüder, das Mangelhafte in dieſer Ueberſicht, das ich ſehr wohl erkenne; es wird Ihnen leicht ſeyn, das Fehlende zu ergänzen. Auch wiederhole ich nicht, was ich über die von einer klaren Ueberſicht zu hoffenden Vortheile zu Anfang dieſes Vortrags geſagt habe. Nur eine Bemerkung erlaube ich mir hinzuzuſetzen. Wir ſehen an denen gelehrte Chriſten, die einig ſind in ihren Grundprinzipien, wir ſehen ſelbſt an den Supranaturaliſten, wie verſchiedentlich ſich die erkannte Wahrheit, auch die für übernatürlich geoffenbart anerkannte Wahrheit, in der individuellen Vernunft der Menſchen geſtaltet, wie leicht es geſchehen kann, daß wir ſie, unvorſätzlich und unwiſſentlich, entſtellen. Lehrt uns das nicht, wie mißtrauiſch wir gegen die Prinzipien und Reſultate unſers Nachdenkes ſeyn müſſen, wie nothwendig uns allen demüthiges Gebet um höhere Leitung und Erleuchtung iſt, welche liebreiche Nachſicht wir ſelbſt den offenbar Irrenden ſchuldig ſind?

So wollen wir denn zu Gott beten, jeder für ſich und jeder für alle, daß wir erfüllet werden mögen mit der Erkenntniß ſeines Willens, mit aller geiſtlichen Weisheit und Einſicht, und wachſen mögen in der Erkenntniß Gottes, und geſtärkt werden mit aller Kraft, nach ſeiner herrlichen Macht, zu aller Geduld und Langmüthigkeit mit Freuden. (Col. 1, 9. 11.)

Schrift. Wollte demnach irgend jemand ſeine Gefühle oder ſeine Vernunft irgend wie über die Schrift im Ganzen oder in ihren einzelnen Theilen ſetzen, und, in welcher Beziehung es auch ſei, die Unterordnung ſeiner Vermögen und Kräfte unter das erhabene Wort der bibliſchen Offenbarung aus dem Auge verlieren, ſo wäre er von den Grundſätzen der proteſtantiſchen Kirche überhaupt und denen der vereinigten insbeſondere abgefallen, und hätte ſich von ihrer innern Gemeinſchaft abgelöst; eine Erſcheinung, die beſonders beklagt werden muß, wenn ſie an denen ſichtbar wird, welchen Lehre und Leitung in der Kirche anvertraut iſt.

Die unirte Kirche des Rheinkreiſes hat keine ſymboliſchen Bücher, nach welchen ſie ihren Glauben und ihre Lehre bemeſſen könnte; denn wenn dem in dieſer Kirche eingeführten Katechismus von Einzelnen dieſe Dignität beigelegt werden will, ſo iſt dieß mindeſtens ein Beweis von Unverſtand und Unkenntniß in Betreff der Principien jener, die ſich ſelbſt verurtheilt und darum vorläufig keine weitere Beachtung verdient. Weil aber die fragliche Kirche keine Symbole als Norm anerkennt, darum muß mit erhöheter Gewiſſenhaftigkeit an den poſitiven Elementen, welche ſie in und mit der Schrift alten und neuen Teſtaments ſich bewahrt hat, feſtgehalten werden; den durch Beſchränkung des vollen Schriftinhaltes und ſeiner Wirkſamkeit dieſer Kirche ihr alleiniges poſitives Princip und ihre durch daſſelbe bedingte Kraft ſchmälern, heißt, ſo weit dieß geſchieht, dieſelbe aufheben, da, nach dem Zeugniſſe der Geſchichte, die in dieſem Falle eintretende natürliche Religion, wie ſie keine Kirche zu gründen vermag, ſo auch keine erhalten kann. Man wünſcht lebhaft, daß die dieſſeitige Geiſtlichkeit dieſen ſinnſchweren, unbeſtreitbaren Satz ernſtlich zu Herzen nehme und erwäge.

Um ſo mehr, weil leider manche Lehrer dieſer Kirche ſeit geraumer Zeit jenes poſitive Princip derſelben in nur zu großem Umfange aufgegeben haben. Man will nicht von denen reden, welche in maßloſer Verfinſterung ihres Verſtandes und Herzens z. B. die berüchtigte Schrift: „Syſtem der Natur“, als Inbegriff aller Weisheit in frivolen Aeußerungen angeprieſen haben und ſomit zum vollendetſten Atheismus herabgeſunken ſind; nicht von den Schülern der franzöſiſchen Encyclopädiſten und den mit dem jungen Deutſchlande Gleichgeſinnten, welche frevelnd erklären, das Chriſtenthum ſey durch Lügen inficirt, die Geburt des Heilandes gottesläſterlich beflecken, in Chriſto nichts als einen Rabbi von Nazareth erblicken, weder an ſeinen wirklichen Tod noch an eine wahrhafte Auferſtehung deſſelben glauben und von ſeiner Himmelfahrt ſagen, ein Nebel habe ihn vor den Au-

gen der Jünger verborgen, wohin er gekommen sei, wisse man nicht. Dieß sind Thatsachen, tiefbetrübende Thatsachen, denen noch andere von ähnlichem Gehalte an die Seite gesetzt werden könnten. Doch sie mögen um so mehr für jetzt der Verwerfung überlassen bleiben, die sie in sich selbst tragen, als sie nur wenigen Gliedern der diesseitigen Geistlichkeit imputirt werden können, und es zur Ehre der großen Mehrzahl gesagt werden muß, daß sie sich von einem so ungeheuern Abfall von dem Schriftworte, ja von aller religiösen Ueberzeugung, frei gehalten hat. Indessen darf es nicht verschwiegen werden, daß dennoch Manche zu dieser Mehrzahl gehören, welche die heilsame Lehre der Apostel und Propheten in ihrer biblischen Reinheit und Vollständigkeit nicht leiden mögen (2 Timoth. 4, 3.) und sich in sofern von der Schriftwahrheit wenden und zu den Fabeln des fleischlichen Verstandes kehren (V. 4.), als sie die klaren Bibellehren von der Sündhaftigkeit der Menschen, von dem daraus hervorgehenden Elende, von der Nothwendigkeit der Erlösung in Christo, von der göttlichen Natur desselben, von seinem versöhnenden Leiden und Sterben, von dem rechtfertigenden und seligmachenden Glauben an ihn, von der Wiedergeburt und Heiligung u. s. w. entweder theilweise ganz umgehen, oder so verflacht und unbestimmt darstellen, daß außer einigen biblischen Worten kaum noch etwas positives übrig bleibt, und der oben geschilderte Naturalismus durch den Dienst einer trügerischen Accomodation einigermaßen ausgeschmückt, ziemlich offen und rücksichtslos zum Vorscheine kommt. Wie nothwendig machen es diese und ähnliche Erscheinungen, welche wahrzunehmen das k. Consistorium ununterbrochen Gelegenheit hat, daß entschiedenes Bekenntniß des über alle Parteiung empor gerückten Schriftwortes mit aller Kraft erstrebt und bewahrt werde!

Ist ja doch ohnehin der Nachtheil, welchen das Abtreten von dem Schriftglauben (1 Tim. 4, 1.) schon hervorgeführt hat, leider nur allzugroß. Manche der diesseitigen Geistlichen sind — das k. Konsistorium spricht dieß mit Betrübniß aus — in den Angelegenheiten des Heils bei weitem nicht so erfahren, wie es doch billig von Männern gefordert werden muß, welche über die Seelen ihrer Mitmenschen wachen und dafür einst Rechenschaft geben sollen (Hebr. 13, 17.); sie stehen in wissenschaftlicher Hinsicht auf einer oft überraschend niedern Stufe, und aller ernste Studienfleiß ist bei ihnen verschwunden, man müßte denn die oberflächliche Lektüre einiger nicht selten antibiblischer Journale, denen sie, ungeachtet der 1 Kor. 7, 23. ausgesprochenen apostolischen Ermahnung, pflichtig geworden sind, mit diesem ehrenvollen Namen bezeichnen wollen; ihr Leben, ihr Wan-

bei, ihre Berufstreue unterliegt mitunter großem Tadel. Es sind Solche unter ihnen, welche den Lüsten der Welt fröhnen und der Sünde dienen, sie, die doch das Salz der Erde seyn (Matth. 5, 13.) und den heiligen Kampf gegen die bösen Geister unter dem Himmel (Ephes. 6, 12.) kämpfen sollen. Wie wenig haben sie das Schriftwort: Lasset uns aber Niemand irgend ein Aergerniß geben, auf daß unser Amt nicht verlästert werde (2 Kor. 6, 3.) zu Herzen genommen! Die Belege für die Richtigkeit dieser Behauptungen bieten sich, wie gewiß die besseren Geistlichen mit der unterzeichneten Stelle lebhaft bedauern, nur zu oft dar; es ist ja nur zu viel Salz dumm geworden (Matth. 5, 13). Wenn wie vermuthet werden darf, aus der Reihe der Angedeuteten Einzelne in der neuen Speierer Zeitung gerufen haben: „Dumm machen lassen wir uns nicht, wir wissen, daß wir's werden sollen," wie sehr muß dann ihre Verblendung beklagt werden! Nicht freundlicher ist daß Bild, welches von manchen Gemeinden und ihren Gliedern entworfen werden kann. Oder ist es denn nicht wahr, daß an manchen Orten, besonders in einzelnen Städten, die Kirchenscheu bis zu einem sehr bedenklichen Grade gestiegen ist; daß Hunderte, ja Tausende, vorzüglich aus den sogenannten gebildeten Ständen, sich vom dem Besuche des Gotteshauses und von der Feier des heiligen Abendmahls ganz losgesagt haben; daß die Schrift ihnen ein beinahe ganz unbekanntes, oft dem Spotte preisgegebenes Buch geworden sey; daß in dem nämlichen Maaße, in welchen die den weltlichen Zwecken dienenden Kenntnisse und Fertigkeiten sich vermehrten, die Einsicht in die himmlischen Gegenstände des Evangeliums sich vermindert hat, so daß oft bei großer äußerer Gewandheit, Bildung, ja Gelehrsamkeit eine gänzliche Unwissenheit in Sachen des Heils zum Vorschein kommt? Ist es denn nicht wahr, daß der Unglaube, die Gleichgültigkeit, die Verachtung, ja Verhöhnung der Gottesfurcht und der Treue gegen den Erlöser bei Vielen rücksichtslos hervortritt, und daß die ehrwürdigsten Verhältnisse nicht selten durch die gröbsten Laster befleckt und aufgelöst werden? Das k. Consistorium weiß wohl, daß dieß Erscheinungen auf dem Gebiete des kirchlich-religiösen Lebens sind, welche zu jeder Zeit vorkommen; aber es weiß auch, daß sie seit mehreren Jahrzehnden im verstärkten Maaße sich gezeigt haben; nur noch einige Schritte vorwärts, oder vielmehr rückwärts, und auch die Verblendetsten werden mit Schrecken wahrnehmen, an welchem Abgrunde sie angelangt sind. Das k. Consistorium übersieht nicht, daß sehr viele ungünstige Ursachen zusammengewirkt haben, um diese für die Kirche höchst bedenklichen Zustände

herbeizuführen; aber es entgeht ihm auch nicht, daß der hervorgehobene Abfall von dem in der Schrift geoffenbarten Worte Gottes eine der wesentlichsten derselben ist. Und es irrt sich hierin nicht; denn sonst müßten die Zusagen und Verheißungen, welche Gott an sein Wort geknüpft hat, lügen; es müßte dieß Wort nicht mehr wie ein Feuer und wie ein Hammer seyn, der Felsen zerschmeißt (Jer. 23, 29.); es müßte sich nicht mehr lebendig und kräftig und schärfer denn kein zweischneidig Schwert erweisen, das durchdringet, bis daß es scheidet Seel' und Geist, auch Mark und Bein (Hebr. 4, 12.); der Segen desselben, seine erleuchtende, reinigende und heiligende Kraft, müßte von ihm gewichen seyn. Aber Gottes Verheißungen sind wahr und ewig, und er hat gesagt: Das Wort, so aus meinem Munde gehet, soll nicht wieder zu mir leer kommen, sondern thun, das mir gefället, und soll ihm gelingen, dazu ich's sende (Jes. 55, 11). Der Abfall von solchem Worte muß also viel, sehr viel dazu beigetragen haben, über die Gegenwart den verzweifelt bösen Schaden (Jer. 30, 12.) zu bringen, der von allen wahren Menschenfreunden beklagt wird; das kräftigste Heilmittel für die geschlagenen Wunden liegt darum sicherlich in der wiederkehrenden vollständigen Hingabe an jenes Wort, und in ihm an das Wort von Ewigkeit her, an Jesus Christus (Joh. 1. 1.), dessen Kraft allein rechte Pfarrer im Amt, Studium (Col. 2, 3.) und Leben und rechte Gemeinden in Glauben und Tugend schafft, die Prediger und die Kirchen füllt und die Altäre Gottes ehrwürdig macht. Die Erfahrung aller christlichen Zeiten gibt Zeugniß dafür.

Endlich spricht auch für jene entschiedene Hingabe an die heilige Schrift und ihren göttlichen Inhalt ein merkwürdiger Umstand, der wenigstens von keinem der Tieferblickenden übersehen werden kann. Das Reich Gottes auf Erden ist nämlich sichtlich in einem Uebergange begriffen, es wird unverkennbar in ihm ein dem Evangelium in höherem Grade entsprechender Zustand erstrebt. Nun ist es aber allen hienieden eintretenden Entwickelungen gemeinsam, daß, je kräftiger und umfassender sie von Statten gehen, desto mehr Auswüchse an ihnen zum Vorschein kommen, desto bestimmter Ziel und Zweck derselben fixirt und desto nothwendiger eine feste Norm vorhanden sein müsse, wonach jene Auswüchse beseitigt und Ziel und Zweck sicher erstrebt werden können. Bereits sind jene Auswüchse, nach dem Berichte öffentlicher Blätter, in der Gestalt des frechsten Unglaubens und des zügellosesten Aberglaubens bei Einzelnen und ganzen Vereinen hie und da sichtbar geworden, und leicht dürften sie nur

der Anfang einer längern Reihe ähnlicher, mit steigender Kraft hervortretender Erscheinungen sein? Wer soll dann mitten in so großer Verirrungen das Maaß abgeben, wornach bemessen wird, was bei dem Widersprechendsten wahr sei und was falsch, was entfernt und was gepflegt werden müsse? Doch wohl nicht der Verstand des natürlichen Menschen mit seinen zahllosen, einander aufhebenden Meinungen? Denn wann hätte es sich genügender herausgestellt, wie wahr das Apostelwort 1 Cor. 2, 14. sei, als in dieser Zeit, in welcher das Verworfenste und Sinnloseste in Beziehung auf göttliche Dinge von jenem vorgebracht und zu einer kaum zu entwirrenden chaotischen Masse aufgehäuft worden ist? Ihn also zum Schiedsrichter in der Verwirrung zu wählen, die er herbei geführt hat und wohl noch vergrößern dürfte, wäre doch wohl der stärkste Beweis von Unverstand. Wir müssen uns folglich nach einer andern Norm umsehen, und diese kann, da wir in diesem Falle auf keine außerordentliche, wunderbare Einwirkung hingewiesen sind, nur das Wort Gottes sein, aus dem jede menschliche Erkenntnißkraft erst wiedergeboren sein muß (1 Petri 1, 23.), bevor sie in der Kirche des Herrn und für ihre Entwickelung mit gesegnetem Erfolge wirksam sein kann. Also auch hier wieder Moses und die Propheten, die Evangelisten und Apostel, und vor Allen und in Allen Christus, der Eckstein, auf welchen jene und diese gebaut sind (Luc. 16, 29. Ephes. 2, 20). Nach ihm, also nach dem Worte Gottes in seiner umfassendsten, erhabendsten und lebendigsten Offenbarung, müssen die theologisch-kirchlichen Partheiungen sammt den Auswüchsen, welche mit ihnen zum Vorschein kommen, beurtheilt und beseitigt, nach ihm muß der Zweck, der zuletzt, nach ihrer wahren Bedeutung, allen Bewegungen der Gegenwart zu Grunde liegt, das Ziel, mit dessen Erreichung allein die tiefe Sehnsucht der Seelen befriedigt und die verschiedenen Zustände des innern und äußern Lebens gekräftigt, verklärt und geheiligt sind, nämlich der höhere Grad des Lichtes, der Kraft, der Freiheit und der Seligkeit, welche er gewährt, bemessen und in der Gemeinschaft mit ihm erstrebt werden. Das Volk in seinem schlichten, einfachen Sinn verkennt diese bedeutenden Wahrheiten keineswegs; vielmehr hat das k. Consistorium sehr guten Grund zu glauben, daß es da, wo es nicht durch ungünstige Einflüsse, leider manchmal von seinen geistigen Führern ausgegangen, zur Gleichgültigkeit gegen Religion und fromme Sitte gebracht worden ist, noch Manchen stelle, der seine Kniee vor dem Götzen des Unglaubens noch nicht gebeugt hat (1 Könige 19, 18.), und mit Freuden die entschiedene Rückkehr zum vollen Schriftworte in Lehre, Gesinnung und Leben, d. i. den gesegnetsten Fortschritt, den

die diesseitige Kirche machen kann, wahrnehme und an seinem Theile unterstütze; eine Erscheinung von der höchsten Wichtigkeit und aller Beherzigung werth.

Das k. Consistorium hat sich hiemit ausgesprochen, wie es angekündigt hat, offen, rückhaltslos, in Liebe und Ernst. Es hofft nunmehr, daß seine wohlgemeinten Worte von Keinem der ihm Untergebenen — und nur für diese sind sie bestimmt — in böslicher Gesinnung gedeutelt, verdreht und entstellt, sondern daß sie bei Allen in Aufrichtigkeit des Herzens und in frommem Hinblicke auf den, der Alles an's Licht ziehen und Alles vor sein Gericht bringen wird, aufgenommen und somit überall das gute Land finden werden, das hundertfältige Frucht trägt (Matth. 13, 8); es hofft, daß sie dazu mitwirken werden, daß die Guten unter denen, welchen das Amt des Evangeliums in der vereinigten Kirche des Rheinkreises befohlen ist, auf das Entschiedenste aus aller Passivität heraustreten und mit aller Kraft eines geheiligten, dem Herrn ganz hingegebenen Willens bekennen: Wo sollen wir hingehen? Er und nur Er, der Gottes- und Menschensohn, hat Worte des ewigen Lebens; wir haben geglaubt und erkannt, daß er ist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, und ist in keinem Andern Heil, und ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, als der Name des gekreuzigten Christus, den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit (Joh. 6, 68 und 69. Apostelgesch. 4, 12. und 1 Kor. 1, 23.); es hofft, daß die unter den diesseitigen Geistlichen, auf welche in mancher Hinsicht das Wort der Offenbarung (Offenb. Joh. 3, 15.) angewendet werden kann, die Unentschiedenen und Schwankenden, endlich die Hand an den Pflug legen werden, ohne zurückzusehen (Luc. 9, 62.), und von ganzem Herzen, und von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften ihren heiligen Beruf umfassen und fortan nicht wanken und nicht weichen von dem Gebote, das ihnen ihr Herr und Meister gegeben hat, und von dem treuen Bibelworte, an dessen begeisterte und fromme Verkündigung Gott einen Segen um den andern knüpft; es hofft, daß die Bethörten und Böswilligen, welche bisher, theils aus Unverstand, theils zur Erreichung nichtswürdiger Zwecke, den redlichsten Bestrebungen für Pflichterfüllung, Ordnung und der Kirche Wohl feindlich entgegentraten, unter dem Schilde der Anonymität und durch geheime Imaginationen die für das Evangelium Wirksamen verläumdeten und mit von ihnen entehrten Namen belegten, dabei die Pflichten der Achtung und Ehrerbietung gänzlich

aus dem Auge verloren, und hiedurch, so wie durch das, was dieſem Thun gleicht, verſucht haben, dem Gräuel der Verwüſtung (Dan. 11, 31.) Bahn zu machen, künftig dem Verführer das Ohr verſchließen, ernſtlich ihren Zuſtand und die nothwendigen Folgen ihres Benehmens bedenken, der Stimme der Ermahnung zu rechter Zeit Gehör geben und durch eine gründliche Umkehr das unterzeichnete Collegium, das, von ihnen, den ihm nicht ganz Unbekannten, vielfach gekränkt, dennoch zu ihrem Beſten nichts ſehnlicher, als ihre aufrichtige Beſſerung wünſcht, erfreuen werden. Mögen ſie wohl erwägen, daß ſie großes Aergerniß gegeben, daß ſie durch freche, ſelbſt die nur Gott bekannte Geſinnung antaſtende Beſchuldigungen ſchwere Sünde auf ſich geladen, und daß ſie, die die Welt zur Buße und zum Glauben rufen ſollen, dem Tone und der Weiſe dieſer gehuldigt und hiemit ihren ehrwürdigen Beruf geſchändet haben; mögen ſie wohl zu Herzen nehmen, daß ihr Thun dem des „jungen Deutſchlands" die Wege ebnet, daß ſie in ihrer Verblendung an dem Untergange der Kirche und ihres eigenen Standes arbeiten, die Mehrzahl der Ehrenwerthen unter den dieſſeitigen Geiſtlichen verletzen und nach außen hin verdächtigen, und mit allem Dieſem doch nichts Anderes erlangen als das Bewußtſein, daß ſie das, was der Herr in dieſer Zeit thut nicht begreifen und endlich mit Beſchämung geſtehen müſſen, ſie mit aller ihrer Liſt und Anſtrengung können ſeine Zwecke doch nicht hintertreiben (Apoſtelgeſch. 5, 39). Mögen ſie das bedenken und ſich in aufrichtiger Reue den Predigern unſerer Kirche zu Seite ſtellen, welche entſchloſſen ſind, glaubig und wandellos, nach der Vorſchrift und in der Kraft des göttlichen Wortes, ihrem Amte Genüge zu thun, damit die geſammte dieſſeitige Geiſtlichkeit, emporgerückt über Eitelkeit, Verführung und böſes Dichten, ein Herz und eine Seele (Apoſtelgeſch. 4, 32.), für den wirke und ſich dem ganz ergebe, der die Eintracht und die heilige Geſinnung mit ſeinem Blute erkauft hat, und damit die kirchlichen Stellen in allen Gliedern dieſer Geiſtlichkeit finden, was ſie ſo ſehnlich wünſchen, freudige, treue, vertrauensvolle Mitarbeiter an dem Werke Chriſti, unter das ſich die Leitenden und Lehrenden beugen und in welchem ſie zu einer unauflöslichen Gemeinſchaft zuſammenwachſen ſollen. Bleibt ja ohnehin der Kirche des Erlöſers ein ſchwerer Kampf übrig, der Kampf gegen den Materialismus, gegen den Sadducäismus, gegen den Indifferentismus, gegen den Skepticismus, den Un- und Aberglauben, die Unkirchlichkeit, die Immoralität, den Ungehorſam gegen Geſetz, Ordnung und ehrwürdige Auctorität und gegen die aus allem dieſem reſultirende Oede und Troſtloſig-

keit so vieler Gemüther, mit einem Worte, gegen die in dieser Zeit gewaltige Macht des Fleisches mit ihren betrübenden Folgen. Gegen diese Feinde erweise der Geistliche seine Ritterschaft, gegen sie streite er besonnen, weise, unablässig, offen und mit den guten Waffen des Evangeliums (Epheſ. 6, 10—18.), vor Allem mit dem Schwerte des Geiſtes, welches iſt das Wort Gottes (17.); sie überwinde er, ſtark in dem Herrn und in der Macht ſeiner Stärke (10.), und in die von ihnen befreite Welt rufe er das von so Vielen vergessene, von so Vielen verachtete Wort vom Kreuze (1 Kor. 1, 18.) mit Allem, was sich an Lehre, Bitte und Ermahnung um dasselbe sammelt, damit jene in diesem Worte gerecht und heilig und selig werde. Das, das ist sein Kampf, sein guter Kampf (1 Timoth. 6, 12.), und das seine Aufgabe; er löse sie schlicht, getrost und unter Beweiſung des Geiſtes und der Kraft, wie sie in der besten Pastoraltheologie 1 Cor. 1, 18— C. 2, 5. beschrieben ist.

Die unterzeichnete Stelle schließt hiemit. Zum Schlusse aber noch dieß Eine: Sie wird mit unerschütterlicher Festigkeit auch ferner ihren bisherigen, durch die heilige Schrift und die kirchlichen Gesetze und Verordnungen bezeichneten Weg gehen, nichts und Niemand wird sie von demselben abzulenken im Stande sein; am Ziele aber werden hoffentlich Alle bekennen, daß er der rechte gewesen und zum Heile geführt habe. Daß dieß Ziel ereicht werde, dessen ist das k. Consistorium gewiß, weil es seiner guten Absicht sich bewußt ist, und die Hülfe des gnädigen Gottes, die Unterstützung der ihm vorgesetzten, die diesseitigen kirchlichen Verhältnisse so treu und freundlich bedenkenden Stelle und die Mitwirkung aller Wohlgesinnten ihm sicherlich nicht entsteht. In dieſer Gemeinſchaft das Wohl der vereinigten Kirche aufrichtig und treu, in Liebe wo's Noth thut, auch mit dem entſchiedenſten Ernſte!

Der Herr segne das gesprochene Wort, daß es viel Frucht bringe zu seiner Ehre und zu seiner Kirche Heil!

Gottes Allmacht.

Lobſingt den Herrn und ſeine Werke,
Die großen Wunder, die er ſchafft!
Er iſt ein Gott der Macht und Stärke,
Im Allvermögen höchſter Kraft.
Ihn beten Erd' und Himmel an,
Denn alles iſt ihm unterthan.

Was er beſchließt, das muß geſchehen,
Was er gebeut, das ſtehet da,
Und wie er's ordnet, muß es gehen,
In allen Räumen fern und nah,
Und was er will, und was er thut,
Iſt alles ſegensvoll und gut.

Sein Machtwort hat die Welt gegründet,
Durch ihn iſt, was zuvor nicht war.
Er hat die Sonne angezündet,
Und läßt ſie leuchten wunderbar,
Und lenkt in ew'ger Harmonie
Der Wandelſterne Bahn um ſie.

Und ſpricht er nur ein leiſes: Werde!
Steh'n alle Kräfte für ihn auf,
Und fröhlich grünt und ſproßt die Erde,
Und Zeiten geh'n in ſtetem Lauf,
Der Boden ſchwillt von Fruchtbarkeit,
Und alles wird mit Gut erfreut.

Und überall iſt reicher Segen
Und Lebenswonne um uns her,
Und Millionen Weſen regen
In Lüften ſich, in Land und Meer,
Und der dieß alles hat gemacht,
Der hat des Menſchen auch gedacht.

Auch uns haſt du hervorgerufen,
O Herr und Schöpfer aller Welt,
Und gleich den Engeln auf die Stufen
Erhabnern Lebens uns geſtellt,
Nach deinem Urbild' uns verklärt.
So hoch ſind wir durch dich geehrt!

Und immer hälteſt du deine Rechte
Erbarmungsvoll auch über mir,
Und zög' ich auch durch tiefe Nächte,
Nie wär' ich ohne Schutz von dir,
Durch Felſen brichſt du ſelbſt die Bahn,
Daß ich im Frieden wandeln kann.

Auf dich will ich mich ſtets verlaſſen,
Auch wenn das größte Unheil droht,
Und glaubig deine Hände faſſen,
Bei jedem Loos, in Noth und Tod.
Was kann mir ſchaden, hab' ich dich?
Du ſchützeſt und behüteſt mich!

Neuffer.

Die theologischen Annalen, als eine wissenschaftliche Zeitschrift, umfassen nach ihrer Tendenz das ganze Gebiet der Theologie und Kirche mit Rücksichtnahme auf das Erziehungswesen, in so weit es mit Religion und Kirche in Verbindung steht. Der Geist des reinen biblischen Christenthums, dem der aufgeklärte Katholik wie der von Extremen freie Protestant huldigt, wird immer das leitende Princip seyn. Es liegt daher auch in dem Plane des Journals, die streitenden Partheien möglichst zu versöhnen und sich als Organ der sich bildenden allgemeinen christlichen Kirche — nach dem Ausspruche Christi Joh. 10, 16. — darzustellen. Dazu mitzuwirken, werden Alle, die diesem Geiste hold sind, eingeladen. Nur Tüchtiges und dem Zwecke Angemessenes wird aufgenommen und anständig honorirt. Die Zusendung der Beiträge, so wie der Schriften, die hier besprochen werden sollen, geschieht (im Wege des Buchhandels) durch die Grau'sche Buchhandlung an

Die Redaction.

Von diesen Annalen erscheinen jährlich 12 Hefte in monatlichen Lieferungen à 7 Bogen. Der Jahrgang kostet 5 Thlr. 8 gr. oder 9 fl. 36 kr. Literarische Anzeigen werden in dem Intelligenzblatte, das den Heften beigegeben wird, die Zeile für 1 gr. sächs. aufgenommen.

Grau'sche Buchhandlung.

Druck von Höreth in Bayreuth.